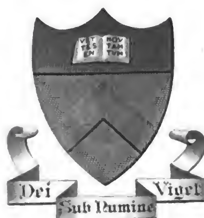



VET TES EN
NOV TAM TUM
Dei
Sub Numine
Viget

Archiv

für das

Studium der neueren Sprachen

und

Literaturen.

Langhein.

Unter besonderer Mitwirkung

von

Robert Hiecke und Heinrich Viehoff

herausgegeben

von

Ludwig Herrig.

Sechster Jahrgang.

Zehnter Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.

1852.

Inhalts-Verzeichniß des zehnten Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Ein Blick auf die literarische Vergangenheit u. Zukunft des Nibelungenliedes. Von Dr. Timm	1
Ueber Goethe's Wahlverwandtschaften	17
Der Conjunctiv in der Englischen Sprache (Schluß). Von Dr. E. Kade.	30
Studien zu Shakespeare's Macbeth. Von Fr. Breier	51
Studien zu Molière (Dritter Artikel). Von A. Laun	64
Ἐν διὰ δυοῖν. Ein Beitrag zur Betrachtung der nicht logischen Seite der Sprache. Von Teipel	70
Zu Goethe's Faust. Eine Entgegnung. Von H. Düntzer	121
Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache (Fortsetzung v. 9. Bd. 2. Heft.) Von Dr. K. J. Clement	136
Altspanische Conjugation. Von N. Delius	148
Ueber einige Arten von Verben, welche transitiven und intransitiven Begriff in sich vereinigen. (Erster Artikel.) Von Teipel	158
Ueber die Etymologie des deutschen Adverbiums schon und den Ausdruck seines Begriffs in anderen Sprachen. (zu vergleichen Band 9 Heft 2.) Von Voigtmann	172
Geschichte des Sommernachtstraums. (Erster Artikel.) Von Dr. C. C. Hense	181
Ben Jonson. (H.)	241
Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache (Forts. v. Bd. IX. S. 174). Von Dr. K. J. Clement	269
Die historische Entwicklung der dänischen Schriftsprache, von C. Molbech. Deutsch von Dr. E. Zoller (Schluß von Bd. IX. Heft 1).	288
Englische Mundarten	312
De l'Argot. Von Prof. Peschier	327
Sünden gegen die deutsche Sprache. Von A. Lübben	336
Zur englischen Wortbildungslehre (Forts. v. Bd. VIII. Heft 1). Von D. Piltz	361
Studien über den Geist der französischen Sprache (Zweiter Artikel). Von Dr. Falckenheiner	381

Beurtheilungen und Anzeigen.

Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von E. Boas. (Düntzer.)	73
Die Gesänge der Völker. Von W. Menzel. (Kr.)	96
Französische Fibel von Dr. Friedemann	98
Elementarbuch der französischen Sprache von Callin. (Jost.)	100
Poésies de Charles Fournel. (Holzapfel.)	102
Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache. Von Ign. Gaugengigl. (F. B.)	199
Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von A. Pichler. (— c —)	205
Album östreichischer Dichter. (Dr. Kruse.)	207
Shakespeare's Dramen bearbeitet v. Dr. E. W. Sievers. 1. u. 2. Bdchn. (B.)	208
Erklärung der sogenannten Pronomina in der deutschen Sprache von H. Kloßmann (— C —)	219
Dictionnaire supplémentaire de la langue française par A. Diezmann. (Dr. Mayer.)	224
Englisches Sprachbuch von A. Draeger. (Dr. J. M. Jost.)	226
Charles de Laharpe's französische Schulgrammatik. Deutsch bearbeitet v. Dr. M. Strack. (Dr. H. A. Müller.)	228
L'avare. Comédie de J. B. Poquelin de Molière. Herausgegeben von Dr. F. Köhler. (H.)	230

Seite
Hyms of the old catholic church of England, edited by Dr. Paul Boetticher. (H.) 230
Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache. Fortsetzung. (Aßmann.) . 411
Grammatiken zur Erlernung der russischen, slowakischen und illyrischen Sprache. (—e.) 426
Neues deutsch-französisches Gesprächbuch von Dr. E. Otto. (Em.) . . 427
Chrestomathie française en prose et en vers. Par Schwob-Dollé. (G. de Castres.) 428
Machat, J. B., Französische Sprachlehre für Anfänger. Herausgegeben v. G. Legat. (F. Callin.) 430
El nuevo lector espanol. Zusammengestellt von M. B. de la Cadena. (Dr. G. Büchmann.) 431
Französische Grammatik von C. A. Herrmann. (J. M. Jost.) 431
Englischer Liederschatz, herausgegeben von K. Elze 436
Albion und Erin, in Liedern; herausgegeben von B. v. Arentsschild . . 436
Französische Sprachlehre, I. Cursus. Von J. P. Heil 436
The bride of Messina. By J. Towler 437
Englisch-deutsche Handelscorrespondenz. Von A. Pineas 437
Lehrbuch der englischen Sprache. Von J. Fölsing 437
Der deutsche Dichterwald. Herausgegeben von O. L. Gruppe 437
Schiller und sein väterliches Haus. Von E. J. Sauppe. (Hölscher.) . 438
Klopstock in Zürich im J. 1750—51. Von J. C. Mörikofer. (Hölscher.) 439
Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Par P. Ackermann. (F. Brockerhoff.) 441
Ausgewählte Stücke Molière's von H. Barbieux 450
Elementarbuch der französischen Sprache von J. Seyerlen 450
Proben der deutschen Poesie und Prosa. I. Theil. Von J. Kehrein . . 451
Praktische Elementargrammatik d. französischen Sprache. Von F. Josseaume. (Dr. Jost.) 451
Plattdeutsche Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Von G. Schambach. (Hölscher.) 452

Programmenschau.

Beiträge zur Erklärung deutscher Gedichte von Dr. W. Rauck 110
Ueber das grammatische Genus von F. Hermes. (Hölscher.) 110
Sprache d. Poesie u. Poesie d. Sprache v. Dr. Paschke. (Friedländer.) 112
Ueber d. Grundidee d. Shakespeare'schen Drama's Othello v. Dr. Sievers. 113
Der Kaland. B. Pfaffen Konemann. Mitgeth. v. W. Schatz. (Hölscher.) 231
Das gothische Runenalphabet. Von Dr. Kirchhof. (Hölscher.) . . . 231
Programm der Realschule zu Insterburg. Von A. Schweiger 232
Dissertatio de auctoritate Academiae Francogallicae in grammaticis caute sequenda, a Ch. T. Dressler etc 233
Des Synonymes français. Von Dr. Fuuge 233
Christoph Marlowe. Von Dr. A. Philippi 233
Ueber den Gebrauch der Verneinungen im Französischen. Von dem Conrector Balsam. (H.) 234
Das Sprichwort in nationaler Bedeutung. Von Dr. Becker. (Dr. C. C. Heuse.) 454

Miscellen.

Seite 114—119. 235—239 472—478.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 120. 240. 479—480.

Ein Blick auf die literarische Vergangenheit und Zukunft des Nibelungenliedes.

„Die Kenntniß des Nibelungenliedes," so sagte erst spät anerkennend der Altmeister Goethe, „gehört zu einer Bildungsstufe der Nation. Jedermann sollte es lesen, damit er nach dem Maße seines Vermögens davon empfange. Das Werk ist nicht da, um ein für allemal beurtheilt zu werden, sondern an das Urtheil eines Jeden Anspruch zu machen und deshalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig ist, aus Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, so wie für's Harte, Feine, für ein weitumfassendes Ganze und für ein ausgeführtes Einzelne: Aus welchen Forderungen man wohl sieht, daß sich noch Jahrhunderte damit werden zu beschäftigen haben."

Man kann sagen, daß die in diesen Worten liegende Aufforderung von Jahr zu Jahr mehr erkannt wird. Das Nibelungenlied hat durch sprachliche, geschichtliche und ästhetische Untersuchungen, insbesondere auch durch Uebersetzungen und durch bildliche Darstellungen in prachtvollen Ausgaben einen immer größeren Kreis von Lesern und einsichtigen Liebhabern, ja sogar schon den Eingang in höhere Schulen gefunden. Mit dem steigenden Bedürfniß einer nationalen Bildung, welche, dem Rathe Justus Möser's folgend, immer mehr „aus sich selbst und dem eigenen Boden ziehen und die Kunst der Fremden nur insoweit nutzen will, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur dient," stieg auch der Werth dieses großen vaterländischen Denkmales, in welchem der deutsche Geist den gemüthlichen und phantasielichen Lebensgehalt eines ganzen Kreislaufes von Jahrhunderten zur classischen Form des Ausdruckes gebracht hat. Die Schwierigkeiten, dieses mehr als irgend ein anderes so ganz und rein unserer ureigensten Natur entflossene Werk dem Sinne der Nation wieder zugänglich zu machen, waren indessen groß; und es ist auch noch jetzt nicht klar abzusehen, wie weit es gelingen werde. Wir verstehen uns leider auf Alles in der Welt besser als auf unsere eigene Nationalität. Waren wir doch

Jahrhunderte lang, seitdem uns das Gefühl und der Name einer Nation abhanden gekommen war, unter den erhabenen Denkmälern altdeutscher Baukunst mit einer ähnlichen Gedankenlosigkeit, wie die Fellahs unter den Pyramiden einhergegangen, bis endlich jener Geist, in welchem sich ein Götz von Berlichingen und ein Faust zusammenbaute, auf jene riesenhaften Münster wie auf den „Hintergrund" seiner Dichtungen zurückschaute und mit entzückter Ahnung ausrief: „Dies ist unser!" und dann freilich Aeltere und Jüngere, des wiedergewonnenen Besitzes froh, durch wiederholte Beschauung, Messung und Nachzeichnung sich und mehr und mehr der ganzen Nation den Geist der großen Erbauer lebendig und gegenwärtig zu machen wußten. Die Denkmäler unserer Nationalliteratur waren Jahrhunderte lang nicht bloß der Kenntniß des Volkes, sondern selbst der der Gelehrten entzogen, sie schmachteten im Staube der Vergessenheit, wie zur Zeit des Königs Josia die heiligen Bücher der Juden. Besonders auf das Nibelungenlied und andere Volksepen findet dies seine Anwendung, welche, kaum aus der rapsodischen Gestalt zu zusammenhängenden Epopöen erhoben, alsbald der romantischen Ritterpoesie eines Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg erlagen und nur in rohen Volksbüchern, wie „der hörnerne Siegfried" 2c., mit großer Hartnäckigkeit ein entstelltes und fast erstarrtes Dasein bis in die neuere Zeit behaupteten. Schon ein Luther und Hutten wußten nichts mehr von den Nibelungen und anderen werthvollen Dichtungen des Mittelalters. Beide Männer dichteten denn auch in der deutschen Sprache mit einer Stümperhaftigkeit in der Form, als wäre vor ihnen noch kein deutsches Wort geschrieben oder gedruckt worden. Mit der Reformation und dem Beginne einer Gelehrtenpoesie erlosch die Erinnerung an die großen Werke der mittelalterlichen Sagen- und Kunstdichtung fast ganz und z. B. die einzeln stehende Bemühung des noch stark volksthümlichen Meistersängers Hans Sachs, den „hörnernen Siegfried" zu dramatisiren, bleibt ohne alle Einwirkung auf die poetische Richtung der folgenden Zeiten. Im dreißigjährigen Kriege kam endlich auch auf jedem anderen Gebiete jener ungeheure Bruch mit der Vergangenheit zur Vollendung, der uns im Gefühl eines entleerten Volksbewußtseins eine lange Zeit hindurch in der Politik zu ehrlosen Knechten, in der Literatur zu gedankenlosen Nachbetern des Auslandes machte.

Es ist bedeutsam, daß mit dem entschiedenen Auftritte eines besse-

ren Geschmackes das Bedürfniß der Bekanntschaft mit der älteren deutschen Literatur sich alsbald wieder zu regen und zu wachsen begann, ohne aber mit der Entwickelung der neuen classischen Periode ganz gleichen Schritt zu halten. Die dunkle Sehnsucht lag dabei unverkennbar im Hintergrunde, den geistigen Ertrag der älteren Periode in die neue mit hinüber zu nehmen. Es gelang freilich nicht und konnte nicht gelingen; aber die Herübernahme, wo sie stattfand, ist von unberechenbarem Erfolge gewesen. Bedeutende Lücken blieben überall da fühlbar, wo die neuere Literatur ohne Anlehnung an ältere Vorbildungen aufzutreten und mit leeren Händen fremden Mustern nachzugehen gezwungen wurde.

Opitz (geb. 1597, gest. 1639), der Bahnbrecher der neuen classischen Periode, entdeckte zuerst wieder den Lobgesang auf den heiligen Hanno von Cöln, aus der letzten Hälfte des 11. Jahrhunderts, und gab ihn heraus; Gleim stellte später die Frage auf: ob das Studium der alten deutschen Literatur, insonderheit des Lobgesanges auf den heiligen Hanno dem großen Opitz Geist und Sprache gegeben? — Diese Frage muß freilich verneint werden, aber die Thatsache bleibt bedeutungsvoll als Bezeichnung eines empfundenen Bedürfnisses. Wie viel es einem Flemming, einem Simon von Dach und Anderen nach Opitz genützt haben mag, auf den einfachen Ton des deutschen Volksliedes zu lauschen, das kann man in einer Zeit steigender Verkünstelung der Poesie vielleicht nicht hoch genug anschlagen, aber es läßt sich nicht genau mehr nachrechnen. Etwas über hundert Jahre nach Opitz, a. 1758, gab Bodmer, dem das bewußte Streben für Erweckung einer nationalen Poesie immer ein Andenken in der deutschen Literaturgeschichte sichern wird, zum ersten Male die Minnesänger und bald darauf auch Chriemhilde's Rache und die Klage heraus. Gleim versuchte sich nicht ohne Geschick in Uebertragungen und Nachbildungen der Minnelieder. Seine naive Frage: ob wir in jenen Zeiten unsern Homer wohl nicht schon auch gehabt hätten? beweis't, daß er ebensowenig, wie alle anderen Zeitgenossen für die Erkenntniß des Nibelungenliedes ein Organ hatte. Lessing, der sonst auch auf diesem Gebiete ein Bahnbrecher gewesen ist und getroffen von der „Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache" die Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger, die altdeutschen Sprichwörter, das Heldenbuch und andere Sprachdenkmale der verschollenen ältern deutschen Literatur mit lebendigem

Interesse erfaßte, scheint für die epische Literatur überhaupt keinen rechten Sinn gehabt zu haben. Er kennt Chriemhilde's Rache nur dem Namen nach, Reinecke den Fuchs nur als ein Werk „niederer Gattung". So gewiß ist es, daß auch der geistvolle Kopf bei allem Vorstreben immer in der Beschränktheit seiner Zeitbildung haften bleibt. Auch Klopstock, obwohl vaterländischer Begeisterung voll, fand den Weg bis zum Nibelungenliede nicht. Er meinte schon: „Von den Minnesängern bis zu Luther ist ein weiter Weg. Ich hatte nie der Muße genug, um zu sehen, ob dort auch an den Rosen Dornen wären." Schwerlich hätte er auch aus der ungestaltlichen hochgetriebenen Empfindungspoesie, welche sein Wesen ausmacht, sich herausbegeben und in jene Welt urkräftiger Thaten und eiserner Charaktere versenken können, ohne vernichtet zu werden oder — wie aus seinem Studium des Homer — mit einer frostigen Bewunderung davon zu gehen und sich in eine falsche Nachahmung treiben zu lassen. Schon der Weg bis zu Luther, wie seine geistlichen Nachdichtungen bezeugen, war dieser der wirklichen Welt fast entrückten Persönlichkeit verlegt. Wieland's zwischen einer unwirklichen Ideenwelt und einer ideenlosen, gemeinen Wirklichkeit mit Selbstbehagen hin und wiederspielende Natur hätte den von Bodmer herausgegebenen und in Herameter übersetzten Parzival des gestaltenreichen und gedankenschweren Wolframs von Eschenbach schwerlich zu fassen vermocht, obwohl er dichtend in der romantischen Ritterwelt einheimisch war. Was er etwa von dem Nibelungenliede gedacht hat, ist wohl noch nie gefragt worden. Herder, in der ältern deutschen Literatur schon viel bewandert und so davon erbaut, daß er bekannte, „er halte sich am liebsten zu beinahe vergessenen deutschen Dichtern", zugleich begabt mit einem geistvollen Groß- und Vielblick für die Gesittung aller Völker und Zeiten und zuerst im Besitze der entschiedenen Erkenntniß, daß alle wahrhafte Poesie national, „eine Blume der Eigenheit jedes Volkes" sei und nach einem eignen Maßstabe gemessen werden müsse, wäre mehr als ein Anderer dazu geeignet gewesen, auch hier ein anregender Lichtbringer zu sein. Hatte er doch überdies für das Epos ein viel größeres Interesse als Lessing, wie er denn ein solches durch die Bearbeitung des Cid, durch kritische Erörterungen über Homer, Ossian, Klopstock und Reinecke den Fuchs deutlich an den Tag gelegt hat; hatte er doch, hiemit nahe zusammenhängend, eine seltene Liebe zu dem Volksge-

sange, wie er sich ausdrückt, „dem gebrochenen, noch unausgeprägten Metalle, wie es aus dem Schooße der großen Mutter kommt.“ Aber selbst die a. 1784 endlich erfolgte vollständige Ausgabe des Nibelungenliedes durch Müller brachte ihn nicht zur Erkenntniß eines Schatzes, dessen Mangel er unwissend so oft beseufzt. Er äußerte: „über die langen epischen Gedichte dieses Zeitalters (des Minnegesanges) will ich gar Nichts schreiben. Die wenigsten habe ich gelesen; es hat mir Lust zu ihnen und Muße gefehlt,“ indem er zugleich die allgemeine Lauheit den von Bodmer gehobenen Schätzen gegenüber und die mangelhaften Hülfsmittel des Verständnisses beklagt. Was er durch die Herausgabe seiner Volkslieder, dieser „armen Feld- und Waldblumen“, wie er sie nennt, nicht bloß für einen freieren Standpunkt der durch Griechenthum und Römerthum eingeengten Kunstbetrachtung, sondern in's Besondere für die nationale Verjüngung der deutschen Poesie, zunächst der Lyrik, geleistet hat, das ist gar nicht auszusprechen. Noch jetzt, nach fast hundert Jahren, bewässert diese geöffnete Felsenquelle lebensfrischer Poesie eine Literaturepoche, die dem Absterben nahe ist. — Das Nibelungenlied also konnte durchaus keinen einsichtigen und einflußreichen Liebhaber gewinnen. Friedrich der Große, dem Müller den ersten Abdruck desselben überreichte, erklärte, daß solche Gedichte des zwölften, dreizehnten und vierzehnten seculi nicht einen Schuß Pulver werth wären und nicht verdienten, „aus dem Staub der Vergessenheit gezogen zu werden.“ Es gehörte wohl der große historische Blick eines Johannes von Müller dazu, um endlich gegen das Ende des Jahrhunderts den bedenklichen Ausspruch zu wagen, „daß das Nibelungenlied die deutsche Ilias werden könnte.“ Der durch die Freiheitskriege wiedererweckte nationale Sinn, der auch auf anderen Gebieten dem deutschen Volke die vergessene Erbschaft einer großen Vergangenheit wieder im rechten Lichte zeigte, kam alsbald auch dem Nibelungenliede zu Gute. Besonders war es die sogenannte romantische Schule, welche durch dichterische Verarbeitung und einsichtige Anempfehlung die ältere deutsche Literatur zu neuem Umsatz in das Leben zu bringen suchte. Vieles wirkte Tieck's Einsprache für die mittelalterlichen Minnedichter a. 1803, sowie für das Nibelungenlied A. W. v. Schlegel's anregende Vorträge zu Berlin und dessen Aufsätze in dem deutschen Museum 1811; von wo an denn durch eine Reihe verdienstvoller bekannter Männer in jedem Jahrzehend die Bekanntschaft, das In-

teresse und die Einsicht in diesem Gebiete immer mehr zugenommen hat. Und Goethe und Schiller, höre ich fragen, welche Anerkennung, welche Bemühung widmeten sie demselben? Die Antwort darauf ist schmerzlich. Goethe, als er noch schwankend nach Mustern umherschaute, dachte für die Lyrik wohl an die Minnelieder; aber die Mühe, sich erst in eine ihm fremde Sprache hineinzustudiren, hielt ihn eingeständlich fern davon; er wollte „nicht lernen, sondern leben und dichten." Aus dem Anblick einer dürftigen Biographie schuf er seinen Götz von Berlichingen, ein hölzernes Volksbuch gab ihm die Anschauung seines Faust. Aus dem Meistersänger Hans Sachs lernte er in Knittelversen anmuthig erzählen und ergötzlich belehren; das deutsche Volkslied gab ihm Grundform und Stoff zu einer Lyrik ohne Gleichen in Gegenwart und Vergangenheit, vielleicht für alle deutsche Zukunft. Das Nibelungenlied lernte er erst spät kennen, vielleicht erst so recht durch Simrock's Uebersetzung. Es ist dem ergrauten Dichter schwer geworden, seinen Geist in diese ihm allzu fremd gewordene Welt noch zu schicken. Und doch ließ ihn auch diese große Erscheinung nicht ruhen. Er trug sich mit dem Gedanken an Bearbeitung einzelner Theile, z. B. der Unterredung Hagens mit den Meerweibern; er dachte endlich groß und denkwürdig von dem „unsterblichen" Gedichte. Aber es gelang uns durch ihn leider nicht, den abgerissenen Faden unserer großen epischen Nationaldichtung wieder anzuknüpfen und jene unvergeßlichen Urbilder deutschen Volkslebens für das Gesammtbewußtsein wieder aufzufrischen. Und doch kam er als Epiker im modernsten Stoffe, in seinem Hermann und Dorothea der ursprünglichen Einfalt und Innigkeit deutscher Natur, wie sie im Nibelungenliede unter allen bekannten Dichtungen am reinsten zur Darstellung gekommen ist, in Form und Ausdruck so nahe, daß man den Wiedererwecker des Properz und Tibull gewiß auch für dieses Unternehmen mehr als irgend einen Andern befähigt halten mußte. Schiller's Aufmerksamkeit scheint auf diese Dinge niemals gewandt zu sein. Es war derselbe Geist in ihm, der ihn über die von Tieck herausgegebenen Minnelieder ein vornehmes Lächeln zeigen und über Bürger's Gedichte eine auffallend tadelsüchtige Anerkennung sprechen ließ; und doch hätte dieser große, durchaus moderne Gedanken- und Gefühlsdichter hier an Einfalt, Innigkeit und Naturwahrheit gar sehr gewinnen können.

Eine ganz wunderliche Stellung zu dem Nibelungenliede nimmt

Hegel ein, ein Mann von so hoher Bedeutsamkeit in der Aesthetik, daß wir sein Urtheil nicht übergehen können. Er nennt es einerseits ein „schätzenswerthes echt germanisches, deutsches Werk, dem es nicht an einem nationalen substantiellen Gehalte in Bezug auf Familie, Gattenliebe, Vasallenthum, Diensttreue, Heldenschaft und an innerer Markigkeit fehle, daß es mehr dramatisch, als episch sei, wie schon ähnlich Goethe gesagt hatte, daß die Darstellung weder zu individuellem Reichthum, noch zu wahrhaft lebendiger Anschaulichkeit heraustrete, sich in's Harte und Wilde verliere, daß die Charaktere, wenn auch derb und in ihrem Handeln prall, doch mehr rohen Holzbildern ähnlich wären, als der ausgearbeiteten, geistvollen Individualität der Homerischen Helden und Frauen vergleichbar." Dieses im Munde eines sonst so eingehenden Mannes ziemlich oberflächliche Urtheil, dem wir übrigens einige Wahrheit durchaus nicht abstreiten wollen, wird fast lächerlich, wenn wir an einer andern Stelle lesen: „Schlimmer aber steht es mit der dauernden Lebendigkeit eines Epos, wenn sich im Verlauf der Jahrhunderte das geistige Bewußtsein und Leben so umgewandelt hat, daß die Bande dieser späteren Vergangenheit und jenes Ausgangspunktes ganz zerrissen sind. So ist es z. B. Klopstock in anderen Gebieten der Poesie mit seiner Herstellung einer nationalen Götterlehre und in ihrem Gefolge mit Hermann und Thusnelda ergangen. Dasselbe ist von dem Nibelungenliede zu sagen ꝛc." Oder ist es etwa nicht lächerlich, wenn die inhaltslose, zum Theil selbsterdachte Götterlehre Klopstock's und seine phantastisch aufgedunsenen Helden der alten Eichenhaine mit dem Nibelungenliede, wenn auch nur von ferne, in Vergleich gestellt werden? Fast möchte man glauben, daß Hegel das Nibelungenlied gar nicht recht gelesen habe. Das Urtheil wird aber endlich durch seine Bitterkeit verletzend, wenn es heißt: „Dergleichen jetzt noch zu etwas Nationalem oder gar zu einem Volksbuche machen zu wollen, ist der trivialste, platteste Einfall gewesen. In Tagen scheinbar neu auflodernder Jugendbegeisterung war es ein Zeichen von dem Greisenalter einer in der Annäherung des Todes wieder kindisch gewordenen Zeit, die sich an Abgestorbenem erlabte und darin ihr Gefühl, ihre Gegenwart zu haben, auch Andern hat zumuthen können." So, mit einer solchen naserümpfenden, obenhinfahrenden Vornehmigkeit über ein eingeständlich „schätzenswerthes, echt germanisches Werk" zu reden, konnte wohl nur einem deutschen Philosophen gelingen. Im Jahre

1846 wird Martin von dem Minister Salvandy mit einer Mission in Bezug auf die deutschen Heldensagen beauftragt, und Martin zurückgekehrt, spricht im Moniteur den Wunsch aus, es möchte eine französische Uebersetzung der Nibelungen und der Gudrun veranstaltet werden, damit „diese classischen Werke" auch in Frankreich das Bürgerrecht erhalten. Ein deutscher Philosoph erklärt es für den plattesten, trivialsten Einfall, „dergleichen", nämlich was er selbst echtgermanisch und deutsch genannt hat, zu etwas Nationalem zu machen, oder gar zu einem Volksbuche, was, wenn auch in anderer Gestalt, noch jetzt ein Volksbuch ist! Wahrlich nicht jene jugendliche Begeisterung, welche den Werth eines echtgermanischen, deutschen Werkes vielleicht einmal etwas zu hoch anschlug, und in demselben nach den Worten eines Literarhistorikers eine „ewige Säule erblickte, um die sich die wackern Deutschen gerne versammeln, um ihre heiligsten Gelübde zu erneuern", wohl aber die unangefochtene Herrschaft einer Beurtheilung, welche mit kaltgründigem, interesselosem Herzen über literarische Denkmale dieser Art anmaßlich abspricht, könnte uns von der wirklichen Nähe des nationalen Greisenalters überzeugen. — Doch warum mit Todten hadern! Auch das Andenken Hegel's wird in der deutschen Kunstgeschichte unvergessen bleiben trotz seines Urtheiles über das Nibelungenlied; und das Nibelungenlied — das ist schon jetzt mit Gewißheit vorauszusehen — wird wachsen und endlich feststehen in der Gunst, wenn nicht des ganzen Volkes, so doch der Edelsten des Volkes.

Immerhin aber muß man bedauernd es anerkennen, daß dem Deutschen auch in der Literatur, wie in den meisten andern Gebieten, das seltene Glück nicht beschieden gewesen ist, die uranfänglichen Anlagen und Bildungsansätze in naturgemäßer Folge zu entwickeln und den großen Gewinn einer vollbrachten Bildungsepoche in die neue geläutert und veredelt hinüberzunehmen. Den oft gerühmten Vorzug reicher Mannigfaltigkeit wissen auch wir anzuerkennen; aber der Mangel eines nationalen Grundcharakters in Gehalt und Form wird einem „ungewordenem Volke", wie Herder uns nannte, so lange immer schmerzlich fühlbar bleiben, als die Literatur leider noch immer unser einziger oder vorzugsweiser Zusammenhalt sein soll. Das Homerische Epos ward das Vorbild aller poetischen Darstellung; mit dem Aeschylus mußten alle griechischen Dichter bekennen: „wir speisen von dem Tische des Homer." Daß unser Nibelungen-

lied im Stande gewesen wäre, eine gleiche Stellung einzunehmen, das möchten wir nun gerade nicht behaupten; denn es ist nicht zu läugnen, daß die Tafel des Homer reicher besetzt ist. Aber wünschen hätten wir doch allerdings mögen, daß jene trotz Hegel zu lebendigster Anschaulichkeit hervortretenden Urbilder germanischer Natur, wie sie in dem milden und starken Siegfried, in der sinnigen heldenhaften Chriemhilde, in dem gewandten, furchtlosen Hagen, in dem todeskühnen, scherzbereiten Volker ꝛc. vorliegen, einen Kanon der Charakteristik für unsere Tragöden und Bildhauer abgegeben hätten. Der bloße Hinblick auf solche feste Gestalten hätte den meist thatlosen, in sich gekehrten Helden der Goethe'schen Muse, den zum Theil gespreizten und geschraubten Charakteren Schiller's jene von Hegel hervorgehobene naturwüchsige Markigkeit verliehen, welche wir bei aller Anerkennung ihrer geist- und gemüthvollen Gebilde stets schmerzlich vermissen werden. Es kann vielleicht schon mit der Hoffnung auf allgemeinere Zustimmung ausgesprochen werden (obwohl das lebende Geschlecht sich schwer Preis giebt), daß durch unsere ganze zweite classische Periode sich ein kränkelnder Zug offenbart, der keinen aufgestellten Charakter so leicht zu fester innerer Gediegenheit, zur vollen, überzeugenden Naturwahrheit kommen läßt. Besonders ist dies mit den heldenhaften männlichen Charakteren der Fall. Nehmt den Götz von Berlichingen heraus und ihr werdet kaum noch einen und den andern ohne alles Bedenken aufführen. Worin liegt dies? Gewiß vor Allem in dem Mangel vorgebildeter nationaler Typen, wie ein Achilles für die griechischen, ein Cid für die spanischen Dichter. Ja dies war auch hier das Kreuz aller unserer Dichter, daß sie ihre Anschauungen fast immer aus den Fingern saugen mußten und vor aller Anforderung erschaffender Kraft nie so recht zum seligen Genusse sicher bildender Thätigkeit gelangen konnten, wie sie selbst einem mittelmäßen griechischen Dichter noch eigen blieb. Goethe sowohl als Schiller fühlten den Mangel einer nationalen Grundlage für ihre Dichtungen von Zeit zu Zeit auf's Tiefste. Sie griffen nach einem Ausdrucke Goethe's, weil die Gegenwart zu „miserabel" war und namentlich keine poetischen Charaktere darbot, bald in die Geschichte, bald in die Philosophie; und diese Griffe waren doch nur wirksam, wenn, wie z. B. bei Wallenstein oder Tell, die lebendige Volkssage, die geschichtliche Erinnerung, oder schlimmsten Falles, wie bei Marquis Posa, gegenwärtige Zeittendenzen zu

Hülfe kamen. Im Gefühle dieser Mißstellung äußerte Goethe unter Anderm einmal: im Männerfache sei Nichts mehr zu machen; da habe Homer Alles vorweggenommen; gegen einen Achilles käme Nichts auf. Es konnte ihm leider nicht beifallen, daß wir in Siegfried und anderen Charakteren des Nibelungenliedes durchaus ebenbürtige Größen von der reinsten nationalen Eigenthümlichkeit besitzen. Gebt uns die Hand eines Goethe zur Ausführung und Beseelung jener oft nur mit wenigen Strichen à la Michel Angelo hingeworfenen Charaktere, welche strahlenden Gebilde hätten wir dem oft nur gebrochenen Metall unseres allerdings oft harten und wilden Volksepos entsteigen sehen! Ob wir nun nach Vollendung der zweiten klassischen Periode noch eine dritte, in der romantischen Schule schwach erstrebte, erwarten dürfen, in welcher eine aus der geistreichen Zerfahrenheit nach Ost und West glorreich wiedererstandene Nationalität sich aller ihrer Werke darstellend wieder bewußt werde — das ist eine schwere, schmerzliche Frage, deren Beantwortung wir mit Geduld für einige Jahrhunderte der Geschichte anheimgeben wollen. Es gehörte dazu eine durchgreifende Verjüngung des Volkes, welche weder durch Beschlüsse zu decretiren, noch allein durch den fleißigsten Anbau nationaler Wissenschaften, Künste und Sitten heranzuzwingen ist, sondern vor Allem in der von der Vorsehung geordneten Entwickelung der europäischen Menschheit liegen muß.

Wie es aber auch sei, die Kenntniß, das Studium unserer eigenen Literaturschätze wird uns nicht erlassen werden, so lange Bildung, so lange Interesse an uns selbst vorhanden ist. Alcibiades gab einmal einem Schulmeister eine Ohrfeige, der keinen Homer zu Hause hatte. Schulmeister, welche das Nibelungenlied nicht kennen, giebt es bei uns noch gar zu viele; aber die Nichtwissenschaft im Fache der nationalen Literatur fängt bereits an, eine Rüge zu werden; und die Schulen bieten bereits ziemlich allgemein die Hand zur Aushülfe dieses Mangels. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo man von einem abgehenden Gymnasiasten mit Gewißheit erwartet, daß er etwa Luther's Rede an den christlichen Adel deutscher Nation ebenso gut verstehe, als die berühmte Rede quousque tandem Catilina —, daß er im Nibelungenlied ebenso gut zu Hause sei als im Homer, oder wenigstens nicht schlechter als in der Aeneide und in den Metamorphosen Ovid's. Vielleicht — sagen wir, denn man kann sich noch nicht recht einig darüber werden, ob diese Dinge für die Schule gehören.

Zwar hatte schon Schlegel im deutschen Museum verlangt, das Nibelungenlied in die Schule einzuführen und ein Hauptbuch der Erziehung von Jugend an daraus zu machen. Gervinus, einer der einsichtigsten Kenner auf diesem Gebiete, hiegegen eifernd, will dem Homer und der Bibel die erste Stelle in der Reihe der Erziehungsbücher nicht geraubt wissen und die Lectüre des Nibelungenliedes „höchstens in der ersten Klasse räthlich finden, wo schon Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können.“ Nun — mehr als das Letztere dürfte auch vor der Hand so leicht wohl Niemand verlangen. Mögen Bibel und Homer, wie Melanchthon es schon wünschte, stets die Grundbücher unserer religiösen und ästhetischen Erziehung bleiben. Auf die nächste Stelle nach ihnen in der Reihe der ethischen Bildungsmittel machen wir für die Denkmale und Geschichte des deutschen Volksthumes Anspruch.

Was nach den Worten Goethe's zu einer Bildungsstufe der Nation gehört, das muß auf jeden Fall von den höheren Bildungsanstalten in Angriff genommen werden. Die tägliche Lebenserfahrung giebt ein unwiderlegliches Zeugniß dafür ab, daß außer den Gegenständen des besonderen Lebensberufes in einer Zeit so großer Anforderungen nicht leicht etwas an sich Schwieriges in den Kreis des wissenschaftlichen Interesses aufgenommen wird, was in der Schule nicht bereits seine Anregung gefunden hat. Es ist aber eben keine große Anforderung, wenn man von einem gebildeten Deutschen verlangt, das Nibelungenlied in der Ursprache gelesen und verstehen gelernt zu haben. Die sprachlichen Schwierigkeiten sind fast ebenso leicht überwältigt, als die fremdartige Form einer Uebersetzung, in welcher Wohlklang, Eigenthümlichkeit und feineres Verständniß mehr oder weniger verloren gehen.

Wir möchten nicht ohne Unterschied die Gedichte des Mittelalters zur Lectüre für die Jugend angepriesen haben. Die deutschen Minnesänger sind im Ganzen zu frauenhaft und dabei zu einförmig, die romantischen Ritterepen bei aller theilweisen Tiefe des Gehaltes und Vollendung der Form zu abenteuerlich, üppig und überspannt, als daß eine Jugend, welche solcher Richtung nicht die feste Männlichkeit des Mittelalters entgegenzusetzen hat, durch sie nicht leicht in Verweichlichung und eine ungesunde Betrachtung menschlicher Dinge geführt werden könnte. Unbedenklich aber sind jene Gedichte, welche,

wenn auch bereits in ritterlicher Färbung, die alte, dem Ritterthume vorangegangene nationale Heldenzeit darstellen, wir meinen hier besonders das Nibelungenlied und die Gudrun, eine so angemessene Nahrung für den jugendlichen Geist, wie sie nur in irgend einer Literatur, sei es der alten oder neuen Zeit, aufgefunden werden kann. Wer hat treffender und anerkennender darüber gesprochen, als gerade Gervinus, wenn es bei ihm heißt:

„Das sind Dichtungen voll gesunder, biederer, wenn auch noch rauher Sinnesart, voll derber, aber auch reiner edler Sitte. Im Keime finden wir hier bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften, die uns heute noch im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht jene geistige Routine zur Schau tragen (wie das die fremden Poesieen jener Zeit besser können), auf eine Fülle des Gemüthes und auf gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.“ In jener ersten Hälfte des Mittelalters, welcher diese Gedichte ihr Dasein verdanken, da war die gerühmte deutsche Innerlichkeit, an der wir in der neueren Zeit fast krank geworden sind, noch mit der Richtung nach Außen in's Gleichgewicht gesetzt. Da zeigten sich die tiefempfindenden Deutschen noch als volle Männer der That; jeder Einzelne wirkte rüstig und selbstständig im Leben und in den einfachsten Lebensverhältnissen wurde eine freudige bis zum Tode getreue Hingebung an sittliche Lebensberufe gewandt, welche vollkommen so erwecklich ist, als der Groll des Achilles wegen der ihm geraubten Briseis und die Reize der Helena, als die Listen des erfindungsreichen Odysseus, als die Treue der Penelope und die Zaubereien der Kirke. Wir verkennen durchaus nicht die tief sittlichen Momente, welche auch der heiteren mehr sinnlichen Welt des Homer zu Grunde liegen; befremdend aber muß es erscheinen, wenn Gervinus, der auch hier nicht darum hin kann, seinem eigenen Lobe die Spitze abzubrechen, in Vergleichung beider Gedichte äußert: „Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem die achäischen Helden beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann

uns nicht ein Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist.“ Sollte dieser Streit über den höheren oder niederen Standpunkt der sittlichen Welt in beiden Gedichten eröffnet werden, und eine wahre Bildung kann ja von dem geistigen Gehalte der Bildungselemente durchaus nicht absehen — so dürfte derselbe, ohne ganz abzusehen von dem, „was den gegenwärtigen Zeiten noth ist,“ eine Rücksicht, die bei Gervinus hier und anderswo nur zu sehr hervortritt, leicht günstiger für das Nibelungenlied ausfallen, als der über den Vorzug der Form. Wir beschränken uns hier nur auf eine kurze Bemerkung. Was diese sogenannte Passivität der alten Germanen anbelangt, so ist diese allerdings ein geschichtlich begründeter Charakterzug. Der Heroismus im Dulden ist eine wesentliche, stark hervortretende Seite des alten deutschen, des germanischen Heldenthums. Es ist derselbe Sinn, der in dem Gedichte Walther von Aquitanien, aus dem 10 J., grausam verstümmelte Helden nach vollendetem Kampfe zu heiteren Scherzreden antreibt, den Högni in der nordischen Sage beweist, da er lachend und ohne die Wimper zu verziehen, sich das Herz aus dem Leibe schneiden läßt, und in welchem Ragnar Lodbrok, unter Zitherspiel durch Nattern zu Tode gemartert, ausruft:

Froh will ich Oel mit Asen
Im Ehrensitz trinken;
Verlaufen sind Lebens Stunden:
Lachend will ich sterben.

Und es ist derselbe Sinn, der dem Hagen unseres Gedichtes auch in der Stunde des Bluttrinkens den Humor nicht sinken läßt. Ganz anders hier der Grieche. Ohne das Gefühl einer Unangemessenheit konnte derselbe den Helden Philoktetes in gellende Schmerzenslaute ausbrechen hören, konnte lesen in seinem Homer, daß der an der Hüfte verwundete Ares „brüllte, wie wenn neuntausend, ja zehntausend rüstige Männer im Streite daherschrein“ (Il. V, 859).

Dem Ideal deutscher Männlichkeit, wie es noch jetzt im Volke lebt, würde dies durchaus widersprechen, geschweige denn dem der alten Zeit. Da galt es, für sich oder für Andere das Aeußerste in jeder Beziehung mit schweigender Gefaßtheit, mit heiterem Gleichmuth, mit unbändigem Trotze zu dulden; aber — galt es denn nur vorzugsweise oder gar allein? Wir meinen, aus dem Nibelungenliede trete es noch so glänzend wie möglich hervor, daß mit dieser Kraft

Alles zu ertragen, was die Natur, die sittliche Pflicht oder das Verhängniß auferlegt, sich eine in jedem Augenblicke kampfbereite, ja tollkühne Thatkraft verband, welche kaum höher gedacht werden kann, ohne aus dem gesunden Maß menschlicher Natur herauszukommen. Es würde, wie es uns scheint, der entgegengesetzte Tadel eher Berechtigung haben, daß der Anblick von Charakteren, welche wie diese den Regungen einer selbstvertrauenden Thatkraft und den unbändigsten Leidenschaften anheimgegeben sind, für den Sinn einer hochstrebenden Jugend nicht wohlthätig sein könnte. Dagegen würden wir aber in die Wagschale legen, daß den Leidenschaften dieser Menschen niemals eine sittliche Basis fehlt; es ist verletzte Frauenehre, es ist Gattenliebe, es ist Vasallentreue, es ist Männerehre, es ist niemals weder Wollust, noch leere Grausamkeit, noch Ruhmsucht, was die Herzen dieser Heroen bewegt. Selbst ein Hagen, zu welchem schneidenden Gegensatze er auch ausgebildet sein mag, wird durch Treue gegen seinen Herrn und seine Waffenbrüder eines dauernden sittlichen Interesses fähig. Treue und Liebe bilden recht eigentlich das Grundthema; und um diesen ganzen Streit nur nach einer Seite hin auf die Spitze zu führen, so fragen wir: was hat Homer den alle anderen des Gedichtes überragenden Persönlichkeiten eines Siegfried, einer Chriemhilde entgegenzusetzen? Innigkeit und Natürlichkeit, Zartheit und Kraft, Milde und Heldenstärke, Anmuth und Hoheit, wo leuchten sie und alle anderen Eigenschaften schöner Menschlichkeit so anziehend wie in diesen beiden? Stelle man etwa den Achilles und die Helena diesen gegenüber und man wird zum wenigsten in sehr große Verlegenheit kommen, nach welcher Seite hin man den Preis ertheilen will. Wir halten dafür — ohne Benachtheiligung des dichterischen Talents läßt es sich sagen — daß der germanische Mensch, schon wie er in Tacitus vorliegt, den Keim einer höheren Menschlichkeit in sich trägt, als die griechische war, einer Menschlichkeit, welche für das Christenthum wie keine andere vorgebildet erscheint. Das Menschenthum des Nibelungenliedes aber, trotz seines noch hervortretenden Heidenthumes immerhin schon an der Schwelle einer höheren Bildung stehend und wenn auch nur erst äußerlich von derselben angehaucht, ist schon um ein Merkliches weiter gerückt als das Germanenthum des Tacitus; ja mit einem Rüdiger etwa könnte man sich leicht schon in die volle Wirklichkeit des Christenthumes versetzt finden, wie sich denn der Einfluß

des christlichen Bearbeiters auch auf die unfügsamsten Stoffe jedenfalls in einem gewissen Grade geltend machen mußte. Und der Schluß von allem diesem? Wir wünschen weder die Gesittung der Homerischen Welt noch die des Nibelungen-Zeitalters unserer Jugend eingeimpft zu sehen. Sie kann weder die eine noch die andere dieser so ganz anders gearteten Zeit gegenüber gebrauchen, weder die strebsame, heitere, feurige Natur des alten Griechen, noch die ernste gleichmüthig gefaßte eiserne Männlichkeit des alten Germanen. Jede Zeit hat ihre eigene Bildung, ihre eigenen Interessen, Kämpfe und Waffen. Es handelt sich überall nicht darum, aus Homer oder dem Nibelungenliede etwas zu gewinnen, was man gebrauchen könne. Die Kenntniß, die Anschauung und das Verständniß alles dessen, was einst groß und herrlich gewesen ist in der Welt, hat an und für sich einen Werth und einen Genuß, weil sie den Blick in die Zeiten schärft und die Seele in das lebendige Mitgefühl einer sich bildenden und strebenden Menschheit ersetzt und darin erhält. Und der Bildungszweck für die Jugend beim Lesen des Homer oder des Nibelungenliedes kann hier immer nur der sein, an einem Stoffe, der ihr psychologisch verwandt ist, ihre geistigen und moralischen Kräfte zu entwickeln und sie auf den Pfaden, den die Menschheit selbst gegangen ist, zum reifen Mannesalter der Gegenwart, zurückschauend und vorschauend hinanzuführen. Ueber die Geschichte seines eigenen Volksthumes aber darf man vor Allem sich nicht äußerlich berichten lassen; man muß es kennen lernen aus seinen unbefangenen redenden Zeugnissen, selbst wenn diese an Gehalt und Form geringer anzuschlagen wären, als das Nibelungenlied, welches doch nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Stimmberechtigten nicht bloß ein echt germanisches, sondern zugleich für die menschliche Entwickelungsgeschichte bedeutsames, in der Poesie höchst eigenthümliches Werk ist.

Der einzige stichhaltige Grund gegen das Studium desselben auf Gymnasien könnte die übergroße Schwierigkeit sein, welche das Verständniß desselben auferlegte. Diese ist nun allerdings nicht unerheblich für den verwöhnten Sinn, der hier dem Einfach-Großen, Tüchtigen und zum Theil Rauhen einen Geschmack abgewinnen soll. Aber gerade diese Schwierigkeit möchte in der jetzigen Zeit eine wesentliche Seite der pädagogischen Wichtigkeit ausmachen. Es bedarf nicht der Anleitung, daß eine Jugend verstehen und genießen lerne,

was ihr durch unsere an Mitteln so reiche Bildung ungerufen zugeführt und dargereicht wird. Uebersättigt durch den leicht zu habenden Genuß von Literaturwerken, welche wie die der neuern Zeit so vielfach an gehaltlose zum Theil bedenkliche Stoffe eine prachtvolle Kunst verschwenden, kann und muß sie an solchen Werken, wie das Nibelungenlied und die Gudrun, die in sittlicher sowohl als ästhetischer Beziehung ergiebige Kunst erlernen, in schlichter, einfältiger, ja rauher Form das Gediegene und Treffliche aufzufinden. Zur freudigen Ueberwindung der unläugbar nicht geringen Schwierigkeit gehört dann freilich, daß die Jugend eine innere Verwandtschaft mit diesen Gegenständen empfinde. Aber wenn wir die Jugend hier fragen wollen, welche nach der Meinung des Gervinus bei solchen volksmäßigen Poesieen zuerst gehört werden muß, so können wir nach unserer Erfahrung nur die sichere Ueberzeugung aussprechen, daß ein lebendiges Interesse derselben dafür erweckt und gefesselt werden könne. Es wird noch viel besser gehen, wenn für die schulmäßige Betreibung des Gegenstandes erst mehr wird gethan sein. Bis jetzt mußten wir uns noch immer mit unpraktischen Grammatiken, dürftigen Wörterbüchern und unzureichenden Commentaren begnügen; der Jugend konnte noch kaum eine rechte Selbstthätigkeit zugemuthet werden. Leisten wir nur die Hälfte von dem, was für die schulgemäße Zurichtung der alten Klassiker geschehen ist, und wir werden vielleicht ein Interesse über alle Erwartung sich entwickeln sehen.

Dr. Timm,
Collab. am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim.

Ueber Goethe's Wahlverwandtschaften.

Goethe sagt irgendwo in seinen „Tag- und Jahresheften zur Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse", man habe seinem Romane W. Meister besonders den Vorwurf gemacht, daß der Dichter sich in der Schilderung des Lebens und Treibens der niederen Menschen-Sphäre so wohl gefalle. — Scheint es doch, als ob er diesen Vorwurf sich zu Gemüthe gezogen und in seinen Wahlverwandtschaften den Flecken habe tilgen, und zeigen wollen, wie sehr er die große Welt kenne, in ihr zu Hause, ihr ebenbürtig sei. Mochte er eine solche Absicht haben oder nicht, so muß man gestehen, Goethe zeigt in seinen Wahlverwandtschaften, daß er die Hochflucht (haute volée) kannte, indem er uns in diesem Romane ein Bild derselben entwirft, das bis in die kleinsten Züge treu und wahr ist. So wie in seinem Buche leibt und lebt die vornehme Welt, so denkt, so redet, so handelt sie, wenn man Müßiggang Handlung nennen kann. Aber wie ein getreues Portrait seiner Treue wegen noch nicht auf Schönheit Anspruch machen darf, wie der Naturtreue im Bilde alles Anziehende, aller Reiz fehlen kann, so kann man auch die Frage aufwerfen: Hat Goethe in diesem Romane ein schönes Kunstwerk geliefert, ein Bild, das in der Gesammtidee, wie in den einzelnen Zügen, insofern sie das Kunstwerk als solches charakterisiren, gefällt? Das freie, sich bewußte Wohlgefallen aber ist und bleibt das vorzüglichste Kriterium des Schönen und der schönen Kunst.

Bekanntlich hat man Goethe bei diesem Romane den Vorwurf gemacht, daß die Tendenz unsittlich sei, daß die Heiligkeit der Ehe herabgewürdigt und die Grundlage der Gesittung durch ihn untergraben werde.

Von einer solchen Tendenz aber muß Goethe durchaus freigesprochen werden. Goethe wollte die Welt nicht durch seine Gedichte vergiften; er wollte nicht die Unsittlichkeit auf den Thron heben — Goethe war kein Mephistopheles, wenn er ihn gleich zu citiren wußte. Hätte Goethe eine solche Absicht gehabt, so wäre allerdings sein Werk schon deshalb zu verwerfen, und könnte auch vor dem ästhetischen Richterstuhle nicht bestehen; denn das entschieden Immorale, das, was eine absichtlich unsittliche Tendenz hat, kann nie an sich schön sein, denn der Begriff der Sittlichkeit ist im Wesentlichen nicht von dem des Schönen zu trennen, wenigstens können sich beide nicht diametral entgegenstehen. Diejenigen, welche meinen, das Schöne und das Sittliche haben nichts, gar nichts mit einander gemein, sind in einem Irrthum befangen, der für das Schöne, wie für die Moral gleich verderblich ist. Da mein ganzes Urtheil über die Wahlverwandtschaften auf dieser Grundlage basirt ist, so halte ich für nöthig, meine Ansicht von dem Verhältnisse des Schönen zu dem Moralen hier kurz zu entwickeln.

Beide, die Idee des Schönen und die des Sittlichen stammen aus einer Wurzel, aus der Humanität, d. h. aus dem innersten menschlichen Wesen. Der Geist aber kann nicht sich selbst widersprechen, das innerste menschliche Wesen kann nicht mit sich selbst in Zwiespalt sein, weil es als geistige Natur eins und untheilbar ist. Demnach kann auch die Idee des Schönen nicht der Sittlichkeit widersprechen, sondern muß mit ihr eins sein. Wo das Schöne dem Sittlichen widerspricht, da hört es auf schön zu sein, weil es inhuman und dem edlern menschlichen Wesen entgegen ist. Zuweilen findet dieser Widerspruch nur scheinbar statt, und die Kunst kann auch vom Unsittlichen Gebrauch machen, kann Unsittliches darstellen, jedoch nur unter folgenden Bedingungen: Niemals darf die Hauptidee, die ganze Tendenz eines Kunstwerks unsittlich sein, vielmehr muß das sittliche Gefühl entweder nicht berührt, oder aber, wenn es verletzt ist, wieder beruhigt und versöhnt werden. Mögen in einem Drama, Epos, Romane noch so viele Bösewichte ihre Rolle spielen, mögen sie die verderblichsten Grundsätze predigen und üben, wenn nur ihr Streben zuletzt oder in der ganzen Grundidee als ein inhumanes sich darstellt, und die sittliche Idee triumphirt. Ja, das Immorale, das geistig Häßliche, dient, gleich der asa foetida an fürstlichen Tafeln, gleichsam den haut gout des moralen Menschen-

gefühls zu würzen, es dient als Schatten in dem Lichtgemälde, als Gegensatz, durch welchen die Idee gehoben wird. Diese Idee der Versöhnung liegt aber nicht bloß bei den Producten der redenden Künste, sondern bei jedem Kunstwerke zum Grunde, wenn anders überall dessen Idee die Sittlichkeit berührt, denn die meisten Kunstwerke sind in sittlicher Beziehung durchaus indifferent.

Beleidigt aber wird das sittliche Gefühl nicht durch die Darstellung menschlicher Schwächen, wie sie die Ausbrüche der Leidenschaften herbei führen, wenn sich diese nicht als absolute Schwächen, sondern neben anderen guten, gewinnenden Eigenschaften zeigen. Absolute, zum Thema erhobene Schwäche erträgt kein größeres, dichterisches Kunstwerk, selbst die Elegie und das lyrische Gedicht auf die Dauer nicht. Schwächen aber, die aus Leidenschaft herrühren, wenn sie auch vor dem Richterstuhle der Vernunft nicht gerechtfertigt werden können, sind keinem Gedichte fremd, sie gereichen ihm meistens zur Zierde und beleidigen das sittliche Gefühl nicht, denn in der Sittlichkeit kommt am Ende Alles auf den Willen an. Der Wille macht schuldig, macht verantwortlich, macht strafbar. Die Leidenschaft aber, die ihrer selbst nicht mächtig ist, findet Verzeihung in dem Gefühle menschlicher Richter, ja sie ist eigentlich der Nerv der Kunstdarstellung, weil sie die Knotenpunkte des Lebens enthält, die gerade der Kunst interessante Momente darbieten. Ohne sie würden die Künste verarmen, und ihr Interesse verlieren. Auch sind heftige Gemüthsbewegungen an sich nicht unsittlich, weil sie so gut, wie das sittliche Gefühl, dem Wesen der menschlichen Natur angehören. Nur muß, wie gesagt, im Kunstwerke neben der Leidenschaft die höhere, edle menschliche Natur kräftig hervortauchen, das Geistige muß neben dem Fleische überwiegend repräsentirt sein, welches immer die Hauptbedingung eines ächten Kunstwerkes bleibt. So verzeihen wir in Romanen und Gedichten gern die Fehltritte der Jugend, z. B. das Vergessen der conventionellen Schranken des Geschlechtstriebes. Niemand, es müßten denn die Rigoristen sein, die jede sinnliche Regung als einen Ausbruch der Erbsünde, und als qualificirt zur ewigen Verdammniß ansehen — denkt dabei an etwas Unsittliches; Niemandes Gefühl wird dadurch beleidigt, weil die allgemeine Menschennatur dieses, als ganz ihrer Eigenthümlichkeit gemäß anerkennt. Wird aber die Hingabe an das Geschlecht zur habituellen Wollust, oder verläßt ein Liebhaber seine Geliebte, nachdem er sie berückt hat, so empört

sich unser Naturgefühl, welches sich bei vernünftigen, denkenden Menschen auf Ehe und Monogamie hingewiesen findet.

Endlich ist in Beziehung auf das Sittliche ein Unterschied in den Darstellungen der Kunst zu machen. Die Regeln, welche für die Darstellung plastischer, und überhaupt für die Werke bildender Kunst passen, sind nicht auf diejenigen Kunstproducte anzuwenden, die statt der Materie, des Wortes und der Rede sich bedienen. Bei den letzteren wird die Idee der Sittlichkeit viel leichter verletzt, als durch die ersteren, und was bei diesen darzustellen gestattet ist, das ist in jenen verwerflich. Der Maler und der Bildhauer trägt kein Bedenken, uns das Nackte in allen Situationen darzustellen, er zeigt uns Nymphen, Satyrn und Faunen in ihrer ganzen Natürlichkeit und sinnlichen Aufregung; er zeigt uns die Venus als Kallipyge, und den Zeus, wie er den Ganymed küßt. — Dergleichen Ideen aber darf die redende Kunst nicht berühren, sie darf dergleichen nicht einmal ahnen lassen, wenn sie nicht den Charakter der schönen Kunst einbüßen und Ekel, statt Wohlgefallen erregen will. Warum aber ist in dieser Hinsicht der bildenden Kunst mehr erlaubt, als der redenden? Darum, weil die sichtbare schöne Form mehr von der Idee ableitet, weil die Form vorzugsweise die Aufmerksamkeit beschäftigt, die Idee aber in den Hintergrund tritt; weil jemehr dem Auge gegeben ist, desto weniger die Phantasie beschäftigt wird, während bei wollüstigen Andeutungen der redenden Künste die Einbildungskraft entzündet und zum Weiterbilden und Schaffen gerade durch das Nichtsehen angeregt wird.

Dies sind die Grundsätze, nach welchen der Conflict der Sittlichkeit mit der Kunst zu beurtheilen sein möchte; ihre Hauptsumme ist: Das Schöne in der Kunst darf in seiner Hauptidee das sittliche Gefühl, als die Grundlage aller Humanität, nicht verletzen, und wo dieses in einzelnen Theilen, des Contrastes wegen, geschieht, da muß das sittliche Gefühl versöhnt werden, damit das Ganze keinen Mißklang in unserer Empfindung zurücklasse.

Jetzt zu den Wahlverwandtschaften. Die Fabel dieses Romanes ist folgende: Eduard, ein reicher Baron im besten Mannesalter — dieser Ausdruck scheint auf die vierziger Jahre zu deuten —, war von Charlotte, dem Gegenstande seiner Jugendliebe, durch die Umstände getrennt worden. Eduard's ältere und reiche Frau starb; später Charlottens Mann, von welchem sie eine, zur Zeit, da der Roman spielt,

schon erwachsene Tochter, Luciane, hat. Nachdem beide frei geworden, führt sie die alte Jugendneigung im mittleren Lebensalter durch die Ehe wieder zusammen; aber kaum sind sie verbunden, als sich ihre beiderseitigen Neigungen nach divergirenden Richtungen wenden, Eduard sich in Ottilie, eine junge, verwaiste Anverwandte Charlotte's, die aus der Pension zu ihnen ins Haus kommt, verliebt; Charlotte's Neigung aber auf einen Hauptmann, den Freund Eduard's, fällt, der eine Zeitlang bei dem Freunde wohnt, und ihm in Bewirthschaftung seiner Güter zur Hand geht. Die Neigung Eduard's steigt bald zur Leidenschaft, die alle Rücksichten der Klugheit, des Zartgefühls, des Anstandes und der Sittlichkeit vergißt, während sie bei Charlotte und dem Hauptmanne einen ruhigeren Charakter bewahrt, und durch Klugheit gezügelt wird. — Ottilie, die unerfahrene, vermag Eduard's Bewerbungen nicht zu widerstehen, sie faßt vielmehr ihrerseits eine Leidenschaft für den schönen Mann, die um so heftiger wird, als sie selbst von stillem, nach innen gerichtetem Wesen ist, und an den Freuden und Zerstreuungen der Welt keinen Geschmack findet. Eben ist diese Liebe zwischen Eduard und Ottilien im Entstehen, als ein verwittweter Graf und eine noch in der Ehe lebenden Baronesse in das ländliche Schloß Eduard's, verabredeter Weise, einkehren, um sich hier, von der Welt unbemerkt, ihrer Leidenschaft hinzugeben. Eduard macht den galanten Wirth und führt seinen Freund, den Grafen, Nachts zu den entfernten Frauengemächern, wo die Baronesse wohnt, und nachdem er ihm diesen Liebesdienst erwiesen hat, und auf dem Rückwege bei dem Schlafzimmer seiner Frau vorbei kommt, wird ihm die Einsamkeit der Nacht unerträglich, so daß er sich zu der Gattin schleicht, und den zärtlichen Gemahl spielt — spielt —, denn seine Phantasie ist bei Ottilien! Auch Charlotte träumt sich in die Arme des Hauptmanns! — Welch eine Raffinade wollüstiger Individualisirung. Nach dieser Scene geht die Leidenschaft Eduard's für Ottilie ihre stürmische Bahn; auch Charlotte findet sich bald nach dieser Scene unversehens auf einem Spaziergange auf dem Rasen ausgleitend in den Armen des *wirklichen* Hauptmanns, der sich jedoch begnügt, einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen zu drücken, und dann um Verzeihung bittend zu ihren Füßen sinkt! Charlotte faßt sich, drückt ihm die Hand, und erhebt sich von diesem Falle zu festeren Grundsätzen. Eduard dagegen kann sich zu keinen Grundsätzen erheben, weil er überall im Leben keine gehabt hat. Seine Neigung geht, nach den

feurigsten Liebeserklärungen bald zu dem Entschlusse über, sich von Charlotte scheiden zu lassen. Da diese jedoch nicht sogleich in die Scheidung willigt, und, indem sie ihm ihre Hoffnung, Mutter zu werden, entdeckt, auf Entfernung Ottiliens dringt, zieht Eduard vor, sich selbst von Hause zu entfernen, macht aber Charlotten zur Pflicht, Ottilie bei sich zu behalten. Während Eduard's Abwesenheit gebiert Charlotte einen Sohn, an dem Ottilie ihre Augen (?!) und Charlotte die Züge des Hauptmanns erkennt. Die Pflege des Kindes liegt Ottilien ob; sie trägt es auf ihren Armen oft ins Freie. Eines Tages, als sie sich ungewöhnlich weit vom Hause entfernt hat, und, um schneller zurückzukommen, über einen Teich rudern muß, läßt sie das Kind ins Wasser fallen, und wiewohl sie es gleich wieder faßt und herauszieht, so sind die Bemühungen, dasselbe ins Leben zurück zu rufen, doch vergebens. — Durch dieses Unglück erwacht das Bewußtsein des moralischen Unrechts, der verletzten Pflicht, bei ihr, und sie beschließt, ihre Schuld durch völlige Entsagung zu büßen. Da die Gegenwart des geliebten, nach diesem Unglücke zurückgekehrten Mannes jedoch die Ausführung ihres Entschlusses erschwert, so enthält sie sich nach und nach aller Speise, und stirbt. Eduard folgt ihr im stillen Grame bald nach.

Diese Fabel, abgesehen von den Einzelheiten des Romanes, von welchen später die Rede sein wird — scheint auf den ersten Blick wohl erfunden und durchgeführt zu sein, die Handlung ist interessant. Auch eine Versöhnung unsers moralischen Gefühls in dem Tode Eduard's und Ottiliens ist durch den Dichter bezweckt, — dessenungeachtet macht das Ganze auf den Leser einen unheimlichen, peinlichen Eindruck, eine tödtliche Kälte beschleicht unser Gefühl; unser Interesse an der Erzählung und den Personen fühlt sich nicht befriedigt, und statt der inneren Ausgleichung, statt der Versöhnung des Gerechtigkeitsgefühls, fühlen wir uns beängstigt, angeekelt, in unserm Innern zerrissen. Der Grund dieses Unbefriedigtseins ist kein anderer, als der, daß die Schwäche in diesem Gedichte unverhältnißmäßig vorwiegt, und daß die Strafe, wiewohl sie groß scheint, doch dem Vergehen nicht entspricht, indem sie zunächst den Unschuldigen trifft, und dadurch unser Rechtsgefühl noch mehr verletzt. Es ist nämlich in diesem Romane nicht von einer jugendlichen Leidenschaft, nicht von einem Vergehen junger, unbedachtsamer Menschen die Rede, sondern das strafbare Liebesverhältniß, welches dem Romane

zum Grunde liegt, und ihm den Namen gegeben, wird von Leuten in gesetztem Alter eingegangen, denen solche Gefühle fremd sein sollten. Eduard und Charlotte sind nicht mehr jung; beide waren schon einmal verheirathet, und Charlotte hatte eine erwachsene Tochter!

Zwischen beiden fand eine innige Jugendliebe statt, die aber durch die Umstände getrennt wurde. Sobald sie dann frei werden, heirathen sie sich aus wahrer, durch so viele Jahre nicht unterdrückter Neigung. Diese beiden Personen aber, die das Geschlecht nach allen Seiten hin längst kennen, die wissen, was es bieten kann, und also gegen die wilden Regungen des Triebes geschützt sein sollten; die von der andern Seite sich schätzen und lieben, deren Ehe gerade eine Wahl nach abgelebter, beruhigter Leidenschaft ist, die werden plötzlich, wie besessen vom Veitstanze der Leidenschaft ergriffen, und von der vagen Geschlechtssehnsucht heimgesucht, die man bei jungen Leuten Liebe nennt.

So unwahrscheinlich und widernatürlich die ganze Fabel erscheint, so widrig und ekelhaft sind die Einzelheiten, und wir sind mit Recht geneigt, das, was uns hier unter dem Namen der Liebe aufgedrungen wird, als Wollusttrieb alter Roués zu bezeichnen. Wollust aber, eine alternde Wollust kann kein ästhetisches Interesse erwecken, vielmehr muß die Leidenschaft, die uns an jüngeren Personen entzückt, an den in Rede stehenden bejahrten uns anekeln. Besonders gilt dieses von Charlotte, die eine 16jährige Tochter hat, und eben von ihrem Gemahle aufs neue schwanger ist, und die wir desungeachtet am folgenden Tage mit dem Hauptmanne in der verdächtigsten Lage auf dem Rasen sehen, wo es schon mit ihr zur Bewußtlosigkeit gediehen ist. Was haben wir für einen andern Namen, um die Gefühle und Triebe dieser bejahrten Matrone, oder, en bon Allemand dieses alten Weibes, zu bezeichnen, als den der Wollust, oder einen noch stärkern? Was haben wir für andere Gefühle in Beziehung auf sie, als Ekel und Verachtung? und verstärken sich diese nicht um so mehr, wenn wir sie nachher die Tugendheldin spielen sehen, und Moral und Enthaltsamkeit predigen hören? Wenn wir aber die Helden eines Gedichtes verachten müssen, wo bleibt dann das Interesse? Und wenn wir sie vor unseren Augen elendiglich umkommen sehen, so versöhnt das unser Gefühl nicht mit ihnen, sondern wir empfinden vielmehr gar nichts dabei, da sie ja längst moralisch todt, ästhetisch

aber gar todt geboren waren! Durch den schuldlosen Opfertod Ottiliens aber wird unser Gefühl, anstatt versöhnt zu werden, nur noch mehr gekränkt.

Ein christlicher Roman, ein Roman unserer humanen Zeit darf nicht wie eine krasse, griechische Schicksalstragödie enden!

Erregt die Haupthandlung in den Wahlverwandtschaften keine innige Theilnahme, sondern erkältet unser Gefühl, so sind auch die meisten Nebenumstände in denselben nicht geeignet, uns angenehm zu berühren, unser Wohlgefallen zu gewinnen.

Widerlich sogar ist das Auftreten des Grafen und der Baronesse, so wie ihr ganzes Verhältniß, und besonders ihr absichtliches Zusammentreffen im Schlosse Eduard's. Erscheint dieses dadurch als Gelegenheitshaus, so steht Eduard, der Hausvater, als gemeiner Kuppler da, indem er zu der nächtlichen Bordell-Scene nicht allein das Licht hält, sondern selbst eine ähnliche Rolle spielt. Vollends empört sich unser Gefühl, wenn Eduard in Beziehung auf diese Begebenheit und seinen Sohn nochmals zu Ottilie sagt: „Dieses Kind ist im Ehebruche erzeugt — mögen diese herrlichen Augen (des Kindes) den Deinigen sagen, daß ich in den Armen einer Andern Dir gehörte, — mögest Du fühlen Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in Deinen Armen abbüßen kann!!"

Dieses sagt er zu einer Jungfrau, seiner Braut, der zart- und tieffühlenden Ottilie!! — Wenn eine kräftige, jugendliche Wollust in einem Romane geschildert, wenn sie uns uns selbst in erotischen Symplegmen jugendlicher Leiber vorgeführt wird, so kann man das allenfalls als naturgemäß entschuldigen, ja man kann es schön finden, und sich an der Plastik ergötzen; wenn aber ein alter Roué, ein zweimal vermählter Ehemann, so zu einem jungen Mädchen, seiner Geliebten und künftigen Gemahlin — nicht zu seinem Kebsweibe — redet, wenn er dieses im ernsten Pathos sagt und sich angemessen und schön ausgedrückt zu haben meint, so weiß man in der That nicht, was man von dem Dichter denken soll, der den Wilhelm Meister schrieb, in welchem leidenschaftliche Verirrungen ächt plastisch und jugendlich kräftig auftreten, und darum nicht bloß Verzeihung, sondern innige Theilnahme finden. Wenn diese Schilderung auch getreu und wahr ist, wenn auch die Liebe oder die Wollust der vornehmen Welt sich in dieser Weise ausspricht, wenn diese aus Müßig-

gang, Verwöhnung und Mangel an ernster Richtung die Geschlechtslust zum Zeitvertreibe zu machen geneigt ist; wenn die große Welt überhaupt sich nach allen Seiten hin in dem Goetheschen Romane repräsentirt findet; wenn uns ihr leeres, nichtiges Treiben, Thun und Reden, ihr geschäftiges Tagedieben, ihr blasirtes Fühlen und Denken, ihre Weise, Geschäfte zum Spiele, und das Spiel zum Geschäft zu machen, ihr Mangel an Grundsätzen und moraler Haltung, ihr bequemes sich Gehenlassen, wohin die Neigung sie führt, ihr Hang zum Aberglauben, der auf Vorzeichen und Ahnungen hält — und so mancher andere Charakterzug auf das Treuste dargestellt wird, so ist darum das ganze Bild noch kein schönes, wie sehr sich auch der Dichter in der Ausmalung desselben gefallen mag, ja, das eben vermehrt — abgesehen von der verfehlten Haupthandlung — unser Mißbehagen, daß er das Thema der blasirten Hochflucht wie ein Heldengedicht behandelt, da es doch nur in bitterster Satyre dargestellt werden kann. Vergebens läßt er zur Hebung seines Bildes von Zeit zu Zeit die übersinnliche Welt und das Schicksal hereinklingen, in allerlei Ahnungen, Vorbedeutungen und wunderbaren Begebenheiten, als Pendelschwingungen, Krankenheilungen ꝛc. Das Wunderbare verwandelt sich unter diesen Umgebungen in Caricatur; vergebens wird die Macht des Schicksals aufgeboten, um eine furchtbare Rolle bei dieser Katastrophe zu übernehmen — als wenn diese schwachen Menschen alle nicht selber ihr Schicksal und Gericht wären; als ob das Schicksal nichts Besseres zu thun hätte, als sich um so leeres, ledernes Thun und Treiben zu bekümmern, als ob an dem Untergange so unbedeutender und erbärmlicher Menschen irgend etwas gelegen wäre, daß eine höhere Welt davon Notiz nehmen und durch Vorbedeutungen sie einläuten müßte!

Sind aber die Personen und Charaktere, die uns in den Wahlverwandtschaften vorgeführt werden, treu nach dem höhern oder niedern Leben gezeichnet, so sind sie doch nicht alle gleich interessant. Ottilie ist ohne Frage die bedeutendste Person, die Heldin des Romanes, auf die der Meister die meiste Mühe verwandt hat. Aber auch sie scheint ihm weniger gelungen als Klärchen, Gretchen, Iphigenia. Ihr Wesen hat etwas Geheimnißvolles, Wunderbares, ohne anziehend und gewinnend zu sein. Sie hat Kopfweh auf der linken Seite; in der Pension lernte sie schwer, schrieb langsam und steif, zeigte keinen Sinn für grammatische Regeln (wie alle Frauen, denn

sie fangen gleich mit der Rhetorik an!), desungeachtet lernt sie nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin, nicht als eine, die erzogen werden, sondern erziehen soll!! Ihre Anlagen und eigenthümliche Geistesrichtung sollen dann durch Auszüge aus ihrem Tagebuche belegt werden. Diese aber sind sehr unglücklich gewählt für ein junges, 16jähriges Mädchen, auch wenn sie nicht alle von ihr herrühren, ganz unnatürlich, und verrathen die Reflexion eines überjährigen Greises, z. B. S. 239 und 259. Goethe selbst fühlte das, aber vergebens sucht er es zu entschuldigen. Ueberhaupt sind nur wenige dieser Sentenzen recht tief aus dem Leben gegriffen, sie haben alle etwas Fernliegendes und Kaltes. — —

Mit einem stillen, sinnigen Wesen verbindet Ottilie einen angeborenen Sinn für Wirthschaft und Häuslichkeit, und contrastirt dadurch erfreulich mit dem nichtigen Treiben der sie umgebenden vornehmen Welt; mit dieser Eigenschaft in Verbindung steht ihr bescheidener, demüthiger Sinn und ihre Dienstfertigkeit, nach welcher sie sich sogar bückt, um Männern etwas zum Boden Hingefallenes aufzuheben. Charakteristisch ist bei ihr die flehende Stellung, bei welcher sie die gefaltenen Hände, erst der Brust zu, dann der Person, die ihr wehe thut, entgegen streckt.

Alle diese Züge, so individuell sie sein mögen, sind nicht recht geeignet, uns innig mit Ottilien zu befreunden. Ihr Wesen tritt uns nicht recht plastisch entgegen, sie ist trotz Allem, was von ihr gesagt und gerühmt wird, zu inactiv, eine zu wenig concrete Person. Erst nach dem Unglücke mit dem Kinde rückt sie unsrer Theilnahme näher, gewinnt und rührt uns. Doch will der Heiligenschein, den der Dichter durch die wunderbare Wiederherstellung der zerschmetterten Nanny um sie und ihre Leiche zu verbreiten sucht, nicht recht haften: Sie hat, wenn auch erfahrungs- und arglos, ein heiliges Verhältniß gelöst, dafür kann sie nach ihrem Tode nicht als Heilige glänzen! — Eduard ist durch die Erzählung hinreichend charakterisirt. Er ist ein Mann ohne Grundsätze, seinen Neigungen blind nachzugehen gewohnt, unbeschäftigt, unbeständig, ein Sclav seiner Launen, ein vornehmer Tagedieb. Zweimal mit Matronen verheirathet, zieht ihn die jungfräuliche Jugendfrische Ottiliens unwiderstehlich; er muß sie besitzen. Er ist als Repräsentant des blasirten Hof- und Weltmannes ganz vortrefflich gezeichnet, aber das Original ist ekelhaft, ist Caricatur, ist Unnatur.

Charlotte flößt eben so wenig Interesse ein als ihr Gemahl. Mit der größten Gleichgültigkeit sieht sie ein Band sich lösen, das sie selbst aus Wahl und Neigung geknüpft hat; bloß das Gefühl für Anstand und Schicklichkeit hält sie einigermaßen in Schranken; übrigens sind Pflicht, Religion, Tugend auch bei ihr nur leere Namen, und so hängt sie sich unbedenklich, einem blinden Gelüste folgend, an den Hauptmann.

Auch dieser erweckt nur ihre, nicht unsere Theilnahme. Er wird thätig genannt, ohne daß man sieht, daß er etwas thut; verständig, besonnen, klug hört man ihn nennen, ohne daß er eigentlich handelt. Klug scheint er freilich zu sein: Er ist des unstäten Lebens müde, möchte irgendwo festen Boden gewinnen, vom Helm unter die Nachtmütze kommen, und die Mittel dazu sind ihm ziemlich gleich. Als ernster, thätiger, Eduard gegenüber in seinem Wesen und Charakter entschiedener und ruhiger Mann gewinnt er die Neigung Charlottens, und geht nachher zur Belohnung seines Wohlverhaltens als Universal-Erbe mit den Gütern durch, freilich mit Beigabe der alternden Charlotte, neben der er jedoch auch wohl seine Ottilie finden wird. Seine Gesinnung spricht er unverholen aus in der Scene, wo er mit Charlotte bei der Leiche des eben verunglückten Kindes sitzt, über welche Ottilie ohnmächtig ausgestreckt liegt. Es heißt da im Texte S. 368: Der Major entfernte sich, Charlotte tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme, abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glücke. (!) Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kinde auf dem Arme, als den vollkommensten Ersatz für das, welches sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrem Rechte sein Ebenbild trüge, als der abgeschiedene." — Dieser zartfühlende, tugendhafte Sohn des Mars, der hier auf dem Schlachtfelde des Schicksals sehr besonnen und kaltblütig redet und handelt, kündigt also in diesen Worten seine Absicht unumwunden an: Er will die Rolle des Kuckuks spielen; schon freuet er sich des dem Ei entkrochenen Jungen, wozu wir ihm und besonders Charlotten Glück wünschen!

Charlottens Tochter, Luciane, zieht in dem Romane vorüber, wie ein sprühendes, rapides Feuermeteor, welches mit einem plötzlichen Knalle verpufft. Schönheit, Geist, Vermögen und die Nachsicht einer Tante haben ihr das Recht gegeben, sich ihren vor-

nehmen, pikanten Launen und Einfällen rücksichtslos zu überlassen. Sie koquettirt mit Allen, cujonirt die Jungen, et fait courir la poste aux vieillards. Wenn sie ihren Bräutigam heirathet, und nicht alle Jahr mit Zwillingen gesegnet wird, so giebt das eine tolle Ehe, und die Frau Baronin wird mit ihrem Manne Blindekuh spielen. Das Portrait ist meisterhaft nach dem Original der haute volée großer Weltstädte copirt, wo die Mädchen durch das Beispiel der coquetten Mütter zur Sittenlosigkeit herangebildet werden; aber ist diese Wahrheit auch Schönheit und eines Goethe würdig?

Was soll man ferner von Hrn. Mittler sagen? Er ist ein barocker Geselle! Welche plumpe Zudringlichkeit, welches Hineintappen mit groben Fäusten in die zartesten Verhältnisse! Er erscheint wie eine Art von Seelenmäkler oder Seelenverkäufer. Auch zu diesem Charakter findet sich zweifelsohne das Original in der Welt: Menschen, deren Inneres leer ist, wollen drastisch und symptomatisch behandelt sein, bedürfen solcher Seelenärzte!

Es bleiben von den Personen des Romans nun noch der Architekt und der Gehülfe übrig. Jener sinnig und still, nur auf seine Kunst bedacht und für sie begeistert, spielt in der Gesellschaft nur dann eine redende Rolle, wenn es seiner Kunst gilt; dann aber spricht er beredt, sicher und mit Enthusiasmus. Der Gehülfe endlich ist gleichfalls meisterhaft gezeichnet. Er hat ganz das seinen Stand charakterisirende Kalte, Unpoetische, Pedantisch-Docirende, Protestantisch-Schulmeisterliche. Er kam als Candidat der Theologie unmittelbar aus dem Seminar an jene Pensionsanstalt, und steht in der Mitte der blühenden Mädchen wie ein sinniges, langbeiniges Ausrufzeichen. Er hat die Erziehung in ein unfehlbares System gebracht; sie kann ihm nicht mißglücken, denn er trägt den Faust'schen homunculum, zwar nicht in Spiritus, aber in einer Wasserflasche, wohl verpfropft mit sich. Eine Probe seiner Erfahrung und Schulweisheit giebt er uns in der trefflichen Maxime: „Die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern zu erziehen!" Wie paßt der Mann so gut für unsere Zeiten, er verdient als Oberschulrath in einem norddeutschen Königreiche, oder als Katechet an einer Hoftöchterschule angestellt zu werden. — Gar artig ist seine sittsame, abstracte Bewerbung um Ottilie dargestellt: Er sucht sich ihrer Liebe per ambages zu nähern, durch tiefe, schulmeisterliche Deductionen ihr Herz zu rühren und für eine künftige Pfarre zu gewinnen.

Das sind die vorzüglichsten Charaktere dieses Romans. Sie sind alle nur zu wahr, wenn auch mehr skizzirt als ausgeführt. Zur Ausführung der Charaktere hätte der Roman mehr Handlung bedurft; Handlung charakterisirt besser, als dargelegte und geschilderte Gesinnung. Doch Goethe folgt in diesem Romane ganz seiner Theorie, daß der Roman vorzugsweise Gesinnungen zu entwickeln habe. Bei einem Meister, der von Natur so zu concreter Darstellung geneigt ist wie er, schadet dieser Grundsatz freilich nicht. Von Andern befolgt, scheint er gefährlich zu sein, und zur faden, reflectirenden, abstracten Darstellung zu führen, die statt lebendiger Kunstgebilde Schattenrisse giebt, woran unsere deutsche Literatur leider keinen Mangel hat. Jedes Kunstwerk muß plastisch sein, den Sinnen oder der Phantasie bestimmte Formen vorführen. Gesinnungen aber sind keine Formen, dienen nicht der Anschauung. Ueberhaupt ist es gefährlich, die Kunst in zu enge Definitionen zu begränzen, gefährlicher nach solchen Definitionen zu arbeiten. Omnis definitio in arte periculosa, kann man mit eben so großem Rechte sagen, wie es im Corpus juris — in jure — heißt. Abstracte Ideen, Gesinnungen zum dichterischen Leben zu erwecken, ist eine schwere Aufgabe, und nicht leicht findet sich ein dichterischer Odysseus, der dem Schatten Blut zu trinken giebt. Fleisch und Blut aber ist die Losung aller Kunst. Mark und Knochen muß sie haben, in die Sinne muß sie fallen, wenn auch nicht in die Sinnlichkeit, wie sie das verrückte, junge Deutschland faßte, welches aus mißverstandenem Grundsatze das Bordell-Leben plastisch darstellte. Demnach ist auch der Roman dem warmen Leben nahe, und von Gesinnung ohne Handlung so viel möglich fern zu halten; denn der Roman ist nichts Anderes als das moderne, das christliche Heldengedicht, dessen Seele Handeln und Leiden ist. Handeln und Leiden aber sind Leben; hat man diese plastisch dargestellt, dann hat man einen tüchtigen Roman geliefert, aus welchem sich Jeder Gesinnungen, so viel er will, abstrahiren kann. Aber woher in unserer Zeit solche Kunstwerke nehmen, wenn der große Meister durch solche nichtige, ganz und gar vor dem Richterstuhle der Schönheit verworfene Vorbilder seine Zeit und die Nachwelt irre leitete!

Oldenburg. Professor **Greverus.**

Der Conjunctiv

in der

Englischen Sprache.

(Schluß.)

II. Der Conjunctiv in Casussätzen.

§. 25.

Casussätze, d. h. Sätze, welche das Subject oder Object des Hauptsatzes enthalten oder auch einen possessiven Genitiv vertreten und meist mit that, lest anfangen, verlangen den Conjunctiv, insofern sie ausdrücken, daß etwas gethan oder verhütet werden solle.

a. Conjunctiv des Präsens nach den Zeitwörtern: gebieten u. a.

§. 26.

Daher findet man den Conjunctiv des Präsens nach: to command, beseech, beware, remember, for fear etc.

„Pray heaven it last." Pope. — „Pray God, Bassanio come." Shakspeare, Mer. of Venice. — „Now I beseech you, brethren, by the name of our Lord Jesus Christ, that ye all speak the same thing, and that there be no divisions among you." 1 Corinth. I, 10. — „Beware lest blundering Brougham destroy the sale." Byron, English Bards & Scotch Reviewers. — „If society demands of the poor man that he endure the evils of his lot, surely society must also demand of the rich man that he make the best use possible of his wealth." Blackwood's Magazine. — Remember that thou keep holy the Sabbath-day." Prayerbook. — „It is Othello's pleasure, that every man put himself in triumph." — Shakspeare. — Take heed that thou speak not to Jacob." Genesis XXXI, 24. — Let good Antonio look he keep his day." Shakspeare, Mer. of Venice. — „He whom fortune has befriended so long should beware how he strain her favours too far." Bulwer. — „Make it less, for fear I surfeit." Shak. Mer. of V. III, 2. — „Religion and gracious custom commanded me that I fall down loyally and kiss the rock that blessed Mary pressed." Eothen.

Die letzte Stelle ist besonders bemerkenswerth, weil sie zeigt, daß der Conjunctiv des Präsens in solchem Falle auch nach einem Imperfect stehen kann.

b. Conjunctiv des Präsens nach it is necessary, it is enough etc.

§. 27.

Nach Ausdrücken wie: it is necessary, it is enough, it remains, provided, on condition that etc. steht ebenfalls der Conjunctiv des Präsens, weil auf einen Zweck, auf etwas zu Thuendes hingewiesen wird.

„Ye need not that any man teach you.“ 1 John III, 27. — „'Tis not enough your counsel still be true; blunt truths more mischief than nice falsehoods do.“ Pope. — „Suffice that Reason keep to Nature's road.“ Pope. — „What rests but that the mortal sentence pass on his transgression?“ Milton. — „Our ensign passes into the class of lieutenants in due course of rotation, provided a casualty occur.“ Quarterly Review. Sept. 1848. — A young officer has become a member of a profession, in which hardly any extent of idleness, or even of vice, provided it keep clear of the law, can occassion absolute failure.“ Ibid. — „I promise that I will provide for Dorcas, on condition that she faithfully assist me in my escape.“ Richardson, Clarissa Harlowe. — „It is therefore not only necessary that wickedness, even when it is not safe to censure it, be denied applause, but that goodness be commended only in proportion to its degree.“ Johnson's Rambler.

c. Conjunctiv des Imperfects nach den Zeitwörtern: wünschen u. dgl.

§. 28.

Nach Zeitwörtern der Bedeutung wünschen folgt der Conjunctiv des Imperfects, wenn man das Gewünschte nicht zu hoffen wagt.

„Oft in my fancy's wanderings I've wished that little isle had wings, and we within its fairy bowers were wafted off to seas unknown.“ Moore. — „I would with all my heart the fact were otherwise.“ W. Irving. — „She was my life's unerring light: that quench'd, what beam shall break my night? Oh! would it shone to lead me still!“ Byron. — „I wish I knew the translator.“ Mad. D'Arblay's Journal. — „God send that old nursery tales were true and that gipsies stole such children by the score.“ Dickens Nich. Nickleby. II, 265. Tauchn. Ed.

Auch Stellen wie:

„Oh! that the desert were my dwelling place.“ Byron.

gehören hierher, indem ein Hauptsatz, wie I wish, would u. drgl. ergänzt werden muß (vergl. §. 10).

Uebrigens muß bemerkt werden, daß hier, wie überhaupt im abhängigen Satze, für were sich häufig was eingedrängt hat, und durch den Gebrauch zu gleicher Berechtigung mit were gelangt ist (§. 15 u. 47).

„I wish I was by that dim lake.“ Moore.

d. Conjunctivische Hülfszeitwörter in Casussätzen.

§. 29.

Der Conjunctiv in Casussätzen umfaßt, wie die Beispiele gezeigt haben, vielerlei Schattirungen, die sich meistentheils durch entsprechende Hülfszeitwörter darstellen lassen.

Den weitesten Umfang hat should, das die allgemeinste Aufforderung, etwas zu thun oder zu verhüten, enthält; wir finden es nach: to direct, demand, require, intend, propose, promise, declare, take care, it is necessary, it is fit, it is his interest, it is enough etc.

„It was necessary that the people at large should first be prepared for this measure.“ W. Irving. — „By the will which he executed in 1811, he directed that his own body should be buried in a vault in the garden near his faithful dog.“ Note to Byron's Inscription on the Monument of a Newfoundland Dog. — „I have invariably taken care, that the crime itself should stand stripped of every sophistry.“ Bulwer's Word to the Public, p. 38. — „An oracle declared he should murder.“ Ibid. p. 53. — „We have a right to demand that whatever interest the author bids us take in the criminal, we should never, by any metaphysical sophistry, be seduced into admiration of the crime.“ Ibid. 32. — „It is the interest of all writers, from the greatest poet to the meanest novelist, that the due licence of fiction in the material it selects, should be clearly laid down and generally admitted.“ Ibid. 13. — „We believe that those who made this arrangement fully intended that Grenville should be a mere puppet in the hands of Bute.“ Macaulay's Essays V, 210. Tauchn. Ed. — „Bute had himself proposed that Pitt should be summoned to the Palace.“ Ibid. 214. — „He exacted a promise that no secret adviser should have access to the royal ear.“ Ibid. — „After so much of Dryden's elegant animadversions, justice requires that something of Settle's should be exhibited.“ Johnson. — „It is fit the spell should break of this protracted dream.“ Byron.

Bisweilen findet sich nach ganz ähnlichen Ausdrücken auch das indicativische shall.

„We have a right to repuire that he shall have a knowledge of Latin.“ Quarterly Review, Sept. 1848. „We want some sufficient pledge that our infantry shall be commanded by educated men.“ Ibidem. — „I have answered, that he abide by the laws of England and that he and his son shall make no claim for land.“ Bulwer's Harold, p. 112. Tauchn. Ed.

§. 30.

1. May, might dient zur Bezeichnung eines Wunsches nach I wish, beg, request, hope, expect etc., oder einer Möglichkeit, einer Einräumung nach I fear, it is possible, it is probable u. drgl.

„I wish I may be the last.“ Macaulay. — „For my residence near you, I wish it might be safe.“ Hume. — „He requested that he might be permitted to attend the Council.“ Macaulay, Ess. IV. 252. Tauchn. Ed. — „She remained on the stairs leading to his bedroom, in the hope that she might be called in to receive his blessing.“ Macaulay, Ess. V, 26. — „The utmost that can be expected from any system promulgated by him is, that it may be splendid.“ Ibid. I, 213. — „The danger was, that the European enemies of England might form an alliance with some native power.“ Ibid. IV, 266. — „He offer'd it with downcast look, as fearful that I might refuse it.“ Byron, The Cornelian. — „It is possible that one or two of this peculiar class of wild cats may still exist.“ Scott. — „It is by no means improbable that Temple may have been a freethinker.“ Macaulay.

2. Verbindet man mit I dread, I am afraid, I tremble u. drgl. mehr den Gedanken an Verhütung einer Sache, so folgt lest mit should.

„I dreaded lest this mischievous man should adress himself to Lord Orville.“ Burney. — „He seems afraid lest his plan should be purloined.“ Johnson. — „We opened the diary with no small anxiety, trembling lest we should light upon some of that peculiar rhetoric, which deforms almost every page of the Memoirs.“ Macaulay, Ess. V, 3.

3. Uebrigens folgt auf I hope, expect, fear, it is likely etc., in so fern sie einfach auf etwas Zukünftiges weisen, oft auch das Futur des Indicativs.

„I hope we shall have the pleasure of seeing you.“ — „The reader must be prepared to expect that they [personal motives] will suffice to corrupt all integrity of statement.“ Bulwer's Word to the Public, p. 5. — „More likely it is that he will err in the opposite extreme.“ Ibid. p. 12. Tauchn. Ed.

4. Nach I beg, request, wish etc. folgt oft will, would, in so fern auf höfliche Weise der Wille eines Andern in Anspruch genommen wird.

„Prospero desired me that I would give the servant leave to adjust the cover of my chair.“ Johnson's Rambler. — „He humbly beseeches, thou 'lt read o'er the last of his — never last speeches.“ Moore. — „In answer to her request that he would join the card-table, he observed that he had no time to lose.“ Scott. — „Mr. Hobhouse was desirous that I should express our mutual opinion of Pope and of Mr. Bowles's edition of his works. As I had completed my outline, and felt lazy, I requested that he would do so.“ Byron. Note to English Bards and Scotch Reviewers. — „I desire you will present my humble services to Mr. Addison.“ Pope's Letters to and from Swift, II.

§. 31.

Für den Conjunctiv des Imperfects nach „wünschen“ giebt es kein ganz entsprechendes Hülfszeitwort, denn might und would deuten auf die Zukunft, was die einfachen Imperfecte nicht thun; z. B.

„For my residence near you, I wish it might be safe and honourable, and that I had no cause to absent myself from Whitehall.“ Hume.

Darum läßt jenes: „I wish I knew the translator“ keine Umschreibung zu.

Auch in manchen anderen Fällen widerstrebt der Conjunctiv jeder Auflösung:

„Take heed that thou speak not to Jacob.“ — „He whom fortune has befriended so long, should beware how he strain her favours too far.“ Bulwer. — „Remember that thou keep holy the Sabbath day.“

e. Weiterer Gebrauch des conjunctivischen should.

§. 32.

Der conjunctivische Gebrauch von should scheint noch einen weiteren Umfang zu haben. Er findet sich nämlich nicht bloß in Casussätzen, die ausdrücken, daß Etwas gethan oder verhütet werden solle, sondern auch in solchen Casussätzen, welche eine Eigenschaft, einen Zustand, eine Handlung ausdrücken, die man sich als bloß möglich denkt. So findet man jenes should nach: it is strange, I wonder, I am sorry, it is a pity, it is good, it is natural u. s. w., wenn der bloße Gedanke an Etwas hinreicht, unsere Verwunderung, unser Befremden, unsere Billigung u. dgl. zu veranlassen. Das Urtheil wird auf diese Weise zu einem allgemeinen, so nahe auch die Anwendung auf einen gegebenen Fall liegen mag.

„Prior expressed his astonishment that their guide should be so perfectly acquainted with the passes of the forest.“ Scott. („Prior drückte sein

Erstaunen aus, wie es möglich sei, daß ihr Führer mit den Pfaden des Waldes so gut bekannt sei.") — „It is strange that Pope should adopt a fiction not only unnatural but lately censured." Johnson. („Der Gedanke, daß Pope sich einem solchen Gegenstande zugewendet, ist befremdend.") — „O pity and shame! that they, who to live well, entered so fair, should turn aside to tread paths indirect, or in the midway faint." Milton. („Wie betrübend ist der Gedanke, daß Menschen, die zu einem rechten Leben einen so guten Anfang gemacht, auf Seitenpfade gerathen oder auf halbem Wege ermatten mußten!") — Alas! that it should e'er have been the same in heaven as it is here!" („Welch' schmerzlicher Gedanke, daß es je im Himmel zugegangen, wie hier unten.") — You'd think no fools disgraced the former reign, did not some grave examples yet remain, who scorn a lad should teach his father skill." Pope. („... welche die Nase rümpfen, bei dem Gedanken, daß das Ei klüger sein will als die Henne.") — „It was natural that Pitt and Grenville, being such as they were, should take different views of the situation of affairs." Macaulay, Essays IV, 187. Tauchn. Ed. — „It is remarkable that so near his time so much should be known of what he has written, and so little of what he has said." Johnson. — „What wonder then, fair Nymph! thy hairs should feel the conquering force of unresisting steel." Pope. — „It is not good that the man should be alone." Genesis, II.

Manchmal steht auch wirklich ein to think dabei, z. B.:

„It is melancholy to think that the last months of such a life should have been overclouded by domestic and political vexations." Macaulay's Essays V, p. 154. Tauchn. Ed.

§. 33.

Nach it is possible, it is probable, steht, wie §. 30 gezeigt wurde, may, might, weil der Casussatz eine Einräumung enthält. Dagegen folgt nach den negativen Ausdrücken it is impossible, it is not likely etc. consequenter Weise should, weil der unmögliche Fall immer, der unwahrscheinliche meistens nur ein Gedankending ist, keine Wirklichkeit hat.

„It is not physically possible that a stream should ascend a mountain, but it is possible that the Supreme Being may suspend a law of nature." Webster. — „It is not likely that any felicity like the discovery of a new race of preternatural agents should happen twice to the same man." Johnson's life of Pope. — „It is not possible that two and three should be seven." Webster.

Eben so finde ich in folgendem verneinenden Satze nach wish das Hülfszeitwort should gebraucht:

„I cannot wish that any work or class of works, which has exercised a great influence on the human mind, should disappear from the world." Macaulay, Ess. V, 145. Tauchn. Ed.

§. 34.

In folgenden Stellen steht would statt should, weil auf den guten Willen eines Anderen hingewiesen wird:

„My heir may sigh and think it want of grace a man so poor would live without a place.“ Pope. („daß ein so armer Mann freiwillig ohne Stelle bleibt.“) — Nor is it probable that a man, whose temper was naturally mild, would have given any just cause of displeasure.“ Macaulay, Essays III, 19. Tauchn. Ed. („Die Annahme, daß ein von Natur so milder Charakter von freien Stücken Anstoß gegeben habe, ist unwahrscheinlich.“)

III. Der Conjunctiv in einräumenden Nebensätzen.

§. 35.

Der Conjunctiv steht ferner häufig in einräumenden Nebensätzen. Dabei sind verschiedene Verhältnisse zu unterscheiden.

a. Nach though, although, unless etc.

§. 36.

Concessivsätze, welche eine einfache Einräumung, entweder einer allgemeinen Regel, oder eines besonderen Falles enthalten, also entweder mit though, although, even if, oder mit unless, except etc. anfangen, nehmen den Conjunctiv des Präsens, wenn der Fall bloß als möglich dargestellt wird; ruht die Einräumung zugleich auf der Voraussetzung des Gegentheils, so steht der Conjunctiv des Imperfects; wird sie endlich als thatsächlich vom Sprecher anerkannt, so steht der Indicativ.

„[They] wake to wrestle with the dread of death, and shun, though day but dawn on ills increased, that sleep, the loveliest, since it dreams the least.“ Byron, Lara I, 29. — „Though he behold it not, he can hear its continuous murmur.“ Longfellow's Evangeline. — „Lone flower, hemmed in with snow and white as they, but hardier far, though modestly thou bend thy front!“ Wordsworth. — „Able though the men be, and honoured, they show no symptom of an inventive faculty.“ Blackwood's Magazine. — „An honest man among thieves, unless he have something more to depend upon than his honesty, stands but a poor chance of profiting by his company.“ W. Irving, — „I shall see nothing of you, unless it be by letter, till the evening.“ Sheridan. — „This having learn'd, thou hast attain'd the sum of wisdom; hope no higher; though all the stars thou knew'st by name.“ Milton. — „Though the grave closed between us, — 't were the same, I know that thou wilt love me; though to drain my blood from out thy being were an aim and an attainment, — all would be in vain.“

Byron, Childe Harold, III, 107. — „Though Bolingbroke was his friend, Walpole was not his enemy.“ Johnson. — „Though all the world betrays thee, one sword at least thy rights shall guard.“ Moore, Irish Melodies. — „His reading, though his favorite authors are not known, appears to have been sufficiently multifarious.“ Johnson. — „Although he was possessed of a sufficient income, in the early part of his life, he was considerably embarassed at its close.“ Johnson. — „We cannot thrive unless we are industrious and frugal.“ Webster.

Der Gebrauch von were für was, auch wo die Voraussetzung des Gegentheils nicht Statt findet, wird von englischen Grammatikern getadelt. Hierher gehören die Stellen:

„Though Jesus were divinely inspired and spoke therefore as the oracles of God, with supreme authority; yet in compliance with the way in which human nature and reasonable creatures are usually wrought upon, he reasoned.“ Atterbury. — „He understood the language of Balnibarbi, although it were different from that of this island.“ Swift.

§. 37.

Dem Conjunctiv des Präsens nach though etc. entspricht may. Dagegen unterscheidet sich should, so nahe es sich mit dem Conjunctiv des Imperfects berührt, dadurch von letzterem, daß es auf die Zukunft weist, ein Unterschied, der freilich oft sehr verdunkelt ist. (Vergl. §. 4.)

„And though my lute no longer may sing of Passion's ardent spell, Yet trust me, all the stronger I feel the bliss I do not tell.“ Moore. — Though blazoned in story the name of our victor may be; accurst is the march of that glory which treads o'er the hearts of the free.“ Moore. — „Though I should never have possession of thy charming person, yet shalt thou alone have possession of my thoughts.“ Fielding. — „Though my name should be shut from thee as a spell still fraught with desolation, and a broken claim: I know that thou wilt love me.“ Byron, Childe Harold III, 107. — „No! though the serpent's sting should pierce me through, and thou thyself wert like the serpent, coil around me still! and I will smile and curse thee not.“ Byron, Heaven and Earth, I, 1.

b. Nach wether — or, if — or.

§. 38.

In Concessivsätzen, welche mehrere Einräumungen zu beliebiger Auswahl anbieten, also mit whether — or, if — or anfangen, steht bald der Conjunctiv, bald der Indicativ.

„The independent vowel in the syllable see is long, and long it remains, whether it stand as it is, or be followed by a consonant.“ Latham.

— „Whether he be rich, or whether he be poor, if he have a good heart, he shall at all times rejoice in a cheerful countenance.“ Sterne. — „Alike my scorn, if he succeed or fail.“ Pope. — „Whether the Charmer sinner it or saint it, if Folly grow romantic I must paint it.“ Pope's Moral Essays, II, 15. — „Whether it were accident or sagacity, he had timed his desertions in such a manner, that fortune seemed to go to and fro with him from side to side.“ Macaulay. — „Every respectable citizen went to roost, whether he were sleepy or not.“ W. Irving. — „Whether the term were taken from the drama or the name of the play from a term already current, we find it used as a general name.“ Nare's Glossary, sub voce Hycke-Scorner. — „Whether on ancient tombs thou tak'st thy stand, . . . or tracest chaste descriptions on thy page, . . . all hail!“ Byron, English Bards and Scotch Reviewers. — „Whether thy muse most lamentably tells what merry sounds proceed from Oxford bells, or still in bliss delighting, finds a friend in every chime that jingles from Ostend; Ah! how much juster were thy muse's hap, if to thy bells thou wouldst but add a cap!“ Ibid. — „Whether it was that his majesty's ministers were insensible of his merits, or could find no place suited to his abilities, the unhappy knight profited very little by his court-attendance.“ Coventry.

Der Gebrauch von were in obigen Beispielen verstößt gegen die eigentliche Bedeutung des Conjunctivs des Imperfects, gerade wie in den §. 36 getadelten Fällen. Ich glaube auch nicht, daß dergleichen Beispiele zu billigen sind. Dafür findet sich der Conjunctiv des Präsens auch nach einem Imperfect:

„I left in the hands of the abbess a sum to be entirely at Lucilla's controul, whether she stay in the convent or not.“

In folgender Stelle wechseln Indicativ und Conjunctiv willkürlich:

„Whether old age, with faint but cheerful ray
Attends to gild the Evening of my day,
Or Death's black wing already be displayed,
To wrap me in the universal shade;
Whether the darken'd room to muse invite,
Or whitened wall provoke the skew'r to write:
In durance, exile, Bedlam or the Mint,
Like Lee or Budgell I will rhyme and print.“

Pope, Satires of Horace II, 93 sq.

c. Nach whoever, whatever etc.

§. 39.

Besteht die Einräumung darin, daß man irgend eine Aussage auf jede beliebige Person oder Sache auszudehnen gestattet, so fängt

der Concessivsatz mit whoever, whatever, howsoever etc. an, worauf bald der Indicativ, bald der Conjunctiv folgt.

„He left his work, whatever was the reason, unfinished." Johnson. — „Farewell, and blessings on thy way, where'er thou go'st, beloved stranger!" Moore. — „Where'er my path lies, be it gloomy or bright, my soul, happy friends, shall be with you." Moore. — „How much soever he wrote, he was suspected to write more." Johnson. — „His contemporaries, however thy reverenced his genius, left his life unwritten." Johnson. — „Curst be the verse, how well soe'er it flow, that tends to make one worthy man my foe." Pope. — „Whatever thy fortune be, let me see thee once a year." Goldsmith. — „This ballad, whatever be its other defects is, I think, at least free from those I have mentioned." Ibid. — „But whatever have been the occasion, it is now high time to seek for a thorough cure." Locke.

§. 40.

Mit dem Conjunctiv wechselt in diesem Falle häufig may, might.

„From whatever cause it may arise, the fact is manifest." Blackwood's Magazine. — „He was engaged to contribute something whatever it might be, to many publications." Johnson. — „He was at least secure of being heard whatever might be the final determination of the public." Johnson.

IV. Der Conjunctiv in bedingenden Nebensätzen.

§. 41.

Die bedingenden Nebensätze entwickeln sich aus der Frage oder dem ausrufenden Optativsatz, daher sie denn auch zunächst die Form fragender oder ausrufender Optativsätze beibehalten.

„Is he a Churchman? then he's fond of power." Pope. — „Chloe is prudent. — Would you too be wise? Then never break your heart when Chloe dies." Pope. — „O had his pow'rful destiny ordain'd me some inferior Angel! I had stood then happy." Milton.

Insofern aber eine Bedingung nichts Anderes ist als ein gesetzter Fall, der gesetzte Fall aber einer Einräumung, einem zugegebenen Falle ziemlich nahe kommt, nur daß daran eine Folge, nicht ein Gegensatz geknüpft werden soll, so nehmen die bedingenden Nebensätze am häufigsten die Form einräumender Nebensätze an, indem sie sich durch die Conjunctionen if, in case, as if, as though etc. an ihren Hauptsatz anschließen.

„If he be a Churchman, then he's fond of power." — „Chloe is prudent. If you too would be wise, never break your heart when Chloe dies." — „If his powerful destiny had ordained me some inferior Angel, I had stood happy."

§. 42.

Was nun den Modus der bedingenden Nebensätze anlangt, so hat man drei Fälle zu unterscheiden, je nachdem der Eintritt der Bedingung als wirklich, als bloß möglich, oder als möglich, aber nicht wirklich dargestellt wird.

a. Indicativ in bedingenden Nebensätzen.

§. 43.

Wird der Eintritt der Bedingung als wirklich dargestellt, oder doch für den Augenblick zugegeben, so braucht man den Indicativ.

„If thou wilt, thou canst make me whole.“ — „If there is less fine gentlemanship than formerly, so also the ladies are not quite so powerful as they were.“ Bulwer. — „If hearts that feel and eyes that smile, are the dearest gifts that heaven supplies, we never need leave our own green isle for sensitive hearts, and for sun-bright eyes.“ Moore. — „If thou hast any respect for my word, thou wilt not give faith to this tale of slander.“ W. Irving. — „If he was convicted, it was because it was impossible to acquit him.“ Macaulay. – „If he knew it in Addison's lifetime, it does not appear that he told it.“ Johnson. — „If then to all men happiness was meant, God in Externals could not place content.“ Pope. — „If ever there was a good Christian without knowing himself to be so, it was Dr. Garth.“ Pope's Letters to several Persons, 8. — „If there ever was an eye which saw through and through men, it was the eye of Addison.“ Macaulay's Essays, V, p. 111. Tauchn. Ed. — „If Addison's advice was bad, does it necessarily follow that it was given from bad motives?“ Ibid. p. 144. („Zugegeben, daß Addison's Rath schlecht war,“ u. s. w.)

b. Conjunctiv des Präsens in bedingenden Nebensätzen.

§. 44.

Soll der Eintritt der Bedingung als bloß möglich dargestellt, soll ein leiser Zweifel angedeutet werden, so steht der Conjunctiv des Präsens. Zugleich liegt im Conjunctiv des Präsens eine Hindeutung auf die Zukunft. Latham äußert sich darüber unter Hinweisung auf Grimms Grammatik IV, 18 folgendermaßen:

„Beón had in Anglo-Saxon a Future power; as beó funden = invenietur, beó gefylled = implebitur. In the idea of Futurity lies the idea of contingency. From the idea of contingency arises the present subjunctive power of be. To write be instead of is or am, there must be the idea of contingency. As often, moreover, as be must be used for am or is, the Subjunctive form like speak must be used for the Indicative form speaks (he speaks, if he speak.)“

„So much they scorn the crowd, that if the throng by chance go right, they purposely go wrong.“ Pope, Essay on Crit. „Though he behold it [the streamlet] not, he can hear its continuous murmur, happy, at length, if he find the spot where it reaches an outlet.“ Longfellow, Evangeline. — „Talk not of wasted affection; affection never was wasted; if it enrich not the heart of another, its waters, returning back to their springs, like the rain, shall fill them full of refreshment.“ Longfellow.

Recht klar zeigt folgende Stelle den Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv:

„Let him have his assistants if he please. Let him be dominant, and if he has within him a power, it will come out.“ Blackwood's Magazine.

Es ist vom Künstler die Rede, den man nicht beengen soll. „Er mag sich Gehülfen nehmen, wenn er es für gut findet — was ja wohl sein kann —; man lasse ihn frei schalten und wenn er Talent in sich hat — was natürlich vorausgesetzt werden muß —, so wird es sich schon bekunden.“

§. 45.

Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß bei bedingenden, wie bei einräumenden Nebensätzen das Gebiet des Conjunctiv des Präsens von dem des Indicativ sich nicht streng scheiden läßt; das Mögliche, Zweifelhafte, Wirkliche fließen unmerklich in einander. Nur die Ansicht soll hier geltend gemacht werden, daß der Indicativ in bedingenden Nebensätzen keineswegs bloß mißbräuchlich statt des Conjunctivs sich eingedrängt hat, sondern neben demselben seine volle Berechtigung hat. Es kann sein, daß häufig nach if der Indicativ vorkommt, wo besser der Conjunctiv stände, aber es ist ebenso gewiß, daß es Fälle giebt, wo der Indicativ völlig an seinem Platze ist. (Vergl. Webster's Einleitung zu s. Wörterbuch.) — Was den Gebrauch von were betrifft, so ist noch ein Verhältniß zu berühren. Verlangt der bedingende Nebensatz ein Imperfect, so fehlt es an einer Form, um Zweifel oder Möglichkeit auszudrücken, da der Conjunctiv des Imperfects, seiner Grundbedeutung nach, die Voraussetzung des Gegentheils einschließt. (S. §. 15.) Da ist man denn genöthigt, zum Indicativ zu greifen, wenn man nicht den Conjunctiv des Imperfects seiner eigentlichen Sphäre entreißen will, was freilich oft genug geschieht, z. B.:

„And Lara heeds those tones that gently seem to soothe away the horrors of his dream — if dream it were that thus could overthrow a breast that needed not ideal woe.“ Byron, Lara I, 14. — „Whate'er his view,

his favour more obtains with these, the people, than his fellow thanes. If this were policy, so far 't was sound." Ibid. 18. — „So foolish a pamphlet could do him no good, and if he were thought to have any hand in it, must do him harm." Macaulay's Essays V, p. 136. Tauchn. Ed. — „If such were his object, it was for a time fully attained." Macaulay, Ess. V, 221. — „If business were mentioned to him, he behaved like a hysterical girl." Ibid. p. 251.

In allen diesen Fällen wird höchstens Zweifel ausgedrückt, nicht das Gegentheil vorausgesetzt, und were muß daher auch im Deutschen durch war übersetzt werden. Der Indicativ scheint in solchem Falle, wie in den parallelen Fällen §. 36. und 38. richtiger.

Haben wir bereits das Eindringen von was für were im abhängigen Satze (§. 28.) beobachtet, so zeigt sich hier umgekehrt das Eindringen von were für was.

§. 46.

Dem Conjunctiv des Präsens in bedingenden Nebensätzen entspricht die Auflösung durch should. (Vergl. §. 48.)

„If the reader should indulge in such expectations, it is a proof, that he is but little versed in the paradoxical ways of cabinets." W. Irving. — „If he should succeed and obtain his end, he will not be the happier for it." Murray. — „If therefore Miss Pigot should have preserved it, I must beg her to excuse my requesting it to be transmitted to me." Byron.

c. Conjunctiv des Imperfects in bedingenden Nebensätzen.

§. 47.

Wird endlich die Bedingung als nicht wirklich dargestellt, vielmehr das Gegentheil vorausgesetzt, so steht der Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects.

„I could hardly resist assailing him, even were it unjust, which it is not." Byron. Note to English Bards and Scotch Reviewers. — „A nation would be condemned by the impartial voice of mankind if it voluntarily went to war, on a claim of which it doubted the legality." Johnson's Rambler. — „If labour were taken for a standard instead of land, the result would be still more in our favour." M'Culloch. — „The labourer would be considerably improved in circumstances, an improvement which would be permanent, if no increased stimulus to population ensued." Mill's Political Economy. — „Had he thought himself injured he knew how to complain." Johnson. — „Men would be more miserable than beasts, were their hopes confined to this life only." Addison. — „Had the bishop's life been spared, the world might have had one dramatist less." Fraser's Mag. March 1850, p. 326. — „His ward is as dear to him as if

she were his own child." Scott. — „Oh! if he knew the weight of splendid chains, how light the balance of his humbler pains!" Byron's Corsair I, 8. — „You'd think no fools disgraced the former reign, did not some grave examples yet remain who scorn a lad should teach his father skill." Pope. — „The Corsair vow'd protection, soothed affright, as if his homage were a woman's right." Byron, Corsair II, 7. — „All these actions are but empty show, and as it were, compliments." Addison.

Auch hier ist für were häufig was eingedrungen und zu gleicher Berechtigung gelangt. (Vergl. §. 28.)

„The late beauteous prospect presents one scene of anarchy and wild ignorance, as though old Chaos had resumed his reign and was hurling back, into one vast turmoil, the conflicting elements of nature." W. Irving. — „Was I left like Sancho Panca, to choose my kingdom, it should not be maritime." Sterne, T. Shandy p. 163. Tauchn. Ed. — „Was my passion so pure, thy mistress would think me a fool." Byron, Hours of Idleness.

Anmerkung. Wagner (s. dessen Grammatik §. 801.) scheint die conjunctivische Kraft der einfachen Imperfecte in bedingenden Nebensätzen nicht anerkennen zu wollen; denn er sagt: „im Gebrauch des Conjunctivs und Indicativs wird im Englischen nicht selten gefehlt," und führt zum Beweis obige Stelle aus Johnson's Rambler an, wo er meint, daß für went und doubted hätte stehen sollen should go und should doubt. Daß should hätte stehen können, lehrt der folgende Paragraph, daß es hätte stehen sollen, ist ein Irrthum; es giebt sogar viele Sätze, die should gar nicht zulassen. Auch Heussi irrt, wenn er meint, die einfachen Formen ständen statt des Conditional, als ob sie nicht an sich und zunächst bedingenden Nebensätzen gerecht wären und als ob überhaupt diesen Sätzen ein Conditional zukäme. Der Conditional kommt vielmehr nur dem bedingten Hauptsatze, der auf Voraussetzung des Gegentheils ruht, zu; dem bedingenden Nebensatz gebührt ein Conjunctiv.

d. Should und were to . . . in bedingenden Nebensätzen.

§. 48.

Die eigenthümliche conjunctivische Kraft dieser Imperfecte und Plusquamperfecte wird so lebhaft empfunden und durch die ganze Satzfügung so klar hervorgehoben, daß die Sprache gar keines Ersatzmittels bedarf und in der That eine gleichbedeutende Umschreibung gar nicht bietet. Am nächsten streifen should oder were to . . . mit folgendem Infinitiv. Aber beide Umschreibungen deuten auf die Zukunft, was die einfachen Formen nicht thun; „if I should, if you should, if he should etc. denote a future contingent event" sagt Webster richtig.

„Should any man pursue his acquaintances to their retreats, he would find few of them listening to Philomel." Johnson's Rambler. — „If a po-

litical tract were to appear superior to the Conduct of the Allies, or to the best numbers of the Freeholder, the circulation of such a tract would be languid indeed.“ Macaulay's Essays V, p. 107. Tauchn. Ed.

Zwar sieht man in bedingenden Nebensätzen, wo nicht viel darauf ankommt, ob der Fall als gegenwärtig oder zukünftig eintretend gedacht wird, die einfachen Formen mit den angeführten Umschreibungen wechseln, z. B.:

„In Europe, if the wind blew from the North-east, it would never rain, because it blows over a great extent of continent, whereas it would never cease raining, were the wind always to blow from the south-west.“ Mary Somerville's Physical Geography. — „And if it should be so, and she loved him, better thus than that he should weep for me.“ Byron, Heaven and Earth, I, 1.

Auch von den im vorigen Paragraph angeführten Beispielen lassen etwa folgende die Umschreibung zu:

„A nation would be condemned by the impartial voice of mankind, if it voluntarily should go to war.“ — „The labourer would be considerably improved in circumstances, an improvement which would be permanent, if no increased stimulus to population should ensue.“ — „If labour were to be taken for a standard instead of land, the result would be still more in our favour.“

Die übrigen angeführten Stellen aber widerstehen jeder Umschreibung, weil sie die Hinweisung auf die Zukunft nicht vertragen.

Sonach berührt sich should in bedingenden Nebensätzen einestheils mit dem Conjunctiv des Präsens, mit dem es die Hinweisung auf die Zukunft theilt (vergl. §. 44 und §. 46); anderntheils mit dem Conjunctiv des Imperfects, indem es, wie dieser, die Voraussetzung des Gegentheils einschließen kann.

Es braucht kaum noch bemerkt zu werden, daß das should des bedingenden Nebensatzes durch alle Personen herrscht, während man im Hauptsatze zur Auflösung des Conditional I should, thou wouldst, he would verwendet (§. 12). Auch hieran sieht man, daß die Sprache im abhängigen Satze nur einen Conjunctiv (Subjunctiv) kennt; z. B.:

„Should the wind always blow from the South-west, it would never cease raining.“

e. Optativ in bedingenden Nebensätzen.

§. 49.

Bedingende Nebensätze vertragen auch den Optativ, namentlich would.

„If e'er thy sight would blissful scenes explore, the current pass and seek the further shore." Hoole's Tasso. — „Every thing requires diligence, if we would do it well." Monicke's Dialogues. — „Would they have suffered me to listen, I should have forgot every thing unpleasant." Burney.

f. Modus der Relativsätze, die sich auf bedingende Nebensätze zurückführen lassen.

§. 50.

Relativsätze, welche der Bedeutung nach bedingenden Nebensätzen gleichstehen und sich auf solche zurückführen lassen, haben ganz dieselben Modusverhältnisse, wie die bedingenden Nebensätze selbst; nur daß für den Conjunctiv des Präsens immer should gebraucht wird.

„It would be an entertaining book, which should display these fluctuations of opinion." Edinburgh Review. („If a book should display these fluctuations of opinion, it would be interesting.") „A nation would be condemned by the impartial voice of mankind if it voluntarily went to war, on a claim of which it doubted the reality." Johnson's Rambler. („If it voluntarily went to war and doubted the reality of the claim." (Statt went und doubted könnte auch stehen should go und should doubt.) — „In a country which had acquired the full complement of riches, which could therefore advance no further and which was not going backwards, both the wages of labour and the profits of stock would probably be very low." Adam Smith. („If a country had acquired" etc.). — „A man who should act on such suppositions would be fit only for St. Luke's." Macaulay's Essays III, 37. Tauchn. Ed. („If a man should act" etc.) — „All tinged with varied hues arrest the eye, and dull were his that passed them heedless by." Byron, Corsair III, 1. („Dull would be the eye of a man if he should pass them heedless by." Wir übersetzen: „der gedankenlos vorüber ginge.") — „It was at length thought necessary to lay a fine on every Hundred, in which a person of French extraction should be found slain." Macaulay. („It was at length thought necessary to lay a fine on the Hundred, if a person of French extraction be [should be] found slain.") — „This really seems to us as extravagant, as it would have been in Lindley Murray to announce that every body who should learn his Grammar, would write as good English as Dryden." Macaulay. — „A philosophy, which should extinguish cupidity, would be better than a philosophy, which should devise laws for the security of property." Macaulay. — „He loved to picture to himself the world as it would be, when his philosophy should, in his own noble phrase, have enlarged the bounds of human empire." Macaulay.

Wie die bedingenden Nebensätze, so vertragen auch Relativsätze dieser Art den Optativ would.

„Who would be free, themselves must strike the blow." Byron. —

„He that **would** pass the latter part of his life with honour and decency, must, when he is young, consider that he shall one day be old." — „You then whose judgment the right course **would** steer, know well each Ancient's proper character." Pope, Essay on Crit. 118. — „The smile that sorrow fain **would** wear but mocks the woe that lurks beneath." Byron, Occasional Pieces.

Uebrigens muß man sich hüten, diese Relativsätze, die einem bedingenden Nebensatz gleichkommen, nicht zu verwechseln einerseits mit den conditionalen Relativsätzen, die einem conditionalen Hauptsatze gleichkommen (§. 14), andrerseits mit den conjunctivischen Relativsätzen, die eine Absicht ausdrücken (§. 24). Weder Wagner noch Heussi gedenken dieser feinen Unterscheidung; Fölsing hat sie nur ganz allgemein berührt.

4. Modus der ungeraden Rede.

§. 51.

Sollen nach einem Zeitworte oder Ausdrucke der Bedeutung sagen, fragen, fühlen, denken u. dergl. die Worte oder Gedanken einer vom Sprecher verschiedenen Person angeführt werden, so ist dies auf zweierlei Weise möglich. Entweder der Sprecher tritt selbst gleichsam in den Hintergrund, macht den, dessen Worte oder Gedanken einmal eingeführt werden sollen, zum Mittelpunkt der Rede, zum Ich, so daß wir den Abwesenden gegenwärtig glauben; oder der Sprecher bleibt selbst das Ich der Rede, läßt den, dessen Worte wir vernehmen sollen, im Hintergrunde, als dritte Person und vermittelt uns nur die Rede desselben. Jenes nennt man die gerade, dieses die ungerade Rede.

Die gerade Rede ruht also auf einer poetischen, lebendigen Täuschung; sie ist zugleich einfacher und aus beiden Gründen der Volkssprache angemessener. Die ungerade Rede ist dem wahren Verhältnisse entsprechender, aber im Bau oft künstlicher und daher der gebildeten Rede vorzugsweise eigen.

§. 52.

Die ungerade Rede verwandelt zunächst alle Hauptsätze der geraden Rede in Casussätze, die sich an jenen Ausdruck der Bedeutung sagen, denken, fragen u. a. durch die Conjunctionen that, if, whether, oder durch irgend ein Fragepronomen anschließen. Das

Verbum „er sagte", „er dachte" bleibt, wie auch die Conjunction that, oft weg.

I. Gesetz der Zeitfolge in der ungeraden Rede.

§. 53.

Was nun den Modus der ungeraden Rede anlangt, so bedient sich die deutsche Sprache des Conjunctivs, und zwar in der Regel des Conjunctivs des Präsens, Perfects oder Futurs. Indessen wird bisweilen nach einer Vergangenheit auch der Conjunctiv des Imperfects oder Plusquamperfects gebraucht; besonders wo der Conjunctiv des Präsens, Perfects oder Futurs mit dem Indicativ gleich lauten würde. (Vergl. Beckers Grammatik §. 226 ff.)

Im Englischen ist der Conjunctiv in der ungeraden Rede nicht anwendbar. Dafür wird die Zeitform dem vorangehenden Ausdruck angepaßt.

Es verwandelt sich nämlich nach einem Imperfect, Plusquamperfect oder Conditionalis a) das Präsens der geraden Rede in ein Imperfect, b) das Perfect in ein Plusquamperfect, c) das Futurum in eine mit I should, thou wouldst, he would etc. zusammengesetzte Form; d) der Conditional der geraden Rede wird unverändert in die ungerade Rede übertragen; e) die übrigen Verhältnisse bleiben ungestört.

a) „She thought some spirit of the air was pausing on his moonlight way to listen to her lonely lay." Moore. — „The voice of the neighbouring thunder told her that god was in heaven and governed the world." Longfellow. — „I have heard him swear his lisping maid in time should be a warrior's bride." Moore. — „Addison had hinted his suspicion that Pope was too much a Tory." Johnson.

Unregelmäßig ist folgendes Beispiel:

„It was Dryden's opinion, that the drama required an alternation of comic and tragic scenes; and that it is necessary to mitigate by alleviations of merriment the pressure of ponderous events." Johnson.

b) „One would think that you had yourself discovered the propriety of acting as a negotiator." W. Scott.

c) „I hoped he would find his objection to those passages removed." Johnson. — „There was reason to believe that Pope's attempt would be successful." Johnson. — „Lifted up so high, I 'sdeined subjection and thought one step higher would set me highest." Milton.

d) „[The stars] shine not in vain; nor think, though men were none, that heav'n would want spectators, God want praise." Milton.

Man sieht, daß die mit I should, thou wouldst, he would etc. zusammengesetzten Formen in der ungeraden Rede einer doppelten Auffassung fähig sind und daß man allemal zu prüfen hat, ob sie auf ein Futur oder auf einen Conditional der geraden Rede zurückführen.

e) „Your opinion that it is entirely to be neglected, would be my own case." Johnson. — „Even those will hardly say, that it is his duty to write abusive pamphlets." Macaulay. — „It cannot be thought that his loss was great." Johnson. — It is said that the conclusion of the poem gave great pain to Addison." Johnson. — „He tells of himself in his poems, that he lisped in numbers, and used to say, that he could not remember the time when he began to make verses." Johnson's Life of Pope.

§. 54.

Auch die Nebensätze der geraden Rede nehmen an dieser Verschiebung der Zeitformen Theil.

„The lax and easy kind of metre, in which it was written, ought to be denounced, he said. If some check were not given to this lawless facility, we should soon be overrun by a race of bards as numerous and as shallow, as the hundred and twenty thousand streams of Basra. They who succeeded in this style, deserved chastisement for their very success. What then was to be said to those who failed? to those who presumed to imitate the license and ease of the bolder sons of song, without any of that grace or vigour which gave dignity even to neglicence?" Moore's Lalla Rookh.

II. Der Conjunctiv in der ungeraden Frage nach if, whether.

§. 55.

Wird demnach im Englischen die ungerade Rede nicht durch Veränderung der Modusverhältnisse, sondern durch Verschiebung der Zeitverhältnisse kenntlich gemacht, so ergiebt es sich als Ausnahme, wenn in der ungeraden Frage nach if oder whether dennoch häufig der Conjunctiv gefunden wird.

„Regard not then if wit be old or new, but blame the false, and value still the true." Pope. — „Whether all this be true, I have some doubt." Johnson. — „The old king was content and it mattered little whether he were content or not." Macaulay's Essays, V, 173. Tauchn. Ed. — 'Tis hard to say, if greater want of skill appear in writing or in judging ill." Pope's Essay on Critic. 1. — „Can you tell me whether one Launcelot

that dwells with him, dwell with him or no?" Shakespeare. — „It must depend upon thyself, whether thou remain here a king or a captive." W. Irving. — „Some critics have expressed a doubt, whether it were really Addison's." Macaulay's Essays V, p. 142. Tauchn. Ed.

Man findet aber auch eben so oft den Indicativ:

„We doubt if they are perfectly alive to the real importance of the work they have to do." Blackwood's Magazine. — „Let it be asked, whether the word lens (in Optics) is English or Latin; whether it is to be considered as a naturalized word or a strange one." Latham. — „I wish you would only inform me whether the wound is likely to prove mortal." Fielding.

Die äußere Aehnlichkeit dieser indirecten Fragen mit jenen einräumenden Sätzen, die mit wheter-or anfangen (§. 38), scheint zur Uebertragung des Conjunctivs Anlaß gegeben zu haben. Uebrigens möchte von dem Gebrauch von were hier dasselbe gelten, was §. 36. und 38 bemerkt worden ist.

Auch sollen Fälle, wie folgende, wo der Conjunctiv in ungerader Rede concessive Kraft hat, keineswegs verschwiegen werden:

„Why is not this play (no matter whose it be) to be banished from our collections?" Bulwer's Word to the Public. p. 16. Tauchn. Ed. — „Let me forestall all the subsequent inquiry and assume for the moment, that the true moral, whether of Eugene Aram ar of the Children of Night, be either salutary or harmless." Ibid. 6. — „What to them how soon it be all ruin?" Blackwood's Magazine.

Ergebnisse.

1. Die einfachen Conjunctivformen haben sich im Englischen in allen Hauptfällen lebendig erhalten, wo sie in unsrer Sprache üblich sind, außer in der ungeraden Rede.
2. Der Gebrauch des einfachen conjunctivischen Imperfects ist zwar in Hauptsätzen, — optativischen und conditionalen — auf gewisse Hülfszeitwörter beschränkt, dagegen hat sich die conjunctivische Kraft des Imperfects in Nebensätzen — optativen, bedingenden und einräumenden — in demselben Umfange behauptet, wie im Deutschen, da in diesen Nebensätzen entweder die ganze Satzfügung oder eine charakteristische Conjunction, wie if, though, das Modusverhältniß stützte und hob.

3. Aus demselben Grunde konnte in eben diesen Nebensätzen was für were eintreten und zu gleicher Berechtigung gelangen.
4. Das conjunctivische Plusquamperfect ist nicht einmal im Hauptsatze wesentlich beeinträchtigt worden.
5. Der Conjunctiv des Präsens hat im Hauptsatze optative Kraft, im Nebensatze drückt er Absicht oder Zulassung aus.
6. Der Conjunctiv des Imperfects und Plusquamperfects drückt Voraussetzung des Gegentheils aus, theils in optativen und bedingten Hauptsätzen, theils in optativen, einräumenden und bedingenden Nebensätzen.
7. Nur in bedingenden und einräumenden Nebensätzen ist were bisweilen für was eingedrungen.
8. Die vielen Schattirungen, welche die einfachen Conjunctivformen umfassen aber ununterschieden lassen, werden oft deutlicher durch conjunctivische Hülfszeitwörter dargestellt.
9. May, might bezeichnet Wunsch, Zulassung, Möglichkeit, sowohl in Hauptsätzen, als auch in optativen Casussätzen und einräumenden Nebensätzen.
10. Will erscheint mit optativer Kraft nur in Kasussätzen nach „bitten" u. drgl., wo die Bereitwilligkeit eines Andern höflich in Anspruch genommen wird.
11. I would, thou wouldst, he would, „ich möchte", erscheint als Optativ in Hauptsätzen sowohl, als auch in allerlei Nebensätzen, und ist von dem indicativischen I would, thou wouldst, he would, „ich wollte", wohl zu unterscheiden.
12. I should, thou wouldst, he would, „ich würde", ist als Conditional nur Hauptsätzen eigen.
13. I should, thou shouldst, he should gebührt als conjunctivisches Hülfszeitwort nur Nebensätzen und bezeichnet a) Absicht in Absichtssätzen und Casussätzen, den Conjunctiv des Präsens vertretend, b) Zukünftiges in einräumenden und bedingenden Nebensätzen, wo es sich mit dem Conjunctiv des Präsens berührt; c) Voraussetzung des Gegentheils in einräumenden und bedingenden Nebensätzen, wo es sich mit dem Conjunctiv des Imperfects berührt; e) Gedachtes, nicht Wirkliches in Casussätzen nach it is strange etc., wo es sich indeß auf eine einfache Conjunctivform nicht leicht zurückführen läßt.

Neustadt-Dresden. Dr. **E. Rabe.**

Studien zu Shakespeare's Macbeth.

Seitdem meine zerstreuten Bemerkungen zu Shakespeare's Macbeth in dieser Zeitschrift (Bd. 7, S. 230 ff.) erschienen sind, habe ich mit Vergnügen wahrgenommen, daß die darin ausgesprochene Aufforderung bereits ihre Wirkung gehabt hat. Herr Dr. Struve in Kiel hat im neuesten Programme des dortigen Gymnasiums eine ganze Reihe von Stellen aus Heinrich IV. philologisch behandelt; und im letzten Hefte des Archivs (Bd. 8, S. 233 ff.) tritt Herr Voigtmann aus Jena ebenfalls mit einem ähnlichen Beitrage auf. Da Herr Voigtmann es sich hauptsächlich zur Aufgabe gemacht hat, die von mir und Heussi begangenen Fehlgriffe nachzuweisen und unsere Irrthümer zu berichtigen, ich meinerseits aber diese Berichtigung in seinen Bemerkungen nicht habe finden können, so bin ich genöthigt, ehe ich fortfahre, auf einige Stellen in meinem frühern Artikel zurückzukommen. Es ist mir durchaus nicht darum zu thun, um jeden Preis meine Meinung behaupten zu wollen; ich suche nur, wie ich früher bemerkte, die Pflichten eines rechtschaffenen Interpreten zu erfüllen, und habe mir darum, ehe ich mit meinen Notizen an die Oeffentlichkeit trat, zunächst klar gemacht, wie sich ein solcher von einem bloßen Liebhaber oder Literaturfreunde und einem Uebersetzer unterscheide. Nun besteht die Aufgabe eines Interpreten vorzüglich darin, daß er erstens seinen Text kritisch prüfe und feststelle; sodann, daß er aus dem Texte selbst und dem Wortlaute desselben den Sinn und Inhalt finde; endlich, daß er, wo es ihm nicht gelingt, den Text befriedigend festzustellen oder einen passenden Sinn herauszubringen, dies aufrichtig angebe, und durch klare Entwickelung der Schwierigkeiten die Sache wenigstens so weit fördere, daß ein anderer darauf weiter bauen könne, der mehr kritischen Scharfsinn und Divinationsgabe besitzt. Indem ich mir nun bewußt bin, bisher ein solches Verfahren beobachtet zu haben, halte ich mich auch berechtigt, meine einmal gewonnene Ansicht festzuhalten, so lange mich nicht überzeugende Gründe eines Besseren belehren.

Was zunächst die Hexenscene*) anbetrifft, bei der Heussi ports in points verwandelt hat, so bedaure ich sehr, daß diese Emendation auch jetzt noch nicht von Heussi begründet worden ist. Ich habe in keiner Ausgabe eine Spur der Lesart points entdecken können, obwohl ich annehmen muß, daß sie irgendwo existire; denn auch Voß hat in seiner Uebersetzung außer Vierteln (quarters) noch Punkte (points) aufgenommen, und hätte Heussi die Lesart erst gemacht, so würde er es sicherlich nicht verschwiegen haben. Point sowohl als quarter sind technische Benennungen aus der Windrose; das letztere für die vier Hauptwinde, das erstere für die in den vier Quartieren oder Feldern eingeschlossenen. Ich habe das Material nicht zur Hand, die Lesart points kritisch zu rechtfertigen; exegetisch aber paßt sie in den Zusammenhang aufs trefflichste, wenn auch nicht in der von Heussi angegebenen Weise, die Herr Voigtmann haarsträubend nennt. Nachdem nämlich die Hexe gesagt, sie habe selbst alle übrigen Winde im Besitze, fährt sie mit den in Rede stehenden Worten fort, die Güte und Vortrefflichkeit dieser Winde zu rühmen: „Sie bestreichen auf ein Haar die Punkte (they blow the very points) nach allen vier Feldern der Windrose.“ Daß unter they bei blow die Winde selbst gemeint seien, und nicht ein unbestimmtes Subject (man), hat Hr. Voigtmann überzeugend nachgewiesen; ich muß daher meine frühere Ansicht in diesem Punkte zurücknehmen.

Bei ports ist mir Manches anstößig. Erstens wußte die Hexe, daß ihr Schiffer nach Aleppo ausgelaufen war; sie brauchte also nicht von viel Häfen zu reden. Ueberdies sind Häfen Sicherheitsörter; die offene See dagegen der Raum, wo den Schiffern durch Stürme der Untergang bereitet wird. Ferner muß allerdings ein Schiffer die Häfen der Erde kennen, um zu wissen, wohin er fahren und wo er Schutz suchen soll; aber was haben die Winde mit der Hafenkunde zu thun, sie, die sicher sind, auf ihrer Bahn alles zu bestreichen, was in ihrer Region sich vorfindet? Endlich hebt der Zusatz very den Begriff des Substantivs auf eine Weise hervor, die bei points, um die Genauigkeit und Sicherheit der Winde zu bezeich-

---

*) Macb. I, 3. And the very ports (points) they blow,
All the quarters that they know
I' the shipman's card.

nen, vortrefflich angebracht ist, bei ports aber ganz unmotivirt erscheint, weil es der Hexe ganz einerlei sein konnte, wo sie ihren Feind traf, auf offener See oder im Hafen.

So viel von dieser Stelle, die ich aus Mangel eines vollständigen kritischen Apparats nicht weiter verfolgen kann. — Was die Worte: take my milk for gall (I, 5.) betrifft, die Tieck richtig erklärt, aber falsch übersetzt hat, so will ich nicht mit Herrn Voigtmann streiten, was poetisch, was prosaisch sei; gestehe aber, daß ich nicht begreife, wie man Milch zu Galle trinken, d. h. durch Trinken zu Galle machen kann, wohlverstanden, nicht die getrunkene Milch, sondern die zurückbleibt und sich noch erst bilden soll. Was Herr Voigtmann über die Wechselwirkung zwischen Säugling und Amme philosophirt, ist mir zu mystisch; und ich bleibe lieber bei Johnson's nüchterner Prosa, dessen einfache Erklärung: take away my milk, and put gall into the place, mit den Worten harmonirt; und dies ist doch zuletzt das Eins und Alles (the be-all and the end-all) aller gesunden Interpretation. Abgesehen übrigens von der Unnatur des Gedankens, daß der Säugling durch sein Saugen die Milch der Amme verderben soll, ist die Voigtmannsche Erklärung das Product einer Operation, die mit Wörtern und Wortbedeutungen umgeht, wie ein Taschenspieler, der durch pure Geschwindigkeit weiß zu schwarz, und Blumen zu Ratten und Mäusen macht. To take kann allerdings die Bedeutung von drink annehmen, weil trinken als Artbegriff unter den Gattungsbegriff nehmen, zu sich nehmen fällt; allein der causative Begriff, den trinken in den Worten: „trinkt mir Galle statt der Milch" bekommt, kann nicht mehr durch take ausgedrückt werden, weil dieses ein Wegnehmen bedeutet, während in Herrn Voigtmanns Uebersetzung trinken die entgegengesetzte Bedeutung von geben oder mittheilen hat. Endlich sagt der Text: milk for gall, und nicht gall for milk. So escamotirt Hr. Voigtmann zuerst aus dem Worte take die wesentliche Bedeutung, und nachher vertauscht er die Objecte, und dies alles unter einem Nebel von schönen poetischen und mystischen Redensarten, so daß die Zuhörer kaum gewahr werden, wie er mit ihnen spielt.

Was Macbeth's Monolog (I, 7.) anlangt, so mag Heussi selbst prüfen, ob er Herrn Voigtmann's Gründe gelten lassen kann; ich gehe zu einigen Stellen über, die ich in meinem frühern Aufsatze als von Dyce wiederhergestellt bezeichnet hatte, ohne weitere Gründe an-

zugeben. Ich hielt dies für überflüssig, weil jeder sie bei Dyce selbst finden kann*). Mit Hrn. Voigtmann will ich mich nicht in einen unnützen Wortstreit über den Unterschied von Herstellen und Wiederherstellen einlassen; daß aber Collier, aus übertriebener Vorliebe für das Alte, manche gute und gesunde Emendation der späteren Herausgeber (die keineswegs solche Ignoranten waren, wie Herr Voigtmann behauptet) mit Unrecht verworfen hat, das ist ausgemacht. Bei den Worten: as thick as tale oder hail (I, 3.) ist dies sicherlich der Fall. Ich bestreite gar nicht, daß a thick tale ein ganz erlaubter Ausdruck sein mag; aber thick ist an und für sich keine Eigenschaft von tale, und darauf kommt es doch hier allein an. Niemand wird z. B. sagen: so hart wie Butter, obgleich es im Winter harte Butter genug giebt. Dagegen ist Hagel an sich dicht; und wer zwingt uns denn, bei Hagel gleich an den Schaden zu denken, den er anrichtet? — Ueber travail und travel**) bringt Hr. Voigtmann einen ausführlichen etymologischen Excurs, der als solcher ganz dankenswerth ist, für die Erklärung der fraglichen Stelle aber doch nicht mehr fruchtet, als was Collier selbst schon mit zwei Worten gesagt hatte, nämlich daß beide Formen ursprünglich synonym gewesen seien. Handelte es sich hier bloß um eine verschiedene Orthographie desselben Wortes, so möchte immerhin travailing stehen bleiben; Collier aber nennt geradezu den Ausdruck travelling lamp kindisch, und dafür hat ihn Dyce zurechtgewiesen. — Eine ähnliche Zurechtweisung wird Herr Voigtmann zu befürchten haben wegen der neuen und wunderlichen Bedeutung, die er in inhabit (III, 4.) hineinlegt: If trembling I inhabit „wenn das Zittern bei mir etwas Habituelles wird." Daß habit (habitus) und inhabit (habitare) desselben Stammes sind, weiß auch ein Schüler; es ist aber ein mißlich Ding auf rein etymologischem Wege, ohne Rücksicht auf Sprachgebrauch und Sitte, Wortbedeutungen zu finden oder zu schaffen. Jede Sprache, besonders aber eine so gemischte wie die englische, hat ihre eigenthümliche Weise, sich Begriffe und Wörter anzueignen, und ein Ausländer vor allen hat sich in Acht zu nehmen,

*) Al. Dyce, remarks on Mr. J. P. Collier's and Mr. C. Knight's editions of Shakespeare. London. 1844. p. 188 seq.

**) Macb. II, 4. And yet dark night strangles the travelling (travailing) lamp.

weil ihm das Sprachgefühl abgeht, das den Eingebornen leitet. Zu welchen Absurditäten Tieck sich hat hinreißen lassen, ist bei Dyce zu lesen. Ebendaselbst findet sich, was in kritischer Beziehung für inhibit angeführt werden kann; was aber die Bedeutung anlangt, so ist inhibit natürlich nicht transitiv zu fassen, sondern intransitiv oder subjectiv, in dem Sinne von check, das, wie auch stop, gleichfalls auf beiderlei Weise vorkommt, z. B. bei Locke: The mind checks at any vigorous undertaking. — Inhabit ist von den englischen Bearbeitern bereits genügend erklärt. Beide Lesarten geben einen guten Sinn; die Entscheidung hängt mithin lediglich von der Verbalkritik ab, und ich beziehe mich in diesem Punkte noch einmal auf Dyce, dessen Bemerkungen zu dieser Stelle, so wie zu shag-haired oder shag-eared (IV, 2.) sich auf positive Thatsachen gründen.

Bei der Stelle, wo Lady Macbeth, ihren Gemahl reizend, spricht: thou'dst have, great Glamis, that which cries, „Thus thou must do, if thou have it“ (I, 5.), ruft mir Herr Voigtmann zu, hier, nämlich vor have it, sei nicht thou'lt zu emendiren, sondern wouldst zu suppliren. Ich hätte, meint er, übersehen, daß vorher schon fünfmal wouldst vorgekommen sei, und der Dichter habe es gewiß füglich endlich ganz weglassen können*). Herr Voigtmann irrt sich; ich habe das fünfmal vorgekommene wouldst keineswegs übersehen; aber Herr Voigtmann hat übersehen, daß man nicht jedes beliebige Wort weglassen kann, weil es schon einige Male dagewesen, daß die Weglassung ihre nach grammatischen Gesetzen bestimmten Grenzen hat. So z. B. konnte der Dichter das vierte Mal wouldst weglassen, weil hier zwei coordinirte Sätze zusammengezogen sind, die das Subject und das Hülfsverb gemein haben; dagegen durfte zum sechsten Male das Hülfsverb, welches die Beziehungen des Prädicats und Subjects ausdrückt, nimmermehr fehlen, weil der zweite Satz dem ersten nicht coordinirt, sondern als Bedingung subordinirt ist. If thou have it kann nie etwas anderes heißen, als: wenn du es hast. Herr Voigtmann muß also entweder den Sinn

*) Die Stelle heißt vollständig so:

— — what thou wouldst highly,
That wouldst thou holily, wouldst not play false,
And yet wouldst wrongly win: thou'dst have, great Glamis,
That which cries, „Thus thou must do, if thou have it.“

dieser Worte erklären, was ich versucht habe, oder zugeben, daß hier etwas emendirt und nicht supplirt werden muß. — Bei einer andern Stelle*) hätte Herr Voigtmann seine Ansicht vortragen können, ohne zugleich allen anderen Leuten Grammatik und natürliche Logik abzusprechen. Uns scheint dies sehr vermessen, da doch alle Erklärer ohne Ausnahme bisher words als Subject des Satzes angesehen haben; und es wäre doch wunderlich, daß niemand sollte auf Herrn Voigtmann's Construction gefallen sein, wenn dieselbe so natürlich wäre. Ueber den Sinn der Stelle kann kein Zweifel sein; nur das ist die Schwierigkeit, wie der Sinn aus den Worten herauskomme. Herr Voigtmann construirt nämlich: Breath gives words too cold to the heat of deeds. Hätte er nun aus diesem Satze den Gedanken auf grammatischem Wege entwickelt, so würde er damit allen Lesern ein großes Licht angezündet haben; allein statt diesen, nach unserer Meinung ganz ungrammatischen und sinnlosen Satz zu erklären, setzt er die Tieck'sche Uebersetzung daneben, und geht davon. — Nicht besser macht er es mit der Stelle II, 2. making the green one red. „Wenn ich sage," schreibt Herr Voigtmann, „my neighbour has fifty white horses, and a black one, so bezieht sich unzweifelhaft one auf horses; eben so unzweifelhaft bezieht sich hier the green one auf die seas." — Halt, Herr Voigtmann! a black one ist ein einzelnes Pferd; Sie machen aber the green one nicht zu einem einzelnen Gewässer, sondern zum ganzen Ocean. Das stimmt nicht mit Ihrem Beispiele zusammen. Eben so kommen Sie mit Ihrer fair one schlecht weg; denn a fair one ist wiederum eine einzelne schöne Person, und nimmermehr würde z. B. the fair one das ganze schöne Geschlecht bezeichnen können.

Dies ist die letzte Stelle, welche Herr Voigtmann in seinem Aufsatze behandelt, mit Ausnahme der sechsten Scene des dritten Acts, bei welcher Tieck sich eine zwar kühne, aber doch geistreiche und consequent durchgeführte Transposition erlaubt hat. Hr. Voigtmann stellt die wunderliche Behauptung auf, Tieck sei zu dieser Umstellung dadurch gekommen, daß er die rechte Bedeutung von to bestow nicht gekannt habe; er selbst nimmt dann Tiecks Ansicht halb auf, und halb läßt er sie fahren, spricht von einem dummen

*) Macb. II, 1. Words to the heat of deeds too cold breath gives.

Teufel von Abschreiber, der die Personen in Confusion gebracht, und nennt jeden eine Nachtmütze, der sich in seine — Herrn Voigtmanns — Erklärungen nicht gleich finden kann. Wer aber durch aufmerksames Lesen und Prüfen erkannt hat, wie burschikos und cavaliermäßig Herr Voigtmann mit der Grammatik umspringt, wird von vorn herein mißtrauisch werden, sobald Herr Voigtmann sich auf das Gebiet der höheren Kritik begiebt, und sich lieber mit den hergebrachten Formen begnügen, als dem ersten besten Neuerer folgen, der mit dreisten Worten (broad words) die alten Autoritäten erschüttern will. — Wir lassen also hier Herrn Voigtmann fahren und gehen zu einigen andern Stellen über, die uns in philologischer Beziehung noch der Erwägung zu bedürfen scheinen.

Act III. Scene 1.

Macb. We should have else desir'd your good advice,
(Which still hath been both grave and prosperous)
In this day's council; but we'll take to-morrow.

Tieck hat die unterstrichenen Worte übersetzt: „doch gönnt ihn morgen uns", nämlich Euren Rath, als wenn da stände we'll take it to-morrow. Eine solche Auslassung des leidenden Objects ist aber gegen Grammatik und Sprachgebrauch; vielmehr ist to-morrow als leidendes Object von take zu betrachten: we'll take to-morrow instead of to-day for our council.

Act III. Scene 1.

Macb. — Within this hour, at most,
I will advise you where to plant yourselves,
Acquaint you with the perfect spy o' the time etc.

Die englischen Erklärer nehmen acquaint you für den Imperativ, als Aufforderung, daß die Mörder ihre Zeit wohl wahrnehmen mögen. Tieck läßt mit Recht, wie auch Voß, acquaint you noch von I will abhängen. Es kam natürlich Macbeth zu, den Mördern den rechten Augenblick anzugeben, damit sie ihr Opfer nicht verfehlten.

Act III. Scene 2.

But let the frame of things disjoin,
Both the worlds suffer.

Mögen diese Worte, wie bei Collier, als zwei Verse gelesen, oder nach Dyce in Einen Vers zusammen gezogen werden: auf jeden Fall scheint suffer ein mattes Wort im Verhältniß zu dem Pathos

der ganzen Rede. Wir finden, daß alle Uebersetzer hier nachhelfen. Tieck übersetzt: schaudern; Voß: mag zertrümmern beider Welten Bau; Schiller: zusammenbrechen. Nicht bloß die deutschen Uebersetzer haben dies Gefühl, auch die englische Theaterausgabe giebt dem Vers eine andere Wendung: But let both worlds disjoin and all things suffer. Sollte hier etwas ausgefallen sein?

Act III. Scene 2.

Unsafe the while, that we must lave our honours
In these flattering streams etc.

Macbeth hat seine Gemahlin ermahnt, bei dem bevorstehenden Mahle Banquo mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln; dann fährt er fort, wie oben. Versteht man diese Worte als Fortsetzung dieser Ermahnung, oder vielmehr als Grund derselben, so ist nicht zu begreifen, wie die Lady darauf erwiedern kann: you must leave this. Sie hätte ja eine solche Ermahnung nur höchst angemessen finden und loben können. Ich nehme die Worte als einen unwilligen Ausruf, den ihm das Gefühl der Unsicherheit und die für einen Mann, wie er ist, peinigende Nothwendigkeit der Heuchelei auspreßt. Es ist ein Ausdruck seiner inneren Zerrüttung, die sich fortwährend steigert, bis er zuletzt in wilde Wuth ausbricht. Hiezu paßt dann die Antwort der Frau eben so trefflich, als ähnliche Antworten bei anderen Gelegenheiten, wo sie ihn von seinen Gedanken abzulenken sucht. Steevens' Erklärung nähert sich der unsrigen: It is a sure sign that our royalty is unsafe, when it must descend to flattery, and stoop to dissimulation. — Die englische Theaterausgabe läßt die ganze Stelle aus; auch Schiller hat sie weggelassen, und es ist allerdings auffallend, daß Macbeth seiner Frau, der er gar keine Ursache hat zu mißtrauen, aufträgt Banquo zu schmeicheln, während er recht gut weiß, daß derselbe gar nicht kommen wird.

Act III. Scene 2.

Macb. — Come, seeling night,
Scarf up the tender eye of pitiful day,
And with thy bloody and invisible hand,
Cancel, and tear to pieces that great bond
Which keeps me pale.

Im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß Banquo's Same König werden solle. Dies geschriebene Document (bond) ist es, was

Macbeth durch Banquo's und seines Sohnes Ermordung ausstreichen (cancel) und in Stücke reißen will.

Act III. Scene 4.

Macb. 'T is better thee without, than he within.

„Es ist besser (nämlich Banquo's Blut) auswendig an dir, als inwendig in ihm." So spricht Macbeth mit einem rohen Witze zu dem Mörder, der mit Blut besudelt vor ihn tritt. Tieck nimmt dem Ausdruck alle Pointe, indem er übersetzt: „Viel besser draußen an dir, als er hier drinnen." — Johnson, der den Gedanken richtig faßte, wollte statt he lesen: him. Dies ist unnöthig. Noch jetzt wechseln die Accusativ- und Nominativformen der Pronomen in der Volkssprache, und bei Shakespeare sehr oft. Beispiele: Macb. IV, 1. Who may I rather challenge for unkindness. — Cymb. I, 1. I do not think, so fair an outward and such stuff within, endows a man but he. — Cymb. II, 3. gegen das Ende: I hope, it be not gone to tell my lord, that I kiss aught but he.

Act III. Scene 4.

Macb. — Get thee gone: to-morrow
We'll hear ourselves again.

Voß nimmt ourselves again als Casus absolutus: wenn wir wir selbst sind. Daß dies für einen so einfachen Dialog über bloße Geschäftssachen ein sehr gesuchter und gezwungener Ausdruck wäre, leuchtet ein; Tieck hat daher auch anders übersetzt; dabei aber die Schwierigkeit umgangen. In Tiecks Uebersetzung: „morgen vernehm ich mehr", ist ourselves nicht ausgedrückt, das bekanntlich nur dann als Subject gebraucht wird, wenn dieses hervorgehoben werden soll. Ueberdies hatte Macbeth ja nichts weiter zu vernehmen, da er von dem Mörder bereits alles erfahren hatte, was er zu wissen brauchte; auch sagt er nichts von mehr, sondern die Worte lauten hear again, und ein Object ist nicht bezeichnet. Die englische Theaterausgabe liest hear't (hear it); wobei der Satz aber nichtssagend bleibt. Das Einzige, was Macbeth noch mit dem Mörder zu verhandeln hatte, war, daß er ihm seinen Lohn auszahlte und vielleicht noch mit anderen Geschäften beauftragte; und da er dies im gegenwärtigen Augenblicke während des Festes nicht kann, so bestellt er ihn auf den nächsten Tag: „morgen sprechen wir uns (ourselves) wieder." Schon Francke hat in seiner Schulausgabe richtig bemerkt, ourselves stehe hier für each other.

Act III. Scene 4.

Lady. — — the feast it sold,
That is not often vouch'd, while 't is a making,
'T is given with welcome.

Voß: Das Gastmahl scheint erkauft,
Wo nicht den Gästen oft bekräftigt wird,
Man geb' es gern.

Diese Uebersetzung ist richtig, ausgenommen, daß die Worte: while 't is a making fehlen. Tiecks Uebersetzung ist dunkel. Collier hat durch eine veränderte Interpunction, ein Semikolon nach making, den Satz sinnlos entstellt; eben so hat derselbe Herausgeber (II, 2.) nach den Worten: How easy is it then! fälschlich ein Fragezeichen gesetzt, während der Zusammenhang ein Ausrufungszeichen fordert. Diese Fehler sind in die neueste Ausgabe von Tauchnitz übergegangen, und mögen zur Bestätigung dessen dienen, was ich in meinem ersten Artikel über jene Ausgabe bemerkte.

Act III. Scene 4.

Macb. You make me strange
Even to the disposition that I owe etc.

Aus den nachfolgenden Worten von Rosse (What sights, my lord?) geht hervor, daß die obigen Worte an die ganze Tischgesellschaft gerichtet sind. Voß und Schiller beziehen sie bloß auf die Lady; Tieck richtig.

Act III. Scene 4.

Macb. Augurs, and understood relations, have
By magot-pies, and choughs, and rooks brought forth
The secret'st man of blood.

Alle Interpreten und Uebersetzer erkennen an, daß in den unterstrichenen Worten etwas verkehrt ist, und helfen sich durch besondere Deutungen. Da augurs, als Personen, nicht mit relations, als Sachen, coordinirt werden können, nehmen die englischen Erklärer, denen Voß gefolgt ist, augurs für auguries. Dies ist aber erstens gegen die Wortbedeutung, und zweitens wird der Gedanke dadurch entstellt. Denn wie können Augurien und geheimnißvolle Beziehungen der Dinge, die selbst Mittel der Weissagung sind, wieder andere Mittel anwenden? Tieck übersetzt, als wenn im Texte stände: by understood relations, und so läuft im Deutschen sein Satz ganz glatt ab; man braucht aber nur by in den englischen Text zu setzen,

um sich gleich zu überzeugen, daß es so nicht heißen kann. Die Theaterausgabe hat and in that verwandelt, und dadurch alle Schwierigkeit so überraschend beseitigt, daß man diese Emendation nur ohne Weiteres aufnehmen sollte, statt sich länger mit einer offenbaren Corruption herumzuschleppen. Es ist freilich wahr, daß der Zusatz: that understood relations, eigentlich schon in dem Begriffe von augurs enthalten ist; allein so ist es im Grunde ja mit jedem epitheton ornans. Göthe hat in einer seiner schönsten Balladen statt deinem Kanzler gesetzt: dem Kanzler, den du hast, was gewiß unendlich viel matter und überflüssiger ist.

Act IV. Scene 3.

Mal. — Good God, betimes remove
The means that make us strangers.

Tieck sowohl als Voß nehmen strangers in dem Sinne von strange, und beziehen es darauf, daß Malcolm den herantretenden Rosse nicht gleich wieder erkannt hat. Dies würde passen, wenn es made hieße; denn nur so lange Malcolm in England lebte und Rosse in Schottland, konnten sie sich fremd sein; jetzt, da sie zusammen bleiben, wenn auch im Auslande, läßt sich das nicht mehr sagen, und so fehlt den Worten die Pointe. Stranger heißt übrigens als Substantiv ein Fremder, und es ist nichts natürlicher, als daß Malcolm in seinem und aller Freunde Namen Gott um den Sturz des Tyrannen bittet, dessen Herrschaft sie zu Fremdlingen macht, d. h. sie zwingt im Auslande zu leben.

Act IV. Scene 3.

Rosse. — there ran a rumour
Of many worthy fellows that were out.

Tieck übersetzt fälschlich: „daß manche wackre Leute weggeräumt.“ Auch Schiller hat: „ermordet.“ Wortbedeutung wie Zusammenhang entscheiden, daß were out so viel heißt, als: „manche wackre Leute waren auf den Beinen, aus ihren Schlössern fort (wie Macduff auch), um anderswo Schutz und Hülfe zu suchen.“ Dies ist daher der rechte Augenblick, etwas zu unternehmen; denn wenn der Adel anfängt sich zu rühren, ist es Zeit loszubrechen. Auch Macbeth hat das Vorgefühl einer nahen Insurrection, und deshalb seine Macht gerüstet (a-foot).

Act V. Scene 1.

Lady M. Out, damned spot! out, I say! — One; two; why, then 't is time to do 't. — Hell is murky! — Fie, my lord, fie! a soldier, and afeard? etc.

Die oben angestrichenen Worte der Lady, die sie in ihrem Traumwandeln spricht, haben verschiedene Deutung erfahren. Voß, der mit Steevens' Erklärung nicht zufrieden war, meint, bei der Erinnerung an die Mordnacht werde sie von einer solchen Gewissensangst ergriffen, daß sie schaudernd ausrufe: Hell is murky! — Betrachtet man übrigens den Gang der Vorstellungen in dieser Nachtwandlerscene, so findet sich, daß der Uebergang von den wirren Bildern der Vergangenheit zur wirklichen Gewissensangst ein ganz allmählicher ist, und erst später ganz entschieden in dem schrecklichen Seufzer hervortritt, der die Hörer mit Entsetzen erfüllt. Bei der obigen Stelle ist ihre Phantasie mitten in der That, und es wäre keine Methode in dem Wahnsinne, wenn sie da in dem Sinne spräche, wie Voß es meint. Steevens nimmt die fraglichen Worte als spöttische Wiederholung eines Angstrufs ihres Gemahls, und dies ist in so fern dem Charakter der im ersten Acte vorgekommenen Handlungen gemäß, als auch dort Macbeth sich erst zur That entschließt, als seine Gemahlin ihn bei seiner männlichen Ehre angreift und wegen Feigheit verhöhnt. Allein, obgleich Macbeth sich allerdings in jenem berühmten Monologe (If it be done etc.) mit Gedanken an die Ewigkeit und das jüngste Gericht beschäftigt; so sind diese Gedanken doch nirgends so platt und plump ausgesprochen, wie in den Worten: hell is murky, und es scheint außerdem nicht der Sache entsprechend, die Schrecken der Hölle und ewigen Verdammniß durch murky (finster) zu bezeichnen. Ich bin daher geneigt, die Worte in einem andern Sinne zu verstehen. Die Königin hört in ihrem Traume die Glocke schlagen: Eins! zwei! — Die Nacht ist schon im Abziehen; es ist die höchste Zeit zu handeln; denn: hell is murky, d. h. finstere Thaten lieben die Nacht. Die Worte werden so zu einem gottlosen Scherz, wie ihn ähnlich die Mörder machen, und wie er dem Charakter der Lady entspricht. Man denke nur an die Worte, die sie ihrem Gemahl erwiedert, als derselbe nach der That, seine blutigen Hände beschauend, ausruft: This is a sorry sight! — worauf sie entgegnet: A foolish thought to say a sorry sight!

Eben so später: It is the eye of childhood that fears a painted devil. If he do bleed etc.

Act V. Scene 5.

Macb. I have supp'd full with horrors.

Schiller hat diese Worte auf die Scene mit Banquo's Geist bezogen: „Ich hab' zu Nacht gegessen mit Gespenstern." — Macbeth hatte aber gewiß nicht Ursache, auf Grund jenes Gastmahls mit seiner Unerschrockenheit zu prahlen. Tiecks Uebersetzung: „Ich habe mit dem Grauen zu Nacht gespeist", läßt der Vermuthung Raum, er habe die Stelle ebenso verstanden. Es ist wohl zu beachten, daß nicht supp'd im Texte steht, sondern supp'd full, d. h. er hat sich an Schrecknissen so gesättigt, daß nichts mehr Eindruck auf ihn macht. Voß übersetzt richtiger: „Ich schwelgt' im Gräßlichen".

Oldenburg. **Fr. Breier.**

Studien zu Molière.

Dritter Artikel.

Die Gräfin von Escarbagnas.

Dies kleine Lustspiel ist ein Seitenstück zu den Précieuses ridicules, aber, obgleich eine der spätesten Arbeiten des Dichters, weniger sorgfältig gearbeitet. Es machte einen Theil des großen ballet des ballets aus, das 1671 zu St. Germain en Laye bei Hofe aufgeführt wurde, und kam erst später auf die Bühnen der Stadt, von denen es noch nicht ganz verschwunden ist. Wie in jenem Lustspiel prätendirte Bildung bei innerer Rohheit, so wird in diesem der Anspruch auf großstädtischen Ton an einer Krautjunkerin lächerlich gemacht, die zwei Monate in Paris war und daheim Alles à l'instar de Paris umbilden will, indem sie selbst die Rolle einer lionne spielt. Es ist Schade, daß Molière den ergiebigen Stoff — Paris war schon damals die Centralsonne des Landes — nicht zu einem umfassenderen Sitten- und Zeitgemälde zu benutzen, Raum und Muße hatte, er hätte bei seiner Beobachtungsgabe und Kenntniß der Provinz, die er früher mit seiner wandernden Truppe durchreist hatte, etwas sehr Tüchtiges geleistet, aber der König drängte wie immer, daher das Mißverhältniß in der Anlage des Ganzen, das besonders im flüchtig gearbeiteten Schluß hervortritt. Die etwas magere, leicht übersichtliche Intrigue scheint Molière diesmal selbst erfunden zu haben. Ein gewisser geistvoller und gewandter Vicomte liebt die Gräfin Julie, kann sie aber nicht sehen und noch weniger heirathen, weil die beiderseitigen Familien mit einander zerfallen sind. Damit das Haus der Gräfin Escarbagnas, der großstädtischen Kleinstädterin, ihnen zum Stelldichein dienen könne, spielt der Vicomte den Anbeter derselben und geräth dabei zweien anderen Anbetern, dem Steuereinnehmer Harpin und dem Rath Thibaudeau ins Gehege. Die Gräfin freut sich über den Zuwachs und läßt sich die dreifache Anbetung mit großer Superiorität gefallen, fühlt sie sich doch dabei jenen gefeierten

und von ihr beneideten Pariserinnen gleich. — Die Herrlichkeit aber dauert nicht lange: Herr Harpin, der merkt, daß seine Liebe und sein Beutel zugleich ausgebeutet werden, der als Herr Einnehmer nicht länger Herr Ausgeber sein will, kommt wüthend herbei und kündigt ihr den Kauf auf in einer derben Standrede über das schmähliche Benehmen des adeligen Packs, in der die demokratische Ader des Dichters — der Kammerdiener des Königs verläugnete nie seine Abkunft — plötzlich hervorspringt. Zu gleicher Zeit kommt ein Brief, der die Versöhnung der Familien des Vicomte und der Gräfin Julie meldet, so daß der Heirath Nichts mehr im Wege steht. — Der albernen Escarbagnas bleibt also nur noch der alberne Rath, den sie auch wirklich nimmt, indem sie ihm sagt: Oui, monsieur Thibaudeau, je vous épouse pour faire enrager tout le monde.

Mons. Thibaudeau.

Ce m'est bien de l'honneur, Madame.

Sie ist, obgleich sie sich geschraubte Briefe schreiben und freie Gedichte vorlesen läßt und gern im Jargon der Preciösen spricht, doch wenig in den schönen Wissenschaften bewandert, denn sie nimmt den Dichter Martial für den gleichnamigen Handschuhmacher des Ortes, läßt sich aber vom gelehrten Herrn Rath sagen, daß dies ein Schriftsteller sei, der vor dreißig bis vierzig Jahren gelebt habe. — Um so besser ist sie dagegen in den Regeln der höheren Pariser Etiquette bewandert, dem bürgerlichen Rath bietet sie einen Sessel, dem Vicomte einen Lehnstuhl, hat aber ihre liebe Noth mit den bäuerischen Bedienten, die sich gar nicht an die Lebensweise der Hauptstadt gewöhnen können, findet den Freimuth des Einnehmers sehr gemein und meint dabei mit einem überlegenen, den Pariserinnen schon abgelauschten Tone: Cela est merveilleux comme les amants emportés deviennent à la mode.

Die Scene, wo der pedantische Hauslehrer den jungen Herrn Grafen vorführt und ihn seine Wissenschaft auskramen läßt, ist recht lustig, zumal der kleine Lateiner zum Schrecken der zartfühlenden Mutter in seiner Unschuld etwas sehr Unanständiges sagt. Dies ist wieder ein Spaß, der einer von der Ninon dem Dichter zugeflüsterten Anekdote nachgebildet war. Gleich zu Anfang entwirft der Vicomte das Bild eines Winkelliteraten und Zeitungsschreibers einer kleinen Stadt, das noch heute seine Wahrheit hat. — C'est là comme vous savez, sagt der Vicomte, le fléau des petites villes, que ces

grands nouvellistes qui cherchent partout, où répandre les contes qu'ils ramassent. — — — Il fait, à l'entendre parler les secrets du cabinet mieux que ceux qui les font. La politique de l'état lui laisse voir ses desseins, et elle ne fait pas un pas dont il ne penètre les intentions. Il nous apprend les ressorts cachés de tout ce qui se fait, nous découvre les vues de la prudence de nos voisins et remue à sa fantaisie toutes les affaires de l'Europe.

In der auch hier gewandt eingeleiteten Exposition liest der Vicomte seiner Geliebten ein auf sie gedichtetes Sonnett vor, das, obgleich voll Antithesen und Concettis, doch leicht und hübsch ist, und bewährt sich im Gegensatz zum Bronte des Misanthropen als Mann von Geist, indem er gesteht, seine Dichtereitelkeit mache, daß es ihm in der Tasche brenne.

In der elften Scene zeigt sich, wie belustigend die Gräfin in ihrem anspruchsvollen Wesen ist und wie die feine Julie, ein Gegenstück zur Elise in der Kritik der Frauenschule, sie zu persiffliren weiß.

La comtesse.

En vérité, madame, c'est une chose étrange que les petites villes! On n'y sait point du tout son monde: et je viens de faire deux ou trois visites, où ils ont pensé me désespérer par le peu de respect qu'ils rendent à ma qualité.

Julie.

Où auraient-ils appris à vivre? ils n'ont point fait de voyage à Paris.

La comtesse.

Ils ne laisseraient pas de l'apprendre, s'ils voulaient écouter les personnes; mais le mal que j'y trouve, c'est qu'ils veulent en savoir autant que moi, qui ai été deux mois à Paris et ai vu toute la cour.

Julie.

Les sottes gens que voilà — — — —

Die Albernheit, in der Provinz den Hauptstädter zu spielen und daselbst Alles zu verachten und reformiren zu wollen, ist ein oft im bürgerlichen Lustspiel, auch von Holberg und Kotzebue behandelter Vorwurf.

Le Sicilien ou l'amour peintre.

Comédie en un acte et en prose. 1667.

Dies kleine angenehme Stück hat einen von den beiden vorhergehenden, an die ich es der äußeren Form wegen anreihe, verschiedenen Charakter. Es ist mehr zur Unterhaltung als zur Sittensatyre bestimmt, obgleich es auch einige Zeitanspielungen enthält, und hat durch die spannende, jedoch schon damals nicht neue Handlung, durch einen gewissen musikalischen Schwung und Rhythmus der Sprache, durch malerische Situationen und Tableaux, durch eingewebte Tänze und Serenaden schon etwas von der neueren komischen Oper. Deshalb konnte es auch das italienische Theater mit geringen Veränderungen als eine solche aufführen. — Es war dazu bestimmt, in das ballet des Muses von Benserode eingeführt zu werden und gab dem Könige Gelegenheit, die Rolle eines reichcostümirten Mauren zu spielen; auch Madame, Mademoiselle de la Valière und viele andere Personen des Hofes tanzten darin.

Ein junger französischer Cavalier Adrast, der hier im Gegensatz zu dem mürrischen Sicilianer als sehr liebenswürdig und gewandt dargestellt wird, ist in eine junge Griechin Isidore verliebt, ein reizendes, offenherziges Geschöpf. — Don Pedro hat sie als Sclavin gekauft und hält sie, gleichwie Arnolph in der Männerschule sein Mündel, unter Schloß und Riegel, denn er ist eifersüchtig wie ein Tiger, wie ein Dämon, ein in südlichen Farben gemalter Charakter, der wie ein spanischer Capitän bramarbasirt und doch zuletzt Alles über sich ergehen lassen muß. — Adrast erfindet mit Hülfe seines schlauen Dieners Hali allerlei Mittel, die Schöne zu sehen und zu sprechen. Das führt aber zu Nichts, und er verliert seine Zeit mit Serenaden unter den Fenstern derselben. Da erfährt er, daß Don Pedro sie will malen lassen. Der Maler ist einer seiner Freunde und läßt ihn statt seiner hingehen. Dies führt zu einer äußerst anmuthig gehaltenen, später oft nachgeahmten Scene, wo der Liebende als Maler der Geliebten Gelegenheit hat, sich auf ihren Reizen zu ergehen und ihr im Beisein des Nebenbuhlers eine verhüllte, aber bald erhörte Erklärung zu machen. — Jetzt kommt es nur noch darauf an, sie zu entführen; dazu hilft folgendes Mittel: Er stellt sich, als verfolge er seine Sclavin Zaïde, die in Don Pedro's Haus geflohen ist und von diesem beschützt wird; darauf giebt er scheinbar den

Vorstellungen derselben nach und thut, als wolle er der entflohenen Sclavin verzeihen, diese geht mit ihm fort, ist aber die verkleidete und verschleierte Isidore. Don Pedro merkt zu spät die List und ruft die Justiz herbei, die Justiz hat aber keine Zeit, denn sie giebt einen Ball; mit diesem letzten Stich auf die Saumseligkeit der eitlen, geschniegelten Magistratspersonen, die schon zu Molière's Zeit mehr mit ihren Vergnügungen, mit der Jagd, der Liebe und dem Spiel, als mit ihrem Beruf beschäftigt waren, geht das Stück in ein Ballet über.

Dasselbe ist durch sein sicilianisches Colorit — um die Localfarbe bekümmert sich Molière, dessen meisten Stücke aber auch auf französischem Boden spielen, sonst weniger —, durch Einmischung von Musik und Tanz, durch Verschleierungen und Verkleidungen ein äußerst belebtes, vom poetischen Hauch durchwehtes Bühnenlustspiel einer ganz neuen Art. — Molière war dazu berufen, fast alle jetzt in Frankreich bekannten Gattungen vorzubilden, die später oft, besonders von Saint cultivirt werden.

Es ist ein Muster jener leichten, galanten, halb sentimentalen, halb frivolen, geistreichen und pikanten kleinen Stücke, an denen Frankreich und besonders das Scribesche Repertoire so reich ist; nur haben sie nicht alle jene Plastik, Wahrheit und Natur, die sich bei Molière immer findet, verfallen gar leicht ins Manierirte und Frivole und werden zu jenen nichtssagenden Boudoirstücken, die keine Aehnlichkeit mehr haben mit unsers Dichters stets realistischer, energischer Darstellungsweise. — Voltaire meint, der Sicilier sei das Anmuthigste, was Molière in dieser Gattung geschrieben habe.

Ich hebe aus dem hier besonders eleganten, von einem gewissen poetischen Rhythmus bewegten Dialog Einiges hervor:

Qui va là? fragt Don Pedro im Dunklen den Hali, indem er ihm eine Ohrfeige giebt. — Ami! erwidert dieser ganz trocken und giebt ihm die Ohrfeige zurück. — Später erscheint er als Musiker vor demselben und sagt: Signor! Je suis virtuose. — Je n'ai rien à donner, ist Pedro's Antwort. Dieser Hali ist eben so fein und verschmitzt wie die anderen Molièreschen Bedienten und betreibt das Mystificiren und Betrügen, indem er es über die Nothwendigkeit hinaus erweitert, zugleich als eine schöne Kunst, in deren Gelingen er seinen Ehrgeiz setzt. Le courroux du point d'honneur me prend: il ne sera pas dit qu'on triomphe de mon adresse;

ma qualité de fourbe s'indigne de tous ces obstacles, et je prétends faire éclater les talents que j'ai eu du ciel. — Derselbe Hali unterscheidet sich jedoch schon von jenen Crispins und Mascarilles, die Nichts als ergebene Diener ihrer Herren sind und gar keinen unabhängigen Lebenszweck für sich in Anspruch nehmen. Er beklagt sich schon de la sotte condition que celle d'un esclave, de ne vivre jamais pour soi, et d'être toujours entier aux passions d'un maître, de n'être réglé que par ses humeurs, et de se voir réduit à faire ses propres affaires de tous les soucis qu'il peut prendre.

Man sieht, es regt sich schon in ihm etwas von dem Unabhängigkeitsgefühl der späteren Figaros, er will sich schon emancipiren. Ein hübsches Selbstbekenntniß der weiblichen Eitelkeit hören wir aus Isidorens Munde:

A quoi bon de dissimuler! Quelque mine, qu'on fasse, on est toujours bien aise d'être aimée. Ces hommages à nos appas ne sont jamais pour nous déplaire Quoiqu'on en puisse dire, la grande ambition des femmes est, croyez-moi, d'inspirer de l'amour. Tous les soins qu'elles prennent ne sont que pour cela; et l'on n'en voit point de si fière qui ne s'applaudisse en son coeur des conquêtes que font ses yeux.

Wenn Ariste sagt, er könne malen gegen die französische Sitte, die nicht wolle, daß ein Edelmann irgend etwas verstände, so ist das eine Satyre gegen nur einen Theil des französischen Adels; die Schöngeisterei und Wissensprätension des andern — ils savent tout sans rien avoir appris — war für unsern Dichter, besonders im Misanthrop, eine noch viel ergiebigere Quelle. Es ist bemerkenswerth, daß dies Stück, das übrigens die Localfarbe sehr sorgfältig hält, die sonst meistens von unserm Dichter streng beobachtete Einheit des Ortes verletzt.

Oldenburg. **A. Laun.**

Ἓν διὰ δυοῖν.

Ein Beitrag zur Betrachtung der nicht logischen Seite der Sprache.

Durch das beiordnende Bindewort „und“ werden oft zwei Begriffe mit einander verbunden, von denen der eine dem andern untergeordnet sein sollte. In den alten Sprachen kommt dies meist bei Nominibus vor, im Deutschen merkwürdiger Weise meist bei Verben. Wenn Ovid Met. 3, 32 singt: Martius anguis erat, cristis prosignis et auro, so übersetzt Voß allerdings: Drinnen gelagert war ein Drache des Mars mit Kamm vorstrahlend und Golde = mit goldfunkelndem Kamme, aber wir finden sonst bei unsern Dichtern und andern Schriftstellern höchst selten eine gleiche Wendung. Cicero sagt Off. 3, 33: Si talibus monumentis praeceptisque laetabere = monumentis sive libris, quibus praecepta continentur = mon. praeceptorum; Tusc. 5, 32, 92: Et hic (Diogenes) quidem disputare solebat, quanto regem Persarum vita fortunaque (= Lebensglück) superaret; 3, 16: longinquitas et dies = die Länge der Zeit; der Verf. des dial. de or. 20: Juvenes et in ipsa studiorum incude positi, was allerdings zwei nebeneinanderstehende Begriffe bezeichnen **kann**; Virg. Georg. 2, 192: Pateris libamus et auro „desgleichen in Schalen wir weihn und in Golde“ nach Voß; Seneca: Cursum Nilo violentiamque eripit latitudo regionum, in quas extenditur; Nep. Epam. 1: exprimere imaginem consuetudinis atque vitae; Tacit. Ann. 2, 69: carmina et devotiones reperiebantur; 2, 83: tempore ac spatio; 12, 27; veteranos coloniamque deducere; Liv. 1, 18: partem sanguinis ac caedis paternae. Wir vrgl. noch C. pro Arch. 6: ex his studiis hoc quoque crescit oratio et facultas (= orationis oder dicendi facultas), nach der Uebersetzung von Friedr. Karl Wolff (Altona 1829): Durch diese Wissenschaften vervollkommnet sich auch meine Rede und Geschicklichkeit; C. Catil. 1, 13; ut saepe homines aegri morbo gravi, quum aestu febrique (= Fieberhitze) jactantur; C. Verr. 4, 35 und Curt. 4, 17, dort coronis et floribus, hier floribus coronisque (= Blumenkränzen) und C. Tusc. 3, 44: sertis et rosa; C. pro Flacc. 2: devincti necessitudine ac vetustate (= vetustate necessitudinis); C. Verr. 5, 14: jus imaginis ad memoriam posteritatemque prodere (= ad memoriam posteritatis); Virg. Aen. 1, 61: molem et montes insuper altos imposuit (= molem altorum montium, „den Wall hochthürmender Berge“); C. nat. d. 2, 37: corpora quodam solida atque individua vi et gravitate ferri; off. 1, 4: nec vero illa parva vis naturae est rationisque = der vernünftigen Natur.

Aehnliches ist bei den Franzosen zu finden. So sagt Lamartine Narmon. 1, 1: un temple rempli de voix et de prières. Bisweilen mag man zweifelhaft sein, ob man nicht besser beide Substantive selbstständig neben einander bestehen läßt. So in der Athalie von Jean Racine Acte 1, Scène 4: Dis-nous pourquoi ces feux et ces éclairs, ce torrens de fumée et ce bruit dans les airs, ces trompettes et ce tonnerre: venoit-il renverser l'ordre des élémens? Die griechische Literatur hat auch derartige Wendungen. So sagt Aeschines Eumenid. 238: αἷμα καὶ σταλαγμός d. i. αἵματος σταλαγμός; Il. 19, 214: φόνος τε καὶ αἷμα, wo jedoch beides besser selbstständig gedacht wird. Je einfacher die hebräische Sprache ist, desto mehr von ähnlichen Redensarten finden sich in derselben vor. So heißt es 1. M. 1, 14 nach der Vulgata: Dixit autem Deus: Fiant luminaria

in firmamento coeli et dividant diem ac noctem et sint in signa et tempora et dies et annos = in signa temporum et dierum et annorum. Luther hat ebenfalls: Die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre; 1. M. 3, 16: Multiplicabo aerumnas tuas et conceptus tuos; LXX: πληθύνω τὰς λύπας σου καὶ τοὺς στεναγμούς σου. Vor allem haben wir hier eine Art von hebräischer Verbindung zu besprechen, die der bald zu erörternden deutschen Redeweise sehr nahe kommt. Esther 8, 6 heißt es (wir geben wörtliche Uebersetzungen): Wie halte ichs aus und sehe an das Unglück, das mein Volk treffen wird? Wie halte ichs aus und sehe an den Untergang meines Geschlechts? (= Wie kann ich's ansehen?) Jos. 7, 7: Hätten wir es uns gefallen lassen und wären geblieben jenseits des Jordans; Richt. 19, 9: Laß dir's doch gefallen und übernachte (zu übernachten); 5. M. 1, 5: Moses fing an, erklärte das Gesetz (= zu erklären); Hos. 5, 11: Es läßt sich gefallen, folgt Menschensatzungen (= zu folgen; in den beiden letzten Beispielen also ohne Kopula); 5. M. 2, 24: Hebe an, nimm in Besitz und bekriege ihn; Klageldr. 4, 14: sie vermochten's, rührten an (= anzurühren). So noch 1. M. 30, 31: ich will wiederholen und weiden = wieder weiden; 26. 18: Er wiederholte und grub auf = er grub wieder auf; ähnlich 2. Kön. 1, 13; 20, 5; Jes. 6, 15; Hos. 2, 11; 1. Sam. 2, 3: ihr macht viel, redet (= redet viel); 20, 19: Du thust am dritten Tage, steigst herab (= herabzusteigen = du steigst am 3. T. herab); 1. M. 25, 1: Und er fuhr fort und nahm ein Weib (= er nahm abermals ein W.); vrgl. 38, 5; Hos. 1, 6; Jes. 32, 1; 4, 1; 5. M. 31, 12: daß sie lernen und fürchten (= zu fürchten); Jes. 42, 21: Jehova würdigte sie (geruhete) und gab ihnen das Gesetz, groß und herrlich. Vrgl. noch 1. Sam. 16, 16: der es versteht, die Harfe rührt (= zu r.).

Wir theilen jetzt deutsche Beispiele darüber mit. Lessing sagt Bd. 31 S. 24 (Berlin und Stettin 1828): Ich bin wirklich so eitel und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde (= so eitel zu glauben); B. 27, 337: Wenn Sie so gütig sind und glauben, daß ich wol etwas Besseres hätte schreiben können rc. (= so gütig sind zu glauben). Auch 27, 223 steht: „Thun Sie es mir zu Gefallen und werden Sie nicht so unwillig, daß Sie den Quark gar liegen ließen" wol für: „zu Gefallen, nicht so unw. zu werden", obwol vielleicht eine andere Erklärung zuläßig ist. B. 29 S. 11 steht: Haben Sie die Gütigkeit und kündigen Sie meiner Wirthin mit dem jetztlaufenden Monat das Quartier auf; 32, 138: Erzeigen Sie mir die Wohlthat, und glauben Sie mir auf mein Wort, daß rc.; 37, 133: Gerechtigkeit widerfahren lassen und rc. (= . . . lassen zu rc.). Veith (Erzählungen und Humoresken. Wien 1848. Thl. 2, S. 223): Zwar rächten sie sich, so gut sie es vermochten und nannten ihn einen Muttermörder (= z. rächten sie sich . . . dadurch, daß sie ihn einen M. nannten); 188: Herr Ceres erweiset uns die Ehre, auf seiner Reise nach Saaz, gen Sachsen zu, und hat eigens deshalb einen Umweg gemacht, um mit dir ein ernstlich Wort zu reden (= . . die Ehre einen Umweg zu machen, wie es logisch richtig S. 72 heißt: „Sie war so gütig, mich in den Garten herein zu nöthigen", wofür auch stehen könnte: Sie war so gütig und nöthigte); Auerbach's*) Dorfgeschichten 4. Aufl. B. 1, S. 2: Wir thun ihm

---

*) Wir haben in einem frühern Hefte dieses Archivs von dem Pron. Possess. beim Genit. oder Dativ gesprochen. Auerb. giebt uns auch ein Beispiel, wo dabei der Nominativ steht! S. 243 heißt es: Das ist meine Kinder ihr Sach! Oder wäre „m. Kinder" Akkusativ? Uebrigens vrgl. über den Dativ dabei noch Auerb. S. 231: Ich muß meinen Matthes und meinem Aloys seine Kinder sehen; über den Genitiv 307: aller Meister ihre Kunst; 318: Meiner Schwester ihr Bub' geht in die Schul'; Stifter, Studien Aufl. 2, S. 159: Das Buch zeigt den grünen Einband, den alle Bücher aus Astons Sammlung und auch Angela's ihre haben.

den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen; S. 36: Willst du nicht so gut sein und meinen Vater holen; S. 37: Als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehn &c.; 67: Hätte nur Befele seiner eignen Eingebung gefolgt und den Schultheißen geheirathet (= d. Sch. zu h.); 200: Die E. war so gescheit gewesen und hatte sich in der Küche eingestellt; 272: Thu's mir zur lieb und gib Frieden; 313: Thu's mir zu lieb und gib ihm die Hand; 314: Ich muß froh sein, wenn die Leute so gut sind und nicht von Dir reden; 73: Morgen früh mußt Du so gut sein und ganz früh nach Horb fahren und den Brönner holen; 246: Er hatte sich vorgenommen, es dem Aloys nachzuthun und seine Mutter nicht mit kläglichen Briefen noch mehr zu betrüben; 504: Wie wär's, wenn der Herr Lehrer so gut sein wollt' und uns jed' Woch' ein paar Abend so vorlesen thät; Stifter Studien Aufl. 2, S. 76: Da sehe ich schon, daß Du verstockt sein wirst und kaum die Hälfte glaubst; 188: Ich bitte Dich, bleibe bei Deinem Vorsatze und komme bald; Rabener (Kleider machen Leute): Ich bin so billig gewesen und habe gewiesen, daß Kleider Leute und Verdienste machen; das.: die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehn ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht sein und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen; Friederike Bremer Nina S. 29: Es könnte gerade eine Frau für mich sein, wenn sie NB. so klug ist und mich haben will; Reiske (Lessings sämmtl. Schriften B. 26, S. 293): Herr G. hatte mir die Gefälligkeit erwiesen und das noch unvollkommene Werk mir auf ein Paar Stündchen zum Durchsehn mit nach Hause gegeben; ders. das. S. 296: Thun Sie mir doch die Liebe und lassen mir dieses Manuscript zukommen; ders. das. 287: Dürfte ich wol so frei sein und mich erkundigen; Chamisso (Werke 2tr. Aufl. B. 5, S. 37): Ich wollte die Minute, die mir vergönnt ist, benutzen und Dir noch heute schreiben; Claudius Thl. 7. Wandsbeck 1802, S. 8: Ich dächte, die Leute, die in dem Sattel ihrer Philosophie so fest und sicher sitzen, daß sie von allen diesen Dingen und von dem, was sich darauf gründet, nichts wissen wollen, sollten die Zeit daran wagen und den Gurt und die Steigriemen doch lieber noch einmal nachsehn. Vrgl. Thl. 6, S. 72: Sie stand und stand und wagt' es kaum und trat von hinten her und rührte an des Kleides Saum — und hatte ihr Begehr; Hitzig in den Werken von Chamisso B. 6, S. 175: Machen Sie es sich doch bequem und sprechen französisch; S. J. F. Wendal (Eugenius oder treu bis in den Tod — Münster 1830) S. 135: Du gäbest meinen innigen, meinen dringendsten Bitten nach und nänntest ihn nicht. — Es ist offenbar, daß diese sprachlichen Wendungen, auf welche wir wol noch einmal zurückzukommen hoffen, den strengen Gesetzen der Logik nicht entsprechen. Aber dafür schenken sie dem Ausdrucke desto mehr Kraft und Anschaulichkeit und malen mehr ins Plastische. Dem Ovid erscheint der Goldglanz als etwas Selbstständiges neben dem Kamme, und er sieht zwar erst, daß es ein Kamm ist, dann aber eben so sehr, daß es Gold ist. Der Deutsche bittet jemand, eine Gefälligkeit zu haben, und dann bittet er ihn zum 2ten Male, ihm einen Thaler zu leihen, was offenbar eine Verstärkung der Kraft in der sprachlichen Darstellung ist. Es versteht sich von selbst, daß durch den Gedankenzusammenhang, durch die Betonung, durch die Begriffsbeziehungen der also nebengeordneten Wörter jegliche Täuschung in Bezug auf das Verständniß verhütet sein muß. Dann aber sagen wir: Nicht allein der Verstand, sondern auch Phantasie und Gemüth sind und waren unter der bildenden und erziehenden Hand Gottes die sprachbildenden Seelenkräfte.

Teipel.

☞ Der Aufsatz über Scherenberg's Gedicht „Waterloo" im dritten Heft des IX. Bandes hat den Gymnasialdir. Prof. Greverus in Oldenburg zum Verfasser.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas. Zwei Theile. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'scher Verlag. 8. (S. 308 und 300.)

Während der Unterzeichnete in diesen Blättern (V, 172—200. 383—418) die Geschichte der Entstehung der Xenien und des dadurch veranlaßten literarischen Sturmes in ausführlicher Darstellung zu entwickeln und Beiträge zur richtigern Deutung einzelner Xenien zu geben unternahm, war Herr Eduard Boas mit der Redaktion einer umfassenden, die Xenien im weitesten Sinne in ihren Kreis ziehenden nnd ihre Geschichte bis zu den letzten Nachklängen verfolgenden Schrift beschäftigt, die jetzt im Druck vollendet vor uns liegt. Der Verfasser, der sich schon längst durch seine Nachträge zu Schiller's und Goethe's Werken als Literarhistoriker bekannt gemacht, hat sich seiner Aufgabe mit großer Liebe und dem unverkennbaren Bestreben, den Gegenstand zum endlichen Abschluß zu bringen, ja mit sichtlicher Aufopferung unterzogen, indem er es an den mannichfachsten Versuchen, in den Besitz der vielzerstreuten Xenienliteratur zu gelangen, und an vielfachen Anfragen und Erkundigungen bei solchen Personen, von denen irgend Auskunft zur Erklärung und Erläuterung jener Gedichte zu erwarten stand, nicht hat fehlen lassen, und wir erkennen es mit Dank an, daß es ihm hierdurch gelungen ist, nicht allein einzelne ältere Beurtheilungen der Xenien und einige Xenienschriften, die mir unerreichbar gewesen, zur Einsicht und Berichterstattung zu erhalten, sondern auch manche bisher unbekannte Daten, die ohne seine Bemühung vielleicht nie zur Oeffentlichkeit gelangt sein würden, an's Licht zu stellen. So sehr wir aber auch bereit sind, den unverkennbaren Fleiß des Verfassers und so manche Ergebnisse desselben dankbar anzuerkennen, so sehr müssen wir es auf der andern Seite bedauern, daß es ihm bei der Ausarbeitung der Schrift an besonnener Ruhe und jener klaren, sichern Methode gefehlt hat, welche ihn gegen Uebereilung und Ueberstürzung gewahrt hätte. Ein ungeduldiges Haschen nach neuen Entdeckungen hat ihn nicht selten zu ganz unhaltbaren Deutungen hingerissen, wobei häufig die bisherigen Erklärungen vorschnell und ohne besondere Prüfung verworfen werden. Dagegen muß es sehr auffallend scheinen, daß an anderen Stellen, obgleich der Verfasser behauptet, überall auf die Quellen zurückgegangen zu sein, die bisherige irrige Deutung ohne alle Prüfung aufgenommen wird. Bei der Erklärung selbst finden wir den eigentlichen Sinn der Xenien oft ganz vernachlässigt, da Herr Boas fast nur auf die literarischen Beziehungen sein Augenmerk gerichtet hält, und auch in Bezug auf letztere zeigen sich manche bedeutende Lücken. Die folgende, in's einzelne gehende Beurtheilung, in welcher wir manchen neuen Beitrag zum Verständnisse der Xenien zu liefern hoffen dürfen, möge unser Urtheil nach jeder Seite hin bestätigen, wobei wir es uns zur Pflicht gemacht haben, auf alles Neue, was wir der Thätigkeit und dem Scharfsinne des Verfassers verdanken, aufmerksam zu machen. Möge Herr Boas, dessen ehrenvolle Anerkennung den Unterzeichneten zu Dank verpflichtet, unsern Beitrag freundlich aufnehmen!

Die drei ersten, die Veranlassung und Entstehung der Xenien behandelnden Abschnitte, „der Angriff", „Eris unter den Horen", „Entstehung der Xenien" (I, 1—37), bieten weniges Neue, und wir vermissen besonders eine übersichtliche, die Hauptpunkte bestimmt hervorhebende Darstellung. Interessant ist S. 15 f. der Abdruck des Angriffes auf die Horen aus der Berliner Camera obscura (vergl. Humboldt's Brief an Schiller vom 20. Nov. 1795) und die S. 29 f. gegebene Nachweisung des im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 170—172 erwähnten Pasquills in der Schrift: „Germania im Jahre 1795". Dagegen hat Boas S. 25 f. die Aeußerung Schiller's: „Denn da wir doch zuverlässig an den unsicheren Orten confiscirt werden, so sehe ich nicht, warum wir es auch nicht von dieser (der politischen) Seite verdienen sollten", merkwürdig mißverstanden; denn Schiller fürchtet bis dahin keineswegs die Confiscation der Xenien wegen politischen Freimuthes (er setzt die politische Seite ja gerade den anderen Seiten entgegen), sondern wegen des Einflusses der in den Xenien Angegriffenen und wegen des ganzen herben Tones, der, wie wohl vorauszusehen war, ihr Verbot in Oestreich zur Folge haben werde. Ward ja Schiller's Musenalmanach vom vorigen Jahre bald darauf, nicht aus politischen Gründen, sondern aus religiösen und moralischen, in Wien verboten, worauf sich Goethe's Distichon zu beziehen scheint:

Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen:
Wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.

Als Schiller bereits das Todesurtheil der Horen unterschrieben hatte, scherzte er gegen Goethe: „Sonst hätten wir in dieses zwölfte Heft einen tollen politisch-religiösen Aufsatz können setzen lassen, der ein Verbot der Horen veranlaßt hätte, und wenn Sie mir einen solchen wissen, so ist noch Platz dafür". — Bei der Entstehungsgeschichte der Xenien hätte besonders hervorgehoben werden sollen, daß eine sehr große Anzahl derselben in Wegfall gekommen ist. Am 24. Juni beläuft sich die Zahl der Xenien nach Abzug der weggebliebenen auf 630—640; Schiller sendet darauf am 27. Juni gegen 100 neue, so daß die Zahl damals schon über 730 betrug, wogegen Boas aus dem ganzen Musenalmanach nur an 660 Distichen zusammenbringen konnte. Ja am 13. August waren nur 230 satirische Xenien zur Aufnahme fertig, und ziehen wir auch von den gegenwärtigen 414 Xenien einige in die Sammlung aufgenommene freundliche ab, so müssen doch von da ab bis zur Beendigung des Druckes noch an 150 neue entstanden sein. Welche Xenien zu diesen neuentstandenen gehören, verdient eine nähere Untersuchung. Hierher dürften Nr. 300—330 und 351—411 zu zählen sein, vielleicht auch der Thierkreis (Nr. 68—89).

In dem folgenden Abschnitt „Chorizonten und Commentatoren" wird die Frage nach der Scheidung des Eigenthumsrechtes von Schiller und Goethe an den einzelnen Xenien behandelt. S. 38 f. haben wir es als eine richtige Vermuthung von Boas anzuerkennen, daß auch der Zeitschrift „Eudämonia oder deutsches Volksglück" ein später besonders wegen metrischen Bedenkens ausgefallenes Epigramm bestimmt war. Dagegen hätte die Chorizontenfrage eine viel gründlichere Darstellung verlangt, als ihr hier zu Theil wird. Herr Boas hat S. 44 ff. meine hierüber geäußerte Ansicht (a. a. O. S. 190 ff. 414) völlig entstellt, besonders in Bezug auf die Bezeichnungen der Frau von Schiller, deren wirkliche Bedeutung ich auf unzweifelhaft richtige Weise angegeben habe, womit auch das Urtheil des Herrn Boas selbst S. 47, daß „die Aussage (?) der Frau von Schiller überall einer strengen Kritik unterworfen werden müsse", vollkommen übereinstimmt. Nur Schade, daß von einer solchen Kritik später, wo es gilt, nicht die geringste Spur zu finden ist, vielmehr Herr Boas überall mit der größten Gläubigkeit die Bezeichnungen der edlen Frau verehrt! Zunächst steht jenen Bezeichnungen das eigene Zeugniß Goethe's entgegen (Eckermann II, 42 f.), er habe viele Xenien mit Schiller gemeinschaftlich gemacht, so daß er oft den Gedanken gehabt, Schiller die Verse gemacht, oder umgekehrt, oft der eine den ersten, der andere den zweiten Vers gedichtet habe, wogegen nach den Bestimmungen der Frau von Schiller an jeder der Xenien nur einer der beiden Dichter allein Antheil gehabt haben würde. Wenn

aber Schäfer, dem Boas vollkommen beitritt, dieses Zeugniß durch die Bemerkung beseitigen will, es widerspreche dies der Natur des dichterischen Schaffens, da jedes wahrhaft poetische Epigramm seine Form schon in der Geburt mit sich bringe, so verkennt er ganz die Art, in welcher solche Witzspiele, beim bestimmten Zwecke, dieser oder jener Person oder Sache etwas anzuhaben, sich zu gestalten pflegen, wo der erste Einfall oft auf die vielfachste Weise herumgeworfen und die passendste Zuspitzung versucht wird, ehe er als vollendetes Epigramm hervortritt. Bedürfte es zur Bestätigung dieser Entstehungsart und der Wahrheit der in Rede stehenden Aussage Goethe's noch irgend eines Zeugnisses, so dürfte als solches die Aeußerung des Dichters an Schiller im Briefe vom 10. Juni 1796 gelten: „Das eine (Xenion), der Gefährliche, habe ich nach Ihrer Idee gemacht; vielleicht nehmen Sie die Veränderung auf." Die Vermuthung von Boas, es beziehe sich die Aeußerung auf Xenion 203, ist an sich nicht ungeschickt. Nur folgt aus den Worten Goethe's deutlich, daß Schiller auch seine Idee bereits in einem Epigramm auszuführen versucht hatte, da Goethe sonst nicht von einer Veränderung sprechen konnte. Aus dem Schweigen über dieses Xenion in Schiller's Antwort (Nr. 163) darf man wohl schließen, daß dieser zur Aufnahme der Veränderung nicht geneigt war. Vielleicht fielen beide dieselbe Idee ausführenden Epigramme bei der Zusammenordnung aus. Einen weitern Beweis, wie sehr die beiden Dichter in den Xenien ihre Arbeit ineinander verschränkt hatten, entnehmen wir aus dem Anfang des Briefes Nr. 198, wo Goethe schreibt: „Die Xenien kommen sogleich wieder zurück; ich habe nur wenige Anmerkungen gemacht, und erinnere nur noch, daß wir in Eudämonia das i lang gebraucht haben, welches wohl nach dem Accent, nicht aber nach der Quantität richtig ist. Wahrscheinlich brauchen Sie diese paar Epigramme nicht." Hätte Goethe sich bestimmt erinnert, ob er oder Schiller das Epigramm gemacht, und es als das Werk eines einzigen von ihnen betrachtet, so würde er kaum wir gesagt, sondern bestimmt sich selbst oder den Freund bezeichnet haben.

Fragen wir aber nach weiteren Kriterien in Bezug auf die Glaubhaftigkeit der Bezeichnungen der Frau von Schiller, so hätten wir gewünscht, Herr Boas hätte dasjenige, was wir in dieser Beziehung zusammengestellt haben, nicht an der Stelle, wo die Frage abgehandelt werden sollte, unbeachtet gelassen. Boas selbst muß I, 220 gestehn, daß bei den Votivtafeln die Auseinandersetzung der Frau von Schiller auf vielfachen Irrthümern beruhe. Den auffallenden Unterschied aber zwischen ihren Entscheidungen bei den Xenien und den Votivtafeln will er daher erklären, daß Schiller ihr diese, als wenig zur Frauenlektüre geeignet, seltener gezeigt haben möge, und es bei ihnen keine sichern Anhaltspunkte für das Gedächtniß, wie bei jenen, gegeben habe. Als ob es unter den von Charlotte von Schiller bezeichneten Xenien nicht viele gäbe, welche gleichfalls keinen Anhaltspunkt für das Gedächtniß boten, wie z. B die Eingangsxenien (1—9) und so manche Uebergangsdistichen! Und weshalb sollten die freundlichen Xenien weniger zur Frauenlektüre geeignet sein, als die satirischen! Hier kommt es gerade darauf an zu unterscheiden, von welchen Distichen wohl Frau von Schiller durch ihren Gatten den Verfasser erfahren haben konnte. Von denjenigen, welche Goethe brieflich an Schiller schickte, so wie von denen, welche Schiller, ehe das Xenienmanuscript zwischen Jena und Weimar wanderte, in Jena machte, können wir unbedenklich zugeben, daß Schiller sie mit Angabe des Verfassers seiner Gattin vorgelesen. Dagegen ist es höchst wahrscheinlich, daß Schiller, als die erste Abschrift der Xenien durch Goethe veranlaßt war (am 4. Februar), mit der Bezeichnung der Dichter gegen seine Gattin ebenso geheim gethan haben werde, als gegen Körner und Humboldt, und daß er besonders von den bei dem persönlichen Zusammenleben beider Dichter zu Weimar sowohl als zu Jena entstandenen Xenien nicht verrathen haben werde, wessen Werk sie seien, was bei vielen höchst schwierig gewesen sein würde. Und welche Pedanterie würde eine solche Bezeichnung des jedesmaligen Verfassers bei den einzelnen, oft so leicht wiegenden Xenien voraussetzen! Hiernach dürfen wir es wohl als sicher betrachten, daß Frau von Schiller kaum von der Hälfte der Xenien, ja wir glauben kaum von einem Viertel derselben den Verfasser erfahren hatte.

Auch der Umstand, daß Schiller's Gattin ungefähr in der Mitte aufhörte, die Verfasser zu bezeichnen, deutet darauf hin, wie unsicher und schwankend sie sich häufig bei der Sonderung gefühlt haben muß.

In der Quartausgabe von Goethe's Werken finden sich, worauf wir zuerst aufmerksam gemacht haben, unter den Ueberschriften „Distichen" und „Xenien" mehrere Epigramme, die, wie Boas I, 209 selbst zugesteht (I, 46 hat er die Sachlage entstellt), in Goethe's Nachlaß sich fanden, von Goethe's Hand geschrieben, wie ein ähnliches Blatt von Schiller's Hand sich vorfand (I, 302 f.). Hieraus nun ergibt sich, daß die Bestimmungen von Frau von Schiller in Bezug auf Nr. 150 der Xenien und N. 82 der Votivtafeln irrig sind. Aber Boas will dies von Xenion 150 um keinen Preis zugeben, weshalb er zu der Annahme seine Zuflucht nimmt, daß die Distichen auf einem Blatte als ein Theil der Xeniensammlung von Goethe verzeichnet gewesen, ohne daß alle deshalb von Goethe selbst zu sein brauchten. Aber jene Distichen dürften sich kaum alle auf einem Blatte in Goethe's Nachlaß gefunden haben, noch weniger aber wird man mit Fug annehmen dürfen, daß ein von Goethe geschriebenes Distichon von Schiller herstamme, ohne durch die zwingendsten Gründe dazu genöthigt zu sein. Indessen glaubt Boas den Beweis für Schiller's Autorschaft von Xenion 150 durch dessen Deutung geführt zu haben; wir müssen aber gestehn, daß uns eben so wenig die Deutung selbst sicher scheint, als wir, stände diese fest, daraus die Gewißheit, Schiller sei der Verfasser des Xenions, folgern möchten. Nr. 149 und 150 lesen wir folgende zwei Xenien:

Schriften für Damen und Kinder.
„Bibliothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder."
Also für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.
Dieselbe(n).
Immer für Weiber und Kinder! Ich dächte, man schriebe für Männer,
Und überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind.

Herr Boas will nun diese beiden Distichen auf die von Huber herausgegebene „Flora, Deutschlands Töchtern geweiht, eine Monatsschrift von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts" beziehen. Aber mit demselben, wenn nicht mit größerm Recht wird man bei ihnen an Reinbold's „Damenbibliothek" und Müchler's „kleine Frauenbibliothek" denken, welche wohl nicht weniger, als Huber's „Flora" Fabeln und andere für ein mehr kindliches Alter passende Aufsätze enthalten haben mögen. Die Bezeichnung **Bibliothek**, sowie der Gegensatz zwischen **Kindern** und **Weibern** deuten mehr auf jene, die sich **Frauen** und **Damen** durch ihren Titel empfahlen, als auf diese, welche für **Deutschlands Töchter** bestimmt war. Auch ist kaum zu zweifeln, daß, hätten die Xeniendichter einen Hieb auf die „Flora" beabsichtigt, sie diese, wie andere Zeitschriften, als Göttin mit bestimmter Namensbezeichnung eingeführt haben würden. Sehr richtig hat Boas unter dem Freunde Schiller's, der nach Schwab, auf die Anklage verschmähter Liebe hin, in seinen theuersten Verhältnissen durch die Xenien tief gekränkt worden war, Huber verstanden, aber diese Kränkung Huber's bestand keineswegs in einem dieser beiden Xenien, sondern in Nr. 347, wo von Forster gesagt wird, er habe, auf des Weibes Rath horchend, den Freiheitsbaum gepflanzt; denn bekanntlich ward Forster's Gattin, welcher man die Aufreizung des edlen Freiheitsfreundes Schuld gab, später Huber's Frau, wonach jene Aeußerung Schwab's ihre vollständigste Erledigung findet. Uebrigens hätte Boas nicht unerwähnt lassen sollen, daß Schiller noch im Jahre 1795 mit Huber in brieflicher Verbindung stand, wie aus dem Briefwechsel mit Körner sich ergibt (III, 250. 264), wo freilich Huber's Name nicht ausgeschrieben ist. Der von Boas angeführte Brief an Körner ist nicht vom 30. Jan. 1804, sondern vom 20. Jan. 1805.

Boas meint, Charlotte von Schiller habe erst nach dem Tode ihres Gatten die Bezeichnung der Verfasser in ihr Exemplar geschrieben; dies scheint uns aber völlig undenkbar, weil sie dann unmöglich in der Bestimmung der Votivtafeln so hätte irre gehn können, da Schiller bereits im Jahre 1799 die vierzig Epigramme der Votivtafeln in seine Gedichte aufgenommen hatte, was ihr unmöglich unbekannt

sein konnte. Die Veranlassung zur Bezeichnung kann nur die von uns (B. V, 191 f.) angegebene gewesen sein.

Nach diesem allem können wir nur auf unserer frühern Behauptung beharren, daß die Bezeichnungen von Charlotte von Schiller nicht überall als unzweifelhaft glaubwürdig angesprochen werden dürfen, und wir daher wohl berechtigt sind, in den Fällen, wo Wahrscheinlichkeitsgründe dagegen sprechen, uns von einer solchen Autorität emanzipiren, ja auch sonst uns nicht zu sehr darauf verlassen dürfen. Wir werden weiter unten auf die einzelnen Fälle dieser Art zurückkommen, die wir keineswegs als Beweismittel gegen die Zuverlässigkeit jener Bestimmungen in Anschlag gebracht haben, vielmehr erst, nachdem jene bei uns feststand, hervorheben zu müssen glaubten.

Das eigene Zeugniß der Dichter, welches sie durch Aufnahme einzelner Xenien in ihre Werke abgelegt haben, mag allerdings, besonders bei Schiller, der dies früher that, von größerer Bedeutung sein, als die Bezeichnungen der Frau von Schiller, aber unbedingte Gewähr wird uns auch dadurch nicht geboten, wie schon der Widerspruch zeigt, daß wir ein Xenion und drei Votivtafeln in den Werken beider Dichter abgedruckt finden. Wie leicht konnte schon drei Jahre nachher, bei der Art des Zusammenarbeitens, welche wir bei den Xenien bemerkten, Schiller sich darüber täuschen, ob dieses oder jenes Xenion von ihm oder von Goethe sei! Am allerschlimmsten aber steht es mit den übrigen Kriterien der Unterscheidung zwischen beiden Dichtern, besonders denjenigen, die aus der Sprache und dem Inhalte hergenommen sind; freilich läßt der Inhalt bei einer Anzahl von Xenien keinen Zweifel über den Verfasser, aber aus einzelnen Sprüchen Schiller's oder Goethe's, die mit Xenien übereinstimmen, ist im allgemeinen kein Schluß zu ziehen, da solche beiden Dichtern häufig gemein sind, auch einer vom andern sich dieselben angeeignet haben kann, wie auch einzelne Sprachwendungen, aus denen man Folgerungen machen möchte, durch Ueberarbeitung hineingekommen oder vom anderen entlehnt sein können. Ob Goethe, der an Schärfe und Bitterkeit der Xenien hinter Schiller jedenfalls zurücksteht, ein Dutzend Xenien mehr oder weniger gemacht habe, ist, wie ich Herrn Boas versichern kann, mir ganz einerlei, aber billigen kann ich es unmöglich, wenn man sich bei der Sonderung dieser epigrammatischen Scherze zwischen beide Dichter einer geträumten Sicherheit hingibt, von welcher wir in Bezug auf sehr viele Distichen noch weit entfernt sind.

Bei der Aufzählung der verschiedenen Erklärungsversuche ist es uns aufgefallen, daß Herr Boas seiner eigenen Nachträge zu Goethe's Werken, bei welchen Jenisch so häufig stillschweigend benutzt ist, mit keinem Worte Erwähnung thut. Daß Schütz so abhängig von Jenisch sei, wie Herr Boas annimmt, möchten wir doch bezweifeln. An sehr vielen Stellen stimmte ohne Zweifel die Tradition, auf welche Schütz sich stützte, mit Jenisch überein.

Wenden wir uns nun zu den Xenien selbst, so müssen wir es zunächst höchlich bedauern, daß der Abdruck derselben durch so viele Fehler entstellt ist, von denen die meisten eher der Nachlässigkeit der Abschrift zur Last fallen, als Druckfehler sein möchten. Unter den 414 Xenien haben wir nicht weniger als 32 Fehler bemerkt. Nr. 9 lese man dringt statt drängt, 20 Einen statt einen, wie 27 richtig Einen steht, 25 still doch statt still, 26 Jambe nennt statt Jamben nennt (wie Boas auch in Goethe's Nachträgen I, 62 drucken ließ), 57 nichts statt nicht, 60 zuerst sey statt sey zuerst, 66 höret statt hört, 83 ihr Geschnatter statt Geschnatter, 89 und 365 wässrigtes und wässrigten statt wässriges und wässrigen, 94 entstehn statt entstehen, 108 zu *** statt zu C***, 109 R*** statt R**, 111 Salzach statt Salzbach*), 128 mit uns statt mit mir, 130 hinunter statt herunter, 133 nur fehlt statt

*) Wenigstens in der dritten Auflage des Musenalmanachs, die ich benutze, steht Salzach. Hat die erste Salzbach, so wäre die Behauptung II, 293 zu berichtigen, daß die drei Auflagen genau übereinstimmen, was wir auch sonst in Bezug auf einzelne Buchstabenfehler bezweifeln möchten.

fehlt nur, 138 verlohnte statt belohnte, 142 sehe statt lese, 167 plumper statt blinder, 223 nicht statt nichts, 238 ominos statt ominös, 258 entehren statt entweihen, 266 zwanzig statt hundert, 288 wird dir statt wird, 293 Menschheit statt Menschen und ihre statt seine, 298 Comédie, was der Vers fordert, statt Comödie, 317 auch was statt und was, 337 schrien statt schrieen, 358 denn dich statt dich hier, 414 zu dem statt auch zum. Leider steht es um nichts besser mit dem Abdrucke der Votivtafeln, der zu den Xenien gehörigen und der auf einzelne Damen bezüglichen Epigramme. Man lese 418 nun, Bester statt mein Bester, 461 schwieriger statt wichtiger, 493 packt es statt packt ihn, 493 an rosigtem statt am rosigten, 502 Eigenthum statt eigen, 511 ahnet statt ahndet, 528 das Reiche statt der Reiche, 552 die Menschen statt den Menschen, 582 in Einzelnen statt im Einzelnen, 587 hält nicht die himmlische sie statt hält ihn die himmlische nicht, 634 beide statt beiden. Schlimm genug, wenn auch weniger als bei den Schiller'schen und Goethe'schen Versen, ist dieselbe Unzuverlässigkeit bei den im zweiten Bande abgedruckten Antixenien, wovon wir nur beispielsweise anführen S. 93 letzte Zeile, wo wohl vor meistens fehlt, S. 96 lehrtest statt lehretest, S. 101, wo im vorletzten Epigramm noch nach Sudelkoch fehlt, S. 136, wo im zweiten Epigramm das man nach Widder gehört, S. 142, wo das dritte Epigramm härterer statt gröberer hat.

Doch wenden wir uns von dieser bedauerlichen Nachlässigkeit des Abdrucks zu der Erklärung, so bietet auch diese vielfache Veranlassung zu Ausstellungen dar, wovon wir das Hauptsächlichste hier mitzutheilen gedenken. Zu Nr. 5 war zu bemerken, daß der Sinn des Xenions sei, daß die deutschen Dichter auf die Schwachheit und Dummheit der Menge, die keiner höhern Ansicht und Auffassung fähig ist, Rücksicht zu nehmen haben, wollen sie nicht dem Tadel und plumpstem Mißverständnisse verfallen. — Irrig ist es, wenn in der Ueberschrift von Nr. 6: Helf Gott! eine Anspielung auf Pfeffel's Fabel vom Spieler und Bettler gesehen wird. Helf Gott ist, wie es auch in jener Fabel hervortritt, nicht bloß Glückwunsch beim Niesen, sondern wird auch wie Geh' in Gottes Namen! als höfliche Abweisung desjenigen gebraucht, der uns um ein Almosen anspricht. — In Nr. 9 ist der Gegensatz übersehen, daß die Gemeinheit eines Nicolai sich anspruchsvoll aufdrängt, während Liebende und Dichter ihr ganzes Sein und Wesen in anspruchlosester Liebe hingeben. — Bei Nr. 15 spricht die Wahrscheinlichkeit für Goethe trotz der gegentheiligen Bezeichnung der Frau von Schiller, wie wir schon früher bemerkten. Es handelt sich hier nicht um ein Lieblingswort Goethe's allein, sondern um eine bei ihm tief begründete Ansicht, zu deren Darstellung er sich eines stehenden Witzwortes nach der ihm so sehr eigenthümlichen Weise bediente. Bei Schiller tritt jene Ansicht, daß jedes Geschöpf in der Natur um sein selbst willen da sei, nirgends so bestimmt und prägnant als Grundlage der ganzen Naturanschauung hervor, wie bei Goethe. — Von Nr. 17:

Alte Urnen und Vasen! Das Zeug wohl könnt' ich entbehren;
Doch ein Majolicatopf machte mich glücklich und reich,

schreibt Boas allen früheren Erklärern seit Jenisch nach, das Xenion gehe auf die Schrift des Herrn von Racknitz „Darstellung und Geschichte des Geschmacks der vorzüglichsten Völker" (vergl. Nr. 28); aber warum ist er hier nicht auf die Quelle zurückgegangen, warum hat er uns nicht angegeben, welche bestimmte Aeußerung jener Schrift hier gerade getroffen werde? Ohne Zweifel deutet Goethe auf die Bemerkung Stolberg's in der Reisebeschreibung (Werke IX, 396 f.): „In der Apotheke von Loretto, einem Eigenthum der santa casa, werden 330 Vasen von Fayence gezeigt, deren Malerei von Giulio Romano und Rafaellino della Villa ist, nach Handzeichnungen des großen Rafael. Auch auf diesen irdenen Geschirren ist Rafael's Geist unverkennbar. Mögen immer des Alterthums ausschließende Bewunderer mit Entzücken von griechischen Vasen reden, ich würde eine ganze Sammlung, wenn ich sie besäße, gern für eine dieser rafaelischen Vasen hingeben." Goethe selbst erwarb im Jahre 1817 eine schöne, wie es scheint, später vermehrte Samm-

lung von Majolicagefäßen, worüber man vgl. Schuchardt „Goethe's Kunstsammlungen" II, 347 ff., wo auch auf einen die Majolicagefäße betreffenden Aufsatz der weimarischen Kunstfreunde in der jenaischen Literaturzeitung vom Jahre 1804 B. IV. verwiesen wird. — Zu Nr. 19 hätte von Jung Stilling nicht unerwähnt bleiben sollen, daß Goethe diesen zur Beschreibung seiner Jugendgeschichte aufforderte und ihm dazu einen Verleger verschaffte, dessen Honorar ihm unerwartete Hülfe in der Noth brachte. Welchen Antheil Goethe an ihm nahm, wie aber das Verhältniß sich lockern mußte, zeigt die Beschreibung von Jung's Aufenthalt in Frankfurt, wo er bei Goethe wohnte (B. 22, 287 ff.). Entschieden ward der Bruch während Goethe's Aufenthalt in Italien, von wo aus er so bitter über Claudius, Lavater und Jacobi sich äußert. Unser Xenion scheint zunächst durch Jung's damals erschienenes „Heimweh" veranlaßt. — Nr. 21 ist offenbar eine Variation von Nr. 20, so daß leicht das eine dem einen, das andere dem andern Dichter gehören könnte. — Bei Nr. 22 durfte Boas nicht unbemerkt lassen, daß das Xenion sich auch durch den Brief vom 22. Januar 1796 als Eigenthum Schiller's bewährt. — Bei Nr. 24 ist die Beziehung auf Nicolai's „Geschichte eines dicken Mannes" wohl unzweifelhaft; das Xenion geht auf den seltsamen Stoff dieser gegen das literarische Geckenthum gerichteten Darstellung. Wenn aber die Ueberschrift von gewissen Romanhelden spricht, so scheint der Dichter solche niedrige Stoffe als Nicolai's würdig und solche Charaktere als passende Bilder seiner Romane zu bezeichnen. — Bei Nr. 25 hat Boas mit Recht bemerkt, daß Hermes sich nicht selbst den Namen Cyllenius gab, sondern dies eine scherzhafte Umtaufung der Xeniendichter ist. Bei Homer heißt Hermes so am Anfange des letzten Buches der Odyssee, wo er die Seelen der Freier zur Unterwelt führt; und von dieser Stelle möchte Schiller, dem das Xenion gehört, die witzige Bezeichnung des durch seine Romane so beliebt und berühmt gewordenen Pfarrers entnommen haben. Uebrigens bemerken wir gegen Boas, daß das Gebirge, auf dessen Gipfel der Tempel des Hermes stand, Kyllene, und nicht Kyllen, hieß. — Daß die Xenien 29 und 30 beide von Goethe stammen, möchte man bezweifeln; einen sichern Anhaltspunkt dürfte Frau von Schiller hier kaum gehabt haben. Dagegen stimmen wir bei Nr. 32 vollkommen bei, da der Gedanke, daß die Menschheit im Ganzen fortschreite, nicht im Einzelnen, Goethe sehr geläufig war; nur können wir die Aehnlichkeit, welche Boas zwischen dem Pentameter: „Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon" und dem Eingange der zweiten römischen Elegie findet, nicht erkennen, ja wir sehen gar nicht, wie man jenen Eingang: „Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!" irgend mit unserm Xenion vergleichen kann. — Nr. 42 deutet Boas jetzt nicht auf den Recensenten des Hesperus, sondern auf den Nr. 33—40 gegeißelten Manso. Diese Deutung gab schon der Beurtheiler der Schrift von Jenisch in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen", unter dem Boas II, 229 nicht ohne Wahrscheinlichkeit Friedrich Jacobs versteht. Die Erklärungen dieses Beurtheilers hat Boas im ersten Theile seines Werkes ganz unberücksichtigt gelassen. Wir stimmen jetzt vollkommen bei, bemerken aber, daß das Xenion nicht auf die Lobredner Manso's überhaupt, sondern auf einen Beurtheiler seiner „Kunst zu lieben" (Nr. 35—40) geht. — Bei Nr. 43 tritt Boas unserer Bemerkung entgegen, daß man hier eher an Goethe denken müsse, weil derselbe im Briefe vom 30. Januar 1796 sage, sie wollten Reichardt einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken, da es sehr unwahrscheinlich sei, daß Goethe sich auf das schon vollendete Epigramm beziehe. Boas will diese Unwahrscheinlichkeit nicht anerkennen. Allein das Xenion ist offenbar ein Uebergangsepigramm; an solche konnten aber die Dichter in der ersten Zeit der Xeniendichtung, wo es besondere, auf bestimmte Personen gerichtete Angriffe und Ausfälle galt, unmöglich denken. Goethe deutet in jener Briefstelle an, sie wollten Reichardt zum aufgekündigten Gehorsam durch die Xenien zurückbringen; er bedient sich aber hiebei einer Vergleichung mit dem Sultan, der die Paschas, die ihm den schuldigen Theil der Einkünfte verweigern, durch Sendung eines andern Pascha's zu ihrer Pflicht zurückführen oder aus dem Wege schaffen läßt, wobei er die Xeniensalve in Vergleichung mit den Paschas von drei Roß-

schweifen als einen Pascha von drei brennenden Fuchsschwänzen bezeichnet. Die hierin liegende Vergleichung der Xenien mit den Feuerbränden an den Fuchsschwänzen scheint dem Dichter aber so wohl behagt zu haben, daß er dieselbe später zu einem eigenen Epigramm benutzte. Indessen könnte auch Schiller den Vergleich aufgegriffen haben, und somit die Bezeichnung der Frau von Schiller doch zu Recht bestehn, obgleich nicht zu leugnen ist, daß ihr hier jeder feste Anhaltspunkt fehlen mußte, wenn man nicht etwa annehmen will, Schiller habe gleich nach dem Empfang von Goethe's Brief dieses Xenion gemacht und ganz frisch seiner Gattin mitgetheilt. Wer möchte hier eine sichere Entscheidung wagen! — Bei Nr. 44 hat Boas unsere Bemerkung, daß das Xenion trotz der Bezeichnung der Frau von Schiller doch Goethe angehöre, unbeachtet gelassen. Goethe war tief erbittert über die Behandlung, welche sein Freund Moritz im Nekrolog gefunden; er mußte deshalb eher, als Schiller, geneigt sein, dem Nekrolog etwas anzuhaben. Warum hat Boas die bezeichnende Stelle eines Briefes von Goethe (26. Okt. 1796) gar nicht angeführt? — Die Bestimmungen der Frau von Schiller in Bezug auf Nr. 47 — 49 müssen wir als wenig zuverlässig betrachten, da sie ja hier eben so wenig bestimmte Haltpunkte in ihrem Gedächtnisse haben konnte, als bei den Votivtafeln. Auch können wir nicht zugeben, daß diese Xenien auf die im Vorhergehenden bespottete Bibliothek gehen, vielmehr scheinen sie allgemeiner zu fassen, wie auch die Ueberschriften anzeigen. In der Ueberschrift Guerre ouverte möchten wir keineswegs eine Anspielung auf die gleichnamige Komödie sehen; der französische Ausdruck ist sprichwörtlich geworden. — Die Ueberschrift von Nr. 50 „An gewisse Collegen" darf man nicht so verstehen, als ob sie auf Collegen der Mitarbeiter der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gehe, vielmehr ist eine gewisse Klasse der „Schwätzer und Schmierer" gemeint, welche sich in liberalen Aeußerungen über schlechte Fürsten gefiel, wie in den Zeitschriften von Reichardt und von Hennings. Den Abschluß der gegen die neue Kritik gerichteten Xenien bildet Nr. 51 auf die wohlwollenden, aber unzulänglichen Recensenten mancher Zeitschriften. Die von Herrn Boas gegebene Deutung der Ueberschrift: „An die Herren N. O. P." müssen wir als ein warnendes Beispiel betrachten, zu welchen Seltsamkeiten das Haschen nach neuen Entdeckungen einen verständigen Mann hinreißen kann. Herr Boas denkt nämlich hierbei an den Recensenten der „Horen" in der „Oberdeutschen Literaturzeitung", der sich M. N. O. unterzeichnet hatte. Aber wie soll man es denn erklären, daß die Xeniendichter, wenn sie diesen bezeichnen wollten, statt M. N. O. die Buchstaben N. O. P. wählten! Auch ist jene Chiffre, wie Boas selbst bemerkt, die Unterschrift e i n e s Recensenten, wogegen in der Ueberschrift, wie die Mehrzahl d i e H e r r e n deutlich genug sagt, drei verschiedene Recensenten gemeint sind. Die von mir gegebene Deutung ist die einzige sachgemäße. Die Bezeichnung X. Y. Z. findet sich auf gleiche Weise in den „Verlocken" Nr. 23. Wenn Frau von Schiller dies Xenion nicht bezeichnete, so war dies ohne Zweifel ein bloßer Zufall, wie sie Nr. 212—219, gerade zwei ganze Seiten, vermuthlich weil sie ein Blatt zu viel umschlug, unbezeichnet ließ. Hoffmeister sagt uns, Charlotte von Schiller habe 225 Xenien bezeichnet; ausdrücklich nennt er als überschlagen Nr. 51. 66. 122—124. 154. 155. 157—160. 212—219. Bei Nr. 197 ist die Bezeichnung zufällig im Druck ausgefallen. Hiernach hat Hoffmeister sich um eines verrechnet, da nach Abzug jener nur 224 bleiben. Gegen die Annahme von Boas (I, 48), bei Nr. 179 (soll heißen 197) und 218 habe Hoffmeister vergessen, die Unterschrift mitzutheilen, spricht alles; sagt dieser ja ausdrücklich, Nr. 218 sei nicht bezeichnet.

Die Vermuthung, daß in Nr. 55 vielleicht Büsch und Ebeling wegen ihrer philosophischen Vergehen, wie in Nr. 236 wegen der politischen, gestraft werden sollen, ist so ungeschickt, wie möglich, und konnte nur demjenigen einfallen, der den Sinn des Xenions völlig mißverstand. Es lautet:

Die Stockblinden.

Blinde, weiß ich wohl, fühlen, und Taube sehen viel schärfer;
Aber mit welchem Organ philosophirt denn das Volk?

Der Sinn ist offenbar, daß das Volk in philosophischen Dingen stockblind ist, kein Organ für Philosophie hat. Zwar pflegt derjenige, dem der Gebrauch eines Organs fehlt, dafür das andere um so geschärfter zu haben, aber beim Volke fehlt gerade jedes Organ für die Philosophie. Das Xenion geht, wie die folgenden und das vorhergehende, auf den Philosophen Jakob zu Halle, welcher die kantische Philosophie zu popularisiren gedachte. In diesem Sinne schrieb er seit dem Jahre 1786 mehrere philosophische Lehrbücher und begann 1795 mit der Herausgabe des philosophisch-kritischen Journals „Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes", in welchem jene Recension der „Horen" erschien, welche die Xeniendichter so gewaltig gegen Jakob aufregte. Der ungenannte Verfasser jener Recension war Prof. Mackenson in Kiel (vgl. Zeitgenossen XIII, 128), was wir bei Boas nicht erwähnt finden. Den Standpunkt der „Annalen" bezeichnet die Selbstbiographie Jakob's in den Worten: „Es traten zu dieser Zeit Herr Fichte und Herr Schelling auf, und stimmten einen so anmaßenden und widerlichen Ton an, und wußten sich so vieler Zeitschriften zu bemächtigen, daß viele es für nützlich hielten, ein Journal zu begründen, welches mit Mäßigkeit und Ernst diesem neuen Unwesen entgegenarbeitete. Ich entschloß mich, der Herausgeber eines solchen Journals zu werden." — Auch von dem Sinne des Xenions 63 scheint Boas keine Ahnung gehabt zu haben. Kant nannte die Art, wie er von Schlosser u. a. angegriffen und verneint wurde, eine vornehme; der Xeniendichter aber bemerkte, diese vornehme, auf bloßem Gefühl beruhende Philosophie sei von der Auffassung des gemeinen Volks, das ebenfalls seinem dunkeln Gefühle folgt, nicht verschieden, so daß Kant sie eben so gut als den Ton der Roture hätte bezeichnen können. Kant sagt in jener Abhandlung, die zuerst im Maiheft der berliner Monatsschrift vom Jahre 1796 erschien (jetzt in den Werken I, 619 ff.): „Daß sein wollende Philosophen vornehm thun, kann ihnen auf keine Weise nachgesehen werden, weil sie sich über ihre Zunftgenossen erheben und deren unveräußerliches Recht der Freiheit und Gleichheit in Sachen der bloßen Vernunft verletzen. Das Prinzip, durch Einfluß eines höhern Gefühls philosophiren zu wollen, ist unter allen am meisten für den vornehmen Ton gemacht: denn wer will mir mein Gefühl streiten? Kann ich nun noch glaubhaft machen, daß dieses Gefühl nicht bloß subjectiv in mir sei, sondern einem jeden angesonnen werden könne, mithin auch objectiv und als Erkenntnißstück, also nicht etwa bloß als Begriff vernünftelt, sondern als Anschauung (Auffassung des Gegenstandes selbst) gelte: so bin ich in großem Vortheil über alle die, welche sich allererst rechtfertigen müssen, um sich der Wahrheit ihrer Behauptungen berühmen zu dürfen. Ich kann daher in dem Tone eines Gebieters sprechen, der der Beschwerde überhoben ist, den Titel seines Besitzes zu beweisen (beati possidentes)." Ueber Schlosser's Streit mit Kant vergleiche man Nicolovius in Schlosser's Leben. Goethe spricht sich an zwei Stellen (an Schiller Nr. 195 und an Meyer 30. Okt. 1796) mit einer solchen freudigen Anerkennung über die kantische Schrift aus, daß wir uns wundern, wie Boas nicht einsehn will, weshalb wir ihn für den wahrscheinlichen Verfasser des Xenions halten. Boas führt nur die eine Briefstelle an. — Zu Nr. 64 bemerken wir, daß Platner's „neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise" 1790 erschien. Platner's Styl zeichnete sich dadurch aus, daß er von der gewöhnlichen Wortfolge abwich und die Wörter ihrem logischen Range nach auf einander folgen ließ. Er war damals, obgleich er über philosophische Gegenstände las, Arzt und Professor der Physiologie — und auf seinen ärztlichen Charakter scheint die Bezeichnung Doctor zu gehn —; erst 1801 erhielt er eine philosophische Professur. Xenion Nr. 67, welches als Einleitung des scharfgewürzten literarischen Thierkreises dient, besagt, man dürfe Dichtern und Kindern nichts verübeln, da, wer sich mit ihnen einlasse, bereit sein müsse, ihrem ausgelassenen Spieltriebe nachzusehn. Boas schweigt hier zur Unzeit.

Daß der größte Theil des Thierkreises von Schiller sei, darf nicht bezweifelt werden; indessen ist es doch die Frage, ob Charlotte von Schiller ganz Recht hat, wenn sie nur Nr. 75 und 82 an Goethe abtreten will. So könnten Nr. 77. 79. 86 und 89 leicht diesem angehören. Schwierig ist die Deutung des von Boas wenig aufgehellten Xenions Nr. 77. Nach der Jungfrau, sagt der Xeniendichter,

kommt ihr in das Zeichen des Raben, der höchst unfreundlich ist und seine einzige Freude daran hat, sich auf Leichen zu setzen und sich an ihnen zu letzen. Die Fassung ist höchst unglücklich und das Ganze für die angeredeten Xenien höchst zweideutig; denn was brauchen diese vor dem Raben sich vorzusehen, wenn sie selbst noch von frischem Leben glühen? Richtiger wäre es jedenfalls, wenn der Eingang lautete: „An dem Raben rasch nur vorbei!" In den Worten Schiller's: „Woltmann glaubt steif und fest, daß mit dem nekrologischen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand als .... gemeint sei", soll nach Boas Wolf's Name ausgefallen sein, der den Homer secirt habe. Aber wie groß auch das Mißverständniß Woltmann's immer sein mag, so ist nicht abzusehn, in welchem Sinne er gemeint haben sollte, Wolf krächze hinter Wieland. Woltmann dachte wohl eher an Herder, der nichts billige, sondern alles neidisch bekrächze. Ob unsere Vermuthung das Rechte treffe, wird die bevorstehende vollständige Herausgabe des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels lehren. — Daß die Deutung Jenisch's der bei Nro 81 an die schon vorher (Nro 73) im Thierkreise verspottete „Neue allgemeine deutsche Bibliothek" denkt, zu verwerfen sei, erkannte schon der Recensent in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen", ohne selbst eine andere an die Stelle zu setzen. Höchst unglücklich ist der neue Versuch von Herrn Boas, der an Biester und die von diesem herausgegebene berlinische „Monatsschrift" denkt. Wenn es in dem Ophiuchus (Schlangenhalter) überschriebenen Xenion heißt:

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen.
Fürchtet sie nicht! es ist nur der getrocknete Balg,

so sollen hier — man staune! — unter dem getrockneten Balg die Jesuiten verstanden werden, die ganz machtlos seien, wie sehr auch Biester und Genossen überall die Ränke derselben witterten. Als ob Biester die Xenien durch die Jesuiten in Schrecken setzen zu können glaubte! Boas will hierauf auch die Worte in einem Briefe Schiller's vom 28. Oktober beziehen, wo dieser, als er bemerkt hat, Biester und Zöllner seien über den Almanach entzückt, hinzugefügt: „Sie sehen, daß es uns mit Biester'n gelungen ist." Er meint nämlich, die beiden Dichter hätten beabsichtigt, diesen wackern Mann, mit dem sie auf gutem Fuße gestanden, in den Xenien erscheinen zu lassen, ohne daß dieser es merken sollte. Aber die sehr nahe liegende Erklärung dieser Aeußerung habe ich schon früher gegeben. Biester war ein Freund des in den Xenien so arg verspotteten Nicolai; um diesen trotzdem für sich zu gewinnen, ließen sie Biester's Monatsschrift unangefochten, versuchten dagegen einen freilich schwachen Hieb auf die ebenfalls in Berlin erscheinende „Neue deutsche Monatsschrift" von Gentz, obgleich Gentz eines Aufsatzes Schiller's in den „Horen" mit höchstem Lobe gedacht hatte. Irren wir nicht, so ist unter dem Ophiuchus Meyer's „Archiv der Zeit und ihres Geschmackes" zu verstehn. Im Märzheft 1795 hatte das Archiv einen höchst anmaßenden Artikel gebracht, in welchem der Verfasser die Armseligkeit der deutschen Literatur an vortrefflichen prosaischen Werken bedauert, und über ein Dutzend der besten deutschen Schriftsteller unbarmherzig den Stab bricht. Hiergegen trat Goethe in den Aufsatz „literarischer Sansculottismus" auf, worauf denn Meyer eine sehr demüthige Erwiederung einrücken ließ. Dies meldete Goethe an Schiller mit den Worten: „Der gezüchtigte Thersites (Goethe hatte jenen Artikel als die „verworrenen Prätensionen eines Thersiten" bezeichnet) krümmt sich, wie ich höre, ganz erbärmlich, bittet ab, und fleht nur, daß man ihn leben lasse." Unser Xenion scheint nun zu besagen, das vor kurzem so fürchterlich auftretende „Archiv der Zeit" sei jetzt, nachdem es gebändigt worden, nicht mehr zu fürchten. — Nr. 87. Die falsche Deutung in den „Trogalien" Nr. 94 (Boas II, 135) hätte hier Erwähnung verdient, wie auch die Angabe, daß ich zuerst das Richtige gegeben. Uebrigens genügt, was Boas hier bemerkt, nicht zur vollständigen Erklärung. — Nr. 92 erwähnt Boas nur die falschen Deutungen, ohne ein Wort über die eigentliche Bedeutung hinzuzufügen. Der Mensch ist in allgemeinem Sinne zu fassen, und das Xenion auf das leichte Geltenlassen der Menschen untereinander zu beziehen. — Die tiefe in Nr. 93 und 94 liegende Wahrheit haben Viehoff und Boas verkannt. Das

Ueberstürzen und die Parteileidenschaft waren unserm Dichter zuwider, in dessen Natur die Anforderung ruhiger Entwicklung und klarer, ihres Zweckes bewußter Besonnenheit sich auf das lebendigste aussprach.

Daß die meisten Xenien auf die Flüsse (Nr. 97—113) von Schiller seien, geben wir gern zu; doch folgt weder daraus, daß einem Briefe von Schiller eines dieser Xenien beigefügt ist, noch aus der Aufnahme der ganzen Reihe mit Ausnahme eines einzigen in Schiller's Werke, daß Goethe daran gar keinen Antheil habe. So könnten Nr. 102. 109. 110 wohl von Goethe sein. Bei Nr. 109 vermissen wir ungern die zum Verständniß nöthige Hindeutung auf den von Harsdörfer im Jahre 1644 gestifteten, aber zur Zeit der Xenien verkommenen „gekrönten Blumenorden der Hirten an der Pegnitz", wie bei Nr. 104 die Schäfer an der Pleiße vorschweben. — Bei Nr. 119 will Boas (I, 19. 46) unsere Vermuthung, daß das Xenion „Charis" von Goethe sei, nicht gelten lassen, wir aber glauben an derselben jetzt nur noch fester halten zu müssen. Goethe hatte gegen Weihnachten 1795 an Schiller ein Dutzend Xenien geschickt, unter denen dieser besonders an denjenigen, die von Titel den Göttern und Göttinnen trugen, Gefallen fand. „Solche Titel," schrieb er, „begünstigen einen guten Einfall gleich besser." Dabei nannte er unter den Personen, welche sie mit Xenien zu bedenken hätten, nebst manchen anderen Ramdohr, Thümmel und Göschen als seinen Stallmeister. Goethe ist darauf ganz der Meinung, daß sie weiter um sich greifen müßten, und fügt hinzu: „Wie werden sich Charis und Johann prächtig nebeneinander ausnehmen!" Daß der Titel Charis sich auf Ramdohr's gleichnamige Schrift beziehen solle, konnte Schiller wohl denken, dagegen würde der Titel Johann für ihn sehr schwer zu entziffern gewesen sein, hätte der Dichter nicht das Xenion selbst dem Briefe beigelegt. Der von Schiller bezeichnete Stoffreichthum scheint Goethe zu ein paar Xenien aufgeregt zu haben, die er gleich dem Briefe beilegte oder beilegen wollte. Daß er dieser Beilage im Briefe selbst nicht Erwähnung thut, beweist nichts. Findet sich ja auch am Ende des Briefes von Schiller Nr. 140 ein Xenion angefügt, ohne daß sonst der Xenien in jenem Briefe irgend Erwähnung geschieht. Seltsam wäre es auch, wenn Goethe sich bloß der Titel gefreut hätte, ohne an den Xenienhieb selbst, der unter diesem Titel figuriren sollte, zu denken. Das Xenion besagt, man merke der Charis sowohl ihre adlige Herkunft an, wie daß sie die Frau eines Künstlers sei; die eine verräth die vornehme, oberflächlich nach gemeinen Begriffen absprechende philosophische Manier (vgl. Nr. 63), das andere der empirische Theil des Buches. Goethe hatte zuerst seinen Freund Schiller gefragt, ob er das Buch von Ramdohr gesehen habe, wobei er bemerkte, er habe mit allen natürlichen und künstlichen Organen seines Individuums dasselbe anzufassen gesucht, aber noch keine Seite daran gefunden, von der er sich den Inhalt aneignen könne, und als Schiller darauf nach Weimar kommen sollte, bat er ihn, das Buch zu dieser (vierzehntägigen) Conferenz mitzubringen, so daß dasselbe beiden Dichtern gleich bekannt gewesen sein dürfte. — Bei Nr. 123 hätten wohl Heydenreich's „Originalideen für die interessantesten Gegenstände der Philosophie" Erwähnung verdient; denn auf ihn und seines Gleichen, besonders Jakob, geht das Xenion. — Daß in Nr. 126 nicht Kant, sondern vielleicht Kosegarten gemeint sei, hat längst der Recensent in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen" bemerkt. Boas hat die Bemerkung Schlegel's mitgetheilt, auf welche das Xenion zunächst Rücksicht nimmt; dieser ist der Tadler. Dagegen scheint uns der Versuch von Boas, das Xenion auf Körner zu beziehen, völlig verfehlt. — Viel schlimmer steht es mit der Deutung von Nr. 127 auf Ernst II. zu Sachsen-Gotha, wofür sogar der Ausdruck „der herrschende Stab" sprechen soll, der doch offenbar nur darauf zielt, daß der Moralist die Moral als höchste Autorität in allen Dingen, auch in Sachen der Poesie, anerkannt wissen will. Nach Boas würde der absurde Sinn entstehn: „Richtet eure fürstliche Herrschaft auf das Leben, nicht auf Gedichte", wobei jede Beziehung auf die in der Ueberschrift bemerkte Moral wegfallen würde. Hätte man in Gotha das Xenion auf den Herzog beziehen können, so würde dieser über einen solchen Angriff entrüstet gewesen sein. Aber der Herzog von Gotha war, wie Schiller schreibt (25. Okt. 1796), nur wegen des Angriffs

gegen Schlichtegroll auf die Xenien ungehalten; wäre ein oder das andere Epigramm gegen ihn selbst gerichtet gewesen, so hätten unmöglich Schiller im angeführten Briefe und Goethe in der folgenden Antwort dies ganz unberührt lassen können. Aber Herr Boas hat nicht bloß dies Xenion, sondern auch unten Nro. 180 und mehrere Votivtafeln, wo möglich, noch unglücklicher, auf den Herzog bezogen. Ueberhaupt hat er die Mißstimmung zwischen Goethe und dem Herzog sich ganz übertrieben vorgestellt. Freilich war es Goethe unangenehm, daß man in Gotha mit der größten Gemüthsruhe zusah, wenn man ihm und seinen Freunden (wohl besonders im „Nekrolog") höchst unartig begegnete (Brief an Schiller Nro. 230), aber im Allgemeinen unterhielt der Dichter, wie er seiner Stellung nach wohl mußte, ein freundliches Verhältniß zum dortigen Hofe. Den Vorfall mit dem Reinecke Fuchs hat Boas (I, 256 f.) ganz irrig ausgelegt. Goethe hatte gegründete Ursache, einer freundlichen und heitern Aufnahme seines „Reinecke Fuchs" von Seiten des ihm in allen Beziehungen so geneigten Herzogs (vgl. B. 24, 34. 29, 370. 31, 340. 39, 452) gewiß zu sein; nur der unglückliche Umstand, daß die übersandten Exemplare des Gedichtes erst spät gefunden wurden, nachdem der Herzog, dem die scheinbare Vernachlässigung Goethe's aufgefallen war, das Scherzepos längst gelesen hatte, beraubte den Dichter der Freude einer frischen Theilnahme von Seiten des zum Scherz sehr aufgelegten Fürsten. Den „eiskalten Empfang" der Dichtung von Seiten des Herzogs hätte Boas nicht in die bestimmt genug lautenden Worte Goethe's hineinlesen sollen. Daß Goethe den Herzog auch mit Exemplaren des „Wilhelm Meister" beehrte, müßten wir voraussetzen, sagte er es auch nicht ausdrücklich (B. 27, 42), und es fehlte nicht an freundlicher Erwiederung. Auch wanderten ohne Zweifel Exemplare der „Horen" und der Musenalmanache regelmäßig an den gothaer Hof. Wir verweisen auf Fr. Jacobs „vermischte Schriften" I, 62. Aus der herrlichen dort mitgetheilten Lobrede von Jacobs auf Ernst II. und den reichhaltigen Zusätzen wird Herr Boas sich leicht ein anderes Bild jenes edlen Herzogs bilden, als dasjenige, welches er sich willkürlich zusammengesetzt hat. Um endlich noch mit einem Worte auf unser Xenion zurückzukehren, so geht dasselbe wohl auf die moralischen Bekreuzungen über die „venediger Epigramme" und, wenn ich richtig vermuthe, zunächst auf Baggesen, worüber man Boas zu Nr. 249 vergleiche. — Von großer Flüchtigkeit zeugt des Herrn Boas Bemerkung zu Nr. 128. Ich hatte behauptet, die Xenien würden hier redend eingeführt, wogegen nach Boas die Worte selbst sprechen, „da es sonst im Pentameter mit uns heißen würde". Wie konnte Boas so etwas niederschreiben? Im Pentameter steht ja wirklich mit uns, und mit mir, was Herr Boas abdrucken läßt, ist nur ein ihm eigenthümlicher Schreibfehler, der nur in diesem neuesten Abdruck der Xenien eine Stelle gefunden hat. Die Xenien werden in der Ueberschrift Epigramme genannt, wie oben in Nr. 107 und so häufig im Briefwechsel der beiden Dichter. Unter dem angeredeten Fisch hatte ich in Beziehung auf Nr. 89 Manso verstanden, wogegen Boas bemerkt, in Nr. 89 trete Manso als fliegender Fisch auf, was mit unserm Distichon „geradehin contrastire". Nichts weniger, als das! In jenem Xenion wird Manso als ein Fisch dargestellt, der sich gern in die Lüfte erheben will, aber sobald er nur einen Sprung wagt, rasch wieder durch seine Fischnatur in's Wasser zurückgetrieben wird. Hier erscheint er als verderblicher Leviathan, der gleichfalls an's Wasser gebunden ist, woher er einen Kampf in der Luft nicht zu bestehen vermag. Da die Anspielung auf den Leviathan unter anderen biblischen Redensarten eine Goethe sehr geläufige war, so dürfen wir wohl vermuthen, daß dieses Xenion trotz der gegentheiligen Bestimmung der Frau von Schiller diesem angehört. Uebrigens wird unsere Beziehung auf Manso dadurch bestätigt, daß man auch in Gotha das Xenion auf ihn deutete; denn wenn in dem dort entstandenen, gegen die Xenien gerichteten Blättchen Distichen ein Pentameter mit den Worten: „Unser Wasser erfrischt" begann, so war dies offenbar eine Entgegnung auf den Spott unseres Xenions: „Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser." — Nr. 131 hat Boas, die von mir nach dem Vorgange von Schütz und dem Recensenten in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen" gegebene Deutung auf den Dichter von Nicolay durch Anführung der betref-

fenden Stelle aus Nicolay's Epistel glücklich bestätigt. — Nr. 134, welches Xenion Boas mit sämmtlichen Vorgängern ohne Deutung entläßt, gibt den schlechten Dichtern den leidigen Trost, daß ihre Gedichte das Schlechteste an ihnen seien, indem sie sich sonst als ganz ehrenwerthe Leute zeigten. — Bei Nr. 142 vermißt man ungern die wörtliche Anführung der Stelle jener Recension, auf die das Xenion sich bezieht, wogegen die Anführung der Stelle von Schiller zu Nr. 148 dankenswerth ist. — Der Sinn des unerklärten Xenions 153 kann kein anderer sein, als daß, da sie einmal mit Xenien beschäftigt seien, sie sich auch dieser Gelegenheit recht bedienen wollen. Die Worte: „Das Leben zerrinnet u. s. w." enthalten nicht sowohl die Begründung der Frage, als die Antwort, weshalb es ganz irrig ist, wenn bei Boas das mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben wird. Uebrigens erinnert das Xenion sehr an die Worte in einem Briefe Goethe's an seine Mutter (bei Riemer II, 43): „Wir sind nun einmal so beisammen". Vgl. auch die Aeußerung. Bd. 16, 106. — Da die in Nr. 154 und 155 getroffenen Personen bloß durch Sternchen, ohne Bezeichnung des Anfangsbuchstaben (vgl. Nr. 19. 116. 126. 132. 230 f.), angedeutet sind, so muß diese nähere Andeutung hier, wie unten Nr. 183, entweder deshalb weggefallen sein, damit sie auf ganz verschiedene Personen bezogen werden könnten, oder weil in der nächsten Nähe, in Weimar oder in Jena lebende Personen gemeint waren. Gegen die Deutung von Nr. 155 auf Böttiger, die Boas nach Schütz gibt, dürfte kaum eine gegründete Einwendung zu erheben sein, höchst unglücklich dagegen ist es, wenn Boas Nr. 154 auf Thümmel bezieht, den unsere beiden Dichter wahrlich nach seinen schriftstellerischen Leistungen nicht als „zu plump für den Scherz" bezeichnet haben würden. Eine bestimmte Vermuthung möchten wir nicht wagen. — Bei Nr. 157 vermissen wir die Erklärung des Sinnes. Die Antwort auf die Frage, ob er dem Rufe des Genius folgen solle, lautet auf Ja, doch ehe der Antwortende noch die Antwort beendet hat, erinnert er sich, daß der Fragende leicht etwas für den Ruf des Genius halten könne, was nichts weniger als dieses sei; deshalb verbessert er sich, und bittet, ja nicht dem Rufe des Genius zu folgen, falls er glauben sollte, denselben zu vernehmen. Diese Deutung allein stimmt auch mit der Interpunktion. Die Beziehung auf Woltmann, die Boas bereits früher hier gefunden hat, scheint uns schon der allgemeinen Ueberschrift wegen nicht annehmbar. Beide Dichter, wie in noch viel höherm Grade Wieland, litten an Zusendungen hoffnungsvoller junger Dichter, welche es zum Theil vom Urtheile derselben abhängig machen zu wollen erklärten, ob sie auf ihrem Wege fortwandeln sollten. Besonders war Schiller mit derartigen Leuten vielfach in Verbindung gerathen. — Nr. 158, worüber Boas keine Bemerkung für nöthig findet, spricht den Widerwillen Goethe's gegen die Herrschaft derjenigen aus, welche ihre Macht nur zu Befriedigung ihres Gelüstes nach Reichthum benutzen. Der Aristokrat in Lumpen wird das Volk brandschatzen, wie der Sanscülott, wie hoch er auch gestiegen sein mag, immer nach Schätzen und Besitzthümern seine gierigen Hände ausstrecken wird. Dieses und einige andere Xenien Goethe's hätten besser unter den Votivtafeln, als hier ihre Stelle gefunden. — Bei Nr. 161 genügen die von Boas gegebenen Nachweisungen nicht (das Hierhergehörige habe ich B. V, 161 gegeben), wogegen die Stelle über Alexander von Humboldt aus dem Briefwechsel Schiller's mit Körner hier füglich entbehrt werden konnte. — Nr. 162 bezieht sich nicht auf die Schrift von G. Forster, sondern auf die Versuche, welche an vielen Orten Deutschlands geschahen, vulkanisches Gebirge im heimischen Boden nachzuweisen. — In Nr. 168 erkennen wir einen von Goethe auch sonst ausgesprochenen Satz. — Zu Nr. 175 war die Stelle aus Goethe's Briefwechsel mit Zelter (V, 256) beizubringen, die Boas selbst in den „Nachträgen zu Goethe II, 256) ausgezogen hat. — Nr. 179 erinnert an oben Nr. 47. Die Beziehung auf die Sprachbemerkungen von Rüdiger und Löwe ist irrig, wie schon die Ueberschrift „Kritische Studien" zeigt. Vgl. Nr. 300 ff. Es ist im Allgemeinen an die ästhetischen Kritiker zu denken. — Bei Nr. 183 verharrt Herr Boas hartnäckig bei seiner falschen Deutung auf „den goldenen Spiegel" von Wieland, und will keinen Grund für meine Verwerfung derselben auffinden. Ich aber kann 1) unmöglich annehmen, daß Goethe auf ein vor 24 Jahren erschienenes Werk Wieland's angespielt haben

sollte. 2) würde die Ueberschrift in diesem Falle doch auch dem Titel des Wielandischen Werkes genau entsprechen, nicht „der treue Spiegel“ lauten. 3) sehe ich nicht, weshalb der Name Wieland's hier nicht ausgeschrieben sein sollte, wenn der Dichter auf ein bestimmtes, allbekanntes Werk Wieland's hingedeutet hätte. Offenbar wird hier die Darstellung eines Schriftstellers als der treuste Spiegel der Wirklichkeit dargestellt, welche in diesem Bilde deutlicher, als in der Natur selbst uns nahe gebracht wird. Wenn Goethe auch als Jüngling mit großer Anerkennung von Wieland's „goldenem Spiegel“ sprach, so wäre es diesem doch nicht eingefallen, diese von der Zeit längst überwundene Schrift vor allen übrigen Werken Wieland's hervorzuheben, wo jedenfalls der von Goethe mit Recht bewunderte „Oberon“ viel näher lag. Ich weiß noch immer, wenn das Xenion von Goethe sein soll, nichts Besseres, als die Beziehung auf Herder. Vgl. oben zu Nr. 154 f. Oder wäre hier die Bestimmung vor Charlotte von Schiller irrig, und das Distichon von Schiller an Goethe gerichtet, wie wir ein ähnliches unten Nr. 447 finden, wo der Name, wie hier, durch drei Sternchen angedeutet ist, und wie ebendaselbst Nr. 456—457 das Verhältniß zwischen beiden Dichtern bezeichnet? Die Aufnahme des Distichons unter die Xenien wäre dann offenbar eine schalkhafte Verspottung des neugierigen Publicums, das sich über dieses Räthsel zerrathen sollte, und vielleicht von Schiller ohne Goethe's Vorwissen zu freundlicher Ueberraschung geschehen. Man erinnere sich hierbei der Urtheile Schiller's über Goethe's Meister, dessen „Klarheit, Glätte und Durchsichtigkeit“ auch nicht das Geringste zurücklasse, was das Gemüth unbefriedigt und unruhig lasse, dessen „Wahrheit, schönes Leben und einfache Fülle“ er nicht genug erheben kann, worin er das wahre Schöne erkennt, das ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur dastehe und in allem die schöne Klarheit und Gleichheit des Gemüthes zeige, aus welchem alles geflossen. Daß Schiller den Verfasser dieses Xenions und seine eigentliche Beziehung seiner Gattin absichtlich verheimlichte, dürfte nicht besonders auffallend sein. Schrieb ja Frau von Schiller auch das auf Goethe bezügliche Distichon Nr. 457 irrig, wie auch Boas annimmt, Goethe zu!

Mit Nr. 184 beginnt die stärkste Xeniensalve gegen Nicolai, bei welcher Herr Boas sehr häufig die Angabe der Stellen, auf welche sich die einzelnen Xenien beziehen, seltsamer Weise vernachlässigt hat. Zu Nr. 184, wo es heißt, Nicolai reise noch immer, und noch lange werde er reisen, ist zu bemerken, daß von der Reise, welche Nicolai im Jahre 1781 durch Deutschland und die Schweiz machte, der Anfang im Jahre 1783, der eilfte und zwölfte Band 1796 erschienen. Am Ende der Vorrede zum eilften und zwölften Bande (vom 12. Februar 1796) heißt es: „Was die Fortsetzung dieses Werks betrifft, so kann ich darüber nichts Gewisses versprechen; vielmehr ist es mir jetzt nicht wahrscheinlich, daß ich künftiges Jahr einen Theil werde zu Stande bringen können. Billige Leser werden mit mir Geduld haben, weil ich so wenig Herr meiner Zeit bin.“ Die Fortsetzung unterblieb. Nicolai wird nie den Weg in das Land der Vernunft finden, weil er nichts Höheres, als den gemeinen Menschenverstand kennt. Vgl. Nr. 204. — Zu Nr. 185. Nicolai bemerkt in der angeführten Vorrede, er könne eher als ein anderer über das, was er für schädliche Mißbräuche in der Literatur halte, freimüthig, deutlich und nachdrücklich seine Meinung sagen, und sie mit Gründen belegen, da er fünfundvierzig Jahre hindurch der deutschen Litteratur seine Aufmerksamkeit ununterbrochen zugewandt habe. Da er nun immer noch suche, mit seinen Zeitgenossen fortzugehn, so wolle er in den wenigen Jahren, die er noch zu leben habe, so zu handeln fortfahren. Diese Wichtigthuerei mit seinem Urtheile über die neuere deutsche Literatur fertigt das Xenion ab. — Bei Nr. 186:

Plan des Werkes.

Meine Reis' ist ein Faden, an dem ich drei Lustra die Deutschen
Nützlich führe, so wie formlos die Form mir's gebeut,

schwebt eine Stelle derselben Vorrede (S. XXVI) vor: „Diese (die Reisebeschreibung) sollte, meinem Plane gemäß, der Faden sein, worauf ich Beobachtungen, Gedanken, Vorschläge aller Art, die mir für mein deutsches Vaterland nützlich

schienen, reihen wollte; irgend einen Faden muß ein Schriftsteller haben, der Dinge von sehr verschiedener Art vorzutragen hat." Das Xenion scheint in das Wort nützlich einen Doppelsinn zu legen. Vgl. Nr. 206. 218. Seit Nicolai's Reise waren gerade fünfzehn Jahre, drei Lustra, vergangen. Der Schluß des Xenions bezeichnet die Form des nicolaischen Reisewerks als eine Unform. Nr. 187. Nicolai hatte sich B. XI, 189 ff. in einem langen und breiten Geschwätze über die neue „formale Philosophie" ergossen; er hatte sich den jetzt so unaufhaltsam im Reiche der Formen herumschweifenden Philosophen als einen unformalen, untranscendentalen, praktischen Menschen entgegenstellt. Die Bemerkung, daß er zeitlebens nur mit Müh' und Noth Stoff zusammengeschleppt habe, bezieht sich wohl auf die Aeußerung jener Vorrede (S. XXXVI): „Nur bei dieser Reisebeschreibung, wo schon so sehr viel Zeit erfordert wird zum Sammeln, zum Nachschlagen, zum Vergleichen, zum Untersuchen, zum Entdecken und Wegbringen falscher Nachrichten —, zu mündlichen Erkundigungen und Correspondenzen —, hatte ich kaum Zeit, sie zu schreiben oder eigentlich zu dictiren, kaum Zeit zu den Revisionen und Einschaltungen, welche bei einem Buche, das Nachrichten und Beobachtungen von so höchst verschiedener Natur enthält, sehr nöthig sind, aber wahrlich nicht wenig Mühe erfordern, wenn der Verfasser allenthalben die möglichste Genauigkeit sucht." — Nr. 189. Die Besprechungen der „formalen Philosophie" und der „philosophischen Querköpfe" bilden keine eigene Abschnitte, wie Boas sagt, sondern finden sich in dem Abschnitte über die „Horen", wo sie in der fortlaufenden Seitenüberschrift näher bezeichnet sind. Die kritische Philosophie, deren meiste Vertreter Nicolai als philosophische Querköpfe bezeichnet hatte, wird als der Wald bezeichnet mit Beziehung auf das Sprichwort: „Wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus." Vgl. Nr. 252. Die Xenien bezeichnen ihn als „empirischen Querkopf" und rufen ihm zu (Nr. 190):

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht einmal das Dumme
In dir selber; es ist ach! a priori so dumm,

mit offenbarer Hindeutung auf die Aeußerung (XI, 190), er wünsche den kritischen Philosophen eine fünfundvierzjährige Erfahrung, wie er sie in der Literatur gehabt, um alsdann untersuchen zu können, „ob das Empirische, ob die Erfahrung, wovon sie im Jahre 1795 so verächtlich sprachen, wirklich gegen die reine Deduction a priori so gar unbedeutend sei?" und auf den groben Ausfall (XI, 206): „Ohne die geringste Kenntniß der wirklichen Welt, und gemeiniglich noch dazu mit wegwerfender Verachtung aller Kenntnisse, die durch Umgang mit Menschen und durch geprüfte Erfahrung erlangt werden, welches alles diese kritischen Philosophaster mit dem Namen empirisch zu erniedrigen glauben, spenden sie ihre transcendentale Hirngespinste als allgemein gültige, auf sich selbst beruhende Gesetze mit stolzer Selbstgenügsamkeit, wie ein Quacksalber einerlei Pflaster, und einerlei schlechtes Pflaster, auf alle Wunden legt." — Nr. 191 und 192 beziehen sich auf die weitschweifige Erklärung über den eigentlichen Ursprung der Donau B. XII, 24—32. — Nr. 194 deutet auf die schlechten Späße, womit Nicolai seine breite Weitschweifigkeit zu würzen sucht, wie z. B. XI, 191 ff. Note. 209. 219. — Nr. 195 besagt nur, daß, je mehr Nicolai's Geisteskräfte abnehmen, er um desto weitschweifiger und schwatzhafter werde. — Nr. 196 geht auf die Bemerkung XI, 179 f., Lessing habe sich in seinen Hoffnungen eines Museums, das er herauszugeben gedachte, und woran die trefflichsten Köpfe Deutschlands mitarbeiten sollten, getäuscht. „Ein solcher Irrthum machte Lessingen keine Schande, und eben so wenig Schiller'n. Es ist nichts mehr, als Mangel praktischer Kenntniß einer Welt, worin man nicht lebt, und die ist leicht zu verzeihen. Aber freilich Lessingen schadete ein solcher Irrthum, und Schiller'n könnte er vielleicht auch schaden, könnte ihn vielleicht auch einmal, wenn er sähe, daß das Publicum das nicht achtet, was er für wichtig halt — ebenso wie Lessingen — mit der deutschen Literatur unzufrieden machen; eben wie dort ohne Schuld der deutschen Literatur." Das Xenion deutet darauf hin, daß Nicolai seinen Freund Lessing nicht, wie er gekonnt

und gesollt, unterstützt habe. Daß Nicolai die meisten Schriften Lessing's verlegt habe, ist eine von Boas schon früher behauptete, jetzt wiederholte Unwahrheit. Die Schriften Lessing's erschienen größtentheils bei Voß in Berlin, andere an verschiedenen Orten, bei Nicolai wohl nur die „antiquarischen Briefe." Nicolai hätte leicht die literarischen Unternehmungen Lessing's durch eine großartige Unterstützung heben und fördern können, aber er war gerade nur Speculant. Indessen ist die Beschuldigung des Xenions in dieser herben Weise jedenfalls ungerecht. — Nr. 198. Nicolai hatte nicht bloß Fichte's Namen unter den „philosophischen Querköpfen" vorangestellt, sondern ihn auch mit höhnender Verachtung als einen halbverrückten Menschen behandelt, dessen „fieberhafte Zuckungen" nur lächerlich seien. — Nr. 199. Bei diesem Xenion schwebt nicht sowohl die von Boas angeführte Stelle vor, als B. XI, 279, wo von den „Briefen über die ästhetische Erziehung" (in der Ueberschrift des Xenions steht Bildung statt Erziehung) behauptet wird, „die Deduction derselben" sei „in der dunkelsten Schreibart vorgetragen". Nicolai, behauptet das Xenion, sei wahrlich in seiner weitschichtigen Schreibart nichts weniger, als klar, sondern verwirre die klarsten Begriffe. — Nr. 200. Nicolai hatte die kritische Philosophie als ein Ding der Mode, ihre Darstellung und Entwicklungsweise als „pedantischen Modeton" bezeichnet (XI, 305 f.), der ebenso vorübergehn werde, wie die Wolfische Philosophie, die, als er vor fünfundvierzig Jahren seine Aufmerksamkeit der deutschen Literatur zugewandt habe, noch allgemein unter den Schriftstellern Mode gewesen sei (XI, 184 f.). — Nr. 204. Nicolai hatte sich (XI, 288 ff.) weitläufig über den gemeinen oder gesunden Menschenverstand ausgelassen, besonders darüber, weshalb „die Beiwörter gesund und Menschen zu Verstand der deutschen Sprache eigenthümlich" seien. Wenn der Dichter hier dem Gegner menschlichen Menschenverstand abspricht, so deutet er auf die von ihm in den „Briefen über die ästhetische Erziehung" gemachten Unterschied zwischen bloßer Thierheit und reiner Menschheit, worüber Nicolai XI, 243 ff. sich so sehr entsetzt hatte. — In Nr. 206 sollte der Dichter eigentlich statt des zwölften Bandes den dreizehnten Band genannt haben, da der zwölfte, auf den sich schon Nr. 191 f. beziehen, zugleich mit dem eilften Bande ausgegeben wurde. Die Bemerkung von Boas, es seien zur Zeit erst eilf Bände erschienen gewesen, ist eine Unwahrheit, zu welcher ihn das Versehen im Xenion selbst nicht verleiten durfte. Die Ueberschrift: Lucri bonus odor ist keineswegs, wie Boas sagt, ein Ausspruch des Kaisers Vespasian (die Herrn Boas vorschwebende Anekdote steht Suet. Vespas. 23), sondern eine sprichwörtlich gewordene Redensart aus Juven. XIV, 204 sq.: Lucri bonus est odor ex re qualibet. Vgl. Goethe's Brief an Schiller Nr. 273.

Nr. 210. Den hier dem demokratischen Journal gegebenen Namen des Zionswächters hatte sich bekanntlich der Hauptpastor Goetze durch seine vielfachen Angriffe gegen andersdenkende Theologen und Schriftsteller und durch seine kampfbereite Socinianerriecherei verdient. — Nr. 211—217 gehen nicht auf Reichardt allein, sondern auf die ganze besonders in mehreren Zeitschriften hervortretende demokratische Richtung. Vgl. Nr. 230 f. Wenn Goethe am 30. Januar 1796 schreibt, ein Dutzend Disticha seien Reichardt schon gewidmet, so möchten wir dabei nicht an Nr. 211—217 denken. Manche derselben mochten später keine Aufnahme finden und einzelne der auf Reichardt bezüglichen, von Frau von Schiller ihrem Gatten zugeschriebenen Xenien möchten von Goethe sein, wie Nr. 220—224. 251. — Zur Erklärung von Nr. 217 wäre wohl die Beziehung auf die Jacobinermütze und die Schellenkappe des Narren kurz anzudeuten gewesen. Man vgl. Goethe's „Weissagungen des Bakis" 27:

Klingeln hörst du? Mich däucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen dir leis' um die Ohren bewegt. —

Nr. 218 dient als Einleitung zu Nr. 217 und den folgenden. Wie Nicolai sich zum Lehrmeister der Deutschen aufwarf, um seinen guten Vortheil daraus zu ziehen, so jetzt der demokratische Reichardt. — Die Ueberschrift von Nr. 218: „Das züchtige Herz" mag sich auf die „plumpen italienischen Keuschheitsmethoden" beziehen,

die Reichardt an der Erzählung vom Procurator in Goethe's „Unterhaltungen" tadelte. Eine solche moralische Delicatesse, sagt der Dichter, stehe dem sehr schlecht, der sich nicht scheue, andere zu bestehlen. — Daß man Nr. 236 schon gleich beim Erscheinen auf Büsch und Ebeling bezogen, wie Boas nach Schütz thut, ersehen wir aus einer die Xenien betreffende damals erschienenen Schrift (bei Boas II, 203). Aber wir können eine solche Deutung nur auf das entschiedenste verwerfen, da die beiden genannten Männer keineswegs an einem Werke zusammen arbeiteten, auf welches hier hingedeutet sein könnte, abgesehen von der doch auch für die Xenien zu starken Anspielung auf körperliche Gebrechen jener Männer. Freilich meint Boas, auch Nr. 55 gehe auf beide genannten Männer, aber einer solchen Annahme widerstrebt jenes Distichon ganz und gar. Wir verweisen nur noch auf Nr. 201, wo in ähnlicher Weise von Nicolai's geistiger Blindheit die Rede ist. Nur Schade, daß Nicolai erst später erblindete; sonst würde Herr Boas auch hier die physische Blindheit gefunden haben! Gelegentlich sei uns die Bemerkung erlaubt, daß Ebeling, der seit dem Jahre 1787 an Taubheit litt, in Kotzebue's Schandschrift: „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" als „der blinde Ebeling" eingeführt wird; an einer Stelle (S. 32) heißt er auch „der arme blinde und taube Ebeling", wonach man das Xenion auf ihn allein beziehen könnte. Allein der Sinn desselben kann kein anderer sein, als daß die Deutschen von Frankreichs neuesten Ereignissen nur durch blind leidenschaftliche Leute unterrichtet werden, wobei besonders Reichardt's „Frankreich", in welchem unter anderm Cramer's (Nr. 230 f.) Tagebuch aus Paris erschien, Posselt's seit 1795 erscheinende „Europäische Annalen" (vgl. Goethe's Brief an Schiller vom 22. Mai 1798) und ähnliche politische Tagblätter vorschweben. Aber Goethe erkannte im folgenden Jahre selbst, daß auch die Ansicht, welche man in Weimar von Frankreich hatte, eine zum Theil ungerechte war, wie er am 19. August 1797 von Frankfurt aus schreibt (B. 27, 40). — Nr. 243 f. beziehen sich auf die philisterhafte Art der Anschauung der Natur, welche überall nur den Nutzen bedenkt. Man vergleiche hiermit Nr. 28 der „Weissagungen des Bakis". — Bei Nr. 245 hätte Boas auf die ironische Beziehung der aus Virgil genommenen Ueberschrift auf die Leerheit der meisten Journale und Kalender aufmerksam machen sollen. — Nr. 247 geht wohl auf Becker's Taschenbuch. Vgl. Nr. 132, wo kurz vorher der Musenalmanach von Voß erwähnt wird, wie hier im gleich darauf folgenden Xenion. Uebrigens war hier der Anfang von Goethe's Brief aus Verona vom 17. September 1786 (B. 23, 51) als erläuternde Parallele anzuführen. — Auffallend genug hat Boas mit allen bisherigen Erklärern die Beziehung von Nr. 250 auf Nr. 251 übersehen. Wie das eingegangene „Journal von für und für Deutschland" durch den Vogel der Minerva, die Eule, sich ankündigte, mit welcher die Packetsendungen versiegelt waren, so läßt das neue Journal „Deutschland" sich durch einen blasenden Spielmann, der gleichfalls ein Anverwandter der Minerva ist, in die Welt führen. Daß Reichardt das Journal „Deutschland" ohne seinen Namen herausgab, thut nichts zur Sache; denn schon oben Nr. 208 ist dieser auch als Herausgeber dieses Journals bezeichnet. Die wunderliche Bedenklichkeit von Boas und die darauf gegründete Vermuthung fallen damit von selbst weg. — Daß Nr. 237 unter den von Goethe am 29. Dezember 1795 seinem Freunde übersandten Xenien gewesen, geben wir gern zu, doch dürfte dasselbe von Nr. 246 gelten, wie wir B. V, 177** bemerkt haben. Auch wollen wir von Nr. 258 dies, so wie den daraus folgenden Goethe'schen Ursprung nicht bezweifeln. Ueber Ewald verweisen wir auf unsere Bemerkung in den Blättern für literarische Unterhaltung 1849 S. 969. Die Vermuthung, daß Ewald Goethe's Lied „Sehnsucht" aus dem Jahre 1775 besessen, ist unhaltbar. Wie hätte Ewald in diesem Falle es wagen dürfen, das Lied in seiner neuen Zeitschrift zu veröffentlichen? Goethe hatte seinem alten Freunde auf dessen Wunsch um Beiträge dieses Gedicht und die zwei von Lenz daselbst erschienenen mitgetheilt. Daß Goethe einzelne Sachen von Lenz noch besaß, ersehen wir daraus, daß er noch im folgenden Jahre Schiller Aufsätze von Lenz für die „Horen" gab (Briefwechsel Nr. 267). — Nr 262. Nach der scharfen Aeußerung im Briefe an Schiller vom 30. Januar 1796 müßte diese gelinde Behandlung des

„Journals des Luxus und der Moden“ auffallen, hätten die Dichter nicht jeden scharfen Angriff in ihrer Nähe vermeiden wollen. Man vgl. dazu die Bemerkung von Schütz bei Boas II, 262. — Nr. 265 bezieht auch der Beurtheiler in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ (bei Boas II, 229 f.) auf Meiners. Wir glauben aber bei der Deutung auf Meißner stehn bleiben zu müssen, wobei nicht bloß an seine Romane Alcibiades (vgl. Nr. 363), Spartacus (1782), Masaniello (1784), Bianca Capello (1785), seine „Erzählungen und Dialogen“ (1781—1790), sondern besonders an seine vierzehn Sammlungen von „Skizzen“ zu denken ist, von denen die vier letzten gerade im Jahre 1796 erschienen. Die mehr wissenschaftlichen Werke von Meiners gehören weniger hierher. — Nr. 266. Meister's „Charakteristik (nicht Charakteristiken) deutscher Dichter“ erschien zu Zürich 1787 (mit neuem Titel St. Gallen und Leipzig 1789), nicht 1785—1793. Im Jahre 1794 folgten seine „Briefe an Freundinnen“ und seine dramatisirten „biblischen Erzählungen“, 1796 „der Philosoph für den Spiegeltisch.“ Er wird hier, wie Meißner, als leichtfertiger Vielschreiber dargestellt. — Nr. 268. Hier hätte wohl auf das Urtheil Wieland's über die früher erschienenen Proben der „Borussias“ (Werke B. 35, 57 ff.) hingewiesen werden sollen und auf die dortige Note des Herausgebers. — Die Bemerkung zu Nr. 272 ist als richtig anzuerkennen, dagegen müssen wir die Beziehung auf Madame Böhmer, spätere Gattin von A. W. Schlegel, als irrig verwerfen. Boas, der diese Deutung früher mit der seltsamen, jetzt weggefallenen Phantasie ausstattete, Madame Böhmer und ihre Freundinnen seien für das Wahrsagen im magnetischen Schlaf sehr eingenommen gewesen, folgt hier der ironischen Deutung von Jenisch und der Angabe von Schütz. Aber es widerspricht dieser Annahme der Umstand, daß Schlegel's eheliche Verbindung mit Madame Böhmer nicht in die Zeit fällt, wo die Xenien herauskamen, wie Boas vermuthet, sondern bereits vor dem Drucke der Xenien vollzogen ward. Am 11. Juli 1796 (Nr. 187) schreibt Schiller an Goethe: „Schlegel ist mit seiner Frau wieder hier angekommen“, worauf Goethe (Nr. 164, wo im Datum Juli statt Juni zu lesen ist) antwortet: „Grüßen Sie Schlegel'n und seine Frau; ich freue mich, beide diesmal zu finden.“ Wie ist es denn nun denkbar, daß Madame Schlegel hier noch als Madame B** figuriren sollte, und wie wäre es möglich, daß die Xeniendichter durch einen so herben Angriff auf diese den Gatten, mit dem sie eine freundschaftliche Verbindung zu erhalten bestrebt waren, und der deshalb in den Xenien nur auf ziemlich versteckte und wenig empfindliche Weise kaum gestreift wird (Nr. 342), hätten erbittern sollen. Auch zeigt das weitere Verhältniß Schiller's zu A. W. Schlegel (vgl. Boas II, 252 f.), daß dieser sich keiner solchen Beleidigung von dessen Gattin irgend bewußt war. Eine bestimmte Deutung, welche weise Frau hier und in Nr. 274 gemeint sei, wage ich nicht zu geben. — Nr. 275 deutet Herr Boas mit Schütz auf A. Fr. Bernhardi, dagegen in den Zusätzen auf Bouterweck (vgl. Nr. 316); auch wir möchten die letztere Annahme für die richtige halten. Wenn aber bei Nr. 276 behauptet wird, es sei hier Schiller's epigrammatischer Styl sehr charakteristisch ausgeprägt, so bescheiden wir uns gern nicht so scharfsinnig zu sein, und z. B. nicht entdecken zu können, daß hier ein anderer epigrammatischer Styl sich finde, als in Nr. 27. 28. 52. 152. 179. 253. 256. 278, die auch Boas Goethe zuschreibt. — In Bezug auf Nr. 278 muß ich trotz der Bemerkungen des Herrn Boas bei meiner frühern Meinung beharren, daß das übermäßige Lob Goethe's von Seiten Fr. Schlegel's gemeint sei. Die Belehrung, daß jene „Charakteristik Goethe's“ in die Abhandlung über das „Studium der griechischen Poesie“ — doch wohl nicht ohne beträchtliche Abänderungen? — übergegangen, ändert an der Sache nichts. Daß die Seligmacherei des Grafen Friedrich Leopold Stolberg sich besonders gegen Goethe sehr zudringlich gezeigt habe, wird Herr Boas nicht beweisen können. Xenion 278 steht mit dem vorhergehenden, nicht mit dem folgenden in Verbindung, wenn hier überhaupt von Verbindung die Rede sein kann; denn die Xenien Nr. 279 — 286 haben durchaus keine Beziehung zu einander.

Zur Deutung von Nr. 281 nimmt Boas einen starken Anlauf; da er denselben aber in den Zusätzen wieder zurückläuft, so brauchen wir darauf nicht weiter

einzugehn, nur können wir nicht begreifen, wie er zu behaupten vermochte, daß die Verse auf eine Dame sich unmöglich beziehen könnten, weil ihnen sonst jeder Zusammenhang an dieser Stelle fehlen würde; denn welch ein Zusammenhang besteht zwischen Nr. 279 und 280? Der Sinn des Xenions ist, daß die betreffende Dame immer nur den verstehe, den sie liebe, es aber an eigentlichem Verstande ihr ganz fehle, so daß es auf einem bloßen Wortspiele beruht. — Nr. 282 hat Jenisch auf Kosegarten oder Fülleborn bezogen, was der Beurtheiler in den „Gothaischen gelehrten Zeitungen“ als einen Beweis ansieht, wie wenig Beruf Jenisch zu seinen Anmerkungen gehabt. Die Auflösung Fülleborn scheint auch der Verfasser der „Verlocken“ gebilligt und darauf das Epigramm auf Böttiger (Nr. 70, bei Boas II, 98) gemacht zu haben. Die Deutung auf Fülleborn wäre nur dann annehmbar, wenn man unter Fülle geistige Fülle verstände. Man hätte in diesem Falle wohl an Fülleborn's „bunte Blätter“, die er 1795 unter dem Namen „Edelwald Justus“ herausgab, seine „Papiere aus Henos Nachlaß“, die Herausgabe von Lessing's Nachlaß zur deutschen Sprache, alten Literatur, Gelehrten- und Kunstgeschichte in „Lessing's Leben und Nachlaß von K. G. Lessing“ B. III. (1795) und seine seit 1791 unter Mitwirkung anderer Gelehrten erscheinenden „Beiträge zur Geschichte der Philosophie“ zu denken. Die Auflösung Sinngedicht, die Herr Boas mit wunderlicher Beziehung auf ein Gedicht Wieland's vom Jahre 1783 macht, geht auch deshalb nicht an, weil hier eine Person (mein Freund) angeredet wird. In den Zusätzen wird die nicht unwahrscheinliche Lösung des Räthsels durch Salzmann gegeben, wobei es nur auffallend bleibt, daß das Wort Salz selbst ohne Noth im Pentameter vorkommt. — Die Vermuthung, Nr. 283 beruhe auf einer Aeußerung Wieland's, entbehrt jeder Begründung. Jene philisterhafte Frage, die von irgend einer Seite gethan worden sein mochte, wird als eine solche bezeichnet, die des „Reichsanzeigers“ (vgl. Nr. 71. 252. 309) würdig wäre. — Nr. 287 soll keineswegs die wunderlichen Verbesserungen der Orthographie von Chr. H. Wolke treffen, sondern die nutzlosen Preisaufgaben, welche manche Akademie stellte. Vielleicht schwebt die Akademie nützlicher Wissenschaften zu Erfurt vor. Von ähnlicher Art ist Nr. 288. — Nr. 289. Obgleich die „Trogalien“ Nr. 220 ff. dies Xenion auf Platner beziehen, den es, wie sie selbst gestehen, nicht treffen würde, so zeigt doch schon die Ueberschrift, daß hier nicht an den Hörsaal eines einzelnen Professors, sondern an die Unsitte ganzer Universitäten zu denken ist, besonders an Göttingen. — Die bestimmte Beziehung von Nr. 290 bleibt noch nachzuweisen. Der Hauptspott scheint darin zu liegen, daß der Virtuose ein Concert für den hohen Adel allein gibt oder sich diesem besonders empfiehlt. — Nr. 293. Die Behauptung, daß „eine komisch stilisirte Bekanntmachung“ des Buchs von Spalding zu dem Epigramm Anlaß gegeben, bedarf sehr der Bestätigung; uns scheint es vielleicht im allgemeinen die Naivetät mancher großsprecherischen Verlegeranzeigen zu bespotten. — Nr. 294 bezieht sich vielleicht auf die von der berliner Akademie für das Jahr 1791 aufgestellte Preisaufgabe: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibnitz's und Wolf's Zeiten in Deutschland gemacht hat?“ Schwab, Reinhold und Abicht trugen den Preis davon, und ihre Arbeiten erschienen im Jahre 1796. Das Xenion erklärt die vorkantische Metaphysik für abgethan. — Die Ausführung zu Nr. 295 verdient alle Anerkennung, dagegen dürfte die Beziehung von Nr. 298 auf Madame Sophie Albrecht nicht Stich halten. Das Xenion geht auf eine Schauspielerin, die sich in grellen, übertriebenen Rollen gefiel, dagegen keine Ahnung von feiner Charakteristik hatte. In den „Verlocken“ findet sich als Gegensatz das Epigramm (Nr. 83):

Eine Schauspielerin.
Sehr natürlich spielt sie vornehme Damen. Die Ursach
Liegt am Tage; es macht, daß unausstehlich sie spielt. —

Daß Nr. 299 nicht auf Schiller sich beziehe, hat Boas mit Recht bemerkt, auch scheint uns die Beziehung auf Heinrich gegründet, dagegen hat Boas eine auch in der Ueberschrift angedeutete Beziehung nicht erkannt. Heinrich wird nicht als professor historiae, sondern als professor historiarum bezeichnet, weil ihm die Ge-

schichte nur ein Conglomerat einzelner Geschichten war, und ihm, der an den einzelnen Daten klebt, deshalb die Geschichte von Tag zu Tage wächst. Dabei wird die Eifersucht auf seine Professur hervorgehoben, daß ihm kein anderer seine Zuhörer abwendig mache, weil ja das Einkommen ohnedies schmal genug sei. — Bei Nr. 300 durfte Herr Boas nicht an den „kritischen Anatomirtisch" denken; denn von der Lebenszähigkeit des Frosches bei der Section ist hier nicht die Rede, sondern von dem in der Natur frei umherhüpfenden; der beschränkte Philister weiß an jedem Erzeugniß der Natur etwas auszusetzen, wie der Kritiker neuester Mode meint hier und dort immer noch etwas ausstellen zu müssen. Ob auch dieses Xenion „Goethe's epigrammatischen Ausdruck deutlich kund gebe", wie es bei Nr. 298 heißt, ist eine Sache, über die wir das Urtheil dem Scharfsinne des Herrn Boas überlassen müssen. — Nr. 301 leitet den Spott auf die einzelnen Kritikproben neuester Art treffend ein. Wenn dem Kritiker die Beurtheilung freisteht, so wollen die Xenien ihrerseits den Mißbrauch leichtfertiger Kritik rügen. Herr Boas hat das Verdienst, die Stellen, auf welche sich Nr. 302—306 beziehen, nachgewiesen zu haben, wobei nicht unbemerkt bleiben durfte, daß Schiller durch Körner (Brief vom 22. Juli 1796) auf jene Recension Schlegel's aufmerksam gemacht worden war. „Du kannst fast keinen wärmern Verehrer haben, als ihn" (Fr. Schlegel), schreibt Körner, „und wo er aus einem andern Tone zu sprechen scheint, so ist's bloß Recensentencostüm (vgl. oben zu Nr. 301), oder das Bedürfniß, seinen Richterberuf durch strenge Forderungen zu beglaubigen" (vgl. Nr. 300). Gleich nach Empfang der Xenien äußert Körner, die Züchtigung könne Fr. Schlegel nicht schaden; nur solle Schiller ihn nicht ganz aufgeben. In Bezug auf den Pfarrer Schmid in Werneuchen (Nr. 246. 304) bemerken wir gelegentlich, daß dieser im Anfang des Jahrs 1830, also acht Jahre vor seinem Tode, nach Berlin kam, um sich einer ärztlichen Kur zu unterwerfen, und deshalb eine Unterstützung beim Ministerium des Kultus in Anspruch nahm. In einem uns vorliegenden Briefe schreibt Stägemann, an den dieser, als an seinen alten Schulfreund, zum Zwecke der Beförderung seines Gesuches sich gewandt hatte: „Die Musen und Grazien in der Mark behandeln ihn, wie Rachegöttinnen. Er schreibt mir, daß er seit drei Jahren von tagtäglichem Kopfschmerz geplagt, und jetzt von seinen Landärzten mit dem Troste entlassen sei, daß er bei den Stadtärzten in Berlin Hülfe suchen und einer ernstern Kur sich unterwerfen müsse." — Bei Nr. 311 liegt wohl der moralische Tadel gegen Goethe's „venedischer Epigramme" zu Grunde, und der Unwille, den man von manchen Seiten über die scharfen politischen Epigramme empfand. Goethe erkennt die Moral als Maßstab in der Poesie nicht an, wogegen er von allen politischen Parteien Rechtthun verlangt und ihre bösen, verderblichen Leidenschaften verabscheut. — Nr. 312 dient zur allgemeinen Einleitung der folgenden Wünsche. Dem gemeinen Geschmacke des Publikums gefällt die platte Natürlichkeit mit etwas aufgezwungener Anstandsbildung, welche der neuerwachten höhern geistigen Bildung hatten weichen müssen. — Nr. 316. Die Beziehung auf Feßler und Bouterweck ist willkürlich hineingetragen. Daß der sogenannte philosophische Roman wirklich im Wiederkehren begriffen sei, wird eben so wenig behauptet, als daß die alte Komödie und Tragödie wieder hervortrete. — Nr. 317 erinnert an den Tadel Nicolai's über die Dunkelheit, welche in den „Horen" und anderswo in neueren Schriften zur Mode werde.

Zu Nr. 323 ff. bemerkt Herr Boas, ich habe zwar bei den Xenien von Nr. 320 an richtig die betreffenden Stellen aus Fr. Schlegel's Abhandlung angeführt, aber auch mir sei der wahre Zusammenhang unbekannt geblieben, was wir als unwahr bezeichnen müssen. Ich habe zuerst die Abhandlung Schlegel's nachgewiesen, auf welche die bisher, auch von Herrn Boas früher, wunderlich falsch bezogenen Xenien gehen. Wäre diese Abhandlung den Xeniendichtern damals nur im Auszuge bekannt gewesen, so würde dies wenig verschlagen, da ja die betreffenden Stellen späterhin nicht bedeutend umgeändert wurden. Aber Boas kommt selbst bei Nr. 325 auf die Vermuthung, Schiller habe vielleicht die Aushängebogen vor dem vollständigen Abdruck der Abhandlung schon besessen. Fr. Schlegel kam Anfangs August nach Jena; damals könnte Schiller von ihm die Aushängebogen erhalten

haben, doch ist diese Annahme unnöthig. Erschien auch Schlegel's Buch erst zur Michaelismesse, so konnte es doch bereits Anfangs September ausgedruckt sein, und Michaelis, der Verleger von diesem Werk und von Schiller's Musenalmanach war, letzterm ein Exemplar übersandt haben, so daß Schiller noch Zeit hatte, den vollständigen Abdruck zu jenen Xenien zu benutzen, da der Almanach — unsere Xenien stehen auf dem vorletzten Bogen — erst Ende September ausgedruckt wurde. Leider lassen uns die Briefwechsel Schiller's mit Goethe und Körner von der Mitte August bis Ende September ganz im Stich, aber da Schiller am 15. August nur von 230 satirischen Xenien spricht, so muß ein großer Theil, besonders die den Schluß bildenden, später entstanden sein. Nach allem diesem dürfen wir, da Nr. 325 auf die vollständige Abhandlung Schlegel's hinzuweisen scheint, wie Boas selbst zugibt, unbedenklich annehmen, daß diese, wie ich vorausgesetzt habe, sich bereits in Schiller's Händen befunden. — Nr. 329 wird irrig auf die Aeußerung Schlegel's über Hamlet bezogen, vielmehr geht das Xenion auf die übertriebene und unbesonnene Erhebung der Griechheit, wodurch Schlegel die gute Sache verdarb. Vgl. Nr. 321 f. — Zu Nr. 333 hätte Herr Boas die betreffenden Stellen der Odyssee (XI, 206 ff., 218 ff., 605. 633. XXIV, 5 ff.) anführen sollen. — Viehoff hat unzweifelhaft Recht, wenn er sich unter dem fragenden Achill Nr. 341 und 343 dieselbe Person denkt, wie Nr. 338. Soll etwa bei Nr. 343 der fragende Achill wieder eine andere Person sein, wie Boas annehmen muß? Auch ist die Beziehung auf den dramatischen Dichter Johann Elias Schlegel, da die beiden Schlegel sich hauptsächlich mit Kritik beschäftigten, wenig passend. — Bei Nr. 353 nimmt Boas meine Beziehung auf den Traum der Portia an. Zur Bestätigung füge ich jetzt hinzu, was Riemer „Briefe an und von Goethe" S. 377 bemerkt: „Eine scherzhafte Anwendung von Klopstock's Sentenz, einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen, war ihm (Goethe) sehr gewöhnlich." Vgl. Brief in Schiller Nr. 342. — Nr. 356 bezieht sich besonders auf die Enthüllungen von Lessing's Bruder über dessen Leben in Breslau, vor allem seine Spielsucht und sein genußreiches, Zeit und Geld verschwendendes Leben. Indessen ist der herbe Tadel, den Schiller hier dem Bruder Lessing's macht, keineswegs gerecht. — Höchst seltsam ist der Beweis von Boas, daß Nr. 361 f. nur von Goethe sein können. Als ob nicht auch dieser den Werth Lucian's anerkannt hätte, und ein Urtheil, welches Schiller bei der ersten Bekanntschaft mit Lucian abgab, für eine neun Jahre spätere Zeit maßgebend sein könnte! Ueberhaupt sieht es bei allen diesen Xenien in der Unterwelt mit der Scheidung zwischen beide Dichter sehr bedenklich aus, wenn auch die meisten unzweifelhaft von Schiller sind. — In Nr. 392 ist der absichtliche Widerspruch zwischen der das Urtheil Schlegel's in zwei Worte zusammenfassenden Ueberschrift und dem die tiefere innere Wirkung Shakespeare's scharf hervorhebenden Xenion selbst zu bemerken. — Der Sinn von Nr. 412 kann nur der sein, daß der Dichter alles auf den letzten Act ankommen lasse, daß dieser vollkommen für das Stück entschädige, da hier das Laster bestraft werde. Seltsam ist es, wie es Herrn Boas ganz am Ende einfällt, Nro. 371—412 könnten vielleicht die Komödie sein, mit welcher Schiller am 31. Januar 1796 die Xenien zu schließen gedachte. Aber diese Xenienreihe besteht ja selbst aus zwei ganz von einander verschiedenen Partieen, von denen die zweite an die homerische Unterwelt anknüpft und mit dieser schließt. Daß Nr. 413 eine Parodie auf die Stelle der Odyssee XI, 633 ff. sei, hat freilich Herr Boas so wenig, als seine Vorgänger bemerkt. Ueber Haschka vgl. das Gegenxenion bei Boas II, 139. Haschka hatte nur einzelne Oden herausgegeben, wie auf Joseph II. (1782), auf Laudon, auf Leopold II. (1792), auf das gerettete Deutschland (1795). Hier wird mit einem ganzen Bande, als dem Schrecklichsten der Schrecken, gedroht. Auch beim letzten Xenion fehlt die Anführung der homerischen Stelle, Odyssee XXI, 74 ff.

Auf die Xenien läßt Herr Boas einige Gedichte als „zu den Xenien gehörig" folgen, die aber nicht alle hierher gehören; gewiß nicht die drei größern, da der festbestimmte Charakter der Xenien die Beschränkung auf ein Distichon verlangt. Nr. 420 gehörte wohl zu den auf die Antiken bezüglichen Xenien, zu denen Schiller seinen Freund aufgefordert hatte. — Höchst unglücklich und kaum begreiflich ist

die Beziehung von Nr. 422 auf Lavater. Sah denn Herr Boas nicht, daß der stolzeste Mann hier unmöglich auf eine einzelne Person gehn kann? Und wie bitter und herbe die Xenien auch, besonders in politischen Dingen, waren, Lavater's edles Wirken besonders seit der Hinrichtung des französischen Königs konnte nicht den geringsten Anlaß zu solchem Angriffe bieten. — Bei dem Chinesen in Rom Nr. 424—428 vermißt man die Berufung auf Riemer's „Mittheilungen über Goethe" II, 540, der zuerst dessen Beziehung ausgesprochen hat. — Bei Nr. 432, welches Epigramm eben so wenig, als Nr. 431, zu den Xenien zu rechnen war, hätte an Lessing's berühmte Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet" erinnert werden sollen.

S. 215 ff. folgen die „Votivtafeln", auf die wir hier, unserm Zwecke gemäß, nicht näher eingehn wollen, wie viel Stoff dieselben auch zu Gegenbemerkungen und Zusätzen bieten; nur bemerken wir, daß es sehr zu bedauern ist, daß Herr Boas nicht bemerkt hat, welche Aenderungen einzelne derselben bei der spätern Aufnahme in die Werke der beiden Dichter erlitten. Die Beziehung von Goethe's Aeußerung über die Art der Entstehung der Xenien auf einen Parallelismus (S. 233) ist an sich unhaltbar, am wenigsten aber darf man diese Aeußerung, wie Schäfer mit Boas (S. 233) thut, auf die Votivtafeln übertragen. Das Gegenxenion Klopstock's (S. 252) lautete ursprünglich (nach Voß „Kritische Blätter" I, 526):

Also, du dauerst dich, daß du mich schreibst. O wenn du mich kenntest,
Nicht leid thäte dir das. Also, du dauerst mich auch.

Auch die unter dem Titel: „Einzelne Votivtafeln" aus dem Musenalmanach aufgenommenen Distichen lassen wir diesmal unberührt, wie wir von den unter der Ueberschrift „Xenien für weibliche Gäste" gegebenen Distichen nur bemerken wollen, daß Herr Boas ungeachtet der größten Mühe und der wiederholten Nachfragen bei solchen Personen, von denen er die zuverlässigsten Nachrichten erwarten durfte, wenig Sicheres zu Tage gefördert hat. Uns scheint nur die Beziehung von Nr. 623 auf Henriette von Wolfskeel unzweifelhaft. Wir kommen vielleicht bei anderer Gelegenheit hierauf zurück. Die Beziehung der beiden S. 303 mitgetheilten Xenien auf Fr. Schlegel scheint gegründet.

Der zweite Theil gibt die Geschichte des Xenienkampfs in der weitesten Ausdehnung, und wir erkennen es dankbar an, daß es Herrn Boas gelungen, manche betreffende Xenienschrift zur Benutzung zu erhalten, welche uns unerreichbar gewesen; nur das Blättchen Distichen aus Gotha (S. 6) und die „Blätter aus dem Archiv der Toleranz und Intoleranz" (S. 70) sind auch ihm unzugänglich geblieben. Die Berichte, welche Herr Boas über die einzelnen Schriften gibt, sind im Allgemeinen zuverlässig, mit Geschick und guter Auswahl verfaßt, wenn man auch freilich über das Mehr oder Weniger oft anderer Meinung sein kann. Wir begleiten Herrn Boas auch durch diesen zweiten Band mit einigen berichtigenden und ergänzenden Bemerkungen.

Daß die in Goethe's Brief an Meyer erwähnte „vortreffliche reisende Dame" die Gräfin Auguste Bernstorff sei (S. 3), ist eine durchaus haltlose Vermuthung, wie man sie gar nicht wagen sollte. Woher mag Herr Boas die Nachricht haben, daß die Gräfin in diesem Jahre Italien besucht habe? Ganz irrig ist auch die Vermuthung (S. 4), daß unter der im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel Nr. 218. 219 genannten „guten Freundin S**" die Frau von A. W. von Schlegel's zu verstehn sei; als ob diese mit Gotter in Verbindung gestanden hätte! Eher dürfte man an Frau von Schardt, die Schwägerin der Frau von Stein (Briefe an Frau von Stein I, 64. 239., W. C. „Aus Goethe's Leben" S. 70), denken. Dagegen wollen wir die Wahrscheinlichkeit, daß der Verfasser des Blättchens Distichen in Gotha Fr. Jacobs sei (S. 6 f.), nicht in Abrede stellen. Der vollständige Abdruck des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels wird auch darüber Gewißheit geben, die Herr Boas schon jetzt von Goethe's Erben hätte erlangen können. — Daß der Verfasser der witzigen Recension in der „Hamburger Neuen Zeitung" wirklich Ebeling sei, wie Herr Boas schon früher vermuthete, dürfte noch nicht außer allem Zwei-

sel sein. Freilich tritt jetzt (S. 34) das bedeutende Zeugniß von Varnhagen von Ense hinzu, daß zur damaligen Zeit Ebeling in Hamburg allgemein als Verfasser genannt wurde, und daß andere scherzhafte Anzeigen Ebeling's dieselbe Art von Spottlaune haben; aber Böttiger hatte in solchen Dingen doch immer sehr gute Quellen. Wenn Herr Boas sagt: „Trapp war ein ernster, stiller Pädagoge, von dem wir nur Erziehungsschriften haben", so ist dies irrig. Trapp gab unter andern ein witziges „Sendschreiben von Doctor Luther an Zimmermann" heraus, weshalb er in Kotzebue's „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn" als „der feinlachende Trapp" eingeführt wird. Böttiger kannte den Mann wohl gut genug, um zu entscheiden, ob er der Verfasser jener Recension sein könne. — Auffallend ist es, wie Herr Boas, der überall mehr Bekanntschaft mit Schiller, als mit Goethe verräth, S. 43 sich nicht erinnerte, daß Langer ein Jugendfreund Goethe's zu Leipzig war, dem der große Dichter zu großem Dank verpflichtet war. Vgl. Goethe's Werke B. 21, 145 ff. — Die Nachrichten über Vulpius S. 51 sind ungenau. Dieser ward am 23. Januar 1762 geboren und starb am 26. Juni 1827. Goethe suchte ihn bereits im September 1788 unterzubringen. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 112 ff., wo sich genauere Nachricht über sein früheres Leben und seine Fähigkeiten finden, wodurch Schiller's schroffe Auffassung gemildert wird. Goethe bediente sich seiner seit 1791 als Sekretärs beim Theater, wo er manche Operntexte umschrieb. 1797 ward er Registrator an der Bibliothek zu Weimar, später Sekretär. — S. 61 hat Herr Boas die Worte Garve's falsch verstanden; dieser spricht nur von Wieland's Milde gegen die Xenien, und erwartete nicht weniger, als Schiller, daß dieser bald darauf eine Beurtheilung der Xenien liefern werde. — Die S. 87 angeführten Abdrücke der witzigen Anzeige der Xenien aus der Hamburger Zeitung waren nicht hier, sondern S. 26 zu nennen. Die beiden horazischen Stellen stehen epist. I. 2, 32. sat. II. 7, 70. — S. 130 scheint uns Herr Boas das Titelkupfer zu den „Trogalien" irrig aufgefaßt zu haben. Schiller und Goethe gehen hier voran im Narrencostüm; im Zuge erscheinen die Sittenlosigkeit mit dem Thierkreise und zur Andeutung der Grobheit ein Courier mit Hetzpeitsche und Schnapsflasche. Unmöglich können diese beiden Gestalten Goethe und Schiller vorstellen sollen. — Die Verse, deren sich Nicolai bedient (S. 156), sind eine Parodie der Stelle eines Liedes von Claudius:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich nicht König worden;
Ich wär' geschmeichelt worden viel,
Und wär' vielleicht verdorben. —

S. 176 war zum Verständniß des zweiten Distichons auf die Stelle Goethe's B. 16, 106 zu verweisen. — Die Motto's S. 185 sind aus Hor. carm. III, 4, 1. 5. epist. II, 1, 1—3. Auch hätte die Anspielung auf Goethe's Freitagsgesellschaft nicht unbemerkt bleiben sollen. Vgl. B. 27, 59. Brief an Schiller Nr. 222. Falk S. 177. — Die Vermuthung, nach welcher Prof. Heinrich zum Verfasser einer Xenienschrift gemacht wird (S. 204), scheint uns doch auf gar zu schwachen Füßen zu stehn, wie wir auch wohl bezweifeln dürfen, daß Nathanael Fischer S. 168 mit Recht für die „Parodien auf die Xenien" die Vaterschaft übernehmen soll. — Von großem Interesse ist die hier zuerst geschehene Veröffentlichung von fünf Epigrammen Fr. Schlegel's gegen Schiller (S. 266). — Ueber Kotzebue's mißrathene Huldigungsfeier für Schiller (S. 267) vgl. man auch Riemer's „Mittheilungen über Goethe" I, 24. In der angeführten Schrift von W. C. wird fast dasselbe von einer Aufführung „der deutschen Kleinstädter" erzählt (S. 72 ff.). — S. 290 war auch auf Eckermann's „Gespräche mit Goethe" I, 143 und Falk S. 101 zu verweisen, besonders aber hätte Arndt's scharfe und verdiente Abfertigung der Epigramme A. W. Schlegel's nicht unerwähnt bleiben sollen. Aber wir wissen nicht, ob es überhaupt gerathen war die „Nachklänge" der Xenien so weit herab zu verfolgen, als Herr Boas gethan hat. Der Ton, den Kotzebue und A. W. Schlegel später anschlugen, hat wenig vom Charakter der Xenien, vielmehr erinnert er an jene wüsten Schimpfereien in der „Bibliothek elender Scribenten" und

die besonders durch Bahrdt veranlaßten Zänkereien*), wobei sich auch Kotzebue ein Schanddenkmal errichtete in seinem „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn", dessen Abfassung er mit derselben Frechheit in Abrede stellte, wie die seiner „Expectorationen" (Boas II, 273), bis er der Lüge überführt ward. Vgl. die „Hamburger Zeitung" vom Jahre 1791 Nr. 170.

---

*) Da Herr Boas in den Nachklängen der Xenien so weit geht, so hätte man auch ein Zurückgehen auf die Vorgänger der Xenien erwartet, unter denen eine besondere Erwähnung und nähere Beschreibung verdient hätten Bahrdt's „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf das Jahr 1781", worin freilich fast nur Theologen und solche, die irgendwie mit kirchlichen und religiösen Dingen in Berührung gekommen, aufgeführt werden, der „Almanach der Belletristen und Belletristinnen für's Jahr 1782" und der „Almanach für Dichter und schöne Geister. Auf das Jahr 1785", worüber wir vielleicht zu anderer Zeit zu berichten Gelegenheit finden werden.

Köln. **H. Düntzer.**

Die Gesänge der Völker. Lyrische Mustersammlung in nationalen Parallelen von Wolfgang Menzel. Leipzig, Gustav Mayer. 1851.

Wolfgang Menzel ist ein würdiger Nachfolger des großen Herder, der in seiner edlen humanen Weltanschauung in seinen „Stimmen der Völker" in Liedern, zuerst die Idee verwirklichte, welche wir in der vorliegenden Sammlung weiter ausgeführt finden. Der Herausgeber des Literaturblattes, des Morgenblattes war ja doch mehr dazu berufen, ohne vorgefaßte Meinung ein solches Werk zu unternehmen, als der Verfasser der deutschen Literaturgeschichte, der bei allem Geiste und allem Scharfsinne seinen subjectiven Unwillen an mancher Persönlichkeit ausläßt, deren Dichternamen auszulöschen doch ein vergebliches Unternehmen war. Ganz überwunden hat übrigens Menzel seinen Haß noch nicht, wie jedem Leser auf den ersten Blick auffallen dürfte, wenn zu dem alphabetisch geordneten Verzeichniß der Lieder und Gesänge, mit dem die Sammlung schließt, ein Register der Dichter hinzugefügt wäre, unter dem wir nach Namen suchen würden, die wir für innig verbunden mit dem Volksgesang halten. Wir wollen darüber nicht rechten und richten, denn es wird keine vollständige Sammlung versprochen, welche trotz aller Reichhaltigkeit des 722 Seiten enthaltenden Bandes doch in diesem Umfange nicht gegeben werden könnte, und der Herausgeber, der seine Vorrede mit den Worten schließt: Lieber mehr Geist und weniger Papier! erklärt ausdrücklich, daß er sich Beschränkung zur Pflicht gemacht habe. Für eine Mustersammlung kann man billig nicht mehr erwarten, als daß sie wirklich Muster vorlege und diese Erwartung wird vollständig befriedigt. Menzel ist bei allen seinen literarischen Caprieen ein gediegener Kritiker, ein kenntnißreicher Literator und geistvoller Schriftsteller; er hat ein feines Gefühl für die Poesie, einen tiefen Blick, der Sachen und Personen durchschaut, ein scharfsinniges Urtheil und eine geschickte Beweisführung, so daß er seine Paradoxen mit kunstgeübter Dialektik in der gewandtesten Darstellung mit meisterhafter Sprachfertigkeit vorzutragen weiß; er hat eine tüchtige Gesinnung und ein edles Wesen! Bei der anerkannten Stellung, die er in der Literatur erworben hat, können wir die Sammlung nicht besser, als mit seinem eigenen Vorworte den Lesern des Archivs vorführen und ihnen dann eine Uebersicht des Inhalts geben.

Nachdem Menzel sich darüber ausgesprochen hat, daß alle bisher erschienenen Sammlungen sich vorzugsweise an die schriftlichen Werke der vornehmern Dichter

halten, nicht an den lebendigen Volksgesang, schien es ihm der Mühe werth zu sein, wieder einmal die echten Nationallieder zu sammeln und den Plan Herders mit den reichen Mitteln unsrer Gegenwart weiter auszuführen. Durch alle Zeiten und Völker gehen die ewigen Gefühle der reinen Menschlichkeit in einer wunderbar übereinstimmenden Strömung hindurch, und es gewährt ein hohes Interesse zu entdecken, wie man schon vor Tausenden von Jahren im fernen Indien und China, Persien und Hellas eben so menschlich empfand, wie heute im gebildeten Europa. Weil aber bei dieser Verwandtschaft der Grundgefühle in den Menschen, die nationalen Unterschiede in der Form um so charakteristischer hervortreten, so hat Menzel auf nationale Parallelen besonders Bedacht genommen. Da er, obschon überzeugt, daß hinsichtlich der sittlichen Reinheit die Volkspoesie den Vorzug vor der Kunstpoesie der höhern Bildungsstufen verdient, doch zugibt, daß Manches zum Volksliede wurde, was jenen Charakter der Reinheit nicht mehr an sich trägt, so hat er mit Rücksicht auf die Jugend, geflissentlich alles Ungeziemende vermieden, ohne darum den gesunden und heitern Volkshumor auszuschließen. Er hat dies mit Geschmack und in edler Absicht gethan und gibt in der Sammlung ein Weihegeschenk an Jünglinge und Jungfrauen, das sich den besten an die Seite stellen darf, und das man in keiner Lage des Lebens und des Gemüths öffnen kann, ohne nicht poetisch gehoben und erquickt zu werden, weil uns das lebendige Wasser aus dem Urborn reiner Menschennatur entgegen quillt.

Die in gefälligem Druck und weißem Papier erscheinende Sammlung (das cartonnirte Exemplar kostet 1 Thlr. 15 Sgr.) zerfällt in vier Bücher. Das erste ist überschrieben: Hymnen und Heldenlieder und beginnt mit religiösen Gesängen, welche die Tiefe des religiösen Bedürfnisses bei allen Völkern besonders in Gottesfurcht und Gottvertrauen aufschließt. Es folgt in demselben ein christliches Erntelied von Knapp auf ein chinesisches und „stabat mater dolorosa" (Uebersetzung nach dem Münchener Gesangbuch) auf „O Haupt voll Blut und Wunden." Unter den Heldenliedern sind solche zusammengefaßt, in welchen die eigentliche Männlichkeit sich in Nationalstolz, Freiheitssinn und Muth äußert, nämlich: Vaterlandslieder (neben rule Britania auch Yankee-doodle, jedoch in einer nicht näher bezeichneten Uebersetzung), Heimwehlieder, unter denen wir mit Freuden noch „Auf, auf! ihr Brüder und seid stark" und „Herz, mein Herz, warum so traurig" von Wyß, auch Goethe's „Kennst du das Land" antreffen, Königslieder, alle bekannten der großen Monarchien, Freiheitslieder, Heldenlieder, Völkerklagen, Mannesstolz in Liedern, Kriegs-, Soldaten-, Reiter- und Jägerlieder.

Im zweiten Buche folgen dann die schönsten und zartesten Liebeslieder aller Nationen, dazu im dritten eine Auswahl solcher Romanzen und Balladen, in denen Glück und Unglück der Liebe in rührenden Beispielen geschildert werden. Es ist die Ergänzung des erstern, das weibliche Element und sehr sinnig in „Sehnsuchtslieder, Liebeswerbung und Lockung, Brautlieder, Grüße der Liebe, Ständchen, Liebesglück, Liebesstreit, Liebesleid durch Trennung und durch Untreue" vertheilt. Dazwischen stehen dann „Tagelieder, Schifferlieder und Abschiedslieder", die einem weitern Gefühle Spielraum geben. Die das dritte Buch bildenden Balladen und Romanzen sind auf eine Weise eingetheilt, die wir hier folgen lassen, weil wir den Eintheilungsgrund nicht auffinden. 1. Heldensagen und Mordgeschichten, 2. Volksthümliche Legenden, 3. Elfen, 4. Geistersagen, 5. Sagen von glücklicher Liebe, 6. Sagen von unglücklicher Liebe, 7. Räuberlieder, 8. Schwänke und Spottlieder. Wir finden viel Neues aus guten deutschen Dichtern und viel Ausländisches in guten Uebersetzungen, aber möchten es oft unter der Ueberschrift nicht suchen, wie z. B. die deutsche Philisterei u. a. Im vierten Buche endlich sind die besten Lieder zusammengestellt, die als Freuden- und Trauerlieder bekannt sind. Die erste Abtheilung enthält Frühlings-, Herbst- und Winterlieder, der Sommer geht leer aus. Ist er denn noch so gründlich prosaisch, daß man ihm auch nicht ein Lied widmet bei keinem Volke? oder sollen „das arabische Badeliedchen" und „bei Nacht von L. Tieck" den Sommer vertreten? Wir wüßten aus dem deutschen, französischen und südlichen Volksgesang manch Lied zur Verherrlichung des Sommers ohne in die folgende Abtheilung einzugreifen, welche überschrieben ist:

Haus- und Arbeitslieder. Unter diesen sind auch die beiden Liedchen: „Schlaf, Kindchen, schlaf" und „Als der Großvater die Großmutter nahm" ohne Angabe des Dichters. Wie viele Deutsche haben diese Lieder gesungen und wer nennt den Namen der Dichter, wenn es auch Menzel nicht kann? Die Trinklieder beginnen mit der Uebersetzung des Anakreontischen Liedchens von Rammler und lassen Chinesen, Perser und Türken den Wein preisen, ehe sie dem Opium huldigten und stellen zum Beweise, wie geistliche und weltliche Lieder in einander übergingen in dulci jubilo als Studenten- und als Kirchenlied gegenüber. Die Abtheilung: Gesellige Lieder und Lieder des Frohsinns bringt „Laßt uns ihr Brüder" und „den Landesvater" ohne über die Dichter uns aufzuklären. Von „'s ist mir alles Eins" sagt Menzel geradezu ohne bekannten Verfasser, obschon wir uns erinnern gelesen zu haben, das Lied sei aus einer alten Oper vom Componisten des lustigen Schusters. Den Schluß machen Todtenklagen, und in diesen kommt dann auch unser Schiller, meint gewiß der Leser, wenn er „Nadwessische Todtenklage" überschrieben findet; aber nein, es ist ein Lied von Talvj (bekanntlich F. A. L. v. Jacob, die Gemahlin des Robinson in Boston, der durch seine Reisen in Palästina auch in Europa rühmlich bekannt ist). Warum diese Täuschung? Sie kann das Urtheil des Volks über „Seht da sitzt er auf der Matte" nicht ändern; doch warum die Frage? Menzel hat einmal bestimmte Sympathieen und Antipathieen; es würde uns nicht wundern, wenn er auch „Das Grab ist tief und stille" ignorirt hätte, weil Salis ein Geistesverwandter von Matthisson ist. Unter diesen Todtenklagen hätten wir „l'Arabe au tombeau de son cheval" von Milleorge den Vorzug gegeben vor manchem Andern; doch keines ist unschön, von keinem können wir sagen, daß wir es entbehren wollten.

Kr.

Französische Fibel von Dr. M. R. Friedemann. Zweite Auflage. Berlin 1846. 180 S. 8.

Das vorliegende Buch, dessen bedeutendster Theil der Einübung einer richtigen Aussprache des Französischen gewidmet ist, scheint sein Entstehen den besondern Verhältnissen zu verdanken, unter welchen der Verf. die französische Sprache zu lehren hat. Er scheint bei seinen Schülern in Treptow a. d. R. eine große Unbiegsamkeit des Sprachorganes vorzufinden und hat, um dasselbe gewandter zu machen, eine große Menge von Worten, in welchen die verschiedenen eigenthümlichen Laute der französischen Sprache planmäßig aufgeführt sind, zusammengestellt. Die Methode, welche er bei dem Gebrauche dieses Buches empfiehlt, ist mehrmaliges chorweises Nachsprechen der vorgesprochenen Worte. Ganz anderer Meinung ist Hr. Callin in einem sogleich zu besprechenden Buche, indem er meint, Regeln für Aussprache seien von geringer Wichtigkeit, der Lehrer müsse im Anfang selbst viel lesen, und zwar Zusammenhängendes, damit der Schüler sein Ohr bilde. Wahrscheinlich findet Hr. Callin bei seinen Schülern in der eleganten Residenzstadt Hannover ein für Lautverschiedenheiten empfänglicheres Ohr und mehr Zungenfertigkeit, als der Verfasser der Fibel bei den seinen; keine von beiden Methoden kann daher auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen. In etwas scheint jedoch Hr. Friedemann das richtige Maß überschritten zu haben, da er, um die Beispiele gleichartiger Aussprache zu häufen, nicht selten zu der Anführung sehr selten gebrauchter Wörter seine Zuflucht nehmen muß. Indem der Knabe sich z. B. das im gewöhnlichen Leben nicht gebräuchliche étrière einprägen muß, geräth er in Gefahr, es statt étrier anzuwenden; und stets ohne Anwendung werden für ihn die Worte: faitière, euphorbe, oryctère, pyrène, pyrèthre, coronoïde und noch viele andere bleiben, die sich nur des Lautes wegen in dem Büchlein des Hrn. Fr. finden. Eine solche Masse von Wörtern, bei welchen sich die Kinder nichts denken können, nur als Zungenhebel mit ihnen einzuüben, heißt wohl der mechanischen Fertigkeit auf Kosten der Geistesthätigkeit der Schüler zu viel Vorschub leisten.

Auch die Lehre von der Aussprache selbst macht mancherlei Ausstellungen nothwendig, von denen hier die wichtigsten mitgetheilt werden mögen. Die Aussprache des è, also des è ouvert, wie die französische Grammatik es nennt, wird durch das deutsche wer und schwer beschrieben; diese Bezeichnung ist zum Wenigsten nicht bestimmt, weil diese Wörter in den verschiedenen deutschen Provinzen verschieden ausgesprochen werden; mehr Hoffnung, recht verstanden zu werden, hätte der Verf., wenn er sagte: das è in mère laute wie äh in Mährchen. — Bei der Aussprache des eu sind zwei verschiedene Laute, welche dieser Diphthong in der französischen Sprache hat, nicht unterschieden, was um so mehr zu bedauern ist, da eine fehlerhafte Aussprache dieses eu in Deutschland sehr allgemein ist. Es giebt nämlich, wie ein é fermé und ein è ouvert, auch ein eu fermé und ein eu ouvert und ein o fermé und o ouvert. Das eu fermé wird gewöhnlich in offenen Sylben oder vor einem stummen Consonant ausgesprochen; eu ouvert also mit weiter geöffnetem Munde vor einem hörbaren Consonanten. Man spricht eu ouvert in peur, leur, fleur, honneur; eu fermé (wie ö in dem angeführten Worte Löwe) in lieu, pieu, pieux, feu, bleu, auch in dem Plural von oeuf und boeuf, wo der Consonant stumm ist, während im Singular, wo er gesprochen wird, das eu ouvert stattfindet. — Auch die Aussprache des ai ist nicht ganz richtig angegeben, wenn gesagt wird: ai lautet wie ä in Bär, ungefähr; aî lautet wie äh in Mähne. Abgesehen davon, daß es zur größern Deutlichkeit gut gewesen wäre, den Laut des ä in Bär als einen Zwischenlaut zwischen eh und äh zu bezeichnen, ist auch diese Regel ungenau gefaßt. Die angegebene Aussprache findet nur bei den Endungen auf ai statt; daher auch die sämmtlichen angegebenen Beispiele falsch sind: in aire, faire, maire, taire, paire, raire, plaire, wo ai vor r steht, so wie in migraine etc. spricht man ai wie aî in maître, traître (s. de Castres Phonologie française. (Leipzig 1851, p. 13), von dem wir uns jedoch in Bezug auf die Aussprache des ai als Endung des Défini der ersten Conjugation und des Futur, das er dem é völlig gleichstellt, abzuweichen erlauben. Dem é fermé nähert sich dagegen die Aussprache des ai in rainette, laitue, laideur, faiblir. — Bei Besprechung des ai wäre es gut gewesen, auch der Aussprache des ail und aille, wie in détail, bataille, ailleurs zu erwähnen, da sie in Deutschland sehr häufig dadurch verfehlt wird, daß man das i mit dem a spricht, obgleich es nur zur Erweichung des folgenden l dienen soll, wie in faillir, vom lateinischen fallere, vaillant von valens, ailleurs von alius. In gleichem Falle bedient der Spanier sich nur eines Zeichens auf dem l, indem er den Vokal ohne Zusatz läßt. — Die Anmerkung auf S. 9: „coiffe, boîte, lies: coèffe, boète (einsylbig), ebenso in den Ableitungen, als: coiffé, coiffure“ enthält etwas ganz Falsches; in keinem Worte wird oa, oder, um es richtiger als der Verf. thut, zu bezeichnen, das oua, deutlicher gesprochen, als in diesen beiden, obgleich oft coeffe, coeffeur, coeffure geschrieben wird. — S. 29 bei der Aussprache der Consonanten lehrt der Verf.: „In vielen Worten ist h aspirirt (d. h. das h wird zwar nicht ausgesprochen, aber das Wort wird als mit einem Consonanten anfangend betrachtet und duldet daher keinen Apostroph vor sich).“ Dieses ist zu viel gesagt; freilich aspirirt der Franzose nicht so stark wie der Deutsche, aber er läßt doch das h in den meisten Fällen hören; spräche Einer la onte, la aine, la anche, wie Hr. Friedemann es lehrt, statt la honte, la haine, la hanche, so würde er nicht verstanden werden, oder doch sich lächerlich machen.

Auch in dem zweiten Theile, welcher Vokabeln in leichten Sätzen enthält, bei deren Zusammenstellung der Verf. Hermann's Grammatik benutzt zu haben angiebt, befinden sich einige Unrichtigkeiten, welche in Mangel an Kenntniß des Sprachgebrauchs ihren Grund haben. Man sagt z. B. nicht (wie es S. 54 steht): „Notre chambre de parade renferme les meubles suivants: un miroir, une commode, un sofa, un piano-forte etc., sondern statt dessen: Notre salon de réception contient les meubles suivants: une glace, une commode, un canapé, un piano. Miroir ist ein Spiegel in Bezug auf seine physikalische Wirkung, daher auch z. B. der Metallspiegel der Alten, der Spiegel der Wasserfläche rc.: aber der

Spiegel eines Prunkzimmers wird une glace genannt; sofa ist veraltet, und gegen piano-forte kann man nur anführen, daß statt dessen nur piano gesagt wird; so wie man, statt der (S. 55) angeführten Worte cire d'Espagne und oublies, cire à cacheter und pain à cacheter sagt. Le plumon, womit vielleicht l'edredon oder le conore-pied gemeint ist, ist kein in Frankreich gebräuchliches Wort. Eine Steppdecke heißt nicht une courte-pointe, sondern une couverture piquée und eine Frauenhaube nicht une coiffe (dieses ist eine besondere Art des Kopfputzes), sondern un bonnet; Gadelle (S. 63) ist ein Provinzialismus für die rothe Johannisbeere, und heißt, troß Mozin, nicht Stachelbeere, wofür der Franzose jetzt groseille à maquereau sagt. Du bouilli (S. 82) statt du boeuf bouilli oder du boeuf zu gebrauchen, gehört nicht zum guten Ton, obgleich die Akademie diesen Gebrauch zu rechtfertigen scheint. Un lion — ne pouvait plus prendre aucun des animaux (S. 162) ist ungrammatisch, da die Thiere nicht näher bestimmt sind; die Grammatik verlangt zum wenigsten aucun animal. Auricules (S. 164) ist als Name einer Blume im Französischen nicht vorhanden, in Frankreich nennt man Aurikeln des oreilles d'ours.

Einige geringere Unrichtigkeiten übergehen wir und schließen unsere Bemerkungen, indem wir die Ansicht aussprechen, daß dieses Buch unter gegebenen Verhältnissen, auf der untersten Lehrstufe gute Dienste leisten könne; daß es aber für den Fortschritt der Schüler noch förderlicher werden würde, wenn es in seiner zweiten Abtheilung durch wachsende Schwierigkeit der Säße, eine größere Mannigfaltigkeit böte.

Elementarbuch der französischen Sprache von F. A. Callin. Erster Gang. Zweite Auflage, Hannover 1849. 186 S. 8.

Eine sehr rege Geistesthätigkeit der Schüler nimmt das Elementarbuch des Hrn. Callin in Anspruch. Auf einem verhältnißmäßig sehr geringen Umfange ist hier Formlehre und elementare Satzlehre in Regeln und Beispielen abgehandelt und eine Auswahl von Erzählungen, die durch Reinheit des Inhaltes und Interesse dem jugendlichen Alter ganz angemessen sind, dem Lehrbuche angehängt. Das in demselben angewandte Lehrverfahren kann als analytisch bezeichnet werden. Der auf diesem praktischen Wege dem Schüler zugeführte Stoff wird aber später durch systematische Uebersichten demselben zum Bewußtsein gebracht. Für die unterste Lehrstufe glauben wir dieses Verfahren, welches der Natur des Kindes das angemessenste zu sein scheint, gegen die Bedenken des Hrn. Heussi (s. dessen Abhandlung: die moderne Grammatik, im Archiv Bd. 6, Heft 1) in Schutz nehmen zu müssen; aber auch wir würden durchaus nicht wünschen, daß durch dasselbe der systematisch-grammatische Unterricht aus den Schulen verbannt oder bis zu der obersten Lehrstufe höherer Lehranstalten verschoben würde.

Einige Bedenken, welche wir gegen dieses Buch erheben zu müssen glauben, sind anderer Art. Vor Allem will es uns nicht gefallen, daß Hr. Callin eine neue Benennung der verschiedenen Zeiten des Verbums einzuführen sich bemüht. Unangenehm genug ist es schon, daß selbst unter den französischen Grammatikern in dieser Beziehung keine vollständige Uebereinstimmung herrscht. Mit Hrn. Heussi (im angeführten Aufsatze) möchten wir wünschen, die grammatische Terminologie wäre für alle in der Schule gelehrte Sprachen, so weit dieses möglich ist, dieselbe. In diesem Falle würde die bei der lateinischen Grammatik gebräuchliche eine sehr bequeme Anwendung auf die französische Sprache finden, wie dieses die vortreffliche Grammatik von F. A. Müller zeigt. Betrachtet man dieses aber als eine zu kühne Aenderung, so bleibe man doch bei der französischen Terminologie, wie sie von denjenigen Grammatikern, die das größte Ansehen genießen, gebraucht wird. Wäre dieselbe auch nicht immer befriedigend, so steht es ja dem Verfasser der neuen Gram-

matik frei, die mangelhaft bezeichneten Begriffe noch näher zu bestimmen, ohne die ihnen verliehenen Namen zu verwerfen. Begnügt er sich hiermit nicht, sondern setzt er wie Hr. Callin, neue Namen an die Stelle der längst gebräuchlichen, so veranlaßt er eine gränzenlose Verwirrung, die dann auch, was die französische Grammatik betrifft, bei uns in vollem Schwunge ist. Auch glauben wir nicht einmal, daß für die richtigere Begriffsbestimmung Etwas gewonnen wird, wenn was bisher Participe présent hieß, participe imparfait genannt wird, wenn das Présent als Présent imparfait, Défini als Prétérit historique, das Passé antérieur als Prétérit historique parfait ꝛc. bezeichnet werden. Mit demselben Rechte nennt nun Hr. Barbieux in seinem Elementarlehrbuche der französischen Sprache das Prétérit historique des Hrn. Callin ein Prétérit narratif und desselben Prétérit imparfait ein Prétérit descriptif.

Für den Schulgebrauch des Buches scheint es nicht angemessen, daß den zu übersetzenden Uebungsstücken die nothwendigen Worte sogleich beigefügt sind; sollte den Schülern Gelegenheit gegeben werden, als Vorbereitung zur Lehrstunde dieselben auswendig zu lernen, ohne daß man ihnen die nutzlose Mühe des Nachschlagens auferlegte, so konnten sie in einem Anhange gruppenweise zusammengestellt werden; da wo sie jetzt stehen, bewirken sie leicht, daß der Schüler beim Uebersetzen in der Classe sich damit begnügt, sie abzulesen, ohne sie seinem Gedächtnisse eingeprägt zu haben.

So kurz die Lehre von der Conjugation auch behandelt ist, führt sie nach unserer Meinung unnützen Ballast mit sich, indem außer von dem Stamme und der Personalendung auch noch von dem Kennlaute (Charakter), d. i. dem letzten Buchstaben des Stammes, die Rede ist. Für die lateinische Grammatik, namentlich wenn man statt der vier Conjugationen, nur zwei, eine ursprüngliche und eine abgeleitete annimmt (s. Diez Grammatik der romanischen Sprachen, Bd. 2, S. 112), mag die Aufmerksamkeit auf den Endbuchstaben des Stammes wohl am rechten Platze sein, für die französische Grammatik aber, noch weniger für lernende Kinder ist es von Bedeutung zu wissen, daß die Stämme der ersten Conjugation zu Kennlauten meistens Consonanten, wenige einen der Vocale e, i, u, ou haben.

Sehr stiefmütterlich ist die dritte Conjugation behandelt, indem ihr weit nach den andern Conjugationen eine einsame Stelle angewiesen wird; gerade als wollte der Verf. seine Leser auf ihre baldige gänzliche Ausstoßung, gegen die wir Protest einlegen würden, vorbereiten. Die Gründe hiervon werden wir bei der Besprechung des schon angeführten Büchleins des Hrn. Barbieux anführen.

Was Hr. Callin §. 268 das Umlauten des Stammvokals nennt, würde nach dem in der deutschen Sprache angenommenen Gebrauche und nach dem Vorgange von Diez auch in den romanischen Sprachen richtiger Ablaut heißen.

Dem, was der Verf. S. 126 von dem Unterschiede in der Aussprache eines kurzen oder langen i (das i in midi soll kurz, das i in vie lang gesprochen werden) sagt, können wir nicht beistimmen, da im Französischen alle Sylben mit Ausnahme des stummen und des kurz gesprochenen e, gleiche Quantität haben, was auch Hr. Callin in seinem Elementarbuche richtig angiebt; so wenig wie die angegebenen Unterscheidungen in der Aussprache des kurzen und langen o, die nach unserer Ansicht nur zweierlei Art sein kann, entweder o fermé, wie in lot, pot, côté, hôte, gleich au in auteur, peau, oder o ouvert in noble, nord, mort, parole, encore, trop, begründet sind. Auch zwischen einem hellen und kurzen eu (in heure und neuf), zwischen einem kurzen und langen ou (in doute und douze) und zwischen einem kurzen und langen u (in un und prudent) sind in der That keine Verschiedenheiten; für das eu ist nur auf die Verschiedenheit des offenen und geschlossenen Lautes zu achten; die Aussprache des ou ist immer dieselbe und in der Aussprache des u tritt nur dann Veränderung ein, wenn es in Verbindung mit m oder n Nasenlaut wird, wie in parfum, un; oder in einigen Fällen nach g und q, wie in lingual, quadrupède etc., wo es den Laut des ou erhält. S. de Castres a. a. O. S. 15.

Die als Beispiele aufgestellten französischen Sätze sind correct, die deutschen sind zweckmäßig, und Druck und Papier geben dem Ganzen ein dem Schulgebrauche sehr angemessenes Aeußere.

Dr. J. M. Jost.

Poésies de Charles Fournel. Paris 1848.

Der Deutsche sieht sich den verschiedenen Gebieten der französischen Literatur gegenüber in sehr verschiedener Lage. Während er in fast allen Zweigen der strengeren Wissenschaften, in der Mathematik, Physik, Chemie, Geographie, Botanik u. s. w., und ebenso in der Geschichte, Politik und den Staatswissenschaften den Leistungen der Franzosen unbedingte Hochachtung zollt, wird er in seinen anerkennenden Urtheilen viel gemessener, sobald es sich um die schönen Wissenschaften handelt. Aber auch in diesem Gebiete sind wieder bedeutende Abstufungen allgemeinerer Anerkennung wahrnehmbar.

Im Gebiete des Romans, der leichten Erzählung, der feinen und geistreichen Satyre, der Fabel nimmt Niemand Anstand, den Franzosen einen hohen Grad von Meisterschaft zuzugestehen, während man gleichzeitig ihnen die Gabe für die unbefangene Darstellung des Mährchens, sowie für eine tiefere Auffassung der Ballade abzusprechen sehr geneigt ist. Die Zeit aber, in der man das französische Epos in Deutschland nicht nur gelten ließ, sondern es gar als musterhaft pries, ist längst vorüber. Es möchte schwer sein, einen deutsch gebildeten Deutschen zu finden, der die Henriade mit einem poetischen Genusse läse. Wer sie liest, liest sie aus literarhistorischem Interesse. Auch die epischen Arbeiten von Méry und Barthélemy, auch Napoléon en Egypte sind nicht im Stande gewesen, eine Begeisterung für französisches Epos zu erwecken, trotz Schwab's Uebersetzung. Die dramatische Poesie der Franzosen ist in der ganzen gebildeten Welt bekannt; das französische Lustspiel (mit allen Unterarten) herrscht auf allen Bühnen, es wäre eine wunderliche Engherzigkeit, die hohe Virtuosität der Franzosen hier verkleinern zu wollen. Mit der Tragödie verhält es sich anders. Der Gegensatz der Klassiker und Romantiker hat sich nirgends mehr geltend gemacht, als in der Tragödie. Die romantische Tragödie wird von den Anhängern der klassischen angefeindet und umgekehrt, natürlich ist es daher auch, daß die tragische Poesie Frankreichs sich einen so ungetheilten Beifall nicht hat erringen können, als die komische, daß vielmehr auch bei uns die Richtungen auseinander gehen.

Die lyrische französische Poesie aber hat lange Zeit es gar nicht vermocht, in Deutschland sich Geltung zu verschaffen. Die tiefere Innerlichkeit, das lebendige, warme Gefühl, die Entfaltung des Gemüthes, was Alles der Deutsche für eine der wesentlichsten Aufgaben der lyrischen Dichtkunst hält, die suchte man vergeblich in der französischen Lyrik. Witzige Epigramme, Canzonen, Madrigals und ähnliche Spielereien, trockene raisonnirende Episteln, geschraubte Oden, auf Stelzen gehende Hymnen, das war in reicher Fülle zu finden, auch die leichte und leichtsinnige Liebelei fand ihre Rechnung, aber man hörte nicht die wahren aus dem Tiefsten der Seele heraustönenden Klänge des Schmerzes, der Klage, der Sehnsucht, der Freude, des rauschenden Jubels, der Liebe, des Entzückens, der Verzweiflung, des Hasses, nicht die dichterische Seele sprach in dem ihr naturgemäßen, dichterischen Worte, nicht die Natur fand in den Tönen des Dichters ihre Verklärung. Alle diese Dichter wie Chaulieu, Jean Baptiste Rousseau, Chapelle, Valincour, Moncrif, Bernard, Thomas, Saint-Lambert, Gresset, Grecourt, Bernis, Dorat, Florian, Quinault u. dergl., wer liest die noch mit poetischem Genuß?

Erst die Zeit, welche die romantische Schule Frankreichs erzeugte, erzeugte auch wirkliche Lyrik in Frankreich. Die ungeheuren Erschütterungen der ersten Revolution hatten der ganzen Nation eine andere Richtung gegeben. Ernst und tiefes Gefühl hatte fast überall Leichtsinn und Frivolität verdrängt; der Sinn für

das rein Menschliche, wie der Sinn für die Natur und das Aechte und Wahre war in hohem Grade geweckt. Zudem fing man an, auch das Fremde zu würdigen. Man machte sich mit den fremden Literaturen, die bis dahin meist vornehm verachtet wurden, genauer bekannt, und lernte in ihr nie geahnte Schätze kennen, namentlich in der deutschen Literatur. Jetzt begann eine Lyrik sich in Frankreich zu entfalten, an der auch ein deutsches Gemüth hohen Genuß zu empfinden vermag. Béranger, Lamartine, Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Musset, Alfred de Vigny u. A. sind Namen, die einen guten Klang haben und haben werden.

Ihnen gesellt sich Charles Fournel bei. Dieser Dichter bildet, wie vielleicht kein zweiter, eine Vermittlung zwischen deutscher und französischer Lyrik. Er ist Franzose und bleibt Franzose; aber er hat ein Element in sich, das ächt deutscher Art ist, ein Element, das ihn auch mag nach Deutschland getrieben haben, das ihn der deutschen Poesie zugeführt hat. Diese deutsche Poesie sagt seinem Gemüthe zu, in ihr fühlt er sich wohl, in ihr wird er heimisch. Er ist ein anderer Chamisso, nur daß er sich nicht entschließen kann, seine Muttersprache aufzugeben, nur daß er noch ein Dichter seiner Nation bleiben will. Es ist in ihm eine Verschmelzung französischen und deutschen Geistes, französischer und deutscher Bildung, wie sie nicht häufig sich wiederholen wird. Er denkt französisch, er fühlt deutsch; er schreibt sein Gedicht französisch, er dichtet es deutsch; seine Form ist französisch, sein Inhalt deutsch. Möglich daher, ja wahrscheinlich, daß seine dichterischen Erzeugnisse zunächst weniger Anklang finden werden in Frankreich als in Deutschland, wie wir ja auch ein umgekehrtes Beispiel schon an Geßner erlebt haben.

Aber die deutsche Lyrik hat sich auch so mannichfach gestaltet und so mannichfache Richtungen verfolgt, daß zur bestimmteren Auffassung seiner Art angegeben werden muß, mit welcher dieser Richtungen er die größte Verwandtschaft hat. Es sind besonders diejenigen Richtungen, in denen das Gefühl des Dichters sich zur Geltung bringt, wie es gerade eben angeregt ist durch innere oder äußere Vorgänge, durch das Leben oder durch die Natur, durch die Liebe oder durch die sinnige Beachtung. Die deutsche romantische Schule ist es vorzugsweise, die ihn fesselt, und so bildet er die Vermittlung zwischen der deutschen und der französischen Romantik. Im Einzelnen aber fühlen wir heraus, wie Tieck, Fouqué, Chamisso, ferner wie Uhland, und besonders Heine, aber auch wie Bürger einerseits, Göthe andererseits auf ihn gewirkt haben. Am wenigsten merklich tritt Schiller in ihm hervor, der Dichter, der sonst gerade von den Franzosen pflegt zumeist verstanden und geschätzt zu werden.

Aus dieser allgemeinen Charakterisirung geht hervor, daß Fournel nicht der neuesten Richtung politischer Dichter angehört. Die Politik, die Welt mit ihren Händeln, der Staat, die Gesellschaft, das Alles ist nicht sein Gebiet; er ist der Dichter, der nur sich singt, sich selbst, sein Gedicht ist nur der unmittelbarste Ausdruck seiner Stimmung; er blitzt und donnert nicht, er hadert und grollt nicht, er empfindet nur, aber dies Empfinden ist kein weichliches Verschwimmen, obwohl die Grenzen zwischen dem sinnig Zarten und dem zu Weichen nicht immer ganz scharf gehalten sind. Was und wie er ist, was und wie er sein will, das spricht er deutlich in dem ersten Gedichte aus, das statt der Vorrede und als Programm dienen kann. In antithetischen Strophen sagt er, was von ihm zu erwarten sei, und was nicht. Er dichte für die, die noch Sinn für die Natur haben (die sich erfreuen am Gesange des Vogels), er suche dem Gemüthe einen dichterischen Ausdruck zu geben, der Wehmuth, dem Schmerze, der Liebe, er trete anspruchslos hin, sein Gedicht solle sein wie der reine und frische Morgenthau. Aber er lehne es ab, ein gelehrter Dichter zu sein, in blumenreicher rhetorischer Fülle zu prangend er sei nicht ein Priester des Weltschmerzes, er brause nicht stürmisch daher und opfere nicht der verzehrenden Leidenschaft, er wende nicht seinen Blick fernen Zonen und fernen Zeiten zu, um sich der Gegenwart zu entziehen. Das Göthesche Wort:

Bilde Künstler, rede nicht,
Nur ein Hauch sei dein Gedicht.

scheint ihm vorgeschwebt und ihm als Richtschnur gedient zu haben, namentlich die

zweite Hälfte des Ausspruchs. Denn wirklich sind viele seiner Gedichte wie hingehaucht. Namentlich sind es diejenigen zum größten Theile, die man als Naturlieder bezeichnen kann. Fournel besitzt wie Wenige die Gabe, sich in die Natur zu versenken, sich ganz als Baum, als Blume, als Bach, als Wolke u. s. w. zu fühlen, und von da aus wieder zum sinnenden denkenden Menschen zu sprechen. Hat er auch den Götheschen Fischer, den Erlkönig nicht erreicht, so hat er doch ihre Bahn betreten. Und wiewohl er gerade diese beiden Gedichte in wirklichen Nachahmungen (20, l'Ondin und 21, Le Vallon des Aulnes) giebt, so ist er doch kein unselbstständiger sklavischer Nachahmer Göthes. Die Zahl solcher Gedichte, in denen die Natur in ihrer wunderbaren eigenthümlichen Macht zur Anschauung gebracht wird, ist verhältnißmäßig sehr groß. In vielen derselben stellt sich übrigens der Dichter die Aufgabe, nicht die Natur um ihrer selbst willen darzustellen, sondern als den wahrsten und wirksamsten Spiegel für das menschliche Gemüth. Der Dichter schildert die Natur, und doch ist er weit entfernt von der langweiligen frostigen Naturschilderung nach Art Hallers, und eben so weit entfernt von der eintönigen doch auch langweiligen Naturmalerei nach Art Matthissons. Man vergleiche nur seine Mailieder (4. 5. 8. 13. 22. 25), sein Dans un brouillard doré (7), Je voudrais être la brise (12), Chanson à la source (19), Le ciel est bleu (27), Un jour en avril la nature (33), Une étoile brillait (38), Tristesse (39), A mon front soncieux (42), On rencontre sur la route (45), Tristesse (46), En mer (47), L'été sur les sentiers (48), Tristesse (51), Quand la main de Dieu se pose (56) u. A. Hier ein Beispiel (25, 7).

Cueillons cette fleur si belle,
Si frêle,
Qu'embaume une odeur de miel;
Un sylphe aux ailes de mouche,
S'y couche,
Et dort, comme on dort au ciel!

Cueillons cette fleur si belle,
Si frêle,
Où dort le beau sylphe un jour!
Le nom de la fleur, c'est: Rose
Eclose;
Le sylphe se nomme: Amour.

In deutscher, fast Uhlandscher Weise erscheint Nr. 27:

Le ciel est bleu, la plaine est verte,
A quoi rêvent ces fleurs?
Comme un oeil chacune est ouverte,
Comme un bel oeil en pleurs.

Dans la plaine, une jeune fille,
Sur l'herbe vient s'asseoir;
Elle est pâle, et son regard brille
Comme un rayon du soir.

„De ces belles fleurs quelle est celle,
La rose ou le jasmin,
Qui le plus de charme recèle?
Je le saurai demain.

„La mort prend les plus belles choses
Le plus vite, ô mes soeurs.
Il les lui faut à peine écloses,
Pleines de leurs douceurs!

„Est-ce le ciel qui te jalouse?
Le bleu ciel aux fleurs d'or,

Qui te prend ô pauvre pelouse,
Hélas, ton seul trésor?

„De ces belles fleurs quelle est celle,
La rose ou le jasmin,
Qui le plus de charmes recèle?
Je le saurai demain!“

Lendemain les fleurs charmées,
Toutes à leur réveil,
Tendent leurs coupes embaumées
Aux rayons du soleil;

Les fleurs nouvelles dans la plaine,
La rose et le jasmin,
Parfument de leur fraîche haleine
Le ciel du lendemain.

Mais, pour que la plaine enfin brille
De tout son charme, hélas;
Il manque encor la jeune fille
Qui ne reparut pas!

Le ciel est bleu, la plaine est verte,
A quoi rêvent ces fleurs?
Comme un oeil chacune est ouverte,
Comme un bel oeil en pleurs!

Ein Dichter, der so wie Fournel die geheimnißvollsten Stimmen der Natur ablauscht und versteht, dem kann die Sprache des Herzens nicht unverstanden bleiben, er muß ein Sänger der Liebe werden. Als Kind schon ist er selig im Naturgenuß, er reift zum Jüngling heran: „da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz, er irrt allein, aus seinen Augen brechen Thränen" 2c. Das ist bei ihm der nothwendige Entwickelungsgang, wie er es bei so vielen wahrhaften Dichtern gewesen ist. Diese Entfaltung seiner eigenen Natur bildet den eigentlichen Inhalt des vierten Gedichtes, das sich im Schlusse etwas zu sehr in der Form bloßer Reflexion, also unpoetisch ausspricht:

Laissons ces monts, ces vallées
Où mes premières chansons
Se sont un jour éveillées
Avec les fleurs des buissons;

Aujourd'hui, mon âme éclose
Veut plus qu'un rayon du jour,
Veut plus qu'un parfum de rose,
Plus que tout enfin: L'amour.

In den übrigen Gedichten, die der Liebe gewidmet sind oder wenigstens eine erotische Färbung haben, pflegt er sich unmittelbar an die Natur anzulehnen, dadurch der Darstellung seiner Gefühle mehr Fleisch und Blut zu geben und sich von der kalten prosaischen Reflexion fern zu halten.

Als ein neues befruchtendes Element tritt zur Natur nun noch die Sage, das Mährchen hinzu, und der Dichter wird schöpferisch auch in der Ballade, der Romanze und ähnlichen Arten. Dahin gehören die schönen Gedichte Yanka (6), La belle au bois dormant (2), Le sire Habor (28), La Cava (30), Loreley (49), Romance de Roncevaux (50), Les Deux Soeurs (57), Les Trois Rois d'Orient (59). Das bedeutendste hiervon ist Romance de Roncevaux, ein längeres aus fünf Romanzen bestehendes Gedicht, welches zu dem Vollendetsten gehört, das Ref. aus diesem Gebiete der französischen Literatur kennt. Die Erzählung ist einfach und streng, kein räthselhaftes Dunkel darin, keine Breite; die Sprache ist würdevoll und klangreich; das Metrum streng ausgebildete Trochäen. Man

meint, die ächteste spanische Romanze zu hören. Dabei eine überaus schöne Darstellung der Zustände und Zeichnung der edlen ritterlichen Charaktere. Es ist ein Meisterwerk, und wiewohl es vielfach an die Uhlandschen Rolandslieder erinnert, so ist es doch ganz als eigenthümliches des Dichters anzuerkennen.

Nicht ganz so selbstständig steht der Dichter in einigen anderen Gedichten, aus denen seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur so stark hervortritt, daß der deutsche Leser sie nur als eine Nachbildung kann gelten lassen, wiewohl der Dichter es unterlassen hat, eine Andeutung zu geben, woher ihm der erste Anstoß zu diesen Poesien gekommen. So nicht nur einzelne Wendungen, wie:

J'aime à chanter, comme l'oiseau
Chante dans la ramure;

was offenbar doch nur das bekannte Göthesche

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.

ist, sondern Gedichte wie der Fischer und der Erlkönig, die, wie vorher schon erwähnt, ihre Nachbildung im l'Ondin und Le Vallon des Aulnes gefunden haben. So ist auch das umfangreiche erzählende Gedicht Le Comte maudit, das der Verfasser Legende nennt, nur eine Nachbildung von Bürgers Wildem Jäger. Es ist dieselbe Geschichte vom wilden Jäger, die zwar im Thatsächlichen etwas anders gestaltet ist, aber nicht nur der Idee und Anlage nach mit Bürger übereinstimmt, sondern zum Theil sogar in sprachlicher Ausführung, wie gleich der Eingang:

Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn:
„Halloh, halloh, zu Fuß und Roß!"
Le Comte a soufflé dans son cor:
„Holà valets, on vous réclame!"

Fournel schließt sogar darin sich an Bürger an, daß er die bei Bürger so häufig wiederkehrenden Klangmalereien ebenfalls möglichst zahlreich und ausdrucksvoll in diesem Gedichte anzuwenden sucht. Bei Bürger heißt es:

Laut klifft und klafft es, frei vom Koppel,
durch Korn und Dorn, durch Heid' und Stoppel.

und nachher:

Rischrasch quer über'n Kreuzweg ging's,
Mit Horridoh und Hussassah

und so öfter. Aehnlich nun Fournel:

En chasse en chasse, allons, allons!
En route, par monts et vallons!

und: Chassez, passez, courez, bourrez.

und: Çà, les piqueurs! çà, les chevaux!
Çà tous les chiens, çà tous les hommes!
Taïaut! taïaut! par monts et vaux,
Allons, allons, tant que nous sommes!

Wie Bürger so sucht auch Fournel durch den bloßen Klang der Sprache zu wirken, und erreicht seinen Zweck. Er besitzt überhaupt eine große Herrschaft über die Sprache, deren musikalische Seite er mit künstlerischem Takte benutzt. Auch in dieser Beziehung gehört zu den vorzüglichsten seiner Gedichte die Romance de Roncevaux, die überaus reich an den ernsten dunkelen Vocalen a, o, ou ist. So kennt er auch die große Wirkung, welche eine an günstiger Stelle geschehene Wiederholung bestimmter Wörter oder ganzer Wendungen hervorbringen kann. Er kennt die mächtige Wirkung von:

„Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll"

und: „Mein Sohn, mein Sohn, was birgst du so bang" ꝛc.

und: „Dahin, dahin, möcht' ich mit dir" ꝛc.

So heißt es denn bei ihm auch in der eben angeführten Romanze:

Ton épouse, jeune encor,
Ton épouse, jeune et belle!
O Roland, sonne du cor
Ne meurs point ainsi loin d'elle.

und später: Roland, Roland, plus d'espoir!
Mourons, notre cause est sainte!
und: Mourons, mourons, et qu'au soir
De nos beaux jours de batailles etc.

und in leichterer Weise in dem schönen Mailiede Nr. 5:

Les pleines sont embaumées,
Les bois sont pleins de soupirs;
Partout des âmes charmées,
Partout des fleurs, des zéphirs:

Mais pour moi, rien, dans la plaine,
Mais pour moi, rien, dans les bois,
De plus doux que ton haleine,
De plus charmant que ta voix!

So weiß er auch andere metrische Eigenthümlichkeiten mit Geschick anzuwenden, wie z. B. den in dem ganzen Gedichte Nr. 22 durch elf Strophen hindurchgehenden Doppelreim:

Dans la plaine est un grand chêne;
Je dormais sous les rameaux;
Sur le chêne, dans la plaine,
Chantaient ainsi les oiseaux:

Que de charmes dans tes larmes,
Douce aurore, notre amour!
Que de larmes dans tes charmes,
Fin riante d'un beau jour!

Dieser Doppelreim wird weiter durchgeführt in den Gleichklängen herbe-gerbes, superbe-herbes; — fontaine-haleine, plaine-pleine; — feuille-accueille, cueille-effeuille; — abeille-corbeilles, vermeilles-treilles; — bise-brise, surprise-brise; — monde-abonde, gronde-ronde; — dictame-flamme, âme-réclame; — soupire-désire, sourire-soupire; — plaine-chêne, chêne-plaine.

Auch andere Formen wendet er mit Glück an, wie z. B. das Echo, das in einem schönen Gedichte sinnreich benutzt ist. Der verwiesene, vom Unglück heimgesuchte Dichtergreis macht in drei zehnversigen Strophen seinen Klagen Luft. In der ersten Strophe antwortet ihm das Echo, Gott der Herr erhöre tout chant (antwortend auf touchant), in der zweiten tönt ihm espoir entgegen, da er beginnen will einen chant de désespoir, die dritte schließt:

A quoi donc m'attacher si tout me dit adieu?
L'écho lui répondit: à Dieu.

In diesem wie in vielen anderen Gedichten ist als Versmaß der den Franzosen so geläufige Alexandriner gewählt. Aber die bei dem Alexandriner so sehr leicht sich einstellende Eintönigkeit ist durch wohlberechneten Bau möglichst und mit Glück zu vermeiden gesucht. Indeß konnte ein Dichter wie Fournel sich auf dieses Versmaß nicht beschränken. Er hat es versucht, die bekannten Fesseln, welche die französische Sprache dem Dichter auflegt, zu durchbrechen. Er hat sich in jambischen, in trochäischen, selbst in anapästischen Rhythmen versucht und zum großen Theile mit ausgezeichnetem Erfolge. Besonders ist es der Trochäus, der ihm zusagt, wie er ja auch dem Inhalte der meisten Fournelschen Gedichte am entsprechendsten ist. So z. B. gleich im zweiten Gedichte (La Belle au bois dormant)

Dans les bois touffus et sombres,
Loin du sentier fréquenté
Plein de mystères et d'ombres,
Dort le castel enchanté u. s. w.

Seltener ist der Jambus mit solcher Schärfe ausgeprägt und durchgeführt, doch findet er sich nicht bloß im ersten Gedichte, sondern auch später, wie z. B. 27:

Le ciel est bleu, la plaine est verte,
A quoi rêvent ces fleurs?

Comme un oeil chacune est ouverte,
Comme un bel oeil en pleurs u. s. w.

Ueberraschend aber ist die Wirkung des consequent durchgeführten anapästischen Rhythmus des Gedichtes En mer (47), welches überhaupt zu den Perlen der ganzen Sammlung gehört:

Emportez, ô vents
Sur les flots mouvans,
Emportez ma barque et ma vie!
A nous matelots,
A nous, comme aux flots,
La mer est la grande patrie!

Au couchant vermeil,
Le brûlant soleil
Se plonge en la mer qui murmure;
Des ondes alors,
O lune, tu sors
Plus blanche plus limpide et pure!

Quand l'horizon noir,
Où s'allume, au soir
Le feu des étoiles sans nombre,
Paisible et calmant
Le flot écumant,
Enferme les eaux dans son ombre,

J'admire, joyeux,
Dans la mer les cieux;
Je vogue, et les feux de leur voute
Me semblent encor
Partout des fleurs d'or
Que la nuit répand sur la route u. s. w.

Zuletzt läßt der Dichter noch einen Abschnitt Traductions et Imitations folgen. Wie man auf den Menschen einen Schluß zu ziehen berechtigt ist aus der Art seines Umgangs, so auf den übersetzenden Dichter aus der Wahl seiner Stoffe. Die Gedichte, die Fournel für würdig befunden zur Uebertragung in die französische Literatur, sind alle seiner vorher gezeichneten dichterischen Natur entsprechend. Es sind altenglische, schottische, Uhlandsche Balladen. Sie sind sehr gelungen zu nennen, namentlich die englischen und schottischen; sie scheinen nicht Uebersetzungen zu sein, sondern ursprüngliche Dichtungen. Auch die Uhlandschen Balladen sind mit großer Kunstfertigkeit bearbeitet, nur bot hier die Eigenthümlichkeit des Originals gerade für die französischen Sprache so unüberwindliche Schwierigkeiten dar, daß das Muster wenigstens nicht vollkommen konnte wiedergegeben werden. Dies wird Jeder zugeben, der die geschlossene Unfügsamkeit der französischen Sprache kennt. Zudem hat Fournel gerade solche Gedichte gewählt, in denen Uhland alle Zauber, deren unsere Sprache fähig ist, entfaltet, in denen er aus den geheimnißvollen Tiefen unserer Sprache Schätze gehoben hat, wie sie vielleicht für jede andere Sprache unerreichbar sind. Es sind „Des Sängers Fluch" und „Der Wirthin Töchterlein." Man denke nur an die zweite Strophe des ersten Gedichtes:

„Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich:
Denn was er sinnt ist Schrecken, und was er blickt ist Wuth,
Und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt ist Blut."

Das ist so wiedergegeben:

Là vivait un grand roi glorieux et puissant,
Sur son haut trône assis, toujours sinistre et pâle,
Car ses pensées grondaient sur son front menaçant;

Pour ceux qui l'entouraient sa voix était fatale;
Son regard éclatait d'une fureur brutale,
Et sa main ne traçait que des lettres de sang.

Können die Worte „Pour ceux qui l'entouraient sa voix était fatale“ auch nur als ein Schatten von Uhlands Worten „denn was er spricht ist Geißel“ angesehen werden? Aehnlich ist es mit der drittletzten Strophe:

„Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all' dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!“

Malheur! ô vil bourreau! Malheur! Que ton front pâle
De tout noble chanteur soit l'exécration!
Qu'à toi seul aux combats la valeur soit fatale;
Que vaines soient ta gloire et ton ambition;
Que l'oubli dans sa mer engloutisse ton nom!
Disparais à jamais comme dans l'air un râle!

Man darf nicht unbillig sein in den Anforderungen an den übertragenden Dichter, zumal wenn man die kühnen und doch ganz naturgemäßen Wendungen des Originaldichters bedenkt, aber dennoch muß man gestehen, die genannten Strophen sind in der Uebertragung durchaus nicht im Stande, auch nur entfernt eine Vorstellung von der Fülle der Poesie des Originals zu geben, sie sind mißlungen. Näher kommt der Uebersetzer seinem Vorbilde in den übrigen Theilen des Gedichtes so wie in „Der Wirthin Töchterlein.“ Ganz außerordentlich aber gelungen sind die Uebertragungen und Nachbildungen der englischen und schottischen Balladen: La Chasse à Cheviot; Jellon Grame; Adam Bel, Clym de Pierre et William Cloudeslie und Robin Hood et Petit-Jean.

Gesammelte Gedichte pflegen ohne Vorrede in die Welt zu treten; auch die vorliegende Sammlung ist ohne eine solche erschienen. Das gute Gedicht bedarf auch weder eines Vorwortes noch eines Nachwortes zum Verständnisse und zum Genusse. Aber wenn man sich an den einzelnen Gedichten erfreut hat und es gilt nun, sich ein Gesammtbild von dem Dichter zu entwerfen und über die künstlerische Entwickelung desselben sich ein Urtheil zu bilden, so wird dies sehr erschwert, wenn jeder äußere Fingerzeig fehlt und auch die äußeren Lebensumstände des Dichters nicht weiter bekannt sind. Für die richtige Beurtheilung über die künstlerische Entwickelung ist es namentlich von Bedeutung, die chronologische Reihenfolge der Gedichte zu kennen. Unser Dichter hat bei dem Inhaltsverzeichnisse der Gedichte aber keine Jahreszahlen hinzugefügt, andrerseits ist aber auch nicht anzunehmen, daß die Gedichte in der Sammlung schon chronologisch geordnet sind. Es bleibt daher nur übrig, aus einzelnen inneren Merkmalen und aus psychologischen Analogien Schlüsse zu ziehen, und danach ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß die ans Sentimentale streifenden Gedichte, namentlich die, in denen sich eine empfindelnde Sehnsucht nach dem Tode ausspricht, der frühesten Periode angehören, daß daran diejenigen sich anschließen, in denen eine sinnige Auffassung der Natur sich ausspricht, dann diejenigen, die als Ausdruck tief empfundener Liebe dastehen, endlich aber als die gereiftesten und vollendetsten diejenigen, welche die Sage zum Inhalte haben.

Fournel's Muse wird hoffentlich nicht verstummt sein. Möge der Dichter recht bald durch eine neue Sammlung uns erfreuen.

R. Holzapfel.

Programmenschau.

Beiträge zur Erklärung deutscher Gedichte. Von Director Dr. C. W. Nauck. Progr. des Gymn. zu Königsberg in der Neumark. 1851.

Das Programm behandelt folgende Stellen: 1) Siegesfest von Schiller. Str. 8. (gegen Viehoff) spricht Teucros (wofür die Oekonomie des Gedichts spricht, indem jedem der Helden eine Strophe zugedacht ist, mit Ausnahme des Nestor, sowie der Charakter des Teucros); Str. 11, 1. Nestor der alte Zecher. vgl. Hom. Il. XIV., 1. XI., 624 fg.; Str. 10. die Lesart „des Leidens Stimmen" paßt gar nicht in den Zusammenhang; Str. 1, 7. die Feier am Strande zeigt, daß man doch schon in der Abreise begriffen war, Viehoffs Tadel sei unbegründet; Str. 2, 8. „in des Reiches Untergang" sei Accusativ, [aber „mischten" hat schon die nähere Bestimmung: in das wilde Fest der Freuden"; der Gedanke soll doch wohl nur sein: Sie weinten jede um ihr eigenes Leid, welches hervorging aus des Reiches Untergang]. — 2) Die Ideale von Schiller. Schluß gegen Viehoff erklärt: die große Schuld der Zeiten ist das was die Menschheit im Verlaufe der Zeiten zu leisten hat, jeder hat an dieser Aufgabe mitzuwirken sowohl als Theil des Ganzen wie aus seiner Verpflichtung für die folgenden Jahrhunderte wegen dessen was die vergangenen für ihn geleistet. Minuten, Tage, Jahre sind was in Minuten, Tagen u. s. w. geleistet wird, also von der großen Schuld abgetragen werden kann. — 3) Lenore von Bürger. Str. 4, 2: „und frug nach allen Namen" = nach allen von denen sie Auskunft erwarten konnte. Str. 8, 6: „Er hat es nimmermehr Gewinn", „es" ist Acc., nicht Gen.; Str. 16, 5: „spring' und schwinge dich" ist ein Hendiadyoin, daher die Beziehung des „dich" zu „schürze" nicht auffallend; Str. 26, 3. 4. gerechtfertigt gegen Götzinger; 30, 8. der „Tod" gemeint. — 4) Der wilde Jäger von Bürger Str. 29. gegen Götzinger gerechtfertigt. — 5) König in Thule von Goethe. Vorzüge der neuen Fassung vor der ältern. — 6) Der König in Norden von Chamisso: Als Allegorie auf den nördlichen Frost zu verstehen, der Sturm vom Frühlingssturm. —

F. Hermes: Ueber das grammatische Genus. Progr. der Königl. Realschule zu Berlin. 1851.

Der Verf. begründet zunächst den Beweis, daß die logischen und grammatischen Kategorien nicht zusammenfallen. Das grammatische Genus kennen als ein dreifaches die meisten europäischen Sprachen, die semitischen und romanischen entbehren des Neutrums, die amerikanischen kennen ein sächliches und ein männlich-weibliches Geschlecht, die mongolischen Sprachen haben kein grammatisches Genus ausgebildet, einige unterscheiden belebte und unbelebte Gegenstände in der Pluralbildung, die chinesische Sprache sowie die Sprachen der Afrikaner und Austra-

lier, leisten vollständig auf eine Angabe des gramm. Genus Verzicht. Es erhellt hieraus, daß das Sprachgeschlecht kein nothwendiges Moment der Sprache sei. Wo es vorkommt, zeigt es sich 1) als persönliches Geschlecht bei lebenden Wesen als mänulich und weiblich, 2) als unpersönliches Geschlecht, bei leblosen Dingen d. h. als sächliches Geschlecht; aber das persönliche Geschlecht greift auch bei leblosen Dingen Platz, in einigen Sprachen mehr das weibliche, in andern das männliche Geschlecht.

Es zeigt sich hauptsächlich am Substantivum; als Congruenzform erscheint es am Pronomen, Adjectivum (Numerale) und Verbum. Die ursprünglichen Sprachgebilde sind nur Ausdrücke einer ungetheilten Anschauung, es sind die Wurzeln. Auch auf die Wurzelbildung äußert der deutlich bei Menschen und den größeren Hausthieren entgegentretende Sexualunterschied seinen Einfluß; an solchen wurzelhaft verschiedenen Bezeichnungen sind selbst die Sprachen, wie die hebräische und türkische, die kein gramm. Genus haben, reicher. Nachher zerlegt sich die Stammwurzel. In Nomen und Verbum theilt sie sich in den indisch-europäischen Sprachen, während das Chinesische die Wurzelgestalt zugleich als Nominal- und Verbalstamm gelten läßt und auch die bestimmten Wortformen nicht bilden kann. Daher, da überdem der Lautstoff der Wurzeln nach Umfang und Mannichfaltigkeit sehr beschränkt ist, es natürlich auch kein gramm. Geschlecht haben kann. Die mongolisch-tatarischen Sprachen sind agglutinirende Sprachen, aus diesem Grunde entbehren sie des Geschlechts, weil jedes Wort, an welches eine Genussilbe getreten wäre, im Geiste des Hörers in zwei Theile auseinandergefallen wäre, ein angehängter Vocal konnte nicht zur Bezeichnung des Genus gebraucht werden, weil die angehängten Vocale nach dem Vocal der Wurzelsilbe in den agglutinirenden Sprachen umstimmen, also durch denselben das Geschlecht nicht bestimmt angegeben werden konnte. In den amerikanischen oder einverleibenden Sprachen sind alle sonst als getrennte Beziehungen erscheinende Satztheile in das Verbum aufgenommen, alle einfachen und zusammengesetzten Wörter nehmen leicht einen verbalen Sinn an; Casus und Geschlecht des Substantivs drücken sich am Verbum aus; eine Genusbezeichnung am Nomen würde in den amerikan. Sprachen also unnütz gewesen sein. In den semitischen und sanskritanischen Sprachen zeigt sich allein vollständige Trennung der Satzglieder neben vollständiger Verschmelzung der Wortglieder, sie haben allein die Flexion, die innigste Verschmelzung des Stammes mit seiner Beziehungsform. Das gramm. Genus als am Stamme haftend ist späteren Ursprungs als die Wurzelbildung. Als Geschlechtszeichen tritt der Vocal auf, der Ausdruck der Empfindung, während der Consonant zur Modificirung des Begriffes dient. So sind im Sanskrit die Urvocale a, u, i durch Dehnung zum Ausdrucke des Femininums gestempelt, während Masculinum und Neutrum dem Stamme nach zusammenfallen. Zunächst waren es die Hausgenossen, zahme Thiere, Gottheiten, an deren Namen die Phantasie das aufgefundene Geschlecht im Stamme ausdrückte, dann Sonne und Mond, Baum und Berg u. s. w.; wenn die Reflexion thätiger war, so konnte die Phantasie nicht vollständig das leblose Ding personificiren, und so entstand neben Maskulinum und Femin. das Zwittergeschöpf Neutrum. — Verschieden von den Stoffwurzeln sind die formalen Pronominalwurzeln, der Ausdruck der Beziehungen, unter denen sich das Subject die sinnlichen Anschauungen verknüpft denkt. Treten die Pronominalwurzeln an die Stoffwörter, so vereinigen sie sich in den indischen Sprachen vollkommen mit ihnen und es entsteht aus dem Pronominalstamme eine Flexionssilbe. Subject und Object zu unterscheiden werden verschiedene Pronominalstämme dem Nominalstamme suffigirt; dem Accusativzeichen entspricht auch meist die Form des Neutrums. —

Hölscher.

Sprache der Poesie und Poesie der Sprache vom Oberlehrer Dr. Paschke. Progr. des Gymnasiums in Sorau. 1849.

Der Verfasser hat in der vorliegenden Abhandlung einen Gegenstand behandelt, der ebenso bedeutungsvoll, als anziehend ist.

Wie jegliche Vorstellungsart, jegliche Anschauungsweise in ihrem Ausdrucke ein eigenthümliches Gepräge hat, so findet die immer neu sich verjüngende, wiewohl aus derselben Quelle hervorsprudelnde poetische Offenbarung des tieferen Gemüthslebens und der erregten Phantasie ihren besondern Ausdruck in der Sprache der Poesie. Sie ist die Himmelsgeborne, welche die mannichfaltigsten Pflanzen, die mannichfaltigsten Schöpfungen aus dem stillen Heiligthume des Dichters entnimmt, um sie zu einer eigenthümlichen Welt zu vereinen, in welcher das Schöne sich in ungestörter Harmonie darstellt. Sie hat ihre eignen Formen, es giebt eine Sprache der Poesie.

Bewegen wir uns nun auf diesem Gebiete, und freuen wir uns so herrlicher Schöpfungen, so ist es dem denkenden Geiste angemessen, daß er beim passiven Genusse nicht stehen bleibe, daß er prüfend verweile, um diese Formen mit verwandten zu vergleichen. So findet er im engeren Sinne die Poesie der Sprache.

Herr Paschke hat diesen Vorwurf mit Rücksicht auf die Aufgabe der Gymnasien behandelt und dabei einerseits den vorurtheilsfreien Gelehrten und begeisterten Verehrer des classischen Alterthums, andrerseits den frischen Schulmann, den für wahrhaft christlich-religiöse Einwirkung strebenden Lehrer gezeigt. Er sagt im Eingange, der wissenschaftliche Geist der Gymnasien müsse die drei Momente der wissenschaftlichen Bildung vereinen: das logische, oratorische und religiöse. In Betreff der beiden ersteren muß das Studium der Griechen und Römer ein Hauptunterrichtsmittel bleiben, da sie hinchtlich der Darstellung, wie des Inhalts unübertroffen sind, und „darin die Idee der Schönheit sich in urkräftiger Reinheit und allbesiegender Macht gleichsam verkörpert hat.“ Er verlangt für die poetischen und prosaischen Werke gleiche Berechtigung, mit verständiger Auswahl natürlich, um ein harmonisches Ebenmaß der Bildung zu erzielen.

Der Verf. bezeichnet sodann mit kurzer aber treffender Charakteristik die Stufenfolge für die lateinische Lectüre: Ovid, Virgil und Horaz, welchen Cäsar, Livius und Tacitus als Prosaiker ergänzend zur Seite stehen.

Zum Gegenstande selbst übergehend, spricht der Verf. von der Macht und Dauer der Poesie, deren Aufgabe er in der Darstellung des Schönen, Wahren und Guten findet, wie es sich in den Kreisen der Natur und des Menschenlebens, und im Verhältniß beider zur Gottheit entfaltet, und somit als die höchste Blüthe des zur schönsten Entwickelung der Humanität gediehenen Menschengeschlechts erscheint, die er die gleichberechtigte Schwester der Wissenschaft, die Religion, nennt. Die Unsterblichkeit der Poesie erklärt er aus der Harmonie der Form und des Inhalts, wodurch Dichterwerke mit unschätzbaren Kleinodien in der geschmackvollsten Fassung vergleichbar sind. Sodann zeigt er, daß das Wesen des poetischen Ausdrucks im Gegensatze zu dem der Prosa, außer der größeren Freiheit des Dichters in der Anordnung der Begriffe, in der gänzlich verschiedenen Ausdrucksweise, der Bildlichkeit und Schönheit der Sprache, verbunden mit dem „Zauber des Wohllauts und der Eurhythmie, kunstreich gewählter, erfundener, gebildeter und verbundener Wörter, so wie der Anmuth der Harmonie des Reimes und sinniger Wortklänge, in Assonanzen, Alliterationen rc., wie nicht minder in dem geordneten Takt des Verses in ebenmäßigem Silbentanze besteht.

Der Verf. verspricht, den reich zuströmenden Stoff seiner sprachphilosophischen Erörterungen einer späteren Betrachtung zu unterwerfen, und geht hierauf über zu einer ausführlichen Erklärung des Gedichts von Goethe „der Fischer“. Er behandelt dasselbe in erschöpfender, geistreicher Weise und zeigt uns hier die Poesie der Sprache. Ueber diesen Theil der trefflichen Abhandlung können wir uns füglich einer ausführlichen Relation enthalten, da Arbeiten ähnlicher Art von Viehoff, Kurz u. A. bekannt sind. **Friedländer.**

Ueber die Grundidee des Shakspeare'schen Drama's Othello von Dr. Sievers. Progr. d. Realgymn. in Gotha 1851.

Der Verf. vorliegender Abhandlung hat bereits über Hamlet, J. Cäsar und König Lear (Leipzig bei Engelmann) so viel Neues und wahrhaft Originelles mitgetheilt und auch durch mehrere Aufsätze über den großen englischen Dramatiker in dieser Zeitschrift die Beachtung unserer Leser gewonnen, daß ihnen derselbe auch seiner ganzen Richtung nach wohl bekannt sein wird. Rücksichtlich des Othello nun will er, daß das wegen seines rein menschlichen Gehaltes so populäre Stück für etwas mehr angesehen werden möge, als ein bloßes Vehikel eines Haec fabula docet, sondern vielmehr als ein Mikrokosmus, eine Welt für sich. „Ihn schuf S., heißt es, nicht weil er sich die Aufgabe gestellt hatte, eine bestimmte Leidenschaft zu schildern, oder gar seine Hörer vor den verderblichen Folgen der Entführung zu warnen (!), wie Gervinus meint, er schuf ihn weil er mußte. Er las die köstliche Erzählung Cinthio's von dem Mohren von Venedig, sein Stoff nahm ihn gefangen, weil er mit der Stimmung, in welcher der Dichter gerade war, eine innere Verwandtschaft hatte, und ließ ihn nicht eher wieder los, bis er den Inhalt dieser Stimmung, die bestimmte Weltanschauung, in der er damals sich bewegte, in ihm ausgeprägt hatte — oder vielmehr dadurch, daß er sie in ihm ausprägte, durch eigne freie That also, entledigte er sich seiner und ward wieder frei. Ist dem aber so, so haben wir ein Recht zu zweifeln, ob mit der Darstellung der Eifersucht der ganze Inhalt unsers Drama's schon erschöpft sei, oder ob sie, die doch nur eine Form der Liebe ist, nicht vielmehr nur ein Moment, wenn auch das hervorstechendste, einer höhern Idee sei, die dann als die wahre Idee des Ganzen gelten müßte."

Der Verf. beweis't zuerst aus dem Wesen der Eifersucht, dieser rein negativen Leidenschaft, daß sie nicht die höhere Einheit des Drama's bilden könne, und aus einer ausführlichen, ganz in's Einzelne gehenden Betrachtung des concreten Lebensbildes derselben gewinnt er sodann dieselbe Ueberzeugung. Das höhere Princip, dem sich auch die Eifersucht unterzuordnen hat, ist ihm die Liebe, oder vielmehr das Verhältniß der Geschlechter zu einander, das Verhalten jedes der beiden in der Liebe. „Während in Romeo und Julie, sagt Herr S., die Geschlechter sich so durchdringen, daß jedes einzelne ganz in der Liebe aufgeht, während andrerseits im Hamlet das männliche Geschlecht allein der höhern Liebe fähig scheint, das weibliche im Sinnlichen beharrt: ist in unserm Drama die höhere Natur des Weibes dargestellt, die in der Liebe selbst den Tod bezwingt; der Mann, auch wo er sich am höchsten hebt, bleibt in der Sphäre der Gemüthlichkeit und gelangt nicht zur Hingebung des eignen Wesens. Das wäre also der Inhalt der Stimmung, in der S. seinen Stoff empfing, daß ihm das weibliche Princip der Grundstein alles Lebens war, wodurch sein Drama dann zum Lobgesange auf das Weib als solches ward." Diese ausgesprochene Idee versucht der Verf., wie schon oben angedeutet, im Einzelnen nachzuweisen, und findet drei Stufen derselben: die unterste stellt das Weib als Ueberwinderin der Sitte dar; die mittlere erstieg es durch den Sieg über die Liebe, deren Inhalt sich nicht in die Sittlichkeit auflös't'e; auf der höchsten endlich steht Desdemona, die durch ihre Liebe den Haß und die moralische Vernichtung besiegte.

Miscellen.

Mundartliches. (Süderland.)

1. Weibliches Geschlechts-Suffix te.

Bekanntlich nehmen Collectiv-Neutra im Niederdeutschen nicht selten die Endung te an, und hat man darin ein abgeschliffenes Demonstrativ-Pronomen sächl. Geschl., goth. thata, süderl. datte erkennen wollen. Als dergleichen Wörter finden sich im Süderlande: geblaümte Blüthen, gedärmte Gedärme, gedîrte Gethier, gestêcte Gestein, gewüörmte Gewürm. Weniger bekannt dürfte es sein, daß wir manchen Femininis ein Geschlechts-Suffix te gestatten, welches dann in der Regel erst hinter dem Bildungs-Suffixe anwächst. Dabei läßt sich bemerken, daß die meisten hierher gehörenden Wörter 1. Thiere, Pflanzen und Pflanzentheile bezeichnen, – 2. im Bildungs-Suffixe auf eine Liquida ausgehen, — 3. auch ohne jenes Geschlechts-Suffix gebraucht werden. Da diese Erscheinung für Sprachforscher einiges Interesse haben kann, so theile ich die mir zur Hand liegenden Beispiele mit und bezeichne die, meines Wissens, nur mit te vorkommenden Formen mit *.

Ampelte oder hampelte Ameise; vgl. ambl labor assiduus. brummelte Brummfliege. *duorte Drohne; agſ. dora. echelte Egel. *fillerte kleiner Falter, in der Sage: Pestvogel, ahd. vivaltra, berg. vivau. grunselte Gründling. hummelte Hummel. îemte Biene. *schrûte böses Weib, Truthenne; vgl. nd. schrâ, engl. shrew. tifte Hündin. wachtelte Wachtel. — älberte Erdbeere. basselte Flasche von Bast. brammerte oder brammelte Brombeere. buttelte Hagebutte. drubbelte Traube, fruchtbeladenes Zweiglein (drûst). ëkerte Eichel. ëlerte Erle; bei diesem Worte und einigen andern könnte te auch aus dem alten tra (Baum, Gewächs) entstanden sein. hëselte Hasel. hårtrekkelte 1. Hauhechel, 2. Stachelginster; wahrscheinlich aus haolt der iege verderbt, vgl. Hauhechel = Halt Egge! engl. rest-harrow, ml. resta-bovis. hêberte Heidelbeere. himmerte Himbeere. hûdelte Flasche von Bast; vgl. hüen (huden) aufbewahren. hüölerte Hollunder. huppelte Instrument von Bast, welches den Ton hup gibt. kasberte Johannisbeere (Kirschbeere). machollerte Wachholder. runkelte Runkelrübe. rûtriekelte Hauhechel; verderbt aus rû der iege. *süchelte Geißblatt; vgl. engl. honey-suckle. slêerte Schlehenpflaume. suierte Sauerampfer. trummelte wilde Birne; synon. truesel; trueseln und trummeln vollend fallen. waolberte Heidelbeere (Waldbeere). wëchelte Wachholderbeere. *wesselte Weichselkirsche; ahd. wihsela. wispelte Mispel. — pingelte kleinliches, zimperliches Frauenzimmer; vgl. pingel kleiner Gegenstand, berg. pikkelschen, ital. piccolo. wâtelte Warze.

2. Zwerg-Sage.

Mündlich in Landhausen bei Iserlohn.

û = iu, â = aoao, ê = ei, î = ei, ê = äoäo, ë = iä.

'n bûer quâm ens op sine dële, dao sâch hai en Twërk[1], dat jüst op-

---

[1] twërk. n. 1. Zwerg, 2. Taumellolch; vgl. Alp und Alpranke.

per ledder stont un nao der hille 'rop stêch. Dat klaine männeken hadde 'n roggen-âr opper schuller un mechtede[1] as wan ët 'n gefërliken drëch te sliepen hädde. Dëm bûer quām dat spassich vüör. Bat der swërder[2], sach he, mechtes du van sösk[3] 'me âre! Faorts lait dat twërk 't âr fallen un redde sik fut. Dat âr lach mi bit den annern muorgen opper dële, dan dürsken se't met, un et quemen fîf schiepel roggen der ut. Dâ mainde dan duoch de bûer: Dat dank ëm der[4] duiwel, dat de klaine kerl mechtede!

[1] keuchen; vgl. μοχθεῖν.
[2] wahrscheinlich Scharfrichter v. swert.
[3] solch; vgl. engl. such.
[4] Diese Form nur in Flüchen, q. b. n.

Iserlohn. J. F. L. Woeste.

Ein unedirtes Troubadourlied Bernards von Ventadorn.

(Aus Ms. Douce 269 in der Bodleiana zu Oxford.)

Lo rossignols s esbaldeia
Josta la flor el verjan,
Et pren m' era tals[1] enveia
Que non puos mudar non chan,
Mas no sai de que ne de cui,
Qar eu non am mi ni altrui;
Et faz esforz quar no sai faire
Bos vers, poi no soi amaire.

Mais a d' amor qi dompneia
Ab orgoill et ab enjan,
Qe cil qi toz jorns merceia
Ni s vai tro homilian:
Q' apenas vol amors celui
Q' e francs et fins si com eu sui,
Q' aizo me tol tot mon afaire[2],
Q' anc no fui fals ni trichaire.

Aissi com lo rams se pleia
La o'l venz lo vau menan,
Eu vas celui qi m guerreia
Per far toz jorns son coman,
A sos ops me gart e m' estui,
Qe si non em amic amdui,
D altra amor, no m' es veiaire,
Que jamais mos cors s esclaire.

Soven me reta e m plaideia
E m vai ocaisos levan,
Et qant il en ren felneia,

[1]) Ms. D. et pren meserals enveia.
[2]) Caizom tol, verswidrig.

Ves mi en es tot lo dan.
Gen gaba de mi e dedui,
Qe d' eis son tort condiu l' altrui,
Mas ben es vers qe laire
Cuia, tuit sian sei fraire.

Hom no la ve qe no creia
Sos bels oillz e son semblan,
E no cre q' ela aver deia
Felon cor ni maltalan;
Mas laiga qe soanz adui[2]
Es peiger qe cela qe brui,
Engan fa de si bon aire,
Sembla qe[3] non es guaire.

De tot loc on ill esteia
Me destoill e n vau loignan,
Et per so q' eu no la veia,
Fas li mos oillz claus dinan,
Mas aizo m seca e destrui
Quar a mal lo guai redui
On mos oill li don atraire,
S' autre tort me saup retraire.

Cel sec amor qi no s desdui
Et cel encaucha qi la fui,
Ben ai encor del estraire,
Tro qu[4] ves midonz repaire.

Eu aisso foi pres com ie sui,
Mon Alvernatz et foram dui
Qe plus non pogues estraire
D' un bel veder de Belcaire;
Tristan, s' eu noca us vei gaire
Mais vos am q' eu no soill faire.

[1]) Ein Versfuß scheint zu fehlen.
[2]) que so eusa dui.
[3]) et für qe.
[4]) qes.

Bonn. N. Delius.

Das Thiemesche Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache (gr. 8. Preis 3 Thlr. bei Gust. Mayer in Leipzig) ist soeben wiederum in einer neuen Auflage erschienen, und das Werk verdient diese anscheinend günstige Aufnahme, da es wirklich extensiv und intensiv ziemlich vollständig ist und nur diejenigen Mängel hat, welche ihm und fast allen Werken dieser Art „für das praktische Leben" gemein sind. Die Ausstattung ist sehr schön und macht dem Verleger Ehre.

Unter Gottes Schutz beut ein Mann dem Teufel Trutz.

Die Sage von Alke.
De segge van Alke.

(In der Mundart der Fälinger, zwischenzeilig ins Hochdeutsche übersetzt aus E. W. Heine's Schrift „Ueber den Germanismus". Hannover. 1850.)

Auf dem Giersfelde, einige tausend Schritte von Grumfeld liegen zwei Höh-
Up dem Giersfelle [1], enige dusend träe [2] van Grumfel ligget twe ku-
len, von denen die Sage geht, daß daselbst zu alter Zeit zwei Häuser gestanden
len [3], van denen de segge geit, dat dar oldings twe hüser stan
hätten, an der Stelle der großen ein Krug, und an der andern dem Krugwirth
hedden, an der stée der groten en Krog [4], un an der annern den Kröger
seine Scheune, die zusammen von des Krugwirths Gottlosigkeit in die Erde ver-
sine schüne, de tosamen van des Krögers godlosigkeid in de ere [5] for-
sunken sind. Dieser Krugwirth, Alke geheißen, pflegte nämlich die Leute, die von
sonken sin. Düsse Kröger, Alke geheten, plegte nemlike de lüe, de van
Alfhausen und Merzen [6] zur Kirche gingen, zu bereden, bei ihm einzukehren und
Alfhusen un Mersen tor kerke güngen, to bekören, bi öm intokeren, un
unter den heiligsten Versicherungen hinzuhalten, so daß sie die Kirche versäumten.
unner den hilligsten versekerungen hentoholen, so dat se de kerke versümeden.
Auch einst solche Kirchleute bei sich habend, fluchte er: Seine Häuser sollten gleich
Ok eis söcke kerklüe bi sik hebbend, flokede he: sine hüser schüllen glik
in den Grund versinken, wenn die Leute nicht noch Zeit genug hätten, und so ver-
in den grund vörsinken, wenn de lüe nich noch tid genog hedden, un so ver-
sanken die Häuser und Alke mit ihnen. An ihrer Stelle blieben die tiefen Höh-
sünken de hüser nn Alke mit se. An öre stée bleven de deepen ku-
len, die man auf die Stunde noch sieht. Wenn Alke um Mitternacht an jenen
len, de man upstund noch süt. Wenn Alke ümme middennacht an jennen
großen Höhlen zu drei Malen mit seinem Namen gerufen wird, kommt er wie ein
groten kulen to dre malen mit sinen namen ropen wert, kummt he as en
glühend Rad heraus und verdirbt den, der ihn gerufen hat.
glünig rad herut un verdarwet den, de ön ropen had.

Als nun einst Grumfelds Bauer mit etlichen Freunden lustig beim Bier saß
As nu eis Grumfels bur mit itliken frünnen lustigtiken bim bere satt
und das Gespräch kam, wer von ihnen das beste Pferd und den besten Läufer
un das spreken kam, wer van se dat beste perd un den besten loper
hätte, fluchte Grumfeld bei Donner und Wetter und Schwere Noth, er wolle mit
hedd, flokede Grumfeld bi Dunner un Weer [7] un Swaere Not, he wolle mit
nächster Nacht auf seinem Schimmel den Alke anreiten und ihn herausfordern.
nechster nacht up sinen schimmel den Alke anrieen un öm herutfordern.

Das Giersfeld liegt im alten Osnabrückischen Amt Fürstenau, in der Nähe der Bauerschaft Grumfeld.

[2]) trede niedersächs., der trat ahd. Tritt.

[3]) Kulen, κοῖλα, coela, sind Vertiefungen. Die dortigen sind trichterförmig, und hat die eine unten 60' im Durchmesser bei 80' Abdachung, die andere ist unten 30' breit mit 30' Abdachung.

[4]) Krug: metonymisch für Wirthshaus; der Kröger ahd. der lidgeber Trankgeber, Wirth.

[5]) ἡ ἔρα die Erde.

[6]) Alfhausen, Merzen und das später vorkommende Ueffeln sind die nächsten Kirchspiele.

[7]) in der breiten niederdeutschen Mundart wödär, wähär, wäär, woraus die feine Sprechweise weder, weher, we'er bildet; ebenso mo'r, fa'r, fo'r, Mutter, Vater, Futter.

Die Bauern hielten ihn beim Wort und wetteten 9 Pfund Silbers gegen sein
De buren holden öm bim wort un weddeten 9 pund sülvers gegen sin
Pferd, daß er das nicht überwinden solle. Er aber nahm die Wette an und
perd, dat he dat nich[1] verwinnen schölle. He averst namm de wedde an un
machte sich zurecht. Er putzte sein Pferd und erzählte ihm die Sache, brachte
makede sich recht. He putzede sin perd un vertellede öm de sake, brochte
es an Ort und Stelle, wies ihm Alles so und so und machte ihm ganz deut-
et an ort un stée, wisede öm ols so un so, un makede öm alinge[2] düt-
lich, worauf es hier ankam. Das kluge Thier das wohl begreifend kam in Einem
liken, worup et hir ankam. Dat kloke deer düt wol begripend, kam in enem
geschwinden Lauf mit ihm nach Hause zurück. Er gab ihm nun das Beste, was
geswinden lopen mit öm nach huse torügge. He gaf öm nu dat beste wat
er hatte zu essen und zu trinken, wies ihm auch, daß er das große Thor offen
he hadde, to eten[3] un to drinken, wisede öm ok, dat he de grote dör[4] open
machen wollte, sie bei der Verfolgung aufzunehmen. Vor Allem betete er zu drei
maken wolde, se bi der verfolginge uptonemen. Vor al bedede he to dre
Zeiten in heiliger Andacht zu Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, daß sie ihm
tien in hilger Andacht to God Vader, Sun un hilgen Geiste, dat se öm
seine Sünden vergeben, seine Seele bewahren und ihn retten wollten aus dieser
sine sünne vergewen, sine seele bewaren, un öm redden wollen ut düser
Fährlichkeit, die er mit Ehren bestehen müsse.
värlichkeit, de he mit eren bestan möste.

So, als Mitternacht kam, ritt er, auf Gott seine Hülfe setzend, hin zu den
So Middennacht komend red he, up God sine hülpe seddend, hen to der
Alkenhöhlen. Hier bis an den Rand reitend, sah er zu dem Himmel und zu den
Alkenkulen. Heer bid an den Rand riend, sach he ton himmel un to den
leuchtenden Sternen oben im Norden und betete noch einmal still und andäch-
lüchtenden Steeren boven[5] in norden un bedede noch eis stillken un andech-
tiglich, daß Gott Vater, Sohn und heilger Geist ihm beistehn möchten. Es war
tikliken, dat God Vader, Sun un hilger Geist en bistan mogden. Et was
eine sternklare ruhige Nacht. Kein Laut nicht einmal ein Fuchs oder eine Eule
ene sterenklare geruige nacht. Nin lud nich eis en Voss of[6] ene Uele
ließen sich hören. Sein Schimmel stand und regte kein Glied. Nun hörte er
leten sik hören. Sin schimmel stund un rögede nin lid[7]. Nu hörde he
die zwölfte Stunde schlagen, erst zu Ueffeln, dann zu Merzen und zuletzt in Alf-
de twelfte stunne slan, erst to Uffeln, dann to Mersen un tolest in Alf-
hausen. Mit dem letzten Schlage rief er mit lautem Schallen:
husen. Met den lesten slage reep he mit luten schallen:

Alke komm! gehst du mit!
Alke kumm! geist du mit!

Da antwortete eine gräuliche Stimme, die aus der Mitte der Erde kam:
Dar antworde ene gruelke stimme, de ut der midde der ere kam:

Topp! den einen Schuh anzieh' ich,
Töf! den enen schoh antück ick,
Den andern anrück' ich
Den annern anrück ick
Dann will ich dich Teufel wol holen!
Dar wil ick di Düwel[8] wol halen!

---

1) nich od. nig, altfränk. niga nicht. Schw. neka, negare.
2) alinge, alinik alleinig, gänzlich.
3) eat, engl.: essen, edere.
4) dör Thor, döre Thüre, weil sie durchlassen.
5) star engl. Stern. above und bove engl.: über.
6) ofte und of: oder.
7) kalid und lid ahd. das Gehende, Glied, wie membrum v. meare.
8) düvel διάβολος.

Augenblicks gab der Bauer seinem Pferde die Sporen, und wie ein Blitz
Ogenblicks gaf de bure sinen pere de spuren, un as en blitz
durch den Himmel jagt, wie der Pfeil vom Bogen fliegt, ging nun die höllische
dör den heven[1] jügt, as de viel vam bogen flügt, güng nu de hellische
Jagd von der Alkenhöhle nach Grumfelds Hause. Alke wie ein feuriges Rad hin-
Jagd van der Alkenkule na Grumfels huse. Alke as en fürig rad ach-
ter ihm durch. Näher und näher kam das Rad und immer war es so nahe, daß
ter ön dör. Negger un negger kam dat rad, un all wör et so nage, dat
es Reiter und Pferd überrennen wollte, als das Pferd mit Einem Sprunge durch
et ridder un perd överrennen wolle, as dat perd mit enen sprunge dör
das große Thor auf die Hausdeele sprang. Hier an des Hauses Feuerstelle dankte
de grote dor up de husdele sprüng. Heer an des huses tüerstée[2] dankede
Grumfeld auf seinen Knien seinem Gotte, der sich seiner väterlich angenommen
Grumfeld up sinen kneen sinem godde, de sik siner väderliken annommen
hatte, er dankte aber auch seinem Schimmel, der ihm so freundlich beigestanden
hadde, he dankede aber ok sinen schimmel, de öm so fründliken bistaen
hatte, aber er gelobte auch eidlich, daß er seinen Gott nicht weiter versuchen
hadde, averst[3] he gelobede ok eidliken, dat he sinen god nich weer versöken
wolle.
wolle.

Das Wahrzeichen von dem glühenden Rade sah man am andern Morgen am
Dat warteken van den glünigen rade sach man am annern morn am
Hausständer. Er war schwarz verkohlt.
husstender[4]. He was swart verkolt.

Eine ächt deutsche Märe voll Frömmigkeit, Kühnheit und Gemüthlichkeit. Gott züchtigt den arglistigen Verführer und schützt den muthigen, frommen und verständigen Mann, der den bösen Geist herauszufordern wagt. Eine kühne Wette, eine verwegene Herausforderung des höllischen Geistes nimmt unsre Theilnahme in Anspruch und hält sie über den Ausgang des Abenteuers in Spannung. Die Erzählung macht Alles anschaulich und lebhaft, den Schauplatz, den Helden, sein treues Roß, den furchtbaren Widersacher, das andächtige Gebet, den Schauer der stillen Mitternacht am verrufenen Orte, den Glockenschlag und Aufruf zur Entscheidung, den Flug des Rosses, schnell „wie der Blitz durch die Lüfte zuckt und der Pfeil von dem Bogen fliegt", das Dankgebet des Entronnenen, das Wahrzeichen des höllischen Feindes. Ueberall unmittelbare Anschauung, Leben und Fortschritt, die Sprache nicht ohne Anklang an einen Volksgesang, treuherzig, kurz in dem Gebrauch der Mittelwörter (Partizipien). Unsre Sage wird mit einiger Abweichung in Mühlmann's Archiv für westfälisch-friesische Geschichte Bd. I. Hft. 1. 1841 wiederholt. Fügen wir sie dem kostbaren Sagenschatze zu, der uns über unsrer Vorfahren Gemüthsleben, Willenskraft und Weltanschauung so unverholen Aufschluß gibt.

---

[1]) heaven engl. Himmel.

[2]) Des Hauses Feuerstätte (fire-place), der Herd, ist fast in der Mitte des osnabrückischen Bauernhauses; von ihm aus schaltet die Hausfrau, denn sie übersieht von hier die ganze Wirthschaft, da die Hausdeele (Hausflur) durch keine Wand von ihm gesondert ist. Die Vortheile solcher Einrichtung hat J. Möser in seinen patr. Phantasien III., S. 144 ff. anschaulich hervorgehoben.

[3]) aver und averst aber, altfränk. avir, bei Otfried avur, afur.

[4]) stander und stender ist jeder Pfahl, der da trägt, ein hölzerner Pfeiler an einem Gebäude, namentlich der aufrecht stehende Balken in der Wand im Gegensatz zum Riegelholz.

Darmstadt. Dr. **K. Wagner.**

Bibliographischer Anzeiger.

Grammatik.

J. F. L. Hempel. Die Adverbia und Adverbiallocutionen der französischen Sprache, erklärt. 6 Hfte. (Jacob, Altenburg).

Literatur.

F. Peter. Die Literatur der Faustsage bis Ende des J. 1850. (Voigt, Leipzig.) 1/2 Thlr.
A. Schöppner. Sagenbuch der bayerschen Lande. 1. Bd. (Rieger, München.) 18 Ngr.
C. Huhn. Geschichte der deutschen Literatur. (Müller, Stuttgart.) 2 Thlr. 6 Ngr.
F. Spiegel. Die Alexandersage bei den Orientalen. (Engelmann, Leipzig.) 1/2 Thlr.
F. Günther. Etienne Pasquier. Ein Beitrag zur Kenntniss der franz. Sprache im 16. Jahrh. (Gröning, Bernburg.) 1/4 Thlr.
The poets and poetry of Europe. With Introductions and Biographical Notices. By H. W. Longfellow. (J. Chapman, Lond.) 1 L. 5 s.
Dr. Wynne's Lives of Eminent literary and scientific men of America. (J. Chapman, London.) 7 s.
Buckingham's Specimens of Newspaper Literature. 2 vols. (J. Chapman, London.) 15 s.
Ch. Cleveland's Compendium of English Literature. (J. Chapman, London.) 12 s.
The Literature of Italy, from the origin of the Italian language to the death of Boccaccio, by Leonard Francis Sidney. (Longman, Brown & Cp., London.) 10 s. 6 d.

Hilfsbücher.

Vorschule zum Ulfila oder Grammatik der gothischen Sprache. Mit Beispielen, Lesestücken und Wörterbuch v. Fr. L. Stamm. (Schöningh, Paderborn.) 20 Ngr.
Chateaubriand, les Natchez. Zum Schulgebrauch mit Wörterbuch versehen von C. Ludwig. (Basse, Quedlinburg.) 20 Ngr.
The modern english comic Theatre, with notes in German by Dr. A. Diezmann. (Hartung, Leipzig.) à vol. 3 3/4 Ngr.
K. Elze, englischer Liederschatz. (Katz, Dessau.) 1 1/2 Thlr.

Zu Goethe's Faust.

Eine Entgegnung.

Es kann dem Unterzeichneten nur sehr erwünscht scheinen, wenn Männer von Bildung und Geschmack die Erklärung des goethe'schen „Faust" durch neue Beiträge zu fördern bestrebt sind, da hier die Einzelerklärung einen so ungeheuern Stoff findet, daß derselbe von einem Erklärer kaum bewältigt werden dürfte. In dieser Beziehung mußte er die in diesen Blättern IX., 287—299 vorgebrachten Bedenken des Herrn Aßmann gegen seine Deutung der „Zueignung" und des „Vorspiels" willkommen heißen, und möchte zu gleichen Bestrebungen dringend auffordern. Allein auf der andern Seite scheint wohl zu erwägen, daß die Masse des Stoffes so bedeutend ist, daß die Erklärungsversuche in's Ungeheure anwachsen würden, wenn man sich nicht bei Mittheilung derselben der möglichsten Kürze befleißigen und nur das vorbringen wollte, was sich bei wiederholter längerer Prüfung als stichhaltig bewährt gefunden, nicht jeden augenblicklichen Einfall. Leider können wir die Gegenbemerkungen des Herrn Aßmann, die derselbe gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes meines Commentars, da ihm der zweite noch unbekannt war, geschrieben zu haben scheint, von dem Vorwurfe augenblicklicher, nicht umsichtig genug erwogener Einfälle nicht freisprechen, wie sehr wir auch sonst geneigt sind, seiner Einsicht und Kenntniß vollste Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Bei der „Zueignung" nimmt unser ehrenwerther Gegner nur an ein paar Einzelnheiten Anstoß. Was ihm eigentlich bei unserer Deutung von ummittern mißfalle und welche abweichende Erklärung er aufstelle, ist aus seiner unklaren Bemerkung nicht zu entziffern; denn nach seiner Aeußerung würde man es wohl umdunsten zu erklären haben. Das liegt aber ja gerade in unserer Deutung auf „die Atmosphäre, welche jene Gestalten umzieht"; denn die Atmosphäre ist ja gerade der Dunstkreis, und damit man mich ja

nicht mißverstehn möge, fügte ich noch hinzu, „den zauberhaften Dunst, der auf ihnen liegt und die Seele wunderbar ergreift“, so daß es unbegreiflich ist, wie Herr Aßmann dies übersehn konnte. Es kommt hier vor allem auf Goethe's Gebrauch des Wortes umwittern an, über welchen Aßmann nichts beibringt. Ich habe in den Nachträgen die goethe'schen Stellen aufgeführt, aus denen sich die Richtigkeit unserer Deutung erweist. — Gegen meine Behauptung, man dürfe unter den „lieben Schatten“ des Zusammenhanges wegen nicht die hingeschiedenen Freunde verstehn, sondern die schattenhaften Erinnerungen der Jugendzeit, wird bemerkt, das Wort Schatten sei in der letztern Bedeutung ohne weitern Zusatz durchaus nicht gebräuchlich, und der Zusammenhang streite gegen die andere Erklärung nicht, auf welche das Zeitwort aufsteigen weit besser passe, als auf die von mir vorgeschlagene. Antworten wir auf diese drei Punkte in umgekehrter Ordnung, so ist aufsteigen, von den auftauchenden Erinnerungen gebraucht, sogar ein ganz gewöhnlicher Ausdruck. Die Behauptung aber, der Zusammenhang spreche eher für die von mir verworfene Deutung des Wortes Schatten, als er dagegen streite, hätte um so mehr eines Nachweises bedurft, als ich die Art, wie der Zusammenhang aufzufassen sei, entwickelt habe. Die Worte: „Und manche liebe Schatten steigen auf“ stellen sich offenbar als Erklärung der vorhergehenden dar: „Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage“; von welcher Art aber diese lieben schattenhaften Erinnerungen der Jugendzeit seien, tritt in den beiden folgenden Versen hervor, wo die erste Liebe und Freundschaft erwähnt wird; zu den einzelnen Persönlichkeiten, welche ihm die Erinnerung vor die Seele führt, geht der Dichter erst am Schlusse der Strophe über. Endlich wird Herr Aßmann doch wohl nicht leugnen wollen, daß das Wort Schatten von schattenhaften Dingen, von schwachen, wesenlosen Bildern gebraucht werde, und es ist nicht einzusehn, weshalb die traumartigen Erinnerungsbilder der Jugendzeit in dieser Beziehung nicht als Schatten bezeichnet werden sollten. Ganz in derselben Weise spricht Matthisson von den „Schattengebilden der Zeiten, die da flohen“, und ähnlich braucht Schiller den Ausdruck „theures Schattenbild“.

Viel bedeutender, als bei der „Zueignung“, weichen unsere Ansichten in Bezug auf das „Vorspiel“ von einander ab. Ich habe es mit der Hauptidee des „Vorspiels“ nicht vereinigen können, daß

der hier auftretende Dichter gerade als älterer Mann erscheint, und daher den Ausspruch gewagt, Goethe habe sich hier, wie auch sonst, durch das Streben, ein ganz subjectives Verhältniß hineinzubringen, zu einem den reinen Kunstgenuß trübenden Fehler verleiten lassen. Wie gern würde ich diesen Vorwurf zurücknehmen, würde ich eines Bessern belehrt! Eine solche Belehrung bietet mir aber die neue Auffassung des Herrn Aßmann nicht, vielmehr muß ich dieselbe als das offenbarste, das Wesen des „Vorspiels" völlig verkennende Mißverständniß entschieden zurückweisen. Wie der Theaterdirector ein Kassendirector ist, der nur ein Kassenstück verlangt, die lustige Person ein Schauspieler, der Glanzpartien wünscht, um rauschenden Beifall zu ernten, so muß der Dichter auch einzig und allein die poetischen Ansprüche vertreten, und es ist und bleibt in jeder Weise fehlerhaft, daß Goethe dieser allgemein gehaltenen Personification die ganz individuelle, damit in keiner Verbindung stehende Zugabe höhern Lebensalters gegeben hat.

Wenn Herr Aßmann gegen unsere Deutung, die lustige Person solle hier den gewöhnlichen Schauspieler darstellen, die Bemerkung macht, die gewöhnliche Gestalt des Schauspiels sei durch den Director hinreichend vertreten, so beruht dies auf vollstem Mißverständniß. Der Schauspieldirector will ein Stück haben, welches die Kassen fülle; daher wünscht er massenhafte, sich überstürzende Handlungen und den Gebrauch aller äußern Mittel, die, wie er weiß, das Volk so gewaltig anziehen, aller Decorationen und Maschinen. Die lustige Person dagegen verlangt nichts als rauschenden Beifall, weshalb sie vom Dichter Glanzpartien wünscht; sie spricht es bestimmt genug aus, daß ihr Zweck kein anderer ist, als „der Mitwelt Spaß zu machen", daß sie nichts Höheres kennt, als „einen großen Kreis zu erschüttern". Diese Aeußerungen zeigen unwidersprechlich, daß diese Person den Standpunkt des Schauspielers, und zwar des tragischen Schauspielers, bezeichnen soll; denn wenn Aßmann in den Worten:

> Wer sich behaglich mitzutheilen weiß,
> Den wird des Volkes Laune nicht erbittern;
> Er wünscht sich einen großen Kreis,
> Um ihn gewisser zu erschüttern,

den Ausdruck erschüttern „eben sowohl auf eine Erschütterung durch Lachen, als auf tragische Effecte" beziehen will, so klingt dies wie ein Hohn auf jede gesunde Erklärung, da bekanntlich er-

schüttern, wenn es allein steht, wohl von der Erregung der Rührung, aber nie von der Erschütterung des Zwerchfells gebraucht wird. Aßmann findet in der lustigen Person eine Repräsentation des Humors, der die höhern Gedanken des Dichters mit der realen Richtung des Directors versöhne. Aber wo in aller Welt gibt denn die lustige Person sich als Humor zu erkennen, in welcher ihrer Aeußerungen, in denen sich doch ihr eigentlicher Charakter aussprechen müßte! Man hüte sich ja, hierher die Worte zu ziehen:

Gesetzt, daß ich von Nachwelt reden wollte,
Wer machte wohl der Mitwelt Spaß!

Denn Spaß wird, ähnlich wie Spiel, von jeder anziehenden Unterhaltung gebraucht, wie sie auch das die Neugierde spannende, die tiefsten Leidenschaften erregende Drama gewährt. Und wie wäre der Humor auch im Stande, die sich stracks gegenüberstehenden Standpunkte des Directors und des Dichters zu vereinigen!

Herr Aßmann tritt weiter der von uns aufgestellten Behauptung entgegen, der Dichter könne der Aufforderung des Schauspieldirectors unmöglich Folge leisten, und sein Schweigen am Schlusse berechtige keineswegs zu der Annahme, daß er sich dem Wunsche des Directors füge, vielmehr wolle er nur nicht ausdrücklich widersprechen, bleibe aber auf seiner Gesinnung, die er nun einmal unmöglich aufgeben könne. Das uns entgegen gehaltene: Qui tacet, consentit! hat hier durchaus keine Anwendung. Wir erinnern uns hierbei eines ganz ähnlichen Falles bei Horaz, in der fünften Satire des zweiten Buches, wo Tiresias dem Ulysses den Rath gibt, Testamente zu erschleichen. Ulysses sträubt sich anfangs gegen die Zumuthungen des Tiresias; da diese aber immer unwürdiger werden, so schweigt er endlich ganz und gar und läßt den Seher ruhig fortsprechen, der freilich glauben mag, Ulysses füge sich hierein, gerade wie es hier der Schauspieldirector glauben wird. In beiden Fällen bricht der Dichter vor der eigentlichen Entscheidung ab, doch so, daß jeder, welcher ihm aufmerksam gefolgt ist, die Gewißheit hat, an ein Erfüllen der gestellten Anforderungen sei nicht zu denken.

Die Berufung auf den Eindruck, welchen das „Vorspiel" bei jedem Unbefangenen nach vollständiger Lesung hinterlasse, können wir wohl mit größerm Rechte, als Herr Aßmann, für uns geltend machen, wofern der Unbefangene auch Urtheil genug hat, eine solche Dichtung in ihrer humoristischen Darstellungsweise aufzufassen. Doch

bei jenen dunklen Gefühlseindrücken will er nicht stehn bleiben, sondern seine Ansicht objectiv motiviren, und hier ist das Feld, auf welchem wir ihm gern folgen. Der Dichter, meint Herr Aßmann, soll auch nach dem Willen des Directors das Recht, die erhabenen Gedanken seines Geistes in dichterischer Weise zur Darstellung zu bringen, nicht verläugnen, und die lustige Person füge nur einen Rath hinzu, wie der Dichter zugleich den idealen Anforderungen seines Innern und den vom Director vertretenen realen Ansprüchen der Welt genügen könne. Wie wenig aber an die von unserm Gegner hineinerklärte Vermittlung der lustigen Person zwischen dem Director und dem Dichter zu denken sei, ergibt sich deutlich aus den Anforderungen, welche der Director auch noch zuletzt, nach der letzten Rede der lustigen Person, an den Dichter stellt. Wenn dieser jede Beziehung auf das große Publicum von sich abweist und nur die tiefsten Enthüllungen ahnender und fühlender Menschenbrust auszuströmen sich gedrungen fühlt, so tritt der Director auch noch am Schlusse mit seinen ganz unveränderten rohen Anforderungen auf, denen sich der wahre Dichter unmöglich fügen kann.

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie!

Wir haben in unserer Erklärung bereits darauf hingewiesen, daß gerade Goethe, als wahrer, geborener Dichter, der festen, durch Erfahrung in ihm gegründeten Ueberzeugung lebte, daß sich die poetische Stimmung nicht heraufbeschwören lasse, sondern man sie ruhig abwarten müsse. Wie plump mußte ihm nun eine solche handwerksmäßige Anforderung des Directors erscheinen! wie könnte sein Dichter irgend einem solchen Director als „Knecht" zu Diensten sein können. Und was verlangt denn der Director?

Wir wollen stark Getränke schlürfen;
Nun braut mir unverzüglich dran!

Man kann sich leicht vorstellen, was der Director unter dem „starken Getränke" versteht, wenn man sich der schlechten Effectstücke erinnert, wie sie Kotzebue und seine mehr oder minder begabten Mitstreiter auf die Bühne brachten. Und zu einem solchen „starken Getränke", jener haarsträubenden Unnatur, jenem Haschen nach allem Grausenhaften, sollte sich der Dichter verstanden haben? Der Director empfiehlt dem Dichter besonders den reichlichen Gebrauch des äußern Apparats, mit welchem er ihm dienen kann, um starke Effecte hervor-

zubringen, der Decorationen und Maschinen. Wo ist nun hier ein Nachgeben des Directors durch Vermittlung der lustigen Person zu spüren? Besteht nicht der Director noch ganz und gar auf seiner frühern Anforderung? Und der Dichter sollte nachgegeben haben? Wie wäre von seiner Seite eine solche Nachgiebigkeit möglich, und wodurch sollte sie herbeigeführt werden? Haben etwa der Director und die lustige Person irgend einen Grund vorgebracht, weshalb der Dichter seine Ansicht hätte ändern und sein früher geäußertes Wort: „Geh' hin und such' dir einen andern Knecht!" zurücknehmen sollen? Die vom Director geforderte Effecthascherei und die vom wahren Dichter erstrebte Darstellung tiefsten, innigsten, warm durchlebten Gefühls sind völlig unvereinbar, und so kann der Dichter unmöglich nachgeben, wenn er sich selbst nicht verläugnen will. Aber die Mahnung der lustigen Person:

Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
Und wo ihr's packt, da ist's interessant,

ist so ächt poetisch, meint Herr Aßmann, so den höchsten Anforderungen an den wahren Dichter entsprechend, daß der Dichter des „Vorspiels" dadurch für die ihm zugemuthete Aufgabe nur gewonnen, durchaus aber nicht von Uebernahme derselben habe abgeschreckt werden können. Allein aus dem ganzen Zusammenhange ergibt sich, daß die lustige Person das Schaffen des Dichters ganz verkennt, daß sie dasselbe für ein bloßes Spiel hält, zu welchem der Dichter nach Belieben in jedem Augenblick greifen könne, wie der Schauspieler sich in eine jede Rolle hineindenken müsse. Die Ansicht der lustigen Person von einem dramatischen Gedichte ist nicht weniger unwürdig, als die des Directors, wie sich dies schon in der Bemerkung zu erkennen gibt:

So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und auferbaut.

Wenn der Director Mannigfaltigkeit und sehr stark erschütternde und aufregende Scenen verlangt, bei welchen alle äußerlichen Mittel angewandt werden sollen, so wünscht der Schauspieler glänzende Rollen, welche ihm rauschenden Beifall bei der rohen und unklaren, am Uebertriebenen sich gefallenden Menge verschaffen; diese ist es, auf die er wirken will, und für die der Dichter nur in's volle Menschenleben zu greifen, die gewöhnlichsten Situationen pathetisch aufzustutzen braucht. Auf die lebendige Entfaltung einer sich mächtig

durchkämpfenden und im Kampfe läuternden Menschenseele kommt es der lustigen Person gar nicht an, von einer solchen höhern Anforderung an den Dichter hat sie keine Ahnung, und es würde ihr nichts verschlagen, wenn der Dichter, wie Wilhelm Meister, nur letzte Acte schriebe, in denen es recht toll und coulissenreißerisch herginge. Diejenigen, auf welche die lustige Person besonders zu wirken sucht, und für die der Dichter nach ihrer Meinung schreiben soll, ist die noch unklare Jugend.

Dann sammelt sich der Jugend schönste Blüthe
Vor eurem Spiel und lauscht der Offenbarung,
Dann sauget jedes zärtliche Gemüthe
Aus eurem Werk sich melanchol'sche Nahrung,
Dann wird bald dies, bald jenes aufgeregt,
Ein jeder sieht, was er im Herzen trägt.
Noch sind sie gleich bereit zu weinen und zu lachen,
Sie ehren noch den Schwung, erfreuen sich am Schein.

Man wird hierbei an die Aeußerung Goethe's über den Beifall erinnert, den Schiller's „Räuber" in Deutschland gefunden während seiner Abwesenheit in Italien. Ein kraftvolles, aber unreifes Talent, bemerkt er (B. 27, 34 f.), habe hier gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu befreien gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen; der Beifall, der jener wunderlichen Ausgeburt von wilden Studenten wie von der gebildeten Hofdame gezollt worden, habe ihn erschreckt. Man erkennt hier leicht, auf welches Publicum und durch welche Mittel die lustige Person wirken will, die unter dem „Greifen in's volle Menschenleben" nur die Darstellung gewöhnlicher leidenschaftlicher oder ergreifender Situationen versteht, wonach der Dichter auch auf ihren Vorschlag nicht wohl eingehn konnte. Wenn er aber ihrer Aufforderung, auf die Jugend zu wirken, die Aeußerung entgegenhält, dazu bedürfe er der Jugend, so ist dies unmöglich mit seinem bisherigen Auftreten in Einklang zu bringen, da er, als wahrer Dichter, unter keiner Bedingung den Anforderungen der lustigen Person Folge geben kann. Die Erwiederung derselben, zur Darstellung der leidenschaftlichen Verwirrungen bedürfe er der Jugendkraft nicht, ist freilich insofern schlagend, als der Dichter sich die Kraft zu solchen Darstellungen abspricht. Aber die lustige Person hat den Dichter mißverstanden, der jetzt, wo er zu höherer Klarheit und Einsicht gelangt ist, sich unmöglich dazu

hergeben kann, solchen Anforderungen zu genügen; wenn er aber trotz seines jetzt erworbenen klaren und hellen Blickes mit rührender Sehnsucht der Freuden der im Irren sich selig fühlenden Jugend gedenkt, so ist dies ein höchst sinniger und wahrer Zug. Der Dichter hätte freilich der lustigen Person ihren Irrthum benehmen können, wenn diese überhaupt fähig wäre, sein tieferes Wesen zu verstehn; aber der Director macht dem Streite durch wiederholte bestimmte Erklärung seiner unveränderten, keineswegs durch die Vermittlung der lustigen Person modificirten Anforderung ein Ende, welcher der Dichter seiner Natur nach nun einmal nicht entsprechen kann.

Mit welchem Rechte wir also schon früher behauptet haben, die letzten Reden des Dichters und der lustigen Person ständen mit der übrigen Darstellung in Widerspruch, wird man hieraus entnehmen, und unser Urtheil weniger naiv finden, als die Art, wie Herr Aßmann demselben entgegentritt, indem er von einer Vermittlerrolle der lustigen Person träumt, von welcher keine Spur aufzuzeigen ist, und von einer Modification, die rein unmöglich scheint. Hätte der Dichter jene Reden weggelassen, so würde das „Vorspiel" eine vollendete, in sich abgeschlossene Einheit bilden; denn die Behauptung von Herrn Aßmann, in diesem Falle würde auch die Schlußrede des Directors müßig dastehn, entbehrt jeder Begründung, da ja der Director am Schlusse noch einmal seine bestimmte Anforderung an den Dichter aussprechen muß, woraus wir ersehen, daß er von seinem ursprünglichen Verlangen in keiner Beziehung abgegangen ist, ja auf alle Einreden des Dichters nicht die geringste Rücksicht nimmt. Uebrigens haben wir selbst ausdrücklich bemerkt, daß, wollte man die letzten Reden des Dichters und der lustigen Person sich wegdenken, auch der Anfang der Schlußrede des Directors eine Veränderung erleiden müßte. Es ist uns nun sehr wahrscheinlich, daß an der Stelle der letzten Reden des Dichters und der lustigen Person, so wie der vier ersten Verse der Schlußrede des Directors ursprünglich etwas ganz Anderes gestanden, worauf auch die Worte des Directors zu gehn scheinen: „Was hilft es, viel von Stimmung reden?", die jetzt keine rechte Beziehung haben. Wir irren wohl kaum, wenn wir annehmen, an dieser Stelle habe sich ursprünglich nur eine Rede des Dichters befunden, welcher der lustigen Person geantwortet, er könne nicht willkürlich, wie sie verlange, über seine Poesie gebieten, sondern nur das innerlich wahrhaft Durchempfundene in guten

Augenblicken, welche ihm der Muse Gunst verleihe, aus seiner Brust ausströmen lassen, wo denn der Director mit den die weitere Verhandlung abschneidenden Worten einfiel:

Was hilft es, viel von Stimmung reden?

Inwiefern nun der „Faust" wirklich das vom Director geforderte Stück sei, bedarf nach allem Bisherigen kaum noch einer Erörterung. Jedenfalls würde der Dichter dem Director einen argen Streich gespielt haben, wenn er ihm ein solches Stück, das zum Theil gar nicht aufführbar ist, als ein seinen Wünschen entsprechendes dargeboten hätte. Was die lustige Person unter ihrem „Greifen in's volle Menschenleben" verstehe, haben wir oben gesehen, und wie es mit dem „Hinschweifen nach einem selbst gesteckten Ziel" beschaffen sei, werden wir unten zeigen. Jedenfalls hat die lustige Person, welche eine glänzende Forcerolle im gewöhnlichen coulissenreißerischen Pathos wünscht, sich etwas ganz Anderes gedacht, als unsere tiefsinnig ernste Tragödie, deren Held von einer innern Qual getrieben wird, die himmelweit von den Anschauungen und Gefühlen unserer gewöhnlichen Schauspieler abliegt. Herr Aßmann stellt die seltsame Behauptung auf, es komme eigentlich gar nicht darauf an, ob das Stück auch die Wünsche des Directors befriedige, da die lustige Person als der siegende Vermittler zwischen dem Director und dem Dichter erscheine. Aber weder von einer Vermittlung, noch von einem Siege der lustigen Person ist irgend etwas zu finden, vielmehr bleibt der Director ganz auf seiner frühern Forderung bestehn, und befiehlt sowohl der lustigen Person, die ihre eigenen Ansprüche an den Dichter macht, welchen sie durch Schmeichelei und theilweises Eingehen auf seine Vorstellungen zu gewinnen sucht, als dem Dichter, nur fortzumachen, damit das Publicum eine rechte Speise für seinen das Rohe und Massenhafte leicht und mit bestem Genusse verschlingenden Magen erhalte. Wir können nach reiflicher Erwägung nur unsere früher geäußerte, seit vielen Jahren feststehende Ueberzeugung wiederholen, daß das „Vorspiel", gleichsam die objective Einleitung, wie die „Zueignung" die subjective ist, den Gedanken zur Anschauung bringen soll, daß der „Faust" kein gewöhnliches Theaterstück ist, wie es sich Director und Schauspieler wünschen, sondern dazu bestimmt, die dem Dichter vorschwebende Idee in reinster Weise zu verkörpern. Ein Compromiß zwischen dem Director und dem Dichter findet, wie die Schlußrede des Directors zeigt, gar

nicht statt, wie er auch an sich unmöglich ist, da ihre Standpunkte, der der wahren Kunst und der roher Effecthascherei, sich unmöglich vereinigen lassen.

Zum Schlusse fügt Herr Aßmann noch Bemerkungen über einige Einzelnheiten meiner Erklärung des „Vorspiels" hinzu, worin er uns eben so wenig glücklich zu sein scheint, als bei der allgemeinen Auffassung. Daß das Zeitwort erscheinen in den Worten: „Erscheint es in vollendeter Gestalt", gezwungen gebraucht sei, können wir nicht zugeben, da diese den ganz einfachen und natürlichen Sinn haben: „Es wird in seiner Vollendung, als ein vollkommenes Kunstwerk, erkannt"; erscheinen bildet den Gegensatz zum vorhergehenden verschlingen. Eben so wenig können wir zugeben, daß in dem Verse: „Wo nur dem Dichter reine Freude blüht", die Wortstellung eine gezwungene sei, vielmehr ist sie die einzig mögliche, indem nur sich an wo enge anschließt, wie dies bei Relativadverbien und Conjunctionen durchweg der Fall ist. Der musterhaft verfehlten Deutung des Wortes erschüttern haben wir schon oben gedacht. Nicht viel günstiger können wir über die folgende Bemerkung urtheilen: „Das Bild in den Worten Phantasie mit allen ihren Chören ist offenbar so zu verstehn, daß die Phantasie gleichsam als Göttin gedacht wird, die wegen ihrer mannigfaltigen Erzeugnisse von einer Schaar derselben umgeben ist, welche, wie z. B. die Chöre der Diana, mannigfaltige Reigentänze aufführen (die Chöre der Phantasie sind die Phantasieen)." Hiergegen bemerken wir zunächst, daß Chöre der Diana die zu Ehren der Diana aufgeführten Reigentänze sind, bei denen die Göttin nicht persönlich zugegen zu sein braucht. Daß aber die Phantasieen der Phantasie zu Ehren ihren Reigen tanzen, dürfte doch gar zu geschmacklos sein. Wer die Worte:

> Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
> Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
> Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören,

genau betrachtet, kann kaum zweifeln, daß unter den Chören Singchöre zu verstehn sein müssen, welche sich neben der Hauptsängerin hören lassen, und daß als solche Chöre vom Dichter gerade „Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft" genannt werden, die sämmtlich am Drama ihren Antheil haben, während die Phantasie das Ganze beherrschen muß. Wie nun gar die Narr-

heit „das Komische" bezeichnen soll, können wir schwer einsehn, da es doch gar zu seltsam wäre, wenn die lustige Person dem Dichter rathen sollte, in allen Dramen das Komische walten zu lassen. Herr Aßmann findet das von uns gewählte Beispiel von Tollem und Uebertriebenem in manchen Charakteren Kotzebue's völlig unpassend, und verfehlt nicht, sein Erstaunen durch parenthetisch meinen Worten beigegebene Ausrufungszeichen an Tag zu legen, die er sich, wie so manche ganz unberufene Fragezeichen, hätte ersparen oder an sich selbst richten sollen. Waren ihm etwa Kotzebue's Gurli, Eulalia und andere tolle, übertriebene Charaktere unbekannt, gegen die A. W. Schlegel seine beißenden Epigramme richtete! Gegen meine Deutung des übertischten Mahles als eines solchen, bei welchem man überlang gesessen, getischt hat, bemerkt Herr Aßmann, da man activisch sage, sie tischen, so könne übertischt, passivisch vom Mahle gebraucht, nur heißen, übermäßig aufgetischt. Aber es ist bekannt genug, daß die sogenannten Passivparticipia sehr häufig Activbedeutung haben, worüber wir nur auf Grimm's Grammatik IV., 69 ff. und auf die nähere Ausführung in Bauer's „Handbuch der deutschen Sprache" II., 63 ff. verweisen. Wollen wir nun auch diesen Gebrauch von übertischt nicht billigen, so hat sich Goethe doch viel Stärkeres sonst erlaubt. Daß aber der Dichter den Ausdruck gerade in jenem Sinne gebraucht habe, ist uns deshalb höchst wahrscheinlich, weil die Andeutung sehr nahe lag, daß das Mahl über die gewöhnliche Zeit hinausgegangen sei, sich bis zum Besuche des Theaters ausgedehnt habe, wogegen die überreiche Besetzung des Mahles hier weniger in Betracht kommt, wo der zu einer geistigen Anstrengung wenig geeignete Zustand der Zuhörer bezeichnet werden soll. Wenn gleich darauf im Gegensatze zu meiner Deutung bemerkt wird, unter den Journalen seien wohl kritisch-ästhetische Blätter zu verstehn, weil die Kritiker, welche solche gelesen haben, gewiß am meisten vom Theaterdichter gefürchtet würden, so ist hierbei der Zusammenhang ganz außer Acht gelassen: denn der Theaterdirector führt diese Journalleser nicht deshalb an, weil der Dichter sich vor ihnen zu fürchten habe, sondern zum Beweise, aus welchen Personen das Publicum bestehe, nämlich nur aus solchen, welche zerstreut sein, sich keineswegs anstrengen wollen. Gerade zur Zeit, in welcher das „Vorspiel" geschrieben ward, wurden politische Journale mit größter Leidenschaft gelesen, wie es damals so sehr natürlich war. Wir erinnern hierbei

an eine Aeußerung Goethe's in einem Briefe vom August 1797: „Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publicum einer großen Stadt beschaffen ist. — Alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen" (B. 26, 17). Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 127. 148. 152. 195., an Schiller IV, 20.

Höchst wunderlich deutet Herr Aßmann die Verse des Dichters:

Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
Das Abendroth im ernsten Sinne glüh'n?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.

Die ersten sieben Verse sollen nach ihm nur eine Ausführung des Hauptgedankens der vorhergehenden Frage sein, wer das Einzelne zur allgemeinen Weihe rufe, wo es in herrlichen Accorden schlage. Die Worte „das Abendroth im ernsten Sinne glüh'n", will er bildlich verstanden wissen, in der Bedeutung: „Wer weiß das stürmische Wühlen der Leidenschaft durch ruhigen Ernst zur harmonischen Stimmung zurückzuführen?" Wir gestehen, nicht einzusehn, wie das Abendroth, das der Dichter im ernsten Sinne glühen läßt, zur Bezeichnung der Beruhigung der Leidenschaften ohne weiteres stehn kann. Die von uns angeführte, von Herrn Aßmann wiederholte Stelle aus dem Spaziergange beweist dies mit nichten, sondern spricht deutlich genug für unsere Deutung, daß der Anblick der Abendröthe den Dichter zu ernsten, tiefen Gefühlen stimme, wie Goethe in ähnlicher Weise anderswo „Aurorens Liebe, leichten Schwungs" hervorhebt. Vergl. meinen Commentar II., 290. Eben so durchaus verfehlt ist die Deutung der folgenden Worte: „Wer schüttet alle schönen Frühlingsblumen auf der Geliebten Pfade hin?", wonach der Dichter sagen wolle, die in der Wirklichkeit vereinzelten Blüthen erhielten erst dadurch ihre Weihe, daß sie zum Ausdruck eines schönen Gefühls vereinigt würden. Offenbar soll nur gesagt werden, der Dichter sei es, welcher dem Gefühle der Liebe seinen höchsten und edelsten Ausdruck gebe, die Geliebte mit seinen schönsten Kränzen schmücke, wofür aber

ein anderes, an die Verbindung der Liebe und des Frühlings erinnerndes Bild gewählt ist, daß der Pfad der Geliebten mit weichen, duftenden Blumen bestreut ist. Ich kann nur wiederholt auf Schiller's Lied „an den Frühling" verweisen, zu welchem man die bekannten Verse aus der „Glocke" und Goethe's „Wehmuth" (1, 50 f.) hinzufügen mag. Die Worte: „Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?" erklärt Herr Aßmann: „Wer sichert den Göttern ihren Thron, wer verknüpft selbst den Glauben an die einzelnen Götter zur Harmonie?" Er hätte dazu die Aeußerung Wilhelm Meister's (B. 16, 94) beibringen können: „Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns niedergebracht, als der Dichter?" Aber dies gilt nur von den Dichtern der Urzeit, von denen hier nicht die Rede ist, wo vielmehr die immerfort wirkende Kraft des Dichters ausgeführt werden soll. Schon hierdurch allein ist Herrn Aßmann's Erklärung völlig beseitigt, da die Götter und Mythen schaffenden Dichter hier nur höchst abgeschmackt sich ausnehmen würden. Bei den Worten: „Wer sichert den Olymp?" schwebt dem Dichter wohl die bekannte Stelle des Horaz vor (carm. IV., 8, 28. 29): Dignum laude virum Musa vetat mori: Caelo Musa beat. Wenn Herr Aßmann bei dem Ausdrucke, den Olymp sichern, nach unserer Erklärung einen Dativ vermißt, so wäre dieser leicht aus dem vorhergehenden „Verdiensten jeder Art" zu ergänzen. Aber der Olymp soll hier die Unsterblichkeit bezeichnen, und wer würde Anstoß nehmen an dem Ausdruck: „Wer sichert Unsterblichkeit?" Götter vereinen, bleibt immer sonderbar gesagt, auch wenn man mit Herrn Aßmann erklärt: „die Götter zu einem Ganzen vereinigen", was uns höchst wunderlich scheint; es steht in dem Sinne: „neue, aus Menschen erhobene Götter mit den früheren Göttern vereinigen, ihnen zuführen." Wahrscheinlich war es nur der Reim, der den Dichter zu jener sonderbaren Ausdrucksweise veranlaßte, für die man eher vereinet Göttern erwartet haben würde. Die von uns gegebene Deutung fordert aber der Zusammenhang eben so gebieterisch, als er dem Versuche des Herrn Aßmann widerspricht. Mit welchem Rechte derselbe behauptet, durch unsere Deutung erhielten wir in jenen sieben Versen nur ganz verschiedenartige Beispiele ohne alle Verbindung unter sich, mögen Andere entscheiden; wir begnügen uns hier, unsere kurze, im Commentar gegebene Deutung zu wiederholen: „Der Dichter ist es allein, der

alles zu der höchsten Wirksamkeit zu steigern vermag; er giebt dem Sturme der Leidenschaft, dem tiefen Gefühle für die Schönheit der Natur, der innigen Liebe und Verehrung ihren klarsten und vollendetsten Ausdruck."

Wie Herr Aßmann leugnen mag, daß in den Worten nach einem selbstgesteckten Ziele der Hauptnachdruck auf selbstgesteckt liege, begreife ich nicht. Das „holde Irren" kann nur die leidenschaftliche, unklare Glut der Jugend bezeichnen, welcher der Dichter selbst unmittelbar vorher „den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug" zugeschrieben hat, worauf die lustige Person sich hier offenbar zurückbezieht. Unmöglich kann die Phantasie selbst durch das holde Irren bezeichnet werden. Herr Aßmann würde nicht so arg fehlgegriffen haben, hätte er nur die Beziehung der Worte: „Doch in's bekannte (aus der Jugend bekannte) Saitenspiel — hinzuschweifen", auf die vorhergehende Rede des Dichters erkannt. Zu dem Ausdrucke vergleiche man B. 16, 139: „Sollte aber nicht ein glückliches Naturell — einen Schauspieler — allein zu einem so hoch aufgesteckten Ziele bringen?"

Wenn Herr Aßmann den Schlußworten des Directors: „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle", die Deutung gibt: „Vom Urquell des Guten zur Betrachtung des Menschenlebens und durch dieses an den schauerlichen Abgrund des Bösen", so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß dem Director, der hier nur an seine Prospecte und Maschinen denkt, dieser Sinn unmöglich vorgeschwebt haben kann. Die Ironie, die in den letzten Worten liegt, habe ich bereits früher nicht unbemerkt gelassen; hier möge die Bemerkung hinzugefügt werden, daß der Dichter hier, wie bei den Schlußworten des ersten Theiles: „Her zu mir!", das Publicum, das sich um feinere Auffassung eines Dichtwerkes wenig kümmert, über den Ausgang habe in Zweifel lassen, ja es in dem Wahne schalkhaft habe bestätigen wollen, daß sein Faust, trotz des „Prologs im Himmel", am Ende zur Hölle müsse. Wenn Goethe selbst in einer Aeußerung gegen Eckermann dieses „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" als den Gang der Handlung des „Faust" bezeichnet, so trifft dies schon an sich nicht zu, da der „Faust" ja nicht in der Hölle, die sich nur von ferne zeigt, sondern im Himmel endigt; am wenigsten aber darf man daraus schließen, Goethe habe, als er das „Vorspiel" schrieb, den „Faust" als das vom Director verlangte Stück betrachtet, viel-

mehr kann nicht genug hervorgehoben werden, daß Goethe's eigene spätere Aeußerungen über seine frühern Werke nur selten den wahren Standpunkt derselben angeben und überall mit großer Vorsicht zu gebrauchen sind.

Endlich müssen wir, um nichts unberücksichtigt zu lassen, auch noch der Deutung der Worte der lustigen Person gedenken:

> Greift nur hinein in's volle Menschenleben!
> Ein jeder lebt's, nicht vielen ist's bekannt,
> Und wo ihr's packt, da ist's interessant.

Das volle Menschenleben soll nach Herrn Aßmann das innere geistige Leben sein, das sich in den äußerlichen Erscheinungen kund gibt, die Worte: ein jeder lebt's, auf das äußere Leben, die folgenden: nicht vielen ist's bekannt, auf die innerliche Seite bezogen werden, und wo ihr's packt auf das innerliche Erfassen gehn. Aber das es deutet ja in allen drei Sätzen auf das volle Menschenleben, und dies kann doch unmöglich in den einzelnen Sätzen in verschiedener Bedeutung gefaßt werden. Das volle Menschenleben bezeichnet offenbar das gewöhnliche Getriebe der Welt, in welchem jeder in seiner Weise sich herumtummelt, über dessen eigentliches Wesen jedoch wenige zur Klarheit gelangen; aber jede Darstellung, welche aus demselben herausgegriffen wird, hat für die Menge, da ihr hier ein verwandtes Leben in concreter Gestaltung entgegentritt, einen ganz besondern Reiz, wogegen ihr jede tiefere, auf das Wesen des Menschlichen eingehende Auffassung und Entwicklung, wie sie der Dichter erstrebt, unerreichbar fern liegt.

Von allen Gegenbemerkungen des Herrn Aßmann ist uns leider auch kein Körnchen Wahrheit in der Hand zurückgeblieben. Möge er es nicht verschmähen, auf dem „eröffneten Kampfplatz" uns auch in Zukunft, wir hoffen, besser gerüstet, entgegenzutreten, und wird es uns freuen, wenn wir seinen Bemerkungen dann größere Belehrung, als heute, zu verdanken haben sollten. Nur mit augenblicklichen Einfällen, die vor genauerer Betrachtung, wie Gespenster vor dem ersten Krähen des Hahnes, schwinden müssen, wünschten wir ganz verschont zu bleiben; dieses Zeichen der Achtung glauben wir von unserm Gegner, den wir gern als vollkommen turnierfähig anerkennen, mit Recht fordern zu dürfen.

Köln. **H. Düntzer.**

Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache.

(Fortsetzung vom 9. Bd. 2. Hft.)

Zu den Bemerkungen über die Endung ens füge ich hinzu:

Aus den frisischen Formen Hughens, Liaghens, Grätens, Letjens, Drügens, Djipens, Witjens, Suartens, Grenens, Gülens, Thjokens, Thänens, Wökens, Firens, Narens, Widjens, Rüchens, Rödagens, Swétens u. s. w. sind allem Anschein nach die englischen highness, lowness, greatness, littleness, dryness, deepness, whiteness, swarthiness, redness, greenness, yellowness, thickness, thinness, weakness, farness, narrowness, wideness, roughness, rottenness, sweetness hervorgegangen, oder sie sind, mit etwas Veränderung in Form und Bedeutung, dieselben. Es sind Urformen, von deren Gattung noch eine Menge sonst im Englischen sich finden und nach welchen sich eine noch viel größere Menge von späterer Entstehung gebildet haben, z. B. alluringness, amazedness, antiqueness u. s. w. Ich finde keinen Grund anzunehmen, daß die deutsche Endung nis in irgend einer Verwandtschaft mit dem englischen ness stehe.

Nordfrisische Diminutiven — der frisische Umlaut.

Lüs, Löski (ü und ö kurz) — Laus, Läuschen. Rütj, Rötjk (ü und ö kurz) — Fensterscheibe, Fensterscheibchen. Hüs, Höski (ü und ö kurz) — Haus, Häuschen. Müth, Möthk (ü und ö kurz und th Urlaut) — Mund, Mündchen. Mösk (ö kurz) — ein Vogel dieses Namens. Mösk (ö lang) — Moos (die Form Mösk vielleicht von Mos). Stiandösk (ö kurz) — eine Fläche voll von Strandkieseln. Liaf, Leff (e lang) — Laib, Laibchen. Buk, Bögi (u kurz, ö lang) — Buch, Büchel. Gleas, Glesfi (e lang) — Glas, Gläschen. Haal, Hölki — Loch, kleines Loch. Lap, Lepk (a lang, e kurz) — Lappen, Läppchen. Fanger, Fengerk — Finger, Fingerchen. Fut, Fötj (u kurz,

ö lang) — Fuß, Füßchen. Bad, Betji (a lang, e kurz) — Bett, Bettchen. Ammer, Emmerk — Eimer, Eimerchen. Pot, Pötji — Topf, Töpfchen. Kop, Köpki — Tasse, Täßchen. Bum, Bamk (u und a lang) — Baum, Bäumchen. Bal, Belk (a lang, e kurz) — Ball, Bällchen. Apel, Eppelk — Apfel, Aepfelchen. Gruw, Grafki (u und a lang) — Graben, kleiner Graben. Hun, Haantj (u kurz) — Hand, Händchen. Bian, Benki (e lang) — Bein, Beinchen. Bian, Beank — Band, Bändchen. Binj, Benki (i und e kurz) — Bund, Bündchen. Jarm, Earmk (i und a beide für sich ausgesprochen — das i ist kein j) — Arm, Aermchen. Skur, Skörkin (u kurz, ö lang) — Schuhe, Schühchen (Skur ist die Mehrheit von Skuch). Dus, Duski (beide u lang) — Dose, Döschen. Dör, Dörk (beide ö kurz) — Thür, Thürchen. Tepk (wovon? Wol von Tip, d. i. äußerster Punkt) — Bißchen, Krümchen. Hiar, Herki (e lang) — Haar, Härchen. Kualw, Kalfki — Kalb, Kälbchen. Kü, Keuk (ü kurz) — Kuh, kleine Kuh. Gris, Greski (i kurz, e kurz) — Ferkel, Ferkelchen (schon Ferkel ist ein Diminutiv). Lath (Sküflath), Latji (beide a lang) — Lade (Schieblade), Lädchen. Hünj, Höntj (ü und ö kurz) — Hund, Hündchen. Kat, Ketji (a lang, e kurz) — Katze, Kätzchen. Swin, Swenki (i und e kurz) — Schwein, Schweinchen. Kai, Keik — Schlüssel, Schlüsselchen. Holt, Höltji — Holz, Hölzchen. Haad, Hötji — Kopf, Köpfchen. Kau, Köwk (ö kurz) — ein Mundvoll Gekautes, ein kleiner Mundvoll Gekautes. Toffel, Töffelk — Pantoffel, Pantoffelchen. Stonner, Stönnerk (z. B. Lachtstonner, d. i. Leuchter — worauf ein Licht steht — zu unterscheiden von Stanner, d. i. Flaggenstock, Stange des Windzeigers u. s. w., was auch ein Ständer ist). Bochs, Böchsk (o kurz, ö lang) — Hose, Höschen. Slont, Slöntji — Lumpen, kleiner Lumpen. Stian, Stenk (e lang und n und k für sich ohne g-Laut ausgesprochen) — Stein, Steinchen. Kurn, Körnki — Korn, Körnchen. Sküf, Sköff (ü und ö kurz) — Schieber, Schieberchen (Schiebbrettchen). Briaf, Brefke (das erste e lang) — Brief, Briefchen. Ring, Renk (e lang) — Ring, Ringchen. Wanj (Wain), Wentj (a lang, e kurz) — Wagen, Wägelchen (doppeltes Diminutiv). Han, Henk (n und k für sich ausgesprochen) — Henne, kleine Henne (Hühnchen). Lin, Lenk (i lang, e kurz) — Leine, dünne Leine. Tuan, Tank (a lang) — Zeh, Zehchen.

Tuth, Töthk (u kurz, ö lang, th Urlaut) — Zahn, Zahnchen. Pös, Pösk (beide ö lang) — kleiner Sack, kleines Säckchen. Hös, Hösk (beide ö lang) — Strumpf, Strümpfchen. Skoffel und Roffel, Sköffelk und Röffelk — Schaufel und Spathen, Schaufelchen, kleiner Spathen. Burd, Börtje (u kurz, ö lang) — Brett, Brettchen. Rol, Rölk und Rolki (o und ö kurz) — Rolle, Röllchen. Kül, Kölk (ü lang, ö kurz) — Grube, Grübchen. Stul, Stölk (u lang, ö lang) Stuhl, Stühlchen. Skiw, Skefk (i lang, e kurz) — Scheibe, Scheibchen. Kurw, Körfk (u und ö kurz) — Korb, Körbchen. Tan, Tenk (n und k für sich, nicht wie in senken) — Tonne, Tönnchen. Forg, Förgk (o und ö kurz) — Furche, kleine Furche. Rin, Renk (i lang, e kurz, n und k ohne g-Laut) — Art Topf, Töpfchen. Hud, Hatj (u kurz, a lang) — Hut, Hütchen. Hup, Hapk (u und a lang) — Haufen, Häufchen (Häuflein). Jal, Elk (i und a für sich, i kein j, e lang) — Aal, kleiner Aal (Aelchen). Böthk (wovon?) — ein kleines, rundes, hölzernes Gefäß für Butter, mit Deckel. Skel, Skelk (das erste e lang, das zweite kurz) — Schale, Schälchen. Siar, Serki (e lang) — Wunde (Schwäre), kleine Wunde. Haak, Högi (ö lang) — Garbe, kleine Garbe (Gärbchen). Dün, Dönk (n und k ohne g-Laut) — Düne, kleine Düne. Lum, Lamki (u kurz, a lang) — Lamm, Lämmchen. Staak, Stögi (ö lang) — Stock, Stöckchen. Skap, Skepki (a und e kurz) — Schiff, Schiffchen. Rab, Rebki (a und e kurz) — Ribbe, kleine Ribbe (Ribbchen). Kamk (a lang) Muschel (wovon?). Riam, Remk (e lang) — Riemen, Riemchen. Sluth, Slöthki (u kurz, th Urlaut, ö lang) — Sluth heißt Spur, wo gegangen oder gefahren ist, und Slöthki die kleine gegrabene Vertiefung zur Scheide der Marschwiesenstücke, oder eine Ablaufsrinne. Kruas, Krafki (a lang) — Krug, Krüglein. Spiker, Spegerk (i kurz und beide e kurz) — Nagel, Nägelchen — davon spikrin, d. h. mit Nägeln befestigen. Ruf, Rafki (u und a lang) — Garnstrang. Stob, Stöpk (o und ö kurz) — Pfahlstumpfen, -stümpfchen. Lacht, Lechtji (a und e lang) — Licht, Lichtchen. Hömerk (ö lang) — Hammer und Hämmerchen — für Hammer fehlt das Wort. Skemelk (das erste e lang) — Schemel. Knif, Knefki (i und e kurz) — Messer, Messerchen. Rüm, Römki (ü und ö kurz) — Raum (d. i. Zimmer), Räumchen (Zimmerchen). Fögel, Fögelk (beide ö kurz) — Vogel, Vögelchen.

Hüw, Höfk (ü lang, ö kurz) — Haube, Häubchen. Dob, Döbk (o und ö kurz) Pfropf, kleiner Pfropf. Skup, Sköpk (u und ö kurz) — Schüppe, Schüppchen. Kral, Krelk (a und e kurz) — Kettenblume, -blümchen. Maln, Melnk (a und e kurz) — Mühle, kleine Mühle. Stak, Stegi (a kurz, e lang) — Stückchen. Kast, Kestj (a kurz, e lang) — Kiste, Kistchen. Plaak, Plögi (ö lang) — Pflock, Pflöckchen. Rinj, Rentji (i kurz und e lang) — Rinde (Brodrinde), ein Stücklein Rinde. Sted, Stedji (beide e lang) — Stelle, kleine Stelle. Ai, Eiki — Ei, Eichen. Wirm, Wermk (i und e kurz) — Wurm, Würmchen. Knaak, Knögelki (doppeltes Diminutiv) — Knochen, Knöchlein. Wel, Welki (beide e kurz) — Rad, Rädchen. Flitji (i kurz) — Bötchen (wovon? Doch wol von demselben Urwort, wovon das englische fleet und andere). Dring, Drengk (i kurz, e lang) — Knabe, Knäbchen. Jol, Jölk (o und ö kurz) — Jolle, kleine Jolle (Seeboot ohne Deck. Gus, Geselki (u kurz, das erste e lang) — Gans, Gänschen (Gänselein). Halm, Helmk — Halm, Hälmchen. Slap, Slepk (a und e kurz) — (engl. slip) — Zipfel, Zipfelchen (von einem Kleidungsstücke, auch Tischklappe u. s. w.). Klütj, Klötjk (ü und ö kurz) — Flicklappen, Flickläppchen. Stal, Stelk (a und e lang) — Handhebe, Stiel, Stielchen. Bük, Bögi (ü kurz, ö lang) — Bauch, kleiner Bauch (Bäuchlein). Selki (von Sil? d. i. Wasserablauf). Börk (ö kurz) — drinnen in einer Kleiderkiste oben ein kleines Fach mit Deckel, den man auf- und zuschlagen kann. Maalk, Mölki (das Diminutiv gleichsam aus Zärtlichkeit) — Milch. Jongen, Jöngkin (ö lang) — Kinder, Kinderchen — (die Zärtlichkeit der Frisen gegen Kinder ist bekannt genug). Taap, Töpk (ö kurz) — Zopf, Zöpfchen (Taap heißt Zopf, Haarzopf — und Vorderkopf). Staap, Stöpk (ö kurz) — Melkeimer. Naap, Nöpk (ö kurz) — Floh, kleiner Floh. Hals, Helski — Hals, Hälschen. Knaap, Knöpk (ö kurz) — Knopf, Knöpfchen. Knob, Knöbk (o und ö kurz) — Hügelchen, z. B. Mirknob (i lang), d. i. Ameisenhügelchen. Skan, Skenki (a und e kurz, n und k ohne g-Laut) — Fell, Fellchen. Skinni, Skenki — Scheune, Scheunchen. Krab, Krebki (a lang, e kurz) — Krebs, Krebschen. Skoller, Sköllerki — Schulter, Schulterchen. Lap, Lepk (a und e kurz) — Lippe, Lippchen. Skai, Skeik — Löffel, Löffelchen. Lurg, Lörchki (u und ö kurz) — Lende, kleine Lende (Lendchen).

Thüm, Thömk (ü und ö kurz, th Urlaut) — Daum, Däumchen. Tong, Tönk (o kurz, ö lang) — Zunge, Züngelchen. Paan, Pönk (ö kurz, n und k ohne g-Laut) — Pfanne, Pfännchen. Stul, Stölk (u und ö lang) — Stuhl, Stühlchen. Mots, Mötsk, (o und ö kurz) — Mütze, Mützchen. Wüf, Wöfki (ü und ö kurz) — Weib, Weibchen. Man, Menken (a lang und e kurz) — Mann, Männchen. Kan, Kenki (a lang und dumpf, e kurz) — Kanne, Kännchen. Gus (u lang und s sehr scharf und gedehnt ausgesprochen) und davon Gusk in Hag (lang a) an Gusk, wofür man in Süddeutschland Haken und Ring (zum Festmachen auf Kleidern), in Norddeutschland aber Haken und Oese, in Westfrisland Haak en Ois und in Holland haak en oog sagt, wobei ich bemerke, daß das frisische Gus (Diminutiv Gusk) überhaupt etwas Rundes zum Befestigen, z. B. an einem Seil u. s. w., bezeichnet. Neadel, Nedelki — Nadel, Nädelchen. Kum, Kömk (u und ö kurz) — Kumme und kleine Kumme in Nord-Deutschland, in Süd-Deutschland Kumpen, Kümpele oder Kümpelchen. Stütj, Stötjk (ü und ö kurz) — Anschnitt oder Kruste, Krüstchen (vom Brod). Geas (Gears), Geski (e lang) — Gras, Gräschen. Bles, Blesk (e beide lang) Blase, Bläschen. Les, Lesk (beide e lang) — Falte, Fältchen (Les und Lesk nur von Kleiderfalten gesagt). Pünj, Pöntji (ü und ö kurz) — Pfund, Pfündchen (das Wort Pfündchen ist jetzt ein richtiges deutsches Wort, weil es bereits viel mehr Pfündchen als Pfunde gibt). Röw, Röfk (ö beide lang) — der Grind auf einer Wunde, nicht die Narbe, die auf Frisisch Ard heißt (a lang). Kram, Krumk (a und u lang) — Krume, Krümchen. Hurn, Hörnk (u und ö kurz) — Horn, Hörnchen. Sliaw Slefk (e lang) — Aermel, Aermelchen (engl. sleeve). Ses, Sesk (beide e lang) — Käse, Käschen. Steffen (das erste e lang) — Pulswärmer (süddeutsch Stäucherle), auch wol Manschetten. Kortel, Körtelk — Kittel, Kittelchen. Swalk (a lang) — Schwalbe. Tum, Tömk (u und ö lang) — Zaum, Zäumchen. Höm, Hömk (beide ö lang) — eine Art Fischernetz auf oder in den Wathen. Skrobber, Skröbberk — ein kleiner Reisig- oder Haidebesen ohne Stiel, nicht zum Fegen, sondern zum Reinigen von Fässern, Eimern u. s. w. — norddeutsch Schrubber, ein ursprünglich frisisches Wort, vor skrobbin, d. i. kratzen, woher auch die Krätze Skrob heißt. Nail, Neilk — Nagel, Nägelchen (an Händen und Füßen). Sail, Seilki —

Segel, Segelchen. Hail, Heilk — Ferse, kleine Ferse. Jibber, Jibberki (das i zu Anfang ist natürlich j) — Euter, Euterchen. Sam, Semki (Eigenname). Mam, Memki — Mutter, Mütterchen. Ram, Remki (a und e kurz) — steiles Gestade, steile Kante. Anj, Entj (a lang, e kurz) — Ende, Endchen. Kirw, Kerfk (i und e kurz) — z. B. an Kirw Bruad — ein Keil Brod — an Kirw Speak — ein ziemlich dickes Stück Speck, wo man eine Schnitte nicht sagen kann. Hiath, Hethk (e lang) — Haide, kleine Haide, kleines Haidestück. Strippel, Strebbelk — Streifen, Streifchen. Hönk (ö lang) — Hahn am Faß. Aank (von Aan d. i. Backofen) — Kachelofen. Thölk (ö lang) — ein kleines spitzes Messer, das Jemand bei sich trägt in einer Scheide (Schoath) — vielleicht mit Dolch zusammenhangend. Lal, Lölk (a lang und dumpf, ö kurz) — eigentlich ein Zärtlichkeitsausdruck — Wiege, Wieglein — davon lalin, d. i. wiegen. Stonner, Stönnerk (s. oben), ein kleiner Vogel, der in langem Grase nistet und brütet — auf einer Insel wird Stonner gesagt, auf einer andern nur Stönnerk — Stönnerken heißen auch die beiden Stöcke am Spinnrad, woran das Rölk oder der Spulen befestigt ist. Türw, Törfkin (ü und ö kurz) — Torf (oder Torfsode), kleine Torfsoden. String, Strengk (i kurz, e lang). — Kan, Kenk (a lang und dumpf, und nk ohne g-Laut) — Kaffeekanne, Kännchen. Sath, Söthki (a lang und dumpf, ö kurz) — Suppe, Süppchen. Thriad, Thredj (e lang) — Draht (richtiger Drath), Drähtchen. An, Enk (a und e kurz) — Ente, Entchen. Snar, Snerk (a lang, e kurz) — Schnur (Schwiegertochter), Schnürchen — das Snerk wird liebkosend gebraucht. Spun, Spönk (u und ö lang) — Span, Spänchen. Stich, Steggelk (i und e beide kurz) — Weg, Pfad und Steig. Tin, Tenk (i lang, e kurz) — ein rundes, hölzernes Gefäß. Spung, Spöngk (u kurz, ö lang), Spange (Schnalle), Spängel (kleine Spange). Spat, Spötj (a lang und dumpf, ö kurz) — Fleck, Fleckchen (engl. spot). Tral, Trölk (a lang und dumpf, ö kurz) — Zauberin (Hexe), Hexchen. Sum, Samk (u und a lang) — Saum, Säumchen. Kringel, Krengelk — Kringel, Kringelchen. Parl, Perlk — Perle, Perlchen. Deal, Delk — ein neues, langes unbenutztes Brett (Bohle) — e in Delk lang. Skol, Skölk (o und ö kurz) — Scholle, kleine Scholle. Klob, Klöbk — ein längliches hölzernes Geräth mit Deckel.

Knöln, Knölnki (beide ö lang) — Garnknäuel, Knäuelchen. Bleach, Bleg (e lang) — Bleach ist das engl. sheet, Bettlaken, und Bleg Windel (Kindertuch). Kü (Kuh) hat auch das Diminutiv Kusji (u kurz). Greaf, Grefki (e lang) — Grab, kleines Grab. Borl, Börlk (o und ö kurz) — Blase, Bläschen (auf dem Wasser, vor dem Munde u. s. w.). Hegn (Heggan), Hegnki (e kurz in beiden) — Kopfkissen. Skrüw, Skröff (ü und ö lang) — Schraube, kleine Schraube. Klünj, Klöntj (ü und ö kurz) — Kloß (d. i. Erdkloß), das grobe Ende, das Unterste von einer Flinte u. s. w. Pei, Peik — der Frauenrock (aus einem Stück). Bled, Bledji oder Bletji (alle e lang) — Blatt, Blättchen. Seddel, Seddelk — Kessel, Kesselchen. Sedel, Sedelk (das erste e lang) — Zettel, Zettelchen. Leas, Leski (e lang) — Fuder, kleines Fuder (Wagenfuhr). Dask, Desk (a kurz, e lang) — Schüssel, Schüsselchen. Klap, Klepk (a und e kurz) — Schlag, kleiner Schlag. String, Strengk (e lang) — Strang, kleiner Strang. Tagh, Töghki (a lang und dumpf, ö lang) — Tau, kleines oder eigentlich dünnes Tau. Klomp, Klömpk — Klomp heißt Klumpen und Klömpk Klümpchen, aber am häufigsten Klöschen (das man ißt).

Viele von denen auf ki haben einen Laut zwischen ki und ke, wobei es fast nicht zu unterscheiden, ob es ki oder ke ist.

Die Verkleinerung dehnt sich auch auf Zeitwörter und in manchen Fällen auf Beschaffenheitswörter aus, z. B. göngkin, d. h. gehen, von kleinen Kindern gebraucht — gröbkin, kleine Grübchen machen mit den Händen (auch von Kindern gebraucht) — söpkin (ö lang) — in ganz kleinen Portionen schlürfen — löffkin (ö kurz) — von losin (o kurz), d. i. kriechen — ein zärtlicher Ausdruck — söngkin (ö lang) — von sjongan, d. i. singen, söngkin ist der zärtliche Ausdruck für Kinder (Fantjin (a lang) oder Datjin (a lang und dumpf), welche beiden Ausdrücke kleine Mädchen bedeuten, und Drengken, d. i. Knäbchen) in Schlaf singen — slöffkin (ö kurz) — von slosin (o kurz), d. i. beim Gehen mit den Füßen schlürfen — höpkin, von hopin (o kurz), welches letztere hüpfen heißt — stöbkin (von Stob, Stöbk, Pfahl, Pfählchen), d. i. kleine Pfählchen oder Stäbchen reihenweise setzen — u. s. w. Zu der angedeuteten Gattung Adjectiven gehört megarkat, von mager, d. i. mager, mit zärtlichem Mitleid gesagt — sörkat (sörket) — mit kurzem ö —

von sür (ü kurz) — ein klein wenig sauer, u. s. w. — liri letj und sogar lirki letj (das erste i lang), d. h. ganz klein, ist das wee in Schottland und das peeri (piry) in Orkney — was ich selbst oft genug dort gehört — z. B. nordfrisisch: an liri letj Betj oder an lirki letj Betj — schottisch: a wee (wi) bit — in Orkney a peeri bit.

* *

*

Nordfrisische Beinamen, Spitznamen und Schimpfworte.

Aus der großen Zahl hebe ich die folgenden heraus:

Pösdreger (ö lang) — Ohrenbläser — wörtlich Sackträger. Haalfager — Schmeichler, Speichellecker — wörtlich Lochfeger. Tuphinger (u lang — Tup aus tu Hup — zu Hauf, d. i. zusammen entstanden), Ueberträger, Zwischenträger, Verläumder, oder ein Ueberbringer dessen, was eine andre Person ihm von Jemand Ungünstiges gesagt, und der auf solche Weise Hader anrichtet. Tjapnail, Tjapanj und Quak (alle a in allen drei Wörtern sind lang), wozu nach Quaksnütj (ü kurz) kommt, sind Synonyma von ungefähr gleicher Bedeutung. Der Begriff des Schwatzens ist Hauptbegriff. Tjap (tjapin, nichtswürdige Dinge schwatzen, laut und anhaltend schwatzen) ist ein niedriger Ausdruck für Mund — Schwatzmaul — Nail heißt Nagel — Anj Ende, Endstück — Quak ist ein Schwätzer — Quaksüntj Schwatzschnauze — quakin schwatzen. Njifnjaf und Slebstört (i, a, e, ö alle kurz) bezeichnen eins und dasselbe, nämlich wer in Allem nichts ist — wörtlich heißt Slebstört Schleppschwanz — von dem, der nichts ist und nichts kann, sagt man auch, er sei ein Strödfört (beide ö kurz) — von strödin (ö kurz), die Beine spreizen, und Fört, Furz — einen kleinen Menschen, der nicht viel ist, woran wenig ist, der wenig ausführen kann, nennt man einen Skitjpös (i kurz, ö lang — Pös wol aus Pörs entstanden) — wörtlich Sch . . ßsack. Erswas (e lang, a lang — von Ers, der Steiß, und Was, der länglichrunde Binsenwulst am Hals der Pferde zum Schutz der Bugs beim Ziehen) wird recht spöttisch von einem Menschlein gesagt, der sehr wenig ist — sehr geringschätzend gesprochen ist der Gebrauch des Namens Strontab (a lang) — von Stront, Dreck, und Ab, Affe. Knobdükker ist der spöttische Ausdruck für einen sehr kleinen Menschen, der gleichsam an

einem kleinen Hügelchen, z. B. Ameisenhügel, ohne gesehen zu werden, herumducken kann. Tjartelhaal wird von dem gesagt, der gar nichts ist und nicht vermögend ist, etwas auszurichten — von tjarten, fallen lassen, am unrechten Platz wegwerfen, verlieren, auch z. B. von einer Frau, die leicht Fehlgeburten hat, und Haal, Loch. Strontjong — wörtlich Dreckjunge — ist ebenfalls einer, der nichts ist und nichts ausrichten kann. Olwolker (beide o kurz) — eigentlich Wollenwalker, ist ein kleines Männchen, woran nicht viel ist. Aanthorsker — wörtlich Ofendrescher — wird von winzigkleinen Menschen gesagt (spöttisch), die gleichsam im Backofen (Aan) dreschen können. Schaffkag (beide a lang) ist der Spottname für einen, der langsam im Reden und Thun, weder kalt noch warm ist — von Schaf, Hülsen im Mehl, und Kag, Kuchen, oder eigentlich ein kleiner Laib Brod, der bei dem Feuer gar wird, während man den Backofen heizt. Easkpüster (ü kurz) — wörtlich Aschenbläser, der in der Asche herumpustet — ein unreinlich und schmutzig aussehender Mensch, süddeutsch Aschenbrödel (natürlich spottweise gesagt). Knolbunjar (o und u kurz) — ein kurz und dick gewachsener Mensch. Kraapsköden Ding (Thing) — verächtlich von Jemand gesagt, der im Wachsthum stecken geblieben — von Kraap, d. i. Kropf, verächtlich für Körper, und sköden, d. i. geschossen. Njoffelpös (ö lang) — wer vor Langsamkeit nichts ausrichtet, von njoflin, bei etwas beschäftigt sein, ohne viel weiter zu kommen — zaudern heißt nölin (ö lang). Drempös — wörtlich Träumsack, wer bei der Arbeit nicht fortkommt, träumend und langsam ist. Satan (Ton auf Sat — beide a kurz) — wörtlich Sitzente, Brütente, eine Frauensperson, die immer herumsitzt, nichts thun mag. Jibsünti (J ist j, i und ü kurz) — wer immer lacht (wörtlich Klaffschnauze — jibin, beide i kurz, das Maul aufsperren, klaffen). Flobsünti (o und ü kurz) — Dickmaul, wer dickmäulig, dicklippig ist oder sich so macht, Flob ist ein dicker, unförmlicher Mund, flobin (o kurz), die Lippen aufwerfen, dick machen. Sürsnüti (beide ü kurz) — wer immer sauer aussieht. Snobsnüti (o und ü kurz) — wer nicht viel spricht, still herumgeht, ernst und sauer ist, schmollt — snobbag ist dasselbe. Slontslauer — wörtlich Lumpenschläger, d. h. an dem die Lumpen einander schlagen — wer recht zerlumpt geht. Dangeldus (u lang) — wer sehr unordentlich in seinen Kleidern, Sachen und Arbeiten ist — von danglin (engl. to dangle), baumeln, schlendern,

und Dus d. i. Dose — zwei Synonyma davon sind Dortelbus und Dubeli, wovon dortlag und dublag, d. i. unordentlich und schlotterig. Winjbochs (i und o kurz) — eigentlich Windbüchse oder vielmehr Windhose, ist ein Windbeutel. Mit Haadskraak (Schädel) wird spottweise und etwas boshaft ein magres und hagres Menschlein bezeichnet. Blinjebbi (Ebbi oder Ebbe ein frisischer Personenname, also blinder Ebbe), Schimpfname für den, der nicht recht zusieht — bekanntlich sind die Sinne sehr scharf bei den Frisen. Krük — der hinten etwas verwachsen ist — Schimpfname: det Krük. Krükerset, mit einem krummen, weit austretenden Steiß. Gefräßige werden spottweise Graataarn und Grumpös genannt (Graat ist Grütze, Aarn das männliche, nicht verschnittene Schwein, das verschnittene heißt Galt (a lang), Grum (u kurz) ist Ingeweid, Gedärm, also Grützschwein, Darmsack — übrigens ist Grumpös in Wirklichkeit eine sehr dicke, aus einem großen Darm gemachte Fleischwurst. Hongerhuarm (Huarm ist ein kleines schädliches Thier, das Eier u. s. w. stiehlt) und Hongerslont (wörtlich Hungerlumpen) von einem Habgierigen gesagt, der herumschießt, um etwas zu erwerben. Thanwat — wörtlich dünner Verstand — wer wenig Verstand hat und viel schwatzt. Bangskitjer (a lang, i kurz) — wörtlich Bangsch..ßer, wer nichts wagen darf, ein Feiger — bangskitjrag heißt feige. Slaai — von einem unordentlichen und unordentlich gekleideten Menschen gesagt. Slorpös (o kurz, ö lang), Kuadpös, Kuadbalk (a lang) — Synonyma — Schmutzsack, Kothsack, Kothballen (oder eigentlich Kothbällchen), wer schmutzig, sudelig (engl. to slur, besudeln, beschmutzen) in seinem Anzuge, seinen Arbeiten, seiner Haushaltung ist. Skrinkelbian — von einem hagern Menschen mit sehr dünnen Beinen gesagt. Slaituth (u kurz) — wörtlich Hauzahn, Hauer — ist der Spitz- oder Spottname für Jemand, der sehr große, aus dem Munde heraustretende Oberzähne hat. Apfu'r (von ap, auf, und fu'n, kriegen — to get), Jemand, der Alles aufißt, nichts erspart, Versch.vender. Lanjpös (a lang) — Lügensack. Lüsangel, Lausbub, Lausejunge. Det inbedden Ding (das erste i lang) — wörtlich das eingebissene Ding, sagt man von Jemand, bei dem das Obertheil vom Kinn einwärts gebogen ist und Nase und Oberlippe sich nach diesem Theile herunterneigen — der Zug des Geizes. Kasjke — wer voll von Wischwasch ist. Kawk und Kawkanj sind unübersetzbar. Dasselbe ist der

Fall mit Teut und Tobber (beide sehr alt) — an ualen Teut, an gratten Teut (nur von Frauenspersonen gebraucht), an ualen Tobber ist ungefähr, was Deutsche eine alte Hexe, eine große Hexe (ohne daß Hexe hier Zauberweib bedeute). Traal, Traalkönang (ö kurz), Traalhaad, Traalanj — wörtlich Hexe, Hexenkönig, Hexenkopf, Hexenende (Stück von Hexe) — nur von Weibern gesagt, und zwar solchen, die im wirklichen Ruf der Zauberei stehen. Det krükkkollart Ding — wörtlich das krummschultrige Ding — etwas boshaft gesagt. Kriak (Krähe) und Krak (a kurz, zum Unterschied von Krak mit langem a, das eine Art Unkraut bezeichnet), d. i. Kracke, abgemagertes Pferd, zeigen beide mit etwas galligem Spott die Magerkeit einer Person an. Det fül Thing (th Urlaut) — das häßliche Mensch. Thinganj bedeutet ungefähr dasselbe. Wer eigensinnig ist und sich nicht fügen will in Andere, heißt Kröt (ö lang) und Krötanj. Wer immer brummt und knurrt, dem nichts recht ist, der auf Alles was zu sagen hat, wird Wretter, Wretpös, Wretanj, an ualen Wraak, Wraakanj, Knorpös, Knorpot, Knar, Knarwain, Knaranj u. s. w. gescholten — wörtlich Wühler (von wret-an, Imp. wreat, d. h. wühlen, eingraben, woher der Schweinsrüssel Wrot heißt [statt daß das Maul der Pferde Tül und das der Kühe Mül — beide ü kurz — genannt wird], und welches Wort wret das Urwort des englischen write, schreiben, eigentlich eingraben, ist), Wühlsack, Wühlstück, ein alter (alte) Krittler (Knottner in Süd-Deutschland), Krittelstück, Knurrsack (Knurrer, Knurrhans), Knurrtopf, Knarrer (Murrkopf), Knarrwagen, Knarrstück. Klots ist ein Mensch, von grobem, unmenschenfreundlichem Benehmen, ein Holteri, Knolteri und Knolterpös, der ungeschickt ist und Alles zerbricht, ein Hingst (Pferd) ein klotziger, grobgebauter und massiver Mensch (Gaul), ein Healmann (Höllenmann) ein Schuft, Schurke. Tew (e kurz) — eine liederliche Frauensperson. Tuthurn, d. i. Blashorn, und Tuthaal — wörtlich Blasloch (u in Tut lang), wer überlaut spricht. Kreng (Aas von einem Seehund, Meerschwein u. s. w., dem der Speck abgeschnitten) und Krenganj (Stück oder Ende von einem solchen Aas) bezeichnen dasselbe, was an fül Thing (ein häßlich Mensch). Noch ärgere Schimpfnamen dieser letzten Art sind Asanj (beide a lang) — d. h. Aasende, Aasstück und Askuaak, d. i. Aasknochen. Naptang (beide a lang) — ist ein Filz, der nichts missen, abgeben kann, fest

an seiner Habe hält, wie eine Kneifzange — man sagt auch, um den Geiz zu bezeichnen: det ual Krönk (ö kurz) oder Krabanker (beide a lang) — welcher letztere Ausdruck das eiserne Werkzeug bedeutet, womit man Eimer und andere Sachen, die in den Brunnen gefallen sind, wieder herausfischt, und das vier (eiserne) Klauen hat, die so ganz zum Griff bereit stehen, wie die Finger der Habgier. Toranj (o kurz) — heißt an fül Thing — an ualen Sög (ö kurz) — nur von Frauenspersonen gesagt — verliert seine Bedeutung in der wörtlichen Uebersetzung eine alte Sau, richtiger wäre eine alte Hexe, oder schlichtweg Hexe, in einem nicht ganz bösartigen Sinn gebraucht. Skunlap (u kurz, a lang) — wer voller Schlechtigkeit ist, eigentlich Schandlappen.

Dr. **K. J. Clement.**

Altspanische Conjugation.

Eine systematische Zusammenstellung veralteter Formen des Spanischen Verbum verspricht nicht nur für den Kenner des modernen Spanischen ein sprachliches Interesse, insofern ihm das Bild seiner Sprache durch die hinzutretenden, aus dem wirklichen Leben längst entschwundenen Züge erweitert und vervollständigt wird; sie verdient auch, und in höherem Grade die Aufmerksamkeit des Forschers Romanischer Sprachbildung im Allgemeinen, insofern naturgemäß in den altspanischen Formen deutlicher als in den neuspanischen die Beziehungen auf die lateinische Stammsprache und auf die von ihr abgezweigten Schwestersprachen hervortreten. Vor Allem ist das in der Flexion des Verbum, diesem bedeutendsten vom Latein den Romanischen Idiomen vermachten Erbtheil eines sprachlichen Organismus, der Fall. Auf die Flexionslehre beschränken wir uns daher auch in der Auswahl nachstehender, sämmtlich den von Sanchez herausgegebenen Poesias Castallanas anteriores al siglo XV. entlehnten Conjugationsformen.

Präsens.

Daß gerade das Altspanische die Kennzeichen der lateinischen 2. und 4. Conjugation da nicht bewahrt haben sollte, wo doch das Neuspanische in Uebereinstimmung mit den Schwestersprachen sie bewahrt hat, würde auffallend erscheinen können, wenn sich diese scheinbare Anomalie nicht aus der schwankenden und unvollkommeneren Orthographie der ältesten Literatur erklären ließe. So mag z. B. das l in altsp. sala, vala, valo = lat. saliat, valeat, valeo denselben mouillirten Laut gehabt haben, den der Spanier jetzt mit ll bezeichnet, wie sich auch im Altspanischen lover, lanno, legar, lama und lamar geschrieben findet, woraus sich schwerlich erst später das etymologisch richtigere llover, llano, llegar, llama, llamar entwickelt

haben wird. Daß aber zwischen altsp. valla, salla und neusp. valga, salga nur eine leicht zu verwischende Nüance der Aussprache obwaltete, beweisen umgekehrte Fälle, wie altsp. tolgamos, cingas neusp. tollamos, ciñas. Sonst ist in der Bewahrung der Conjugationskennzeichen die alte Sprache vor der neuen, welche dieselben freilich durch Metathesis rettet, oft im Vorzuge, z. B. altsp. firgamos, neusp. hiramos = lat. feriamus von ferire. Wenn man den auf der Endsylbe ruhenden Accent berücksichtigt, so erscheint auch altsp. sabades dem lat. sapiatis näher, als neusp. sepais, wo das durch Metathesis aus a und i entstandene e aus dem Singular sepa für saipa, lat. sapiam beibehalten ist. Ein genaueres Festhalten an der Grundform zeigt das Altspanische auch da, wo die neuere Sprache nach falscher Analogie ohne Grund die erwähnten Conjugationskennzeichen aufweist: altsp. adugo oder erweicht zu adujo, wo das j schwerlich den jetzigen span. Gutturallaut ausdrücken soll = neusp. aduzgo. In andern Fällen ist das lat. Conjugationszeichen nur scheinbar beibehalten, und in der That aus der Scheu vor dem Hiatus zu erklären. So liegt dem altsp. trago, tragamos wohl kein urlateinisches traheo, traheamus zu Grunde, sondern das g ist die Erweichung des zwischen a und o zur Vermeidung des Hiatus eingefügten i-Lautes, der in dem neuspanischen traigo sich mit dem a diphthongirt und das so entstandene g neben sich bestehen läßt.

Den Hiatus sucht die alte Sprache durch Diphthongirungen auch da zu vermeiden, wo die neuere sich in der Flexion des Verbum weniger vor ihm scheut: altsp. ley, neusp. lee = lat. legit. Vielleicht sind hieher auch Formen wie vai jetzt va = lat. vadit (vergl. portugiesisch vai), sey, jetzt se = lat. sapio, und hey, jetzt hé = lat. habeo zu zählen, insofern ein vocalisch anfangendes, darauf folgendes Wort einen Hiatus bilden würde, den der Diphthong ai, ei mildert.

Das System der Abwandlung des Stammvocals (e in ie, o in ue) wird im Altsp. weniger streng durchgeführt als jetzt, und erleidet manche Ausnahme; neben tiengo, viengas, jetzt tengo, vengas, findet sich podas, sol, ten, jetzt puedas, suele, tiene. Selbst consonantisch endende Formen der 3. Person Sing. bietet das Altsp. mehr: az = yace, cal = cale, contez = acontece, pit = pide, puet = puede, diz = dice, aduz = aduce. Auch hier liegt es nahe, an portugiesische Parallelformen zu denken.

Die Vermengung des lat. Verbum sedere mit dem Hülfsverbum esse in seinen mit s anfangenden Formen zeigt sich schon im Präsens,

und seo = lat. sedeo wird neben soe, jetzt soy, gebraucht. Das e ist zum Schutze des Stammvocals o hinzugefügt, damit sich dieser nicht, wie im altsp. vue = voy, lat. vado bis zur Unkenntlichkeit diphthongire. So steht neben eres, aus lat. eris mit Verwischung der Futurbedeutung gebildet, siedes, lat. sedes, und sieden neben son, lat. sedent = sunt. Die Verwechslung des aus esser apokopirten Infinitiv ser mit dem aus sedere gebildeten seer gab, wie es scheint, den ersten Anlaß zu der weiteren Verwechslung so nahe verwandter Formen und Bedeutungen. Dagegen mag sodes, jetzt sois, lat. estis lediglich nach der Analogie von somos und son, lat. sumus und sunt ohne Einmischung des Verbum sedere gebildet sein.

Das Hülfsverbum habere weist im Altsp. neben den vollständigeren aves, ave, aven, jetzt has, ha, han, die synkopirten Formen hemos, hedos = habemos, habeis, welche jetzt nur noch in der Bildung des Futurs verborgen liegen (amar = emos, eis), auch gesondert auf. Aehnliche Synkope erleidet auch facere im Altsp., wie im Infinitiv fer, so auch im Präsens femos, feches = hacemos, haceis. Femos ist nach Analogie von fer gebildet und gründet sich auf den spanischen Accent facémus, facére; feches dagegen erinnert noch an die im Spanischen sonst so ganz verwischte lat. Accentuation fácitis. Fay = hace läßt sich dem ital. fai = lat. facit vergleichen.

Wie im Altfranzösischen, hat sich auch im Altsp. das lat. exire erhalten und zwar in großer Mannigfaltigkeit der Präsensformen. Wir finden exco = exeo, yex = exit, yscamos = exeamus (ygamos, das Sanchez hierher zieht, gehört wahrscheinlich zu dem im Altsp. in zahlreicheren Formen vertretenen Verbum ire = eamus, und das g ist, wie oft in der altsp. Orthographie unserm deutschen j verwandt), yexen = exeunt. Wenn das x in diesen Formen, wie es wahrscheinlich ist, nicht den span. Gutturallaut, sondern ein lispelndes s bedeutet, so ist dem excas ganz analog das aus audias, audiatis gebildete ozcas, ozcades. Das Conjugationskennzeichen ĭ hat den weichen Lippenlaut modificirt, wie portugies. ouço aus audio wird; zugleich aber hat das i vor dem a sich zu j (vergl. altsp. oya), g (vergl. neusp. oiga = audiat), endlich wie in exco zu c verhärtet. Eine Analogie bietet auch das portug. perco, gleichsam aus lat. perdeo gebildet, wo das vermeintliche Conjugationskennzeichen sich in derselben Umgestaltung bewahrt zu haben scheint.

Imperativ.

Der Plural zeigt im Altsp. noch einige nicht apokopirte Formen: comede, lat. comedite; ide, lat. ite. Dagegen stimmt der Singular oy mit dem lat. audi näher zusammen, als das neusp. oye, und ix entspricht dem lat. exi wie die oben aufgezählten Präsensbildungen von exire den parallelen lateinischen. Das lat. facere wird auch im Imperativ synkopirt, theils mit spanischer Accentuation; fet gleichsam lat. facéte, theils mit lat. fech = lat. fácite. Die seltsame Singularform fes = haz scheint eher durch Synkope und Metathesis aus dem Conjunctiv facias, als aus dem Imperativ fac entstanden zu sein.

Infinitiv.

Schon das Altspanische kennt nicht mehr die Betonung der Stammsylbe im Infinitiv der Verba der 3. lat. Conjugation, sondern schiebt den Accent auf die Infinitivendung weiter. Nur darin bleibt es in vielen Fällen dem Latein getreuer, als die neuere Sprache, daß es das lat. ĕre mit ĕr vertauscht, wo jetzt die Conjugation gewechselt wird und -ir an die Stelle von er getreten ist. So altsp. combater, confonder, contradicer, morrer, rier (nach der gemeinromanischen Form ridĕre, auf die ital. ridere, franz. rire, port. rir, prov. rire, sattsam hinweist), sifser, viver, anyader, wahrscheinlich aus in-addere gebildet, mit Verwechslung des tonlosen i in den im Spanischen vorherrschenden Anlaut a, jetzt añadir. Zu diesen Infinitiven lateinischer Verben dritter Conjugation, wofür die neue Sprache durchgängig ir hat, kommt noch eine Reihe anderer Worte derselben und der vierten Conjugation, welche die neuere Sprache entweder in einer Inchoativform bewahrt oder ganz verloren hat: cuntir, jetzt acontecer, decebir = lat. decipere, decir (vergl. portug. decer = lat. decedere, nicht decidere wie Sanchez erklärt), desmedrir, desperir, jetzt perecer, gleichsam lat. periscere, embair, encarir, jetzt encarecer, engordir, ercer und erger, lat. erigere, falir, jetzt fallecer, gracir, jetzt agradecer, iunir, ixir, padir, jetzt padecer, perir, jetzt perecer, tremer, prender, render neben rendir, bastir, jetzt abastecer. Diese und viele andere Inchoativformen sind übrigens auch dem Altspanischen nicht fremd und unterscheiden sich von denen in anderen Romanischen Sprachen namentlich dadurch, daß sie allen Verbalformen treu bleiben, während die provenzalische, italienische und französische Conju-

gation sie in manchem Modus und Tempus, z. B. im Infinitiv und im Defini (lat. Perfect) nahe kommt.

Das Hülfsverbum des Seins hat zwei Infinitive im Altsp., ser und seer. Wenn auch letzteres, wie andere Bildungen z. B. Imperfect sedie und die oben erwähnten Präsensformen wahrscheinlich machen, aus sedere so gebildet ist, wie caer, creer, aus cadere, credere, so ist ser doch schwerlich aus seer durch Contraction entstanden, so wenig wie der Spanier je auf portugiesische Art creer, leer, zu crer, ler contrahirt hat. Vielmehr scheint ser die ursprüngliche Form, durch Apokope aus esser gebildet — eine Apokope, die beim Hülfsverbum um so leichter war, da das Spanische nicht, wie die anderen Romanischen Sprachen, die Stammsylbe durch den Ton zu schützen vermochte, vergl. ital. éssere, provenz. ésser, französisch estre. Wo der Accent nicht auf der Stammsylbe ruht, scheuen auch die anderen Romanischen Sprachen eine ähnliche Apokopirung nicht, so in den Futuren saró, serai etc., im ital. Gerundium sendo für essendo. Das Verbum facere hat je nach seiner Accentuation auch zwei altspanisch synkopirte Infinitive: far = lat. fácere, fer = span. facér, jetzt hacer.

Futurum.

Dem Infinitiv schließen sich die aus seiner Verbindung mit dem Hülfsverbum habere entstandenen Formen das Futur Indicativ und Conjunctiv an. In der Elision des Vocals der Infinitivendung, die in dieser Zusammensetzung nicht mehr durch den Accent geschützt wird, so wie in der Umstellung und Assimilation der vorhergehenden Consonanten aus euphonischen Gründen geht die alte Sprache weiter als die neuere. Auch die fast nur der gemeinromanischen Lautlehre, nicht der speziell spanischen Flexionslehre bekannte Einschiebung eines Consonanten aus gleichen Wohllautsgründen ist der altspanischen Sprache in der Bildung des Futurs geläufig. Beispiele der Contraction, Assimilation und Elision sind: aprendré, cadra für caderá, jetzt caerá, carria, jetzt caeria, conquerrá, endré, jetzt anadiré, ferrán, jetzt herirán, mentrie, jetzt mentiria, metré, morrá, pedrie, porrás = pondrás, repintrá, terrá = tendrá, tolrei, verré = vendré, consigra = conseguirá, vibrás = vivirás, odrédes von odir, jetzt oiréis von oir, yaria, jetzt yaceria, wie noch jetzt haré, haria für haceré, haceria gebräuchlich ist.

Beispiele der Einschiebung eines Consonanten aus euphonischen Gründen sind: codremos, jetzt cogeremos, combras, jetzt comeras, faldric von fallir, wie jetzt falleceria von fallecer, istrie von ixir (vergl. altfranz. istre, istroue), remandran von remaner, yazdria für yaceria. Umgekehrt altsp. salirá, jetzt saldrá. Die im spanischen Lautsystem so häufige Umstellung zweier Consonanten (peligro, milagro) findet sich auch in der altspanischen Futurbildung, wo die neuere Sprache, um die Kennzeichen der Conjugation nicht zu verwischen, sie nicht duldet: verné, terné, porné für vendré, tendré, pondré. Diesem Streben nach Wohllaut widersprechen, scheinbar wenigstens, altspanische Future, wie parzra = parecerá, plazrá, yazredes = yazereis. Auch vencremos, das sich für venceremos findet, gehört vielleicht hierher und sollte richtiger vençremos oder venzremos geschrieben werden, da das c schwerlich hier, wie im Französischen vaincrons, in Widerspruch mit allen anderen Flexionen von vencer (altsp. Partic. venzudo, franz. vaincu) den k-Laut bezeichnen kann.

Imperfect.

Von dem lat. Imperfect auf -ebam ist schon im Altsp. keine Spur. Apokopirte und abgeflachte Endungen zeigt in diesem Tempus die ältere Sprache sogar häufiger als die correctere moderne, z. B.: aví und avie, jetzt habíe = habebat, tení, teníe = tenebat, acie = jacebat, teníen = tenebant.

Perfect.

Die starken Perfectbildungen des Latein bewahrt das Altspanische in größerer Anzahl als die neuere Sprache, die der größern Deutlichkeit zuliebe sich viele nach der schwachen Conjugation gebildete Formen verstattet, wozu übrigens schon die ältere Sprache den Grund legte. So findet sich neben dem starkgebildeten miso, lat. misit das schwach gebildete metiron, gleichsam mittivĕrunt für miserunt. Die Endung o in der 3. Pers. Sing. der Verba der starken Conjugation, die sich durchgängig schon im Altspanischen findet und die sich etymologisch nur da rechtfertigen läßt, wo sie einem lat. uit entspricht, z. B. altsp. poso = lat. posuit scheint nach Analogie der schwachen Conjugationsformen, wo sie aus dem lat. vit mit span. Tonverschiebung sich entwickelt hat, z. B.: amó aus amóo für amáo = lat. amav-it, partió aus partío = lat. partiv-it zur Unterscheidung der

dritten Person von der ersten, mit der sie sonst wie im Portugiesischen zusammenfallen würde, zu dienen. Dagegen ist die erste Person dem Latein treuer geblieben, insofern sie die Endung -i neben der daraus entstandenen Endung -e theilweise bewahrt hat, z. B. dixi, jetzt dije, iogui, ovi, lat. habui, vidi. Da das tonlose i sonst im Spanischen keine Endung bildet, so ergab sich ein tonloses e dafür als nächster Ersatz; ein zweiter war die Apokopirung des i, z. B. fis, jetzt hice, fu = fui, of und off, jetzt hube, aus ovi entstanden, indem das End-v sich zum f schärfte, pus, jetzt puse, vid aus vidi apokopirt. Auch in der zweiten Person ist der Wegfall des i oder e im Altspanischen gestattet: fust = fuisti, sovist gleichsam se(d)uisti. Dieser Ausgang auf zwei Consonanten scheint dem Spanier früher hier so wenig anstößig gewesen zu sein, wie in der dritten Pers. Plural des Präsens, wo sabent und ähnliche Formen nicht selten waren.

Am regelmäßigsten entwickeln sich aus dem Lat. die Perfectbildungen, welche in der Stammsylbe einen durch Position geschärften Vocal haben und diesen unverändert bewahren: cinxo, lat. cinxit, escripso, lat. scripsit, fusso und fuxo aus fugiit durch Vermittlung des vor i in den Palatallaut übergehenden g, nasco, nasquisteis, das auf ein gemeinromanisches nascuit schließen läßt, und nach dieser Analogie gebildet amasco, jetzt amaneció, für amánsco, wo das n aus euphonischen Gründen wegfällt, remanso und remaso, lat. remansit, ital. rimase, tanso und tanxo, gleichsam tanxit für tetigit, trasco, trasqui, trasquiemos, lat. traxit, traxi, traximus, visco, lat. vixit. Das lat. x, d. h. cs bildet sich in dieser Form zum span. sc um, und das span. x ist auch hier nicht der jetzige Gutturallaut, dem j gleichlautend, sondern ein scharfes s, vielleicht ein ss.

Wie der positionsscharfe Vocal, so erhält sich auch i und u der Stammsylbe im Perfect, in welche Vocale, theilweise schon nach den Regeln der spanischen Lautlehre und bei e außerdem durch den Diphthong ie vermittelt, e und o überzugehen pflegen: apriso, lat. gleichsam apprehensit, altfranz. aprist, avieno neben avino, lat. advenit, conuvo, lat. cognovit, dixi, lat. dixi, empuso, lat. imposuit, enduxo, lat. induxit, estiedo und estido, lat. stetit, fis, lat. feci, miso, lat. misit, preso und priso, ital. prese, respuso, ital. rispose, gleichsam lat. responsit, riso, ital. rise, gleichsam lat. risit,

veno neben vino, lat. venit, vin, lat. veni, vidi, lat. vidi, sonriso, ital. sorrise. Nach estiedo, estido, lat. stetit sind noch einige Formen gebildet, zu denen eine lat. Vorbildung schwer nachzuweisen ist: andido, andidiste, an lat. dedit, dedisti erinnernd, als ob das gemeinromanische andare ein Compositum vom lat. dare sei, und entrido, jetzt entró, das vielleicht aber nicht auf lat. intrare zu beziehen ist, sondern als Compositum von ire behandelt ist.

Der nicht durch Positionsschärfung geschützte Vocal a der Stammsylbe erhält sich in keiner starken Perfectbildung, sondern schwankt zwischen o und u, eine Umwandlung, die sich zunächst durch Einwirkung des u oder v der Endsylbe auf die Stammsylbe, ferner durch Analogie solcher Metathesis erklären lassen muß: so wird altsp. ovi, ovo aus habui, habuit, iogui, yogo aus jacui, jacuit, plogo aus placuit, sobo aus sapuit, trogo aus gleichsam trahuit, im Gegensatze zu dem obenerwähnten trasco, wo die Position das a schützt. In allen diesen Formen scheint o, aus au gebildet, dem u, das sich später an seine Stelle setzte (neusp. hubo, plugo, supo, trujo), vorhergegangen zu sein. Diesem o resp. u mußte außer dem a auch das e der Stammsylbe weichen, theils als Nebenform des e oder i, wie in andodo und andudo, estodo und estudo neben andido, estido, theils in neuen Bildungen mit Elidirung des consonantischen Auslautes der Stammsylbe: crovo, gleichsam lat. cre(d)uit, sovo und suvo, gleichsam lat. se(d)uit, sovist, gleichsam lat. se(d)uisti, tovo, tovieron, lat. te(n)uit, te(n)erunt. Nach dieser Analogie entstanden estuve, gleichsam lat. ste(t)ui, anduve, gleichsam de(d)ui für dedi, steti, woraus andido, estodo entstand, wie wir sahen.

Die schwachen Conjugationsformen, die sich hier und da in der alten Sprache neben den starken finden, sind solche, wo der Ton nicht auf der Stammsylbe, sondern auf der Flexionssylbe ruhte, mithin solche Abweichungen nicht abwehrte. So steht andaron neben andido, fuiron, lat. fugierunt, neben fusso oder fuxo (s. oben), metiron neben miso, nacioron neben nasco.

Auf die aus dem lat. Plusquamperfect Indic. und Sing. gebildeten altspanischen Flexionen findet das in Betreff des Perfects Bemerkte seine vollkommenste Anwendung. Fos und fus für fuese, lat. fuisset, tovera für tuviera, lat. te(n)uerat, visquiere, lat. vixerit, sind nach der Analogie der oben erklärten Perfecte gebildet. Die auf

portugiesische Art durch Elision verkürzten Bildungen des Hülfsverbums: fura, furmos, furdes, lat. fuerat, fuerimus, fuertis, sonst das an das lat. videram erinnernde altsp. vira, jetzt viera, gleichsam videveram, mögen allenfalls noch bemerkt werden. Daß im Altsp. wie noch jetzt im Portugiesischen das Plusquamperfect des Lat. auch die Bedeutung dieses Tempus, nicht bloß die Form hat, daß z. B. fura = habia sido ist, gehört in die Syntax.

Particip.

Den starken Perfectformen entsprechend, weist die ältere Sprache eine größere Anzahl starkgebildeter Participia auf, als sich in der neuern erhalten haben; sie sind entweder aus dem Latein entlehnt oder nach lat. Analogie gebildet. Zu ersteren gehört z. B. aducho = aducido, apreso, franz. appris, cinto = ceñido, cocho = cocido, conquisto von conquerir, dito und contradito neben dicho und bendicho, trecho und contrecho = traido und contraido, destructo = destruido, duecho, lat. doctus und ähnl. Auch nado*) neben nacido gehört gewissermaßen hierher, lat. natus. Zu der zweiten Classe gehört repiso, das aus repenter (vielleicht repentre, vergl. provenz. penedre) = lat. reprenitere gebildet ist, wie apriso aus aprender.

Die Participia der schwachen Conjugation auf -er vermengt das Altspanische noch nicht, wie das Neuspanische mit den Participien der Verba auf -ir, vielmehr unterscheidet sich die Endung -udo auf das Bestimmteste von der Endung -ido, die für die Verba auf -er erst später, nach Analogie derer auf -ir gebräuchlich ward. Ein lat. Vorbild für dieses -udo, das auch im Altportugiesischen für dieselben Verba angewandt wird, und der ital. Participialendung -uto, der provenzalischen -ut, der französischen -u entspricht, läßt sich nicht nachweisen; die Bildung ist eine selbstständig romanische, wie es scheint,

*) Auf dem altsp. nado beruhen die Negativpronomina nadie und nada: Niemand und Nichts. Nadie heißt im Altsp. nadi, was sich zu nado verhält, wie ital. altri zu altro, altsp. otri zu otro, indem das hinzugefügte i aus dem lat. hic — alter hic, natus hic — die Persönlichkeit ausdrückte. Zu nada ist cosa zu suppliren: gleichsam ein Gebornes, ein Etwas, wie nadie ein Geborner, ein Jemand bedeutet. Beide sind ursprünglich so wenig negativ, wie im Französischen personne und rien, sondern erhalten diese Bedeutung erst durch die hinzugefügte Negation no, welche die neuere Sprache freilich eher auslassen darf, als die ältere.

zum Ersatze der entsprechenden lat. Participien auf -itus, die in keine romanische Sprache übergegangen sind. Die Wahl des ūtus als Kennzeichen dieser Participia der Verba auf -ĕre und -ēre, wie des ātus der auf -āre und des ītus der auf īre, erklärt sich vielleicht aus dem u in der Perfectform der schwachen Verba. Wie in der starken Conjugation Perfect und Participium sich entsprachen, so sollte ein ähnliches Verhältniß auch diese beiden Flexionen in der schwachen Conjugation verbinden: amavi — amatus, audivi — auditus, scripsi — scriptus, pressi — pressus, so auch timui, gleichsam timutus, ital. temuto, altsp. temudo, sapui, gleichsam saputus, ital. saputo, altsp. sabudo, prov. saput, altfranz. sëu; habui, gleichsam habutus, ital. avuto, altsp. avudo, altfranz. eü, percipui für percepi, altsp. percebudo, tenui altsp. tenudo. Nach dieser Analogie entstanden auch Neubildungen, wo ein lat. oder gemeinromanisches -ui im Perfect vorlag, z. B. metudo von meter, venzudo von vencer, corrompudo von corromper, und viele ähnliche. Daß indeß daneben schon wie bei den Verben auf -ir ein -ido aufkam, zeigt z. B. nacido, remanido und veido, wie noch jetzt proveido, für das starke visto.

Bonn. **N. Delius.**

Ueber einige Arten von Verben, welche transitiven und intransitiven Begriff in sich vereinigen.

§. 1.

Wir theilen mit den meisten Grammatikern die Verba ein in intransitive und transitive, d. h. in solche, welche nur eine Thätigkeit oder einen Zustand ausdrücken können, ohne directe Bezeichnung des dadurch getroffenen Gegenstandes, und in solche, welche den Gegenstand, auf den die Thätigkeit gerichtet ist, geradezu zu bezeichnen vermögen, so daß dieser sogar als Träger oder Subject der empfundenen und empfangenen Thätigkeit angeschaut werden kann. So ungefähr Becker in den ältern Ausgaben seiner deutschen Sprachlehre Thl. 2. S. 112; Götzinger in seiner deutschen Sprachlehre (3. Aufl. 1835) S, 27; Blume in seiner lat. Schulgr. (Potsdam 1839, 2. Aufl.), Middendorf und Grüter in ihrer lat. Schulgr. (Coesfeld 1849) S. 111. Burchard theilt dagegen in seiner deutschen Sprachlehre (Münster 1836) S. 49 alle Zeitwörter ein in Verba des Zustandes (neutra) und Verba einer durch ein Subject als Ursache bewirkten Thätigkeit (verba activa). Die ersten bezeichnen ihm eine bloße Weise des Seins ohne alle weitere Bestimmung, wie schallen, tönen, klingen, liegen, stehen, sitzen, ruhen, haften, kleben, hangen. Bei diesen sei keine Vorstellung der Thätigkeit, wohl die einer Bewegung, insofern sich diese z. B. auch im Schalle kund gebe. Die verba activa sind ihm theils intransitiv, theils transitiv; intransitiv, wenn die Thätigkeit entweder lediglich auf das Subject beschränkt oder doch ohne ein Ziel oder Object, durch welches die Thätigkeit nothwendig bedingt oder begränzt werde, vorgestellt sei, und er theilt diese wieder ab in subjective und objective Intransitiva; Transitiva sind ihm solche, bei denen die Thätigkeit als durch ein Object, welches die Thätigkeit leidet, bedingt vorgestellt wird. Als Intransitiva werden genannt: gehen, laufen, fahren, schwimmen, fliegen, begegnen,

entfliehen, weihen, gestatten, gönnen; als Transitiva: schreiben, schlagen, lieben, ehren, verachten. Wir können uns mit einer solchen Eintheilung nicht einverstanden erklären. Man verwechsele die einmal gängen Benennungen nicht ohne Noth. Wir denken uns das v. activum als Gegensatz des passivum, und das hat auch seine philosophische Berechtigung, insofern man auch bei den hier als neutris genannten Verben eine Thätigkeit denken kann. Stehen ist auch ein Thuen. Zudem wissen wir bei den Intransitivis: „weihen, gestatten, gönnen“ kein Kennzeichen aufzufinden, das sie von den Transitivis unterschiede. Ich gönne dir diesen Freund, ist in der sprachlichen Anschauung nicht grundwesentlich verschieden von: „ich lasse, ich lobe, ich preise dir diesen Freund“; „ich gestatte den Zutritt“ läuft in der hier zu Betracht kommenden Anschauung parallel mit: „ich bewillige, ich billige, ich gewähre den Zutritt, ich schenke oder verschenke ein Buch.“ Wir betrachten indeß die eigentlichen Reflexiva als eine Nebenform der Intransitiva und die Factitiva als eine besondere Abtheilung der Transitiva. In neuern Ausgaben theilt Becker die Verba ein in subjective und objective, d. h. in solche, die nie mit einem Casus verbunden werden könnten, und in solche, die einen zu sich nehmen dürften. Aber wir erinnern an das Plautinische (Capt. 4, 2, 86): Mihi quidem esurio, non tibi, oder an den Satz: Du tanzest mir auch erbärmlich, oder an Herod. 1, 30: *Τέλλῳ . . . τοῦ βίου εὖ ἥκοντι τελευτὴ τοῦ βίου λαμπροτάτη ἐπεγένετο* oder an Aristoph. Acharn. 1180: *ἀνὴρ κατέαγε τῆς κεφαλῆς*, an Virg. Georg. 3, 84: tremit artus. Da es wohl keine Verbum gibt, welches nicht eine nähere Bestimmung durch einen mit einer Präposition verbundenen Casus zu sich nehmen kann, und da die Präposition doch wohl nur meist die ausdrücklichere Bezeichnung der schon im Casus gelegenen Anschauung ausdrückt: so entbehrt, glauben wir, die Eintheilung in subjective und objective Verba eines tiefern Grundes. — Da aber die in einem Verbum enthaltene Thätigkeit oft nicht nur angeschaut werden kann als in demselben beruhend und als wenigstens einen andern Gegenstand nicht geradezu treffend, sondern auch als sich bewegend und als ein Object direct afficirend: so kann man sich nicht darüber wundern, daß dasselbe Zeitwort oft sowohl transitiv als intransitiv erscheint. Von solchen Verben, die in beider Fassung sich darstellen können, wollen wir in den folgenden Zeilen einige Klassen namhaft machen.

§. 2.

Es giebt Verba, welche fast oder auch ganz in demselben Sinne bald einen Accusativ bei sich haben, bald eine Präposition oder den Genitiv annehmen, wo also nur die sprachliche Anschauung etwas verschoben wird. So im Mittelhochdeutschen ahten, z. B. die wêninc achten den schaden, Wackern. Thl. 1, S. 291, 7 (361, 12 ist ein falsches Citat im Lexicon, sowie 361, 13); daz ich ûf diz broede leben ahte harte kleine, S. 339, 5, wo wir im ersten Falle das abgeleitete Verbum „beachten" gebrauchen. Vergleiche Wigalois 3276: Als ez do geahtet wart. Man sagt ferner: bedürfen eine Sache und einer Sache, auch im Mittelh. z. B.: thes bethurfun uuir sar, Wack. S. 110, 12 und ebend. 200, 5.: newedir slac noch stich nebedurvit ir dar umbe nimmer mêre; beginnen z. B. uuig unas bigunnan, Wack. 108, 34; wan beginnet ir der spil, das. 500, 9; ersuochen, z. B. bi thaz selba kind irsúahtin, Wack. 86, 6; fuire vnsih ersuahtos soso ist ersuahhit silbar S. 40, 11; fahen z. B. dô er ze slâfe gevie, dô was ez nâhen bî dem tage, Wack. 320, 13; vogele würgn und vâhen, das. 396, 2; klagen über eine Sache, und Wack. 374, 7; ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen; weinen über eine Sache, und Wack. 373, 32: diu in iemer weinet, daz bin ich; — digen (flehen) wie Wack. 238, 22: hine ze himele sie thigeten und 86, 42: thaz kind sie thar tho bétotun, joh húldi sino thígitun; brauchen, wie C. Aug. von Weimar bei Schwab S. 456: „Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen"; daneben: eine Sache brauchen.

§. 3.

Andere Verba haben vom sinnlichen Begriffe ausgehend eine mehr geistige Bedeutung erhalten und sind dabei transitive geworden, während eine sinnliche Bedeutung in intransitiver Fassung geblieben ist. „Bestehen" ist eigentlich so viel, als unter den Füßen haben oder unter die Füße bringen, daher: die Gefahr bestehen, wie z. B. Havemann, Geschichte des Landes Braunschweig und Lüneburg, Bd. 1, Lüneburg 1837, S. 25: Es bedurfte eines Mannes wie Otto, der mit Nachdruck den Feind zu bestehen vermochte; S. 28: noch einmal wollte er den Kampf gegen die vereinten Feinde bestehen; „sîn meister bat in unde hiez bestân die snellen trachen," Wack.

718, 19; „daz dich di muselsucht biste, di naamannen liz unde iezi bestunt", das. 304, 23 f. Die intransitive Bedeutung zeigt sich in ihren verschiedenen Färbungen in folgenden Beispielen: „de tohter wil ich nemen ê, ê danne ich gar ân wîp bestê", Wack. 562, 5; „ob mir mîn lîp bestât", daselbst 480, 15 (nicht 16, wie im Lexicon steht); „kleine Anhöhen, Warfen genannt, die aus schwerem zähem Boden bestehen, erheben sich aus der Masch 3 bis 10 Fuß hoch", Vollr. Hoffmann in Kehreins deutschem Lesebuche, Leipzig 1850, S. 67; Lessing, Sämmtliche Schriften, Berlin 1827, B. 20, 5: „Wie oft bin ich nicht darauf bestanden?" Die transitive Bedeutung von „verstehen" kommt überall vor; von der intransitiven sagt Wack., das Wort heiße: über den Termin hinausstehn, ihn versäumen, von Schuldnern, die wegen nicht geleisteter Zahlung dem Gläubiger verfallen, und führt 759, 6 an: „Wan den argen boesen wil nieman pfant loesen und ist da niht sit daz man diu pfant mache quit, siu muozen zepfande streben gar verstanden iemer leben." Wir sagen: Er steht aus mit seinen Waaren, aber auch mit Mosheim bei Schwab 17: Schmerzen des Leibes ausstehen. Bekommen entspricht in transitiver Bedeutung der sinnlichen Anschauung nach etwa dem lateinischen assequi, nur daß sequor den Accusativ regiert. Beispiele, sowohl der transitiven als der intransitiven Bedeutung giebts in Menge. „Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen", schreibt Lessing im Prolog zum Epilog der Hamburgischen Dramaturgie, „einen Versuch zu machen, ob nicht für das deutsche Theater sich etwas mehr thun lasse, als unter der Verwaltung eines sogenannten Principals geschehen könne: so weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel und sich träumen ließ, daß ich bei diesem Unternehmen wohl nützlich sein könnte." Wir fügen noch gestehen und erstehen hinzu. Ersteres Wort heißt intr. „stehen bleiben", insbesondere auch im Sinne von „gerinnen", letzteres „aufstehen", sich erheben, vorzüglich aus dem Grabe, transitiv ist jenes sinnverwandt mit „bekennen", letzteres mit „kaufen." Beispiele: ouch ist ez wâr, daz diu triegenheit zergât, sô wol diu rechtekeit gestât, Wack. 849, 42; Hirscher Moral, 2. Aufl., Thl. 3, S. 439: Er gesteht seine Unkraft; Rabener (Kleider machen Leute): Ich scheue mich nicht zu gestehen, daß ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider; Spee (Trutznachtigall, Coesfeld 1841, S. 292) Preise den, der heut erstanden!

Auch entsitzen können wir hierher rechnen, da es in erster Bedeutung im Mh. heißt: aus dem ruhigen Sitze kommen, erschrecken; dann „fürchten".

êrgen hat im Mh. auch die Bedeutung von durchdringen, wie Wack. 367, 3: unz in diu h oder salbe gar ergienc.

Auch betagen rechnen wir hierher. In transitivem Sinne heißt es im Mh.: „Ju ist daz dike wol gesagt, wie Ezel het betagt fürsten loblîche hein in sîniu rîche," 294, 25 ff., in intransitivem daselbst 594, 28: „der einhurne daz ist der tot der mit angestlicher not allez menschlich kunne jaget biz daz sin nam an im betaget. Ebenso: bevallen, Vergl. „hie vor was ein winder kalt, dô was velt unde walt mit snê gar bevallen, wie im Nh., Wack. 566, 17; und 72, 26: „pidiû scal er in deru uuîcsteti uuunt pivallan"; und besitzen z. B. Wack. 729, 3: „si hânt alsô gerihtet, daz si mit ir gerihte die êwigen vreude hânt besezen" wie im Nh. und 995, 24: „uff dem vorgenanten werder bleib di vorgenante frôwe besiczene. Andere Zeitwörter haben auf andere Weise neben der trans. eine intrans. Bedeutung wie brechen im Mh. und Nh. neben der unten vorkommenden trans. und intransitiven, eine intrans. im Sinne von irrumpere z. B. Wack. 496, 31: des starken gêres snîde aldurch den schilt gebrach, oder: Er brach durch Hecken und Zäune. Wir werden im folgenden §. noch auf manche Bedeutung aufmerksam machen, die hierher zu rechnen sein dürfte.

vergân ist intrans. transire und trans. transire aliquem wie Wack. 965, 18: din schin ist dir vergangen und 1026, 5: Trauren mag mich nicht vorgan.

§. 4.

Wir wollen aber hauptsächlich von jenen Verben handeln, die neben der intransitiven Bedeutung in transitivem Sinne 1) die factitive oder 2) die active Bedeutung haben, letzteren Ausdruck im Gegensatze zum Passiv gefaßt.

1) arbeiten hat im Mittelh. auch transitive Bedeutung. Man sagt: „der mich hât gebeten durh den willen sin daz ich durh in die sinne mîn arbeite", d. i. anstrenge, arbeiten lasse, Wack. 608, 2; daneben wie im Neuhochdeutschen das. 659, 36: „darumb möhten wir doch gerne zuo dem himelriche komen und drumbe arbeiten.

Abbrechen, nh., trans. und intrans., Prätzel B. 1. S. 35: die Eilfertigkeit, womit sie die Unterhaltung plötzlich abbrach; Iffland, Jäger,

Aufz. 2, Auftritt 5: Laß uns gleich abbrechen; der Spieler, Aufz. 1, Auftritt 1: Lassen Sie uns davon abbrechen.

Aufbrechen, nh., trans. und intrans., Wachsmann, B. 6. S. 358: Wir brachen auf; Luth. 1. Mos. 19, 9: Sie wollten die Thür aufbrechen.

Abziehen, nh., trans. und intrans., z. B. Uebersetzung von Shakespeare, Mannheim 1771, Koriolan 5. Aufz. 2. Auftr.: Ich ziehe dir eine halbe Kanne Bluts ab. 4. Aufz. 5. Auftr.: Da ich Tonnen Bluts aus der Brust deines Vaterlandes abgezogen habe. Daneben: Der Feind zog ab.

Abbrennen. Wachsm. 6, 272: Ein Körnchen Pulver abbrennen lassen. Daneben: Er brannte die Ladung ab.

Abnehmen, nh., trans. und intrans., Shakesp. a. a. O. Cäsar 4. Aufz. 2. Auftr.: Wenn die Freundschaft zu erkranken und abzunehmen anfängt; Wachsm. a. a. O. B. 6. S. 374: Wie er den Hut abnahm 2c.; Luther, Luk. 23, 53: Der bat um den Leib Jesu und nahm ihn ab.

Abschlagen, nh., trans. und intrans., Shakesp. a. a. O. Cäsar, Aufz. 4, Auftr. 3: Ich, der dir Gold abschlug; Havemann a. a. O., B. 1. S. 21: Nachdem ihnen der König die Forderung eines zu entrichtenden Tributs abgeschlagen hatte 2c. Daneben: Der Weizen schlägt ab.

Einschlagen. Bei Schwab S. 458. K. Aug. v. Weimar: Ernstliche Mittel einschlagen. Daneben: Dies Mittel schlägt ein.

Aufschlagen, nh., trans. und intrans., Wachsm. 6, 169: Die Soldaten wären zu sehr in ihren Forderungen aufgeschlagen; F. Jakobs (Aurora): Nachdem Betten aufgeschlagen waren.

Dazuschlagen. J. Paul bei Schwab. 1, 567: „Schlagen keine Fieber dazu" neben: die Provinz dazu schlagen.

Ausschlagen, nh., trans. und intrans., Luth. Hos. 14, 6: Seine Wurzeln sollen ausschlagen wie Libanon. Daneben: Ein Amt ausschlagen oder die Vermählung. Voß Odyss. 1, 250.

Umschlagen, nh., trans. und intrans., Iffland, der Spieler 3, 5: Umschlagen hätte der Herr Geheimerath können und auf Ruhbergs Seite treten?

Beschlagen, nh., trans. und intrans., Göthe bei Schwab 1, 347: Braunes Holz war mit Bändern von Erz beschlagen; daneben: die Fenster beschlagen schnell bei dieser Witterung.

Durchschlagen, nh., trans. und intrans., Spee 234: O ihr Nägel, stumpfe Kegel, solltet ihr mich heften an? Ihr mich plagen, ihr durchschlagen? Voß Aen. 10, 335: Die Lanze durchschlägt die Erze des Schildes; daneben: Die linke Wagschale schlägt durch.

Niederschlagen. Shakesp. J. Cäs. 5, 3: Um uns nicht den Muth niederzuschlagen; daneben: Die Eisentheile schlagen nieder.

Blüejen hat im Mh. ebenfalls trans. Sinn, z. B. Wack. 416, 36: daz mich mîn armuot immer müet, sît d' erde alsölhe richheit blüet; 797, 4: si wol gebluotez meien ris; daneben wie im Neuhochd. das. 722, 37: man seit, swâ tugent noch blüeje, d âsnîde man der êren fruht schier unde balde und mit genuht. Aber es würde auch im Nh. dem

Dichter vergönnt sein, zu sagen: „Die Erde blühet Segen", noch mehr: Die Erde blühet Segen hervor.

Brechen ist im Mittelh. wie im Nh. trans. und intrans. Vergl. Wack. 532, 6: was mac der haven sprechen, wil in sin meister brechen? Maler Müller B. 1, Heidelberg 1825, S. 359: Wenn's Fleisch am Griff hängen bleibt, die Finger brechen, die Faust erstarrt an der Lanze: gekämpft, Brüder, für Sponheims Recht; Prätzel, Erzählungen B. 1, Leipzig 1832, S. 156: Wehe der vollführten That, die frevelnd bewirkte, daß dies fröhlich schlagende Herz brechen, diese wohlthätige Hand erstarren, dieses liebevolle Auge sich schließen mußte; Wachsmann (Erzählungen und Novellen, Leipzig, Brockhaus 1834, B. 5, S. 236): Es ist das Eis, welches bricht; B. 6, S. 309: Drei meiner Lakaien brachen den Hals; 358: den rechten Fuß brechen.

Brennen ist im Nh. trans. und intrans., Körner, 3. Ausg. Berlin 1847 B. 1, S. 297: Daß Unmuth mir in den Adern brennt; 82: Wie alle Herzen treu und muthig brennen; Luth. Jes. 64, 11: Das Haus unserer Heiligkeit ist mit Feuer verbrannt; 65, 5: ein Feuer, das den ganzen Tag brenne; Sirach 28, 7: Wer den Herrn verläßt, der wird brennen und es wird nicht ausgelöscht werden. — Havemann 1, 20: Während sie Hamburg niederbrannten.

Briuwen: brauen ist trans. und intrans., Wack. 693, 32: „du briuwest âne malz ein bier," und bildlich 1016, 3: der gebrauen hette eine schande. Im Nh. sagt man ähnlich: „Sie brauete ihm einen Todestrank", und: Das Bier brauet.

Büezen: Strafe leiden lassen und: Strafe leiden, also factitiv und activ, daher nicht eigentlich hierher gehörig. Er büßte ihn um 3 Thaler, und er büßte die Schuld. Mh. Wack. 162, 24: daz buozte got; 664, 13: sie haben alle ir sünde gebüezet.

Dienen, intrans. wie im Nh.; so im Ludwigsliede: ther gerno gode thionot. Die trans. Bedeutung: „zum Diener machen" kommt im Altdeutsch. vor.

Drehen, intr., wie Maler Müller B. 1, S. 256: Wunderbar drehet das Rad, den gaukelnden Jüngling zu äffen. Vergl. quod bene vertat; annus vertens. Die trans. Bedeutung ist häufig.

Erhügen heißt im Mh. intrans. sich erinnern, und trans. gedenken machen, erfreuen, z. B. Wack. 276, 23: nu irhuge, hêrre sancte Pêtir, wie unsir trehtin zi dir sprac; das. 884, 14: Eya tuo nu ein gesiht diu din herz vnd dinen muot erhügt.

Erliuhten ist im Mh. intrans. leuchten, trans. erleuchten, wie Wack. 733, 4: Sô herter tac erlûhte in nie; 434, 35: du erliuhtest daz nie sunnen schin noch stern erliuhten kunde; im Nh. wird die erste Bedeutung schwerlich vorkommen.

Erschiezen, trans. erschießen im Mh. und Nh., intr. im Mh.: emporschießen, fruchten, nützen, wie Wack. 878, 30: alz weinig ein kleinez tröpheli erschiusset in der hohen tiefe dez meres, alz weinig er-

schusse an der erfüllunge diner begirde allez, daz diu Welt geleisten mag.

Verirren hat im Mh. transf. und intransf. Sinn, im Nh. wohl nur reflex. S. Wack. 674, 23: nu seht wie manig tûsent menschen dâ mit verirret wirt, daz sie den hôhen und den wâren sunnen niemer mêre gesehen; 756, 30: der warheit er verirret.

Versmähen, im Mh. transf. und intransf., im Nh. ist verschmähen gleich dem Mh. versmahen, nur transf. Wack. 530, 35: Got manegen dienst enphâhet, daz tôren gar versmâhet; 430, 30: swem daz niht wil versmâhen etc.; 985, 1: derumb versmâhet mich min huisfrauwe.

Verwazen (vergl. waz = Duft, Nebel, und wâzzen = duften) ist intransf. perire, transf. perdere, im Nh. außer Gebrauch. Vergl. Wack. 295, 18: diu zît si verwâzen, daz sis ie gwunnen künde; 844, 39: si hât mich gar verwâzen.

Fahren nh., transf. und intransf., z. B. Schubart (Sämmtliche Gedichte, Frankfurt a. M. 1829) B. 2, S. 167: Aus seiner flammenden Rechte fährt siebenfacher Blitz; Wachsm. 5, 108: Ich möchte nicht gern als ein schlechter Schuldner in die Grube fahren; Luther Daniel 11, 22: Die Arme, die wie eine Fluth daher fahren, werden überfallen und zerbrochen; Göthe bei Schwab 1, 357: Das auffahrende Gitter; Luther Apg. 10, 11: Er sah herniederfahren ein Gefäß; Voß Aen. 10, 209: Ihn fährt gräßlichen Wuchses ein Triton.

Hinfahren, nh., transf. und intransf., Luth. Pred. 5, 14 f.: Er fährt wieder hin, wie er gekommen ist und nimmt nichts mit sich von seiner Arbeit in seiner Hand, wenn er hinfährt; das ist eine böse Plage, daß er hinfährt, wie er gekommen ist; 6, 4: In Eitelkeit kommt er und in Finsterniß fährt er dahin; Luk. 16, 26: von hinnen hinabfahren zu euch; Schubert bei Kehrein 43: Sein Pathe fuhr ihn selber auf einem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein.

Füegen, mh., transf. = fügen, intr. = fugen, im Mh. Wack. 277, 19: Man sagit uon dutischer zungen, siv si unbetwungen, zeuogene herte; 924, 23: du fügst mir eben recht.

Hahen, mh., transf. = hängen, intr. = hangen, im Nh. Wack. 774, 31: si hingen sinen seilt bi im an einen boum; 608, 6: er hienge baz an einer want. Im Nh. wird zwar im transf. Sinne hängen gebraucht, aber auch hangen, und namentlich kann sich das Imperf. „hängte" noch wenig Bahn brechen. Wenn aber einzelne Grammatikenschreiber vorschrieben, man müsse sagen: Du hangst, er hangt, so ist damit eine Analogie verkannt, die sich im Nh. bei allen starken Verben auf a, o, au geltend macht. Vgl. bäckst, bäckt, buck, bücke; bläst, blies, bliese; brätst, brät, briet; fährst, fährt, fuhr, führe, fällst, fällt, fiel; fängst, fängt, fing; fragen, frägst, frägt, frug, früge; gräbst, gräbt, grub, grübe; hälst, hält, hielt; kömmst, kömmt, kam, käme; lädst, lädt, lud, lüde; läst, läßt, ließ; läufst, läuft, lief; räthst, räth, rieth; säufst, säuft, soff; schläfst, schläft, schlief; schlägst, schlägt, schlug, schlüge; trägst, trägt, trug, trüge; wächsest, wächst, wuchs, wüchse; wäschst, wäscht,

wusch, wüsche. Schrauben, schnauben, schaffen, schallen, hauen (?) rufen, (rufte!), saugen, machen etwa eine Ausnahme. Jägst, jägt, jug, jüge, kommt uns leider allmälig abhanden. Einzelne Schriftsteller brauchen sogar Formen von hängen, wo die von hangen an der Stelle sind. So sagt Prätzel B. 1, S. 188: aus den über der Thür hängenden Barbierbecken. S. oben Maler Müller unter brechen! Sonst vergl. Wachsmann B. 6, S. 180: Er hängt sich. Luth. 2. Mos. 26, 32: Du sollst ihn (den Vorhang) hängen an 4 Säulen von Förenholz; Prätzel, B. 2, S. 75: Sie hingen die Reisesäcke über ihre Schultern; Chamisso, B. 5, S. 387 (2. Auflage 1842): Der Himmel hängt ja voller Geigen; Haller, allgem. Literaturz. 1849, Nr. 175, S. 263: Daß die Aufsätze nicht streng systematisch zusammen hängen: Luth. 1. Mos. 41, 42: Er hing ihm eine goldene Kette an seinen Hals; Göthe bei Schwab 1, 351: Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle.

Heilen, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 39, 34: thaz er thár gimeinti, then sun imo giheilti; 268, 24: biz daz sine wunden heilen begunden; Luther Mark. 3, 10: Er heilte ihrer viele; Luk. 22, 51: Er rührte sein Ohr an und heilte ihn; Havemann B. 1, S. 11: Der größere und edlere Theil hielt treu mit Ludwig dem Deutschen ... und Ludwig war bereit die Wunden zu heilen, welche der verderbliche Bruderzwist dem Lande geschlagen hatte. Daneben: Die Wunde heilt.

Irren, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 1013, 32: daz uns niemant irre; 1066, 29: Synr muoter schiltt gar mancher fuert, das er villicht am vatter jrrt; Voß Iliad. 19, 95: Ihn ja selber einmal, Zeus, irrte sie; Klopstock gebraucht das Wort transitiv in seinem Gelehrtenrep. S. 342, Quartausg. 1.; Chamisso 3, 294: Der Waldmann irrte um das Schloß.

Keren, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 401, 11: Artûs küneclichiu kraft sol mich nâch riters êren an schildes ambet kêren; 401, 41: dune solt niht hinnen kêren: Shakesp. J. Cäsar 5, 3: Dein Geist kehrt unsere Schwerter in unsere eignen Eingeweide; Luth. 1. Mos. 18, 33: Und Abraham kehrte wieder an seinen Ort; Spee S. 295: Ich dann heimwärts mußte kehren; Luth. 1. Chron. 17, 43: Und David kehrte auch hin; Prediger 7, 26: Ich kehrte mein Herz zu erfahren 2c.

Umkehren, nh., trans. und intrans., Luth. Ps. 18, 38: Ich will nicht umkehren bis 2c.; daneben: Er kehrte die Sache um, oder wie Chamisso 3, 270: Ich kehrte ihm die Taschen um, oder L. Amos 4, 11: Ich kehrte etliche unter Euch um.

Messen, nh., trans. und intrans., Luth. Ezechiel 40, 5 ff.: Und er maß das Gebäude in die Breite eine Ruthe und in die Höhe auch eine Ruthe, und er maß die Schwellen am Thor 2c. (oft so in diesem Kapitel); Wachsm. 6, 118: Mit großen Schritten hatte der General bis dahin den Saal gemessen; Arndt (Erinnerungen aus dem äußern Leben 1840) S. 65: Meilen, welche der Fuchs gemessen und den Schwanz zugegeben hat; daneben: Er mißt 6 Fuß.

Reichen, nh., trans. und intrans., Shakesp. Coriolan 2, 1: Wenn sein hochfliegender Uebermuth an das Volk reicht; das. 3, 2: daß der jähe Abgrund tiefer reiche, als ihn das Auge absehen kann; Mozart bei Schwab die deutsche Prosa Thl. 1, S. 628: Die Flasche Ihres Weines, die heute reichen muß, ist bald leer; Wachsmann B. 5, S. 132: Gieb dies Brieflein meiner Tochter und sage ihr, der Herr habe uns Allen (?!) den Wermuthsbecher trinken lassen bis auf die Hefen; jetzt hoffe ich, wird er mir den Freudenbecher reichen; 6, 133: Dem Indianerhäuptlinge die Hand reichen. Im Mh. hat reichen auch die Bedeutung erreichen, holen. S. Wack. 685, 30; 940, 13. Aehnlich zureichen und hinreichen. So sagt Rabener (Kleider machen Leute): Er war sehr unzufrieden, daß der Sammt nicht zureichen wollte, den hochwürdigen Bauch auszubilden. Und Chamisso B. 5 S. 187: Mit 10,000 Mann Infanterie, deren 4000 zum Kriegsdienst in der Festung hinreichten; Wachsm. 5, 293: Die über Manneshöhe heraufreichende eichene Vertäfelung der Wände.

Rûmen, entspricht im Mh. dem lat. cedere, z. B. Wack. 294, 25: Wir solden ungevangen wol rûmen dize lant; wie im Nh.; Ich räume dir diesen Platz, cedo tibi hunc locum; Wack. 261, 19: sie muozen mit scanden von uns hinne rûmen (hinc cedere).

Schweigen, nh., trans. und intrans., Grimm Mythologie S. 226 und 225*): einen schweigen; S. 142 u. S. 216: geschweigt; Pyrker Tunisias (St. und Tüb. 1832) S. 190: das Roß schweigen. Doch geht die trans. Bedeutung in schwacher Form wie sweigen mh., die intr. in starker, wie im Mh. swigen.

Shiezen, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 495, 37: do nam der helt guot den gêr den si geschozen; dann auch in den vorigen §. hineingehörend 415, 37: swer aber dem sîn maere schiuzet etc. 735, 19: daz bluot schôz harte verre; Luth. Ps. 18, 15: Er schoß seine Strahlen; Prätzel 1, 72: In Strömen schoß der Regen vom dunkeln Himmel herab; Wachsm. 5, 142: in einem pfeilschnell über das Eis dahin schießenden Schlitten; 281: des schnell dahin schießenden Wagens; 374: wie ein Blitz schoß es durch die Seele des Jünglings, daß ꝛc.; 6, 66: der edle Renner schoß, wie ein Pfeil vom Bogen saust, in seiner Bahn dahin; 92: Wenn das Volk mit der Schnelle des Condors von der eisigen Höhe herabschießt; F. L. Stollb. bei Schwab 1, 391: Er schoß Geßlern vom Pferde herab; Chamisso 3, 260: Ich schieß ihn nieder; Spee (Trutznachtigall, Ausg. von Junkmann und Hüppe, Coesfeld 1841) S. 212: Perlen ihm von Augen schießen, schießen hin ins grüne Gras; L. Stollb. b. Kehrein, S. 362: die Sonnenfliege schießt auf ihren Raub; Chamisso (2. Aufl. 1842) B. 5, S. 132: Dolchgleich wird er schießen von sich die Wundernase; Engel: Herr von Quöch fiel plötzlich in eine Raserei, worin er ein geladenes Pistol erhaschte und sich über dem rechten Auge eine Kugel durch den Kopf schoß. Hirscher (Moral 2. Aufl.) B. 3, S. 304: Das Unkraut schießt neben dem Weizen empor; Hirscher (Geschichte Jesu) S. 157: Es schoß bald auf.

Auch schicken gehört hierher. Im Mh. heißt es Wack. 854, 2: Wa diu natûr verirret ist, waz schikt da hôher pfaffen list, und 544, 15: dô schihte er die andern für, Bedeutungen, die auch im Nh. vorkommen.

Stozen, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 514, 15: si begund ir tohter bliuwen unde stôzen; auch 646, 27: er stiez hern iwein einen stôz; 463, 40: nu was doch daz von sînem gebote, daz daz schifelin hie her stiez. G. Förster bei Schwab 452: Ueberall stoßen wir auf Organisationen ꝛc.; Heilbronner bei Kehrein (Lesebuch 1850, Lpzg.) S. 81: Jeden Augenblick stößt man auf Springer ꝛc.; es wäre nöthig Augen hinten und vorne zu haben, um nicht ewig umgerannt und gestoßen zu werden. Daß eine andere sprachliche Anschauung, als die in diesem §. vorgeführte, hier zu Grunde liegen kann, ist offenbar. Anstoßen ist ähnlich im Nh. trans. und intrans., z. B. den Fuß an einen Stein anstoßen und im Sprechen anstoßen.

Zustoßen, nh. trans. und intrans., Sailer Thom. von Kempen S. 481: Leiden, die ihm von andern gleichsam hinter dem Rücken zustoßen; daneben: Ich stoße dir die Kugel zu.

Strichen, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 835, 22: Der sich an den alten kessel strichet, der wirt gern rômig; 365, 33: daz hiez si an in strichen; 646, 1: si liezen ritterlichen gein einander strichen; das Schiff streicht durch die Wellen (bekanntes Lied); Wachsm. 5, 250: Es begann ein leiser Luftzug über die Fläche daher zu streichen; 251: Eine leichte Kühle streicht über das Meer. Wackernagel irrt also, wenn er in seinem Lexikon zum Lesebuch meint, das Wort werde in letzter Bedeutung nur (?) reflexiv gebraucht. Chamisso 3, 193: Er streichet die Geige; Forster bei Kehrein (deutsches Lesebuch, Lpzg. 1850, S. 69): Der Nord- und der Ostwind stürzen sich, wenn sie über jene erhabene Fläche herstreichen, nicht geradezu herab. Ueber die zu Grunde liegende sprachliche Anschauung muß ich indeß dasselbe bemerken, als bei „stoßen“.

Stürzen, nh., trans. und intrans., Prätzel 1, 314: Er stürzte fort. Der wilde Wahnsinn trieb ihn von einem Berge zum andern. Bald schien in verzehrender Gluth sein Gehirn zu vertrocknen; Wachsmann 5, 127: „Gnade!“ schrie der Eunuch, auf die Knie stürzend; das. 128: der Verzweifelnde stürzte sich von der Höhe des Thurmes . . ., endlich stürzte der Thurm unter fürchterlichem Krachen; 142: ein aus dem Hause stürzender Mann; 162: mit demselben Ausrufe stürzten mehre Lakaien in das Zimmer; 280: die Zügel rissen, und zwischen den zur Seite geschleuderten Bedienten und dem vom Bocke stürzenden Führer jagte der Wagen mit den geisterbleichen Frauen in Sturmeseile über die bahnlose Fläche; 6, 368, ein heftiger Windstoß stürzt sie in den Abgrund; Shakesp. Coriolan 3, 1: Bringt ihn auf den Tarpejischen Felsen und stürzt ihn von da hinab in die Vernichtung; Steffens (Was ich erlebte) B. 1, Breslau 1840, S. 194: Da stürzte der arme Mensch zerstört in die Stube und vermochte das Glück, was ihm geworden, kaum zu fassen. Körner, 3. Ausg. 1847,

B. 1, 212: Da stürzt ihn der Schwindel hinunter; 217: Schon stürzte vor euch ein Wackerer hinab; 218: Das Roß stürzt nieder.

Umstürzen, nh. trans. und intrans., Göthe bei Schwab 1, 355: Die Figuren umzustürzen; daneben: Die Götzenbilder stürzten um.

Steken, mh. und nh., trans. und intrans., Wacker. 934, 36: die hettent vornân knöpphe und nôlden dar in gestecket; 588, 18: si stekent in der schanden kloben; Prätzel 1, 28: Zwei Pistolen, die er im Leibgurte stecken hatte, kamen zum Vorscheine; 2, 340; er steckte den Brief zu sich; Wachsm. 5, 10: In der Brust der am Eingange aufgestellten Schildwacht steckte ein arabischer Dolch; 107: Die Waffen der Helden, die Fugen der Rüstungen steckten voller Pfeile; 149: Wachskerzen, die in zierlichen, gleichfalls aus Eis geschnitzten Leuchtern steckten; 173: Peter steckte dem Holländischen Gesandten mit kaiserlicher Hand und eigenem Löffel oder eigener Gabel unaufhörlich in solcher Menge ausgesuchte gute Bissen in den Mund, daß der gute Holländer die Vorboten eines nahen Endes zu verspüren glaubte; 6, 118: Das Haus in Brand stecken; 321: Der im Gürtel steckende Dolch; Kl. Brentano (die 3 Nüsse): Er steckte eine doppelte Pistole zu sich.

Chamisso 5, 145: Es ist ein Buch, worin etwas steckt; Spee 230: Nun er in Aengsten stecket; Rabener (Kleider machen Leute): Unter der Bank stack ein großes Packet; — noch betrübter ist es, wenn die prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbiger gesteckt, überleben; Lessing (der Knabe und die Schlange): und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. [Das nicht sehr gebräuchliche starke Imperfect ist wol nur intransitiv.]

Reißen, nh., trans. und intrans., die Zügel rissen, s. unter „stürzen"; Wachsm. 6, 182: Die Dornenkrone aus dem Kelche der Passionsblume reißen; 185: Den wohlverdienten Lorbeer von fremdem Haupte reißen; 326: Ein Blatt aus seinem Portefeuille reißend.

Ausreißen. Shakesp. Coriolan 4, 5: Jedes Wort hat aus meinem Herzen eine Wurzel der alten Feindschaft ausgerissen; Kleist bei Campe: Die Einbildung spornt seine Triebe; wie Rosse reißen sie aus.

Zerreißen, trans. und intrans., Spee 138: Er thut mit stolzer Wolkenstimm' die Luft in Zorn zerreißen; Schubart a. a. O., B. 2, S. 310: Die Himmel zerrissen und nahmen ihn (Christus) auf; Luth. Mark. 2, 22: Niemand faßt Most in alte Schläuche, anders zerreißt der Most die Schläuche; 14, 62: Da zerriß der Hohepriester seinen Rock; 15, 38: Und der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke.

Einreißen, trans. und intrans., Wachsmann 5, 111: Bald rissen Hunger und Seuche auf eine furchtbare Weise im Heere der Christen ein: Prätzel 2, 163: Zerrüttung und Unordnung im Hauswesen, welche bei dem Müller eingerissen waren; Luth. Pred. 4, 12: Eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei. Daneben: Das Haus einreißen; ein Stück Papier einreißen.

Abreißen, trans. und intrans., Luth. Jer. 22, 24: Wenn Hanja

ein Siegelring wäre an meiner rechten Hand, so wollte ich dich doch abreißen; daneben: Der Riemen riß ab.

Aufreißen, Hagedorn: Die Thür wird aufgerissen; — die Wunde reißt von neuem auf — (bei Campe, Klopstock).

Rollen, nh., trans. und intrans., Maler Müller B. 1, S. 371: Das Haupt rollte zu Werners Füßen; Prätzel 1, 301: Schon rollen meine Thränen aus meinen Augen; 2, 175: Dem Alten rollten unaufhaltsam die Thränen über die Backen; Wachsm. 5, 280: Der Donner rollte stärker; 6, 109: Wie zwei blitzende Kugeln rollten die dunklen Augen in ihren Höhlen; 221: Der Wagen rollte in einen Seitenweg; 281: in herabrollender Bewegung; 283: als Blutstropfen längs der Brust herabrollten; Voß Odyssee 5, 257: die rollende Fluth; Göthe bei Schwab 1, 356: Achatkugeln, welche an den goldenen Spießen herumrollten; Bürger (Lied vom braven Manne): Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis, und rollten gewaltige Felsen Eis.

Treiben, nh., trans. und intrans., Wachsm. 5, 234: Dann erhob sich ein Ostwind, der ganze Schneewolken über die Fläche trieb; 239: Seht ihr denn nicht, wir treiben; 242: Immer mehr treibt uns der Wind in die offene See; 245: Ein Kanal spiegelglatten Wassers, in dem nur hie und da eine Eisplatte langsam herumtrieb; 253: Die Scholle soll, so lange sie beisammen hält, mit Mast und Segel auf dem Wasser treiben; 6, 161: Eine Räuberbande, die dort ihr Wesen treibt; 261: Der Lebenskahn des Dichters trieb auf dem weiten Ocean des Lebens; 329: Wer dort sein Wesen treibt; Spee, S. 222: Die Nacht mich treibet heim; Wachsm. 5, 252: Einer vorbeitreibenden Scholle freie Bahn geben.

Hervortreiben, auch intrans., Göthe bei Schwab 1, 352: Weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen; daneben: Der warme Boden treibt die Keime rasch hervor.

Wälzen, nh., trans. und intrans., Chamisso 5, 190: Andere Corps hatten Abgeordnete in das Commandantenhaus gesandt, den Fluch der Feigheit schwer auf die Schuldigen zu wälzen; Maler Müller 1, 359: Geknirsch Getroffener, Niedergehauener, dem Tode Entgegenwälzender; Kind bei Kehrein S. 304: Düster glüht ihr wälzend Aug'. — Kind gebraucht in derselben Ballade (der Löwe) auch „bäumen" intrans.

Ziehen, zien, mh. und nh., trans. und intrans., Wack. 484, 24: Sîfrit der küene ein ros zóch ûf den sant; 231, 25: dar zût daz lût (=liut) ubir al; Wachsm. 5, 7: Sie suchte die Häupter der Gebirgsvölker vom Libanon und Sinai in das gemeinschaftliche Interesse zu ziehen; 181: Der Kaiser, dem eine Wolke des Unmuths über die Stirne zog; 271: Als euer Vater aus Europa zog; 6, 25: Grundsätze zu Rathe ziehen; 248: Ich etablire die Bierbrauerei ... Glauben Sie nicht, daß es ziehen würde? 271: Das wäre eine tour de force, die ungemein ziehen müßte; Luther Daniel 11, 9: Und wenn er durch desselbigen Königreich gezogen ist, wird er wiederum in sein Land ziehen; Voß Iliad. 19, 139: Zeuch in den Kampf

und treib' auch die andern Völker; Göthe bei Schwab 1, 355: Sie zog mich an ihre Seite.

Nachziehen. Schubart, B. 2, 116: Er hat Enkel nachgezogen; Chamisso 3, 363: In deines Kieles Gleise ziehn sie wunderbarer Weise ihrem Mörder drohend nach.

Aufziehen. Chamisso 5, 120: Indeß ich meine Parade aufziehen ließ; Luth. Ephes. 6, 4: Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Entgegenziehen. Maler Müller 1, 29: Da zogen einem immer die süßesten Gerüche entgegen; daneben: Sie zogen ihm den Wagen entgegen.

Davonziehen. Maler Müller 1, 366: Ihr Wolken! Ziehet meinen besten Herrn davon! Daneben: Die Pilger zogen davon.

Einziehen. Präzel 2, 165: Sichere Kundschaft einziehen; Luth. Sirach 29, 34: Mein Bruder ziehet zu mir ein; Musäus (Ulrich mit dem Bühl): In diesen Schlössern zog er aus und ein.

Zurückziehen. Wachsm. 5, 160: sich vom Gewühle des Hofes zurückziehen; daneben: er zog in seine Heimath zurück.

Verziehen ist auch zögern und wegziehen und verkehrt erziehen. Schiller (Parasit Aufz. 3, Auftr. 4): Ich kann die Papiere gleich holen, wenn Sie so lange verziehen wollen.

Fortziehen. Wachsmann 5, 277: eine zur Rechten fortziehende, mächtige Gewitterwolke, welche zuckende Blitze in sich trägt; daneben: die Ochsen zogen den Wagen fort.

Ausziehen. Havemann 2, 389: Gegen Slaven und spanische Araber sehen wir die Friesen gerüstet ausziehen; Luther, 1 Mos. 37, 23: Als nun Joseph zu seinen Brüdern kam, zogen sie ihm seinen Rock aus; 28: Und da die Midianiter vorüber reiseten, zogen sie ihn heraus aus der Grube; 2 Mos. 15, 9: Ich will mein Schwert ausziehen; Kl. Brentano (Gockel rc. 1838) S. 249: Wir zogen hinaus in den grünen Maien; Schubert b. Kehrein S. 45: Conrad ist so glücklich, die Flasche herauszuziehen.

Teipel.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Ueber die Etymologie des deutschen Adverbiums schon

und den

Ausdruck seines Begriffs in andern Sprachen.

[Zu vergl.: Ueber Bedeutung und Gebrauch des Wortes Actual. Archiv B. IX., H. 2.]

Band 7, Heft 2 und 3 des Archivs enthält eine „Etymologische Lese aus dem Plattdeutschen". Dieselbe beginnt mit der Ableitung des Adverbiums schon, indem es heißt: „Die Ableitung des hochdeutschen Adverb schon von schonen, womit auch schön zusammenhängt, liegt sehr nahe (??); aber die Bedeutung dieser Partikel scheint der Ableitung entgegen zu stehn. Nach derselben muß es ursprünglich die Integrität eines Umstandes oder eines Ereignisses bezeichnet haben, der Gebrauch hat ihm aber diese Bedeutung zugewiesen, daß dadurch bezeichnet wird, es sei etwas früher eingetreten als erwartet wurde. Das plattd. all bietet dazu eine vollständige Analogie. Nach seiner unverkennbaren Abstammung von alles muß es ursprünglich Vollständigkeit bezeichnet haben; es wird aber eben so auf die Zeit übertragen, wie das hochd. schon. Man sagt plattd.: „Klock is all tein", es ist schon zehn Uhr."

Dazu möchte ich hier, zur Steuer der Wahrheit, Folgendes bemerken. Es kann für nichts als eine sinnliche Täuschung gelten, wenn der Verf. glaubt, daß schon von schonen abzuleiten sei — im Allgemeinen liebt der schaffende Sprachgeist überhaupt nicht, seine Bildungen so handgreiflich vorzulegen, namentlich da, wo es sich, wie in unserm Fall, um das Mysterium des Schaffens selbst, oder des Entstehens und Werdens handelt — es kann, sage ich, diese Annahme nur eine sinnliche Täuschung sein, weil der Grundbegriff des Adverbiums schon, welches in Verbindung mit einer Gegenwart oder Vergangenheit vollkommen unserm bereits entspricht, durch-

aus nichts mit schonen gemein hat, welches vielmehr mit schirmen, schreinen, schützen zusammenhängt, wie lat. parcere, franz. épargner, mit ferchen, bergen. Es muß darum einmal die wahre Ableitung von schon eine ganz andere sein, und dann darf auch der Gebrauch oder die Bedeutung dieser Partikel der Ableitung nicht „entgegen stehn". Es stammt aber das Adverbium schon zunächst von geschehen, von der Wurzel scah, d. i. gehen (ahd. kan oder kankan). Die transitive Bedeutung von gehen aber ist hervorgehen oder geschehen machen, ausüben, vollbringen, wie wir es noch in begehen sehen, als eine That, eine Handlung, ein Verbrechen begehen. Im Altdeutschen hat kan (kankan) an und für sich selbst oft die Bedeutung hervorgehen machen, bearbeiten, besonders den Acker bestellen; daher acherkanc, Ackerbau, pikankan (pigangan), bebauen. Dies führt uns weiter auf Weltbau, das Weltganze, Weltall, und so auf die Urbedeutung von ganz und all, die aber eben keine andere ist als gehend, ausgehend (d. i. er- oder urhebend), wallend; franz. allant und bouillant, gehend, erhebend, aufwallend; womit zusammenhängt wollend und waltend*), d. i. urhebend, urmächtig, stark, kräftig seiend; lat. valens; deutsch wohl; englisch well**). Zu demselben Resultate führt uns das engl. Adverbium quite, ganz, von quitter, verlassen, trennen, scheiden, so daß also quite ursprünglich geschieden, gegangen, los***), für sich: ganz, völlig bedeutet; eben so ist lat. totus,

---

*) Noch jetzt setzt die Sprache im feierlichen Ausdruck beide für gleich, z. B. das walte Gott, für das wolle Gott. Dahin gehört auch Wahl von wählen, d. i. urspr. emporheben, erheben (wie den Feldherrn auf dem Schlachtfelde), so auch ahd. wal, der Haufe der Erschlagenen in der Schlacht; und die Walküren, „die über des Volkes Leibern Schwebenden und Kiesenden". — Nahe liegt auch hier aus der Schöpfungsgeschichte — und der Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. Man vergleiche überhaupt mit dieser ganzen etymologischen Untersuchung das erste Kapitel des ersten Buches Mose.

**) Daher auch well zugleich einen Brunnen bedeutet, vom Aufwallen des Wassers.

***) So ist im Schweizerischen Dialekt ein toller Mann, ein toller Prediger, eine tolle Jungfer so viel als ein ganzer, tüchtiger Mann ꝛc., eine schöne Jungfer, zu beziehen auf lat. tollere, erheben. — Wen es interessirt, vergleiche hier die Etymologie von To Travel und Travail in dem Aufsatze: Studien zu Shakespeare's Macbeth, Archiv B. VIII., H. 3.). Man wird finden, daß sich hier die Begriffe überall berühren, weil es sich eben in beiden Fällen um ein Er- oder Entstehen, Hervorbringen handelt. Können, ahd. chunnan, heißt ursprünglich hervorbringen.

gothisch thiut, urspr. gut; gut aber urspr. das, was geht, angeht, fortgeht, so wie uns wiederum lat. bonus, altlat. duonus, auf δύναμαι, bin urmächtig oder kräftig, stark, kann, vermag ꝛc. zurückführt. Aus dem allen erhellet, daß der Begriff des Gehens (kan) den des Erhebens sowohl, was sich von selbst versteht, als den des Urhebens, Hervorbringens (Könnens) in sich schließt, und daß, wie ganz und schon sich gelegentlich in ihrer Bedeutung berühren, sie auch in ihrer ursprünglichen Wurzel zusammenfallen, beide von gehen, hervorgehen, geschehen. Denn Ausdrucksweisen wie „es, oder das, ist schon gut, schon recht", wo das schon unserm ganz entspricht, wollen nichts sagen als: das und das mag als oder für gut (recht) gehen, passiren, gelten, oder das und das mag für geschehen, für abgemacht gelten. — Es bezeichnet also schon, in der Gegenwart oder der damit zusammenhängenden nächsten Vergangenheit (Perfect), das was eben vor sich geht oder geschieht, oder was eben vor sich gegangen oder geschehen ist; z. B. er kommt schon, er schreibt schon; er ist schon da, er hat schon geschrieben; in der entferntern oder bezüglichen Vergangenheit (Plusquamperf. und Imperf.) das was bereits vor sich gegangen oder geschehen war, als ein Anderes eintrat; z. B. er war schon da, er hatte schon geschrieben, als ich kam, d. h. sein Dasein u. s. w. war ein bereits vor sich Gegangenes oder Geschehenes in Bezug auf mein Kommen. Es wurde gleich anfangs gesagt, daß dieses schon der Gegenwart und Vergangenheit, seinem Begriffe nach, vollkommen unserm bereits, engl. already, allbereits, entspricht, wobei hier nur noch erinnert werden mag, wie wiederum dieser Begriff recht augenfällig auf eine Kraftäußerung, ein Wirken, in Bewegung setzen, hinweist, und daß unser schon, wie unser bereits, im Englischen darum auch durch actually (v. agere) wiedergegeben werden kann. Andere Sprachen, wie die lateinische, italienische, französische, drücken diesen Begriff unseres schon oder bereits mit jam, già, déjà aus, und auch diese Adverbien haben wohl ihre Wurzel in eo, ire, goth. iddjan, gehen, zu suchen, worauf auch unser je, jenseit, jener und engl. yon, yond, yonder (d. i gone) hinweisen. — Auf die Zukunft bezogen, oder mit einem Futurum, gebrauchen aber jene Sprachen, so wie auch die englische, für unser schon ganz andere Bezeichnungen; Sätze z. B. wie „er wird schon kommen, es wird schon gehen, wird sich schon machen" — drückt

die französische Sprache nie mit déjà, sondern mit bien u. drgl. aus, eben wohl weil ein Gehendes oder Vergangenes, Geschehenes nicht zugleich ein Künftiges sein kann. Indeß schließt, von der andern Seite, die Gegenwart immer zugleich die Zukunft in sich, oder aber, es läßt sich von der Gegenwart und Vergangenheit, als von einer gewissen und festen Grundlage, die Zukunft sehen, schauen, wissen; und so führt uns unser schon von dem Begriffe gehen, scheiden zu dem von schauen, sehen, und ist so allerdings verwandt mit schön; denn schauen heißt urspr. klar oder hell sein, schimmern, scheinen; schön aber ist, was schimmert, scheint. Wie aber schon, in Verbindung mit Vergangenheit und Gegenwart, einem bereits entspricht, so entspricht es, in Verbindung mit der Zukunft, einem gewiß, und wie gewiß ein Wissen, so setzt denn schon ein Schauen voraus, so wie die lateinische Sprache, in diesem Sinne, unser schon auch mit videlicet, scilicet, i. e. videre, scire licet, ausdrücken kann. Dazu stimmt auch das lat. certus, theils von cernere, scheren, theilen, trennen, scheiden — schauen, sehen, theils von καρτερός, hart, fest. Es bezeichnet also, um es noch kurz zusammen zu fassen, unser schon, in Verbindung mit Gegenwart und Vergangenheit, ein eben vor sich Gehendes oder Vergangenes, ein Geschehendes oder Geschehenes; in Verbindung mit der Zukunft, ein als (aus der Gegenwart) gehend oder scheidend Geschautes, oder ein als geschehend Geschautes und drückt so sowohl Entschiedenheit, festen Willen*), Gewißheit, Bestimmtheit, als Schein, Anschein, Wahrscheinlichkeit, Vermuthung aus.

Es ist oben bemerkt worden, daß unser schon, in der Bedeutung von bereits, im Englischen auch durch actually wiedergegeben werden kann. Ueber Bedeutung und Gebrauch dieses Wortes habe ich in einem frühern Aufsatze ausführlich gesprochen, komme jedoch hier gelegentlich darauf zurück, weil es sich dabei um Berichtigung eines Irrthums handelt, der bei uns fast allgemein zu werden droht, nämlich, daß das englische Adverb actually auch so viel als now oder at present, d. i. jetzt. bedeute. Ich finde diesen Irrthum nicht

---

*) Z. B. ich will ihn schon kriegen; er soll es schon büßen ꝛc.

nur in allen unsern neuern*) deutsch-englischen Wörterbüchern, die, mit Hrn. Flügel zu reden, auf dem „praktischen Standpunkt" stehen, sondern auch z. B. in der auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machenden engl. Grammatik von Heussi, wo auf Seite 40, unter den Adverbien der Zeit, neben „now, jetzt", auch „actually, gegenwärtig, jetzt" verzeichnet steht. Für die Leser des Archivs brauche ich kaum zu bemerken, daß auch erst neulich Hr. Dr. Felix Flügel in diesen Blättern selbst zu beweisen gesucht hat, daß actual, actually in „unzähligen" Fällen in der Bedeutung von „jetzt, gegenwärtig" gefunden werde. Es ist daher, von unserm Standpunkte aus, der Gegenstand wohl wichtig genug, daß man mir erlauben wird, hier noch gelegentlich und schließlich darauf zurückzukommen, um das wahre Verhältniß der Sache möglichst noch mehr aufzuklären.

Da actually, wie unser schon oder bereits, seiner Abstammung nach (v. agere) ein in Bewegungsetzen, Vorsichgehen, Fortgehen, Geschehenmachen, Thun, kurz eine Thätigkeit bezeichnet, — wodurch es sich von already unterscheidet, das mehr zuständlich gebraucht wird, oder etwas als bloße Thatsache angiebt — so entspricht es in keinem Falle unserm jetzt und kann nie damit übersetzt werden; denn jetzt, obwohl ursprünglich auch von gehen abzuleiten, drückt kein Vorsichgehen, Fortgehen aus, und somit auch keine Thätigkeit, sondern vielmehr ein gehemmtes, so zu sagen gestundetes Gehen, d. i. ein Stehen, wie seine passive Participialform und das verlängerte (veraltete) jetzo, jetzund (mhd.

---

*) In den ältern und alten findet sich diese Bedeutung von actually nicht; z. B. in Ebers ist noch keine Spur davon, eben so wenig als, wie schon früher bemerkt, in einem engl. Originalwerke. Bailey-Fahrenkrüger hat sie jedoch schon, und möglicherweise ist sie aus einem ältern französischen Wörterbuche zu uns gekommen, z. B. Boyer. Dieser, ein Emigrant, der bekanntlich weder französisch noch englisch verstand (aber über ein Jahrhundert großes Ansehn genoß, könnte wohl actually und actuellement für gleich gehalten haben. Indeß ist es nur Gerechtigkeit, zu bemerken, daß wenigstens die neuern französ.-engl. Wörterbücher von diesem Irrthume frei sind. Auch will ich damit keineswegs behaupten, daß der Schnitzer nicht eben so gut zuerst von deutscher Seite gemacht sein kann; denn wie der eminent praktische Michel bekanntlich mehr als andere Völker in fremden Sprachen — macht, doch aber durchaus nicht immer sehr gründlich unterrichtet ist, so sudelt und pudelt darin verhältnißmäßig auch Niemand mehr als gerade er.

jezunt) beweist, und wie auch Stunde ursprünglich einen Halt- oder Grenzpunkt (in der Zeit) bezeichnet, dem vollkommen das lat. hora (*ὥρα*) d. i. jede bestimmte Zeit (wohl zusammenhängend mit *ὁρίζω*, begrenze) entspricht. Es bezeichnet demnach jetzt ein bestimmtes, abgegrenztes Quantum oder Maß der gehenden Zeit, d. h. es bezeichnet die Gegenwart im Gegensatz zur Vergangenheit und Zukunft; wie im Englischen now oder at present, im Gegensatz zu past oder future. Nie verträgt aber actually, im guten Englisch, einen solchen Gegensatz, eben weil es nie jetzt bedeutet, mit dem Begriff einer bestimmten, begrenzten oder abgeschlossenen Zeit. Dagegen kann actually ganz gut bisweilen mit eben übersetzt werden, weil eben, von ewa, Zeit, stammend, die Aufeinanderfolge des Seins, das Fortgehen*) der Zeit bezeichnet, ohne den Begriff einer bestimmten Begrenzung**). Und dies ist, wird actually als Adverbium der Zeit genommen, der eigentliche und wahre Unterschied zwischen now oder at present und actually. Man betrachte mit Aufmerksamkeit z. B. folgende drei Sätze aus drei verschiedenen Schriftstellern, als: It may at first sight seem strange that society, while constantly moving forward with eager speed, should be constantly looking backward with tender regret. But these two propensities, inconsistent as they may appear, can easily be resolved into the same principle. Both spring from our impatience of the state in which we actually are. [Macaulay, Hist. of Engl., Chapt. III.] Oder: Let him (the reader) look along that blind road, by which I mean that track so slightly marked by the passengers' footsteps, that it can but be traced by a slight shade of verdure from the darker heath around it, and, being only visible to the eye when at some distance, ceases to be distinguished while the foot is actually treading it. [Scott, Astrol. Vol. II, Chapt. I.] Oder endlich: And while

*) So wie auch actual bisweilen mit laufend übersetzt werden muß; z. B. the actual business of a farm, sind die laufenden Geschäfte einer Landwirthschaft.

**) Es wird unser eben allerdings auch oft so gebraucht, daß es eine solche bestimmte Begrenzung der Zeit bezeichnet, also für jetzt steht, dann kann es aber im Englischen nie mit actually ausgedrückt werden; z. B. ich habe ihn so eben gesehen, er ist eben gekommen, kann im Englischen nur heißen: I have seen him just now, etc.

these beacons distinctly proclaimed where the vessel actually was, a pale shining stream of light issued from her keel, which, for a ship's length or two, told fainter and fainter where she had been. [The Bubbles. The Voyage.] In diesen drei Beispielen, und so in allen ähnlichen, wobei ich bemerke, daß actually verhältnißmäßig nur selten in dieser Bedeutung gefunden wird, kann das fragliche Wort, aus dem angegebenen Grunde, unmöglich mit jetzt übersetzt werden, ohne den richtigen Sinn dieser Sätze völlig zu verrücken. Bei Macaulay z. B. ist der Sinn: die Menschen ertragen (zu jeder Zeit) schwer den Zustand, in dem sie eben sind, (nicht jetzt oder jetzt wirklich sind, was Unsinn wäre). Bei Scott: die Straße hört auf deutlich gesehen zu werden, während der Fuß sie eben betritt, eben wirklich betritt (nicht etwa jetzt betritt). Eben so in den Bubbles und in allen Fällen, wo actually mit eben, eben wirklich übersetzt werden kann und muß. Steht dagegen eine bestimmte Zeit als Gegenwart in Frage, eine Gegenwart abgegrenzt und unterschieden von Vergangenheit und Zukunft, so kann actually nicht gebraucht werden; man kann also nie z. B. damals und jetzt im Englischen durch then und actually wiedergeben, sondern muß es durch then und now thun, then und at present; und so now and formerly, now and afterwards etc. Daher können auch „jetzt lebende Schriftsteller" im Englischen durchaus nicht „authors actually living" sein, sondern now living, denn sie sollen von früher und später lebenden unterschieden werden. Authors actually living können nur wirklich lebende, d. i. nicht todte oder verstorbene Schriftsteller sein. So verstand ich auch in meinem frühern Aufsatze und mußte verstehen den englischen Titel des bibliographischen Werkes von Reuß, da mir der deutsche Titel: „Lexicon der jetzt lebenden Schriftsteller rc." nicht gleich im Gedächtniß oder zur Hand war. Wenn daher Hr. Flügel gerade diese völlig mißrathene, gewiß von keinem Engländer herrührende Uebersetzung des Titels des Reuß'schen Werkes als Beweis aufführt, daß actually in der Bedeutung von jetzt gefunden werde, so beweist dies eben nur seine totale Unkenntniß der Sache. Daß aber Hr. Flügel diese Uebersetzung für richtig halten und sogar als Beweis anführen konnte für seine Auffassung des Wortes actually, wird Niemand befremden, der damit eine Stelle aus einem wirklich englischen Originale vergleichen will, wo das Adjectiv actual gebraucht ist, und zwar

sehr richtig gebraucht ist, von Hrn. Flügel aber völlig unrichtig in der Bedeutung von present oder jetzig, gegenwärtig, verstanden wird. Es ist dies die schon in meinem ersten Aufsatze widerlegte Stelle aus dem Athenäum [Archiv B. 7, H. 1, S. 75], wo Friedrich der Große mit Beziehung auf die Zeit, wo er noch Kronprinz war, the actual king genannt wird, worunter aber Hr. Flügel den „jetzigen, dermaligen“ König versteht, im Gegensatze zu dem „frühern, todten“ Könige. Daß es sich aber in jener Stelle nicht um den jetzigen (present) König handelt, im Gegensatz zu einem „frühern, todten“, sondern um den wirklichen König, den actual king, im Gegensatz zu dem Kronprinzen, wird Hr. Flügel nunmehr wohl selbst einsehen und zugeben. Aus diesem allen aber geht ja wohl klar und unwiderleglich hervor, daß bei actual der Begriff thatsächlich, wirklich der überall zu Grunde liegende, nächste und vorherrschende ist, keineswegs aber der von gegenwärtig, jetzig; und daß, wenn ich aus den obigen drei Beispielen erwies, daß actually in gewissen seltneren Fällen mit eben übersetzt werden kann, daraus nicht folgt, daß es eben so auch mit jetzt wiedergegeben werden, oder aber unser jetzt gleichbedeutend mit actually sein kann. Im Gegentheil, wer jene Stellen nochmals sorgfältig überlesen will, wird finden, daß auch dort der Grundbegriff von actually immer wirklich ist und daß es sogar am besten mit „eben wirklich“ übersetzt werden muß. Wenn daher Hr. Fl. aus „praktischen Beispielen“ darzuthun versucht — man sehe gleich die erste Seite seines Artikels über das Wort actual — „daß actual, actually im Englischen unzähligemal (!) so gebraucht wird, daß eben die nächste deutsche Uebersetzung die durch gegenwärtig, dermalig, jetzig (dermalen, jetzt), nicht aber durch wirklich, thatsächlich ist“ —, so wird jeder unbefangene Leser aus dem so eben und früher Bemerkten ersehen, was er davon zu halten hat. Wenn aber unmittelbar darauf Hr. Fl. hinzusetzt: „es ist allerdings nicht zu läugnen, daß dieser letzte Begriff (wirklich, thatsächlich) immer mit in dem andern enthalten ist, und darin liegt eben der Unterschied dieses Wortes von dem Worte present“ —, so ist dies eben eine völlig falsche Auffassung und Unterscheidung beider Wörter; denn die gegebene Erklärung und Unterscheidung könnte ganz so gut auch umgekehrt gemacht werden und würde ganz eben so richtig, d. i. eben so falsch sein. Ist z. B. der present king of Prussia nicht zugleich auch der wirkliche (actual) König dieses Landes?

Ist also nicht vielleicht auch in present der Begriff von actual immer zugleich mit enthalten, wie in actual der von present? Im Französischen, allerdings — und dies ist eben der Ausgangspunkt unserer Frage — nicht aber im Englischen. Man sieht daraus, daß Hr. Fl. gleich von vornherein von ganz falschen Principien ausgeht, so wie denn sein ganzer Artikel über das Wort actual auf hohler Speculation und vager Theorie beruht, die auf den wirklich englischen, guten und factischen Gebrauch dieses Wortes keine Anwendung findet. Soll ich aber zum Schluß und zum Behuf eines künftigen, nicht bloß praktischen engl. Wörterbuchs die Bedeutungen des Wortes actually noch einmal zusammenfassen, so sind es diese: der That nach, in der That, wirklich, eben wirklich, bereits, bereits wirklich, schon, wirklich schon, bereits schon. Mit einer dieser Bedeutungen ist actually im Deutschen jederzeit zu übersetzen, nie aber mit jetzt, gegenwärtig. Werfen wir aber dabei einen Blick auf unsere deutsch-engl. Wörterbücher, so werden wir finden, daß außer „wirklich, in der That" keine einzige dieser Bedeutungen des Wortes gegeben ist, so daß man vermuthen muß, daß alle übrigen mit „jetzt, gegenwärtig" wiedergegeben werden können und müssen. Und siehe, lieber Leser, dies ist eben der gegenwärtige und wirkliche sog. „praktische Standpunkt" unserer englischen Wörterbücher.

Jena. **Voigtmann.**

Geschichte des Sommernachtstraums.

Dichtungen von so viel Phantasiegehalt, wie der Sommernachtstraum, bieten dem Leser, welcher mit Shakspeare's Dichtungen, namentlich mit seinen Komödien, nicht sehr vertraut ist, immer etwas Fremdartiges. Der große Reichthum der verschiedensten Gestalten, der schnelle Wechsel der Scenen, ist schon schwer zu überblicken; schwerer aber noch mag es sein, sich mit den seltsamen Gestalten, mit jenen „Wesen aus dem Fabelland" zu befreunden, welche als Elfen und Kobolde in Shakspeare's Sommernachtstraum sich vor unsern Augen bewegen. Unsere Zeit mit ihrem vorherrschend kritischen Charakter theilt nicht mehr den kindlich phantasiereichen Aberglauben der Vorzeit, der diese Elfen erschuf, und der Dichter, der heute dergleichen Gestalten bilden wollte, würde weder von der Volksphantasie unterstützt, noch überhaupt in seiner Thätigkeit mit freudigem Beifall begrüßt werden. Anders war es zur Zeit Shakspeare's. Dieser Dichter, der durch die eigenthümliche Größe seiner Zeit so hoch begünstigt war, daß man zweifeln kann, ob er mehr dem Geiste des Zeitalters oder seiner staunenswerthen Genialität verdankt, dieser Dichter war auch darin glücklich, daß ihm seine Zeit nicht nur große und originale Charaktere, ruhmvolle Thaten, reiche Bildung und große Empfänglichkeit für Wissenschaft und Kunst, sondern auch eine eigenthümliche Mythologie entgegenbrachte. Wenn er von Hexen, Geistern, Elfen und Kobolden dichtete, so waren diese Gestalten aus dem Glauben und Bewußtsein des Volkes keineswegs so verwiesen, wie es heute der Fall ist, und die Zuschauer seiner Dramen waren daher keineswegs befremdet, wenn auf der Bühne wandelte, was sie im Leben vorhanden glaubten.

Da in der Zeit selber der Elfenglaube im Volksgeiste noch lebhaft vorhanden war, mußte er auf einen empfänglichen Dichtergeist

auch lebhaft einwirken: was der Dichter erschuf, war daher kein künstliches, aus Reflexion entstandenes Gebilde, es stammte vielmehr aus dem Herzen der Zeit und traf daher auch auf Gemüther, die mit freudigem Interesse aufnahmen, was der Dichter in vollendeter Gestalt bot. Denn Shakspeare verhält sich zu dem Volksmythus, den er empfing, so, daß er den noch rohen Edelstein schliff und in die würdigste und reizendste Fassung brachte. Es ist daher kein Wunder, daß Shakspeare's Elfendichtung auch fortwirkte und andere Dichter in demselben Stoffe sich zu versuchen veranlaßte.

Indem wir zuerst die Volksdichtungen betrachten wollen, welche die Elfensage zum Inhalte haben, übergehen wir absichtlich, was in dieser Beziehung das Mittelalter darbietet. Denn die Verbindung der Elfen- und Feenmythologie mit dem Ritterwesen, wie das Mittelalter sie liebte, blieb Shakspeare fremd. Ihn beschäftigten mehr jene Volkslieder und Volksbücher, welche am Ende des Mittelalters und in dem Reformationszeitalter in Deutschland und in England in so reicher Fülle vorhanden sind.

Unter diesen Volksbüchern ist bei weitem das wichtigste das Leben des Robin Goodfellow, welches im Jahre 1628 unter dem Titel: „Robert Gutgesell, seine tollen Streiche und lustigen Scherze, voll ehrbarer Heiterkeit und eine geeignete Arznei gegen Melancholie" — in London erschien*). Halliwell nimmt an, daß dieses Volksbuch längst bekannt war, ehe es gedruckt wurde; sicher ist, daß die Sagen und Lieder, welche hier erzählt und mitgetheilt werden, bereits im Munde des Volkes gelebt hatten. Es ist zweifelhaft, ob Shakspeare dieses Volksbuch in der Gestalt kannte, in welcher es gedruckt erschien; aber die Betrachtung des Volksbuches kann unter allen Umständen lehren, was Shakspeare von der Volkssage sich aneignete und was er unbenutzt liegen ließ.

Das Volksbuch beginnt mit der Erzählung der Ereignisse, welche vor die Geburt des Robin fallen, eine Eigenthümlichkeit, welche wir auch in den Dichtungen des Mittelalters, im Parcival und Tristan, bei den englischen Humoristen, wie bei Dickens in seinem David

*) Robin Goodfellow; his mad prankes and merry Jests full of honest mirth and is a fit medicine for melancholy. Mitgetheilt von J. O. Halliwell, Illustrations of the fairy mythology of a Midsummer nights dream. Lond. 1845. p. 120—154.

Kupferfeld finden. Der Vater des Robin ist Oberon selbst. Der Muthwille des sechsjährigen Robin war so groß, daß er der Gegenstand beständiger Klage der Nachbarn wurde, und seine Mutter, eine Sterbliche wie andere Menschen, ihn mit Züchtigung bedroht. Er entläuft ihr, findet ein Unterkommen bei einem Schneider und macht bei ihm Streiche, wie sie das deutsche Volksbuch von Eulenspiegel erzählt, indem er die erhaltenen Aufträge wörtlich verrichtet und den Schneider in große Verlegenheit bringt. Er entläuft auch diesem; ermüdet fällt er in einen Schlaf, in welchem er seltsame Persönlichkeiten sieht und eine Musik hört, welche die Töne des Orpheus bei weitem übertrifft; erwachend findet er bei sich eine Rolle mit einer goldnen Inschrift: „Robin, mein einziger Sohn und Erbe," redet ihn darin Oberon an, „sei wegen Deines Lebens ohne Sorge; von Natur besitzest Du verschmitzte Hilfsmittel (Kunstgriffe), die ich mit andern Gaben vermehren will. Wünsche was Du willst, Du sollst es haben; und um sowohl Narren als Schelme zu plagen, hast Du die Macht, Deine Gestalt in Pferd, Eber, Hund, Affen zu verwandeln. Aber Du darfst nur Schelme und Dirnen in Harm versetzen; liebe dagegen diejenigen, die ehrbar sind, und hilf ihnen in der Noth" *). Durch angestellte Proben findet nun Robin, daß er die bezeichneten Gaben wirklich besitzt. Er begegnet auf seiner Wanderung einem groben Burschen, der ihn auf seine Frage, welche Zeit es sei, roh abfertigt; er rächt sich an ihm, indem er sich in das Pferd verwandelt, welches der Bursche auf der Weide einfangen wollte. Dieser besteigt das Pferd, wird abgeworfen und Robin läuft

*) Robin, my only sonne and heir,
How to live take thou no care:
By nature thou hast cunning shifts,
Which I'le increase with other gifts.
Wish what thou wilt, thou shalt it have;
And for to vex both foole and knave,
Thou hast the power to change thy shape,
To horse, to hog, to dog, to ape.
Transformed thus, by any meanes
Seen none thou harm'st but knaves and queans;
But love thou those that honest be,
And helpe them in necessity.
(Halliwell p. 126).

als Pferd mit ihm sogar in ein tiefes Wasser, wo er den Burschen, der fast ertrinkt, mit dem Gelächter „ho! ho! ho!" entläßt.

Robin befolgt den Grundsatz, der ihm von Oberon vorgeschrieben war: „Er liebt treue, liebende, ehrbare Männer, gute Burschen, gute Hausfrauen, gute Mahlzeit, gutes Getränk und alles was gut ist;" er läßt daher zwei Liebenden seine Unterstützung zu Theil werden, indem er den Oheim des Mädchens, einen alten Wüstling (old leacher), täuscht und dem Mädchen von demselben zehn Pfund verschafft.

Es ist charakteristisch für Robin, daß er oft des Nachts die Pächterhäuser besuchte, den Mädchen beim Hanfbrechen, Sieben, Flachsbereiten und Spinnen half. Wenn er allein arbeitet, vertreibt er sich die Zeit mit Gesang. Von seinen Streichen und Thaten wird in dem Volksbuche noch erzählt, wie er des Nachts eine Gesellschaft junger Leute auf einer Heide irre leitete, indem er vor ihnen in der Gestalt eines wandelnden Feuers einherging und beim anbrechenden Tage sie auslachte; wie er eine Jungfrau von einem Wüstling befreite; wie er einen Wucherer zu einem guten Haushalter machte, indem er in der Gestalt eines Nachtraben mit den Flügeln an das Fenster schlug und dann als Geist mit einer Fackel in der Hand warnende Worte sprach; wie er die Frau eines Webers liebte und ihr Mann die Absicht hatte, ihn zu ertränken. Auf einer Hochzeit erschien er in der Gestalt eines Fiedlers und sang und spielte, bis Licht angezündet wurde. Dann löschte er die Lichter aus, gab im Dunkeln den Männern Ohrfeigen, so daß sie, jeder in der Meinung, den Schlag von dem Nachbar erhalten zu haben, in Streit und Kampf mit einander geriethen; auch die Frauen entgingen seinen Streichen nicht; er küßte die einen, er zwickte die andern, so daß sie einander kratzten wie Katzen. Nach dem Abendessen wurde ein Milchtrank gebracht*); Robin war lüstern danach, verwandelte sich in einen Bär, und da die Gesellschaft aus dem Zimmer gerannt war, nahm er den Trank zu sich. — Er entfernte sich darauf ohne Belohnung für seine Dienste; denn der Spaß war ihm mehr werth,

*) Halliwell p. 140: Supper being ended, a great posset was brought forth; posset ist ein Trank aus Milch und andern Ingredienzen, den man vor dem Schlafengehen einzunehmen pflegte. Vgl. Shaksp. Makbeth II, 2. I have drugged their possets.

als jeder andere Lohn. Er bestrafte dann einen Küfer, weil er seine Krüge verkleinert hatte; auf Oberons Geheiß nimmt er an den nächtlichen Tänzen der Elfen Theil. Vor allem liebt er es, des Nachts umherzuwandern, mit einem Besen auf der Schulter „Schornsteinfeger" zu schreien; wenn die Leute ihn anrufen, lacht er sie aus. Zuweilen erscheint er in der Gestalt eines Bettlers, aber das Almosen weist er lachend zurück; zuweilen klopft er an die Thüren, bläst den Männern das Licht aus und küßt die Mädchen lachend. Zuweilen singt er an den Thüren Lieder verschiedener Art, wie ein Bänkelsänger, aber Belohnungen schlägt er lachend aus. Zuweilen geht er des Nachts umher in der Gestalt eines Nachtwächters*) und singt manche allerliebste Verse. Zuletzt wird in dem Volksbuche erzählt, wie Robin Nachts zu den Elfen kommt, mit ihnen tanzt und sie durch Gesänge erheitert. Dafür erzählen ihm die verschiedenen Elfen Pinch, Pach, Gull und Grim und die Elfin Sib von der Weise ihres Lebens und ihrer Thaten.

Vergleicht man den Robin des Volksbuches mit dem Puck des Sommernachtstraums, welche beide ein und dieselbe der Volkspoesie angehörende Gestalten sind, so ist leicht wahrzunehmen, was Shakspeare von der Volkssage aufnahm. Die Fähigkeit, sich in alle Gestalten zu verwandeln, die Neigung zu schelmischen Späßen und die eulenspiegelische Natur, die Gutmüthigkeit und das hilfreiche Wesen, das ihm im Volksbuche ausdrücklich zur Pflicht gemacht wird, wie die Abneigung gegen das Gemeine, die Naschhaftigkeit und das muthwillige Verhältniß zu den Frauen, die Eigenschaft des Kaminfegers — alle diese Züge theilt der Charakter des Puck im Sommernachtstraum mit dem Robin der Volkssage. Man vergleiche das Gespräch des Puck mit dem Elfen der Titania im Sommernachtstraum 2, 1. Auf den hilfreichen Charakter des Puck ist angespielt in den Worten:

> Doch wer lieb' Puck Dich nennt, Dir Liebes thut,
> Dem hilfst Du gern und es gelingt Dir gut.

In dem Hause des Theseus ist Puck geschäftig, die Flur zu fegen, ein Zug, der an die in der Volkssage an den Elfen so oft

*) Like a Belman (Halliwell, p. 147). Zu den Pflichten des Belman gehörte ursprünglich, die Schläfer zu segnen, an deren Thür er vorüberging, was oft in Versen geschah. Vgl. Nares, glossary s. v. Belman.

erwähnte Liebe zur Reinlichkeit erinnert, so wie an den andern, daß Robin im Volksbuche auftritt in der Gestalt eines Kaminfegers, mit dem Besen auf der Schulter*). Der Charakterzug des Robin, daß er Verwirrungen anzurichten liebt und dazu das Dunkel der Nacht benutzt, indem er nach dem Volksbuche die Lichter in dem Hochzeitszimmer auslöscht, findet sich unter andern Umständen auch im Sommernachtstraum, wo unter dem verhüllenden Nebel des Acheron Puck die erhitzten Nebenbuhler Demetrius und Lysander von einander entfernt. Bemerkenswerth ist ferner der Umstand, daß Robin im Volksbuche auf einer Hochzeit als Fiedler thätig ist und im Sommernachtstraum (5, 1) bei der Hochzeit des Theseus eine wenn auch andere Rolle spielt. Daß er gegen die Schelme unter den Menschen vor allem seine Streiche richtet, ist in dem Volksbuche an mehreren Stellen ausdrücklich hervorgehoben und durch Erzählungen erläutert; dieser Zug ist im Sommernachtstraum nicht mit so starken Strichen gezeichnet, kommt aber darin zur Erscheinung, daß Puck in dem Hause des Theseus hilfreiche Dienste leisten muß, während diejenigen, welche eine Blöße des Charakters (wie Demetrius, Lysander u. s. w.) oder des Verstandes (wie die Handwerker) geben, von ihm zu leiden haben. Die Stelle im Sommernachtstraum, in welcher der Glaube an Elfen von Theseus gewürdigt wird (5, 1):

Und in der Nacht, wenn uns ein Graun befällt,
Wie leicht, daß man den Busch für einen Bären hält!

findet eine Analogie in den Worten des Volksbuchs, mit welchen der Elf Grim sich charakterisirt (Halliwell S. 153): „Manche andere Wege habe ich, den Einfältigen zu erschrecken, aber den Verständigen kann ich nicht in Furcht setzen, da er weiß, daß ich keine Macht zu schaden habe.“ Es ist wegen des Sommernachtstraums interessant wahrzunehmen, daß auch im Volksbuche eine Rangordnung der Elfen Statt findet, wie wir sie bei Shakspeare sehen. Die Elfen Pinch, Pach, Gull, Grim und Sib sind untergeordnete Geister wie die Elfen der Titania im Sommernachtstraum, und haben weit ge-

---

*) Robin Goodfellow would many times walk in the night with a broome on his shoulder and cry chimney sweepe. Halliwell S. 142 und Sommernachtstraum 5, 1:

I am sent with broome before
To sweep the dust behind the door.

ringere Verrichtungen als Robin oder Puck. Der Elf Grim erzählt von sich in dem Volksbuche (Halliwell S. 153): „Ich bin es, der wie die Nachteule an den Fenstern kranker Leute schreit, was die Hörer so furchtsam macht, daß sie sagen, die kranke Person kann nicht leben*). Der Elf Grim hat also keine höhere Aufgabe, als zu erschrecken. Der Elf Gull spielt die Rolle des Alps, die in Romeo und Julie der Mab zugetheilt ist, und hat in dem Volksbuche denselben Titel, wie in der Beschreibung Mercutio's**). Das Geschäft des Elfen Pinch ist, den nachlässigen und unreinlichen Diener so zu zwicken, daß er aussieht, wie der Rücken einer Makrele***). Diese Elfen sind es auch, welche Ringe in das Gras machen†), wie die Elfen der Titania im Sommernachtstraum. Die erwähnten kleinen Geschäfte sind weder dem Robin des Volksbuches, noch dem Puck des Sommernachtstraums beigelegt; dagegen haben beide noch zwei hervorragende Eigenschaften mit einander gemein: beide sind Sender der Träume††) und beide sind sehr liederreich und Kenner

---

*) 'Tis I that do, like a scritch-owle, cry at sick mens windowes, which makes the hearers so fearfull, that they say, that the sicke person cannot live. Eine ähnliche Anschauung ist in dem auf S. 149 vorkommenden Gedichte des Volksbuchs: The moon shines faire and bright and the owle hollows, mortals now take their rests upon their pillows; the bats abroad likewise and the night raven, which doth use for to call men to Death's haven. Damit ist zu vergleichen Sommernachtstraum 5, 2: Now the wasted brands do glow, whilst the scritch-owl, scritching loud, puts the wretch, that lies in woe, in remembrance of a shroud.

**) Many times, heißt es bei Halliwell S. 152, I get on men and women and so lye on their stomacks, that I cause their great paine, for which they call me by the name of Hagge or Night-Mare; und in Romeo and Juliet heißt es von der Mab (1, 4): This is the hag, when maids lie on their backs, that presses them.

***) As a mackrels bake Halliwell p. 150.

†) Make a ring on the grasse with your quick measures Halliwell p. 150.

††) In dem Volksbuche ruft Robin als Nachtwächter den Mädchen zu (Halliwell S. 148):

May you dreame of your delights,
In your sleeps see pleasing sights.

Und S. 132: Had you left me milk or creame,
You should have had a pleasing dream.

Von diesem Zuge des Volksbuches ist im Sommernachtstraum der genialste Ge-

der Volkspoesie. Das Volksbuch von Robin Goodfellow hat durch die große Anzahl der darin vorkommenden Lieder noch ein besonderes Interesse für den Freund Shakspeare's, da ja von diesem Dichter das Volkslied so oft und mit so außerordentlich poetischem Erfolg angewandt ist und Shakspeare seine innige Theilnahme an dieser Gattung der Poesie ganz ausdrücklich ausgesprochen hat. Man kann die in dem Volksbuche vorkommenden Lieder, die dem Puck in den Mund gelegt werden, in vier Klassen theilen. In die erste Klasse gehören Lieder von jener schlichten, harmlosen Art, wie wir sie auch bei Shakspeare in „Verlorner Liebesmühe", in „Was ihr wollt", in „Wie es euch gefällt" finden*). Eine zweite Klasse enthält satirische Beziehungen und Anspielungen; Robin richtet die Pfeile seiner Satire gegen die Frauen und ihre Untreue, gegen die Eitelkeit falscher Tracht und Haare, gegen die Ausschweifung und ihre Folgen**). Von diesem satirischen Charakterzuge, den der Robin des

brauch gemacht. Vergl. meine Abhandlung über Shakspeare's Sommernachtstraum S. 40 fg.

*) Das Volkslied liebt besonders die Wiederkehr derselben Verse am Ende jeder Strophe; so das Lied im Volksbuche (Halliwell S. 131):

And can the physician macke sick men well
And can the magician a fortune divine,
With lilly, germander and sops in wine?
With sweet-bryer
And bon-fire,
And strawberry wyer
And collumbine.

Die vier letzten Verse kehren in jeder der drei Strophen wieder; vergl. bei Shakspeare statt vieler andern Beispiele das Schlußlied von „Was ihr wollt" und „Verlorner Liebesmühe."

**) Die Satire erster Art ist in dem Liede enthalten, welches Robin in dem Hause des Webers singt (Halliwell S. 135, 136), wo die Stellen vorkommen:

I now doe see, as nature fades,
And all her workes decay,
So women all, wives, widdowes, maydes,
From bad to worse doe stray.

And honesty in womens hearts
Hath not her former being,
Their thoughts are ill, like other parts,
Nought else in them's agreeing.

Volksbuches an sich trägt, hat der Puck des Sommernachtstraums nur so viel, als sich mit seinem heitern, auf lustige Schelmerei gerichteten Wesen verträgt. Der satirische Ton klingt indessen doch

---

Und die sehr schöne Strophe:

Young man's delight, farewell;
Wine, women, game, pleasure, adieu;
Content with me shall dwell;
I'le nothing trust, but what is true.
Though she were false, for her I'le pray;
Her falsehood made me blest.
I'le will renew from this good day
My life by sinne opprest.

Ein ähnlicher Gedanke in dem Volksliede in „Wie es Euch gefällt" 2, 7:

Heisa, singt heisa den grünenden Bäumen,
Die Freundschaft ist falsch und die Liebe nur Träumen.

Ein anderer satirischer Angriff gegen die Frauen findet sich in einem andern Volksliede des Robin (S. 143):

Hornes have I store, but all at my backe;
My head no ornament doth lacke:
I give my hornes to other men,
And ne're require them againe.

Then come away, you wanton wives,
That love your pleasures as your lives:
To each good woman I'le give two,
Or more, if she think them too few.

Die Anspielung auf das Horn kommt bei Shakspeare überaus oft vor.

Die satirische Anspielung auf Putz und falsche Haare, wie auf die Ausschweifungen der Zeit, findet sich in dem Volksliede (Halliwell S. 143):

Be she blacker than the stocke,
If that thou wilt make her faire —
Put her in a cambricke smocke,
Buy her painte and flaxen haire.

One your carrier brings to towne,
Will put down your city bred;
Put her on a brokers gowne,
That will sell her maidenhead.

Auch Shakspeare eifert oft gegen das falsche Haar, wie im Kaufmann von Venedig:

So diese schlänglicht krausen goldnen Locken,
Die mit den Lüften so muthwillig hüpfen
Auf angemaßten Reiz; man kennt sie oft
Als eines zweiten Kopfes Ausstattung.
Der Schädel, der sie trug, liegt in der Gruft.

auch in einigen Stellen vor, in denen er die Untreue der Weiber und die Narrheit der Sterblichen bezeichnet*). — Die dritte Klasse der Lieder des Robin haben einen didaktischen Inhalt (civil and vertuous songs) und Robin trägt sie vor den Fenstern und Thüren der Leute in der Gestalt eines singenden Mannes vor. Eines dieser Lieder handelt über den Weg, der zu einem glücklichen Leben einzuschlagen ist. Der Sänger empfiehlt beständiges Gebet gegen die bösen Lüste und Beachtung des Wortes Gottes. Sobald die Sonne im Osten erscheint, so sei dankbar gegen Gott und flehe um seine Gnade; dann wirst Du sicherlich in diesem Leben gesegnet sein und Gnade im Grabe finden. Dein Gewissen ist rein, es fürchtet keinen Schrecken, es ist frei von tödtlicher Sorge und verzweifelt niemals, aber immer verharret es beim Worte Gottes**). Auch Shakspeare

---

Eben so in dem 68. Sonnet (Shakspeare-Almanach, herausgeg. von G. Regis, Berl. 1836) S. 72:

Eh' man um jene Heuchel-Außenseiten
Für Stirnen Lebender sich noch bewarb,
Eh' man der Todten goldne Locken stahl,
Das Eigenthum der Gräber zu beleben
Auf einem zweiten Haupt zum zweiten Mal;
Eh' todter Reiz sein Vließ zu And'rer Putz gegeben.

Regis S. 334 führt noch ähnliche Stellen aus „Verlorner Liebesmühe" und „Timon von Athen" an.

Die letzte Strophe des Volksliedes (S. 144) enthält in den Worten (Till she get the thing you wot; Then her ends an hospital) eine Anspielung, welche durch die Worte des Squenz im Sommernachtstraum 1, 2: Some of your French crowns have no hair at all etc. erklärt wird.

*) Gott, was für Narren sind diese Sterblichen! ruft er aus 3, 2. Ebendaselbst sagt er:

So siegt das Schicksal denn, daß gegen einen Treuen
Millionen falsch auf Schwüre Schwür' entweihen.

**) Das ganze Gedicht lautet (S. 146):

If thou wilt lead a blest and happy life,
I will describe the perfect way:
First must thou shun all cause of mortall strife,
Against thy lusts continually to praye.
Attend unto Gods word:
Great comfort 'twill afford;
'Twill keep then from discord,
Then trust in God, the Lord

liebte Dichtungen von solchem didaktischen Inhalte, wie das eben angeführte. Er war ein Freund jener volksthümlichen Spruchpoesie, und seine Narren, insbesondere der im Lear (vgl. 1, 4) sind reich an solchen Perlen populärer Weisheit.

Die vierte Klasse der Lieder, welche das Volksbuch dem Robin in den Mund legt, sind Elfengesänge. Daß eine Strophe des von

---

for ever,
for ever,
And see in this thou persever.

So soone as day appeareth in the east
Give thanks to him, and mercy crave;
So in this life thou shalt be surely blest,
And mercy shalt thou find in gravs.
The conscience that is cleare
No horror doth it feare;
'Tis voyd of mortall care
And never doth despair;
but ever,
but ever,
Doth in the word of God persever.

Thus living, when thou drawest to thy end,
Thy joyes they shall much more encrease,
For then thy soule, thy true and loving friend,
By death shall find a wisht release
From all that caused sinne,
In which it lived in;
For then it doth beginne
Those blessed joyes to win,
for ever,
for ever,
For there is nothing can them sever.

Those blessed joyes which then thou shalt possesse,
No mortall tongue can them declare:
All earthly joyes, compar'd with this, are lesse
Then smallest mote to the world so faire.
Then is not that man blest,
That must injoy this rest?
Full happy is that guest
Invited to this feast,
that ever,
that ever,
Indureth and is ended never.

Robin gesungenen Elfenliedes eine auffallende Aehnlichkeit mit einer Strophe des Puck im Sommernachtstraum hat, ist schon oben mitgetheilt worden. Robin heißt in dem Eingange des Liedes (S. 149) die Elfen ihre Tänze beginnen und Ringe in das Gras machen*).

Auf das von uns betrachtete Volksbuch ist eine Ballade gegründet, die den Titel führt: „die lustigen Streiche des Robert Gutgesell; sehr unterhaltend und witzig." Sie ist von Halliwell in den Illustrations of the fairy mythology, wie in seiner Introduction to a Midsummernightsdream mitgetheilt worden. In meiner Abhandlung über den Sommernachtstraum habe ich eine kurze Inhalts-

*) Die Worte des Robin sind:

Round about, little ones, quick and nimble
In and out wheele about, run, hop or amble.
Joyne your hands lovingly: well done, musition!
Mirth keepeth man in health like a physition.
Elves, urchins, goblins all and little fayries
That do fillch, blacke and pinch mayds of the dairyes;
Make a ring on the grasse with your quick measures,
Tom shall play and I'le sing for all your pleasures.

Mit den ersten Versen sind zu vergleichen die Worte Pucks im Sommernachtstraum 3, 2:

Up and down, up and down;
I will lead them up and down etc.

Ich theile hier noch aus Halliwell S. 234 ein kleines Elfengedicht mit, welches im Tone eine Aehnlichkeit mit einem im Sommernachtstraum hat:

On the plains
Fairy trains
Were a treading measures;
Satyr's play'd,
Fairies strayed
At the stops set leisures.

Nymphs begin
To come in
Quickly sick and threefold;
Now they dance,
Now they prance,
Present there to behold.

Damit ist zu vergleichen Puck's Zauberlied 3, 2:

On the ground
Sleep sound etc.

anzeige von dieser Ballade gegeben. Ich kann sie daher hier übergehen, da sie zur Kenntniß der volksthümlichen Vorstellungen, die Shakspeare zu seinen Elfendichtungen benutzte, nichts Wesentliches beiträgt. Die Ballade, welche Percy (Reliques of ancient english poetry, Lond. 1845, p. 245) unter dem Titel „Robin Goodfellow" in seine Sammlung von Volksdichtungen aufgenommen hat, wird von Peck dem Ben Jonson zugeschrieben. Ich theile dieselbe in einer Uebersetzung von F. H. Bothe [Volkslieder, Berlin 1795, S. 193] mit*) und füge ein anderes Volkslied, „die Feenkönigin", hinzu.

*) Von Oberon im Feenland,
Dem König aller Geister dort,
Bin ich, Hans Robert, hergesandt
An diesen nächtlich frohen Ort.
Was Klang und Sang
Hier rings erklang,
Wohin ich wandle leicht und froh,
Ich gucke drein
Und will mich freun
Und mitzujuchein: ho ho ho!

Geschwinder als der Blitz entflieht,
Durchflieg' ich aller Himmel Raum;
Zu schau'n, was unterm Mond geschieht,
Brauch' ich ein Augenblickchen kaum.
Kein Poltergeist,
Kein Hexchen reis't
Dann ruhig fort, wie oder wo;
Denn ohne Müh'
Erhasch' ich sie
Und jage sie mit ho ho ho!

Erschau' ich einen Wandersmann,
Der heimwankt, voll von Wein und Bier,
So nehm' ich flugs ein Stimmchen an
Und lisple freundlich: „Komm mit mir!"
Durch Busch und Sumpf,
Durch Spitz und Stumpf
Geht's dann, und will ich's mal nicht so,
So zupf' ich ihn,
Und will er fliehn,
Laut lach' ich auf mit ho ho ho!

Wie bekannt nun aber auch die Elfenmythologie in Shakspeare's Zeitalter war, und wie sehr auch andere Dichter geneigt sein mochten sie zu benutzen, so trug doch die herrliche Gestaltung, welche diese

---

Bald bin ich Weib, bald wieder Mann,
Bald Stier, bald Kater oder Hund;
Bald trab' ich als ein Gaul heran
Und tripp' und trapp' im Kreise rund.
Doch hebt das Bein
Ein Wichtelein
Und will mich reiten: „Nein, nicht so!"
Heißt's dann, und gleich
Durch Sumpf und Teich
Und Hecken geht es, ho ho ho!

Wenn junges Volk sich lustig macht
Bei Molken und manch leckerm Schmaus:
Dann ungesehn, weil Alles lacht,
Leer' ich die vollen Flaschen aus,
Und schnarch' und lach'
Ins Festgelag
Und blas' in dulci jubilo
Die Lichter aus
Und schlüpf' hinaus
Nach manchem Schmatz mit ho ho ho!

Bisweilen mach' ich's wieder gut
Und kremple Wolle: denn ich mag's;
Um Mitternacht, wenn Alles ruht,
Trill' ich den Mädchen ihren Flachs.
Ihr Korn auch mahl'
Ich manches Mal,
Und kämm' ihr Werg. Wenn aber wo
Ein Mädchen paßt
Und nach mir faßt,
Fort schlüpf' ich, lachend ho ho ho!

Wenn Haus und Herd voll Schmutzes liegt,
Kneip' ich die Mägde braun und blau;
Herunter Pfühl und Decke fliegt
Und nackend liegen sie zur Schau;
Im halben Schlaf
Zaus' ich sie brav,
Und auf den kalten Flur, ho, ho!

Elfen durch Shakspeare empfingen, wesentlich dazu bei, daß andere Dichter in derselben Gattung sich versuchten. Shakspeare fand Nachahmer verschiedener Art. Er fand begreiflicher Weise auch seine

---

Werf' ich sie hin,
Und schrein sie, bin
Ich fort und lache ho ho ho!

Wenn einer Dirne was gebricht,
So borgen wir, was sie begehrt;
Und Zinsen nimmt ein Elfe nicht,
Denn Alles rings ist ihm beschеert;
Doch wenn die Frist
Vorüber ist,
Dann such' ich sie auf Pfühl und Stroh,
Und jede Nacht
Wird halb verwacht
Bei Kniff und Traum und ho ho ho!

Wenn faule Dirnen gar nichts thun,
Als nur ersinnen Tück' und Lug,
Und unter sich auch nimmer ruhn
Von Klatscherein und bösem Trug,
Erzähl' ich frei
Die Klatscherei
Den Leuten, die sie schänden so:
Und dann zurück
Im Augenblick
Schimpf ich sie aus mit ho ho ho!

Stellt einer Fall' und Eisen aus
In Löchern, wo Geschmeiß sich birgt,
Das ihm in Hürde, Stall und Haus
Die Enten, Gäns' und Lämmer würgt:
Mach' ich mich klein
Und schlüpf' hinein
Als solch' ein Thier; läuft Einer froh
Alsdann heran,
So schnell er kann,
Fort spring' ich lachend ho ho ho!

Zum Tanz am Bach auf Wiesengrün
Der Zug bei Nacht jucheiend zieht,
Und singt der Elfenkönigin
Und Oberon ein mondlich Lied.

Gegner. Halliwell theilt eine Episode aus „the Maydes Metamorphosis" mit, einem Drama, welches von Kirkmann dem Dichter Lilly zugeschrieben und 1600 zu London gedruckt ist. Diese Elfen-

Beim Lerchenton
Ziehn wir davon,
Und wo der Zug vorüber floh,
Fehlt manches Kind,
Und morgens find't
Die Amm' ein Elfchen, ho ho ho!

Von Zaubrer Merlins Zeiten an
Streif' ich bei Nacht so, weit und breit,
Und Gutfreund heißt mich Jedermann
Ob meiner Schwänk' und Lustigkeit;
Spuk, Unhold, Geist,
Was nächtlich reis't,
Kennt mich; von Robert Immerfroh
Lügt manch alt Weib
Dir voll den Leib.
Nun Gott befohlen, ho ho ho!

Das Lied von der Königin Mab, welches Halliwell in den Illustrations of the fairy mythology p. 269, und Percy, Reliques of ancient english poetry, Lond. 1845, unter dem Titel: The fairy queen S. 247 mittheilt, lautet in der Uebersetzung von Bothe, Volkslieder S. 188, so:

Kommt, folget, folget mir,
Ihr Feenelfen, ihr!
Durch's Grüne trippelt hin,
Folgt Mab, der Königin!
Wollen tanzen Hand in Hand,
Denn dieser Ort ist Feenland.

Wenn Jedermann, besiegt
Vom Schlafe, schnarchend liegt:
Von keinem Ohr gehört,
Durch Schlüssellöcher fährt,
Und auf Tafel, Stuhl und Schrank
Tanzt der Zug, mit leisem Klang.

Steht Napf und Flasch' umher
Und Alles in der Quer,
So geht's in vollem Lauf
Zur Magd die Trepp' hinauf;
Und gekneipt an Arm und Bein,
Sieht sie nichts und kann nicht schrein.

episode hat eine solche Aehnlichkeit mit einer Elfenscene in Shakspeare's Sommernachtstraum (3, 1), daß ein Dichter den andern unfehlbar benutzt haben muß. Lilly läßt Elfen singend und tanzend auftreten: „Beim Mondlicht scherzen und tanzen wir, mit der Nacht beginnt unser Tag" u. s. w. Einige Personen hören diesen Gesang und es entsteht folgende Scene:

Jocastus. Was für Puppen sind das?

Fris. Es sind die Elfen, die in diesen Wäldern hausen.

Mopsus. O, wir werden höchst grausam gezwickt werden.

Erster Elf. Wollt ihr etwas Musik, Herr?

Doch ist ein Haus zwar klein,
Doch immer blank und rein,
Dann wird, wie sich's geziemt,
Die treue Magd gerühmt,
Und bevor wir gehen, fällt
In ihren Schuh ein Stückchen Geld.

Dann decken wir zum Mahl
Auf einen Pilz im Thal;
Wohl um ein Körnchen Reis
Sitzt her der kleine Kreis,
Und voll Thau's bis an den Rand,
Stehn Eichelschalen auch zur Hand.

Auch Nachtigallenmark
Mit fettem Schneckenquark
Auf einer Muschel Rost
Geschmort, ist leichte Kost;
Schwanz des Wurms und Hirn der Maus
Ist traun ein wunderzarter Schmaus.

Spielt Heimchen, Flieg' und Mück'
Uns dann ein Abendstück,
Wird nach dem Gratias
Durchtanzt das frische Gras,
Und guckt der Mond auch nicht heraus,
Der Lichtwurm leuchtet uns nach Haus.

Gar leicht an Fuß und Sinn
Tanzt Mab, die Königin,
Im feuchten Gras' herum
Und tritt kein Stielchen krumm:
Doch am Morgen auf der Flur
Erkennt man unsrer Füße Spur.

Zweiter Elf. Wollt ihr schöne Musik?

Dritter Elf. Höchst anmuthige Musik?

Mopsus (bei Seite). Wir müssen jetzt gute Miene dazu machen, wir können nicht entfliehen. — Nein, Herr, wir sind sehr heiter, ich danke euch.

Erster Elf. Doch ihr sollt, Herr.

Fris. Nein, ich bitte euch, spart eure Mühe.

Zweiter Elf. O, Herr, es soll euch keinen Pfennig kosten.

Jocastus. Wo sind eure Geigen?

Dritter Elf. Ihr werdet höchst zarte Instrumente hören, Herr.

Mopsus. Ich bitte euch, wie soll ich euch nennen?

Erster Elf. Meine Name ist Pfennig.

Mopsus. Ich bin besorgt, ich kann euch nicht einstecken.

Fris. Ich bitte euch, Herr, wie soll ich euch nennen?

Zweiter Elf. Mein Name ist Heimchen.

Mopsus. Ich wollte, ich wäre ein Kamin euretwegen.

Jocastus. Ich bitte euch, allerliebster kleiner Bursche, wie ist euer Name?

Dritter Elf. Mein Name ist Klein=klein=Zwick.

Jocastus. Klein=klein=Zwick! O, ihr seid ein gefährlicher Elf und scheucht all die kleinen Dirnen aus ihren Betten. Ich frage nicht danach, in wessen Händen ich bin, wenn ich nur nicht in euren bin.

Die Elfen fangen darauf an zu singen und der dritte Elf beschreibt in seinem Gesange seine Thätigkeit, welche ganz seinem Namen entspricht. Darauf folgt ein Tanz.

Vergleicht man diese Scene mit der erwähnten im Sommernachtstraum (3, 1), in welcher die Elfen Spinneweb, Erbsenblüthe und Senfsamen dem Zettel ihre Dienste anbieten, so wird man gestehen müssen, daß die Scene im Sommernachtstraum ungleich komischer ist. Der Gegensatz des grobmaterialistischen Zettel mit den luftigen Elfengestalten hat außerdem die tiefere Bedeutung, uns die tiefe Verirrung der zarten Titania, welche ihr Blumenleben in die harte Faust des derben Handwerkers giebt, noch schlagender zu vergegenwärtigen. (Fortsetzung folgt.)

Dr. Carl Conrad Hense.

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache, erhalten in Ulfilas gothischer Bibel-Uebersetzung von Ign. Gaugengigl. Zweite Ausg. I. Theil, enthaltend Sprachlehre und Wörterbuch. — II. Theil: die Urschrift und das Schlußwort. Passau 1849.

„Die vorliegende Arbeit spricht," wie der Verf. in der Vorrede zur ersten Ausgabe erklärt, „selbständige Wissenschaftlichkeit nicht an. Was sie will, ist aber dennoch Großes, nämlich die kostbaren Früchte des Geistes und der Ausdauer der zwei auf germanischem Sprachgebiete größten Männer unserer Zeit, Grimm's und Loebe's, auch einem größeren Publikum zum Theil erreichbar machen." Und diesen ihren Zweck scheint sie denn auch ziemlich vollständig erreicht zu haben, denn kaum ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage ist bereits eine zweite nöthig geworden, unseres Erachtens ein unzweideutiger Beweis, daß die Schrift den Anforderungen und Bedürfnissen der Kreise, für welche sie zunächst bestimmt war, in hohem Grade entsprochen hat. Es läßt sich nicht leugnen, Herr G. ist durchaus in seinem Rechte, wenn er in dieser überaus günstigen Aufnahme seiner Arbeit einen zureichenden Grund erblickt, sich über die wenig beifälligen Bemerkungen, welche bei ihrem Eintritte in die Welt von Seiten der eigentlichen Koryphäen der deutschen Sprachwissenschaft laut geworden sind, einigermaßen zu trösten. Wir halten uns nicht befugt, ein Urtheil darüber abzugeben, ob der scharfe Tadel, den jene Männer über das Gaugeng. Werk, namentlich über die in ihm gegebene Textesrecension des Ulfilas, ausgesprochen haben, hinlänglich begründet war, und wagen ebensowenig zu entscheiden, inwiefern derselbe auch die vorliegende neue Bearbeitung mit Recht treffen möchte. Denn wir sind nicht in dem Falle, uns einer genauen und vollständigen Kenntniß des in Rede stehenden Gegenstandes rühmen zu dürfen. Wir können in Bezug hierauf nur berichten, daß der Verf., wenngleich er weit davon entfernt ist, sich der Autorität der gedachten Großmeister unbedingt zu fügen, vielmehr geneigt scheint, ihren von Manchen für unfehlbar gehaltenen Aussprüchen gegenüber sich, dem simpeln Mitarbeiter am Bunde, das Recht zu abweichenden Ansichten nachdrücklich zu wahren, doch die gemachten Aufstellungen seiner Versicherung nach, reiflich erwogen und soviel wie möglich Sorge getragen hat, da, wo sie ihm gerechtfertigt erschienen, ihre Anläße zu beseitigen. Zugleich ist er bestrebt gewesen, die verschiedenen Schriften, durch welche seit der Veröffentlichung der ersten Ausgabe die Kenntniß des gothischen Dialektes erweitert und gefördert worden, für die Vervollkommnung seiner Arbeit nach Kräften zu benutzen. Die vorliegende zweite Auflage ist mithin nicht bloß eine neue, sondern zugleich eine durchgängig verbesserte; es muß hinzugefügt werden, daß sie auch als eine wesentlich vermehrte bezeichnet werden darf. Und zwar besteht diese Erweiterung nicht nur in der Hinzufügung von Einzelheiten, vielmehr sind es mehrere durchaus neue Abschnitte, um welche das Werk bereichert worden ist. Wir werden im Folgenden, wo sein Inhalt genauer angegeben werden soll, sowohl diese Zusätze wie die sonstigen Aenderungen, die es in der neuen Bearbeitung erfahren hat, an der geeigneten Stelle hervorheben. Zu einer kritischen Würdigung, welche die Richtigkeit der in ihm niedergelegten sprachlichen Thatsachen zu untersuchen und den Werth

der vom Verf. geltend gemachten eigenthümlichen Ansichten zu prüfen hätte, halten wir uns, wie schon angedeutet wurde, nicht für competent. Dagegen dürfen wir es uns wohl gestatten, was die Einrichtung des Buches und die Anordnung seiner einzelnen Theile betrifft, unserem Referate einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche uns durch die Rücksicht auf seinen nächsten und eigentlichen Zweck, dem größeren Publikum die zum Verständnisse der gothischen Schriftdenkmale und zur Einsicht in den eigenthümlichen Charakter des ältesten Dialektes der deutschen Sprache erforderlichen grammatischen und lexikalischen Kenntnisse zu ermitteln, geboten zu sein scheinen.

Der erste Haupttheil wird durch eine „Einleitung" (S. 1—31) in der größten Kürze eröffnet, in welcher zunächst a) vom Namen und der Person des Ulfilas, ferner von der Art und Weise, in welcher die unter seinem Namen auf uns gekommene Uebersetzung der heiligen Schrift wahrscheinlich entstanden ist, sodann von dem ursprünglichen Umfange dieses Werkes, sowie von dem Inhalte der Bruchstücke, welche uns in ungleicher Ausdehnung in den verschiedenen Codices vorliegen, die Rede ist. Hieran schließt sich eine, von kurzen kritischen Bemerkungen begleitete Uebersicht der älteren und neueren Ausgaben des Ulfilas und zwar sowohl derjenigen, welche die Gesammtheit der uns erhaltenen Fragmente umfassen, wie der andern, in welche lediglich der Inhalt irgend einer einzelnen Handschrift aufgenommen worden ist. In ähnlicher Art werden dann auch die grammatischen und lexikographischen Arbeiten, welche das Studium der gothischen Sprache in neuerer und neuester Zeit ans Licht gefördert hat, namentlich aufgeführt und ihrem wissenschaftlichen Werthe nach im Allgemeinen bestimmt. „Zur näheren Abschluß-Ermöglichung der Ulfilas-Kritik folgt endlich in Kürze zusammengestellt das Wichtigste von dem, was seit dem Erscheinen der Loebeschen Ausgabe von der Kritik (besonders von den Hauptvertretern derselben: Vollmar, Maßmann, Grimm u. s. w.) zur Verbesserung des Textes sowohl, als auch des Wörterbuches geschehen ist." (S. 7.) Die Anzahl der Bemerkungen, welche das Lexikon, d. h. Form, Abstammung und Bedeutung einzelner Wörter betreffen, ist sehr beträchtlich; es sind ihrer 388. Ihnen folgen Berichtigungen einzelner Stellen des Textes, in Vorschlag gebrachte neue Lesarten, Conjecturen 2c., im Ganzen 224 Nummern.

Die erste Abtheilung, welche in der älteren Ausgabe das Glossar enthielt, wird in der vorliegenden Bearbeitung durch die „Grammatik" (S. I—LII) gebildet. „Leitender Grundsatz bei ihrer Abfassung war, zwischen dem Beilhackschen Auszuge und der Loebeschen Vollständigkeit den Mittelweg einzuhalten." Die Ausdehnung dieses Abschnittes hat sich mithin erweitert, denn in der ersten Ausgabe hatte sich der Verf. darauf beschränkt, den eben genannten, lediglich die grammatischen Formen enthaltenden Auszug von Beilhack einfach wiederzugeben. In ihrer gegenwärtigen Gestalt gibt die Grammatik eine „zwar vollständige," aber möglichst gedrängte Darstellung der Laut- und Wortbiegungslehre. Die erstere handelt von den einzelnen Lauten und ihren Verbindungen; die letztere erörtert A. die Declination (der Substantiva und zwar nach der Anordnung von Grimm, ferner die Adjective, Participien, Zahlwörter und Pronomina), B. die Conjugation (in der starken, scharfen und gemischten Form). Dazu kommt ein der ersten Ausgabe fehlender „Anhang," in welchem das „Nothwendigste aus der Wortfügungslehre" auf drei Seiten zusammengefaßt wird.

Die zweite Abtheilung enthält das „Wörterbuch," welches aus drei Theilen besteht, dem etymologischen Theile, dem alphabetischen und dem Verzeichnisse der Fremdwörter und Eigen-Namen. „Der etymologische Theil (55 S.) ist der Sprachlehre unmittelbar nachgeschickt, weil er die Fortsetzung derselben, nämlich die Wortbildung, veranschaulichen soll und auch nach der Sprachlehre das wichtigste Hilfsmittel zum Studium der gothischen Sprache bildet." Die Anordnung desselben ist folgende: „Die den germanischen Urstamm tragenden gothischen Wörter," welche übrigens in der durch das gothische Alphabet bedingten Reihenfolge verzeichnet sind, „werden mit ausgezeichneter Schrift vorangestellt. Ihnen folgen die zur selben Familie gehörigen Ableitungen mit gesperrt geschriebener Stammsilbe. Die äußeren Abbeugungs- und Ableitungs-Elemente sind durch Striche vom Stamme

fern und unter sich auseinandergehalten." — Der zweite oder alphabetische Theil, welcher, ebenso wie der dritte, in der vorliegenden zweiten Ausgabe zum ersten Male erscheint, ist durch Grimm's und Maßmann's gewichtige Bemerkungen zum Schulzeschen Glossar veranlaßt worden" und führt die gothischen Wörter nach der Ordnung unseres gewöhnlichen Alphabetes auf. Jedem Worte ist außer der Bedeutung, welche es im gothischen Texte hat, die Stelle beigefügt, an der es im etymologischen Theile zu finden ist. Die beiden Abschnitte des Wörterbuches sind also miteinander in einen näheren Zusammenhang gebracht worden; zugleich stehen sie in einer directen Beziehung zur Grammatik, indem bei den einzelnen im etymologischen Theile aufgeführten Wörtern jedesmal angegeben wird, nach welchem der in der Grammatik aufgestellten Schemata der Declination und Conjugation ihre Abwandlung sich richtet. —

Die dritte Abtheilung: „Verzeichniß der Fremdwörter und Eigen-Namen" (6 Seiten) ist, was ihren Inhalt angeht, durch die mitgetheilte Ueberschrift hinlänglich charakterisirt.

In Betreff des II. Haupttheiles können wir uns sehr kurz fassen; er enthält den vollständigen Text der gothischen Bibelübersetzung, soweit uns dieselbe erhalten ist und zwar größtentheils so, wie ihn die Ausgabe von Loebe (Altenburg 1836—43) festgestellt hat. Die vorgenommenen Aenderungen, welche theils den Wortlaut des Textes, theils die Schrift betreffen und theils vom Verf., „meist aber von Loebe herrühren," werden S. 6 einzeln angegeben; es sind ihrer verhältnißmäßig nur wenige. Wir können nicht beurtheilen, ob und inwieweit der hier gegebene Abdruck des Loebeschen Textes vollkommen treu ist und mit seinem Originale übereinstimmt, dürfen dagegen ohne Bedenken versichern, daß derselbe, was seine äußere Beschaffenheit angeht, wenig zu wünschen übrig läßt. Uebrigens ist die Reihenfolge, in welcher die verschiedenen Abschnitte der gothischen Bibel aufgenommen worden sind, diese: 1. die Evangelien; 2. die Briefe des Paulus, 3. die wenigen Fragmente des Alten Testaments. — Das kurze „Schlußwort" (4 Seiten) handelt unter 1. und 2. von „den inneren und äußeren Einflüssen auf den vorliegenden Text," deren sich, wie der Verf. glaubt, die kritische Bearbeitung desselben stets bewußt bleiben muß, und gibt unter 3. ein Register aller (im Ganzen von 672) Stellen, die an Beschädigung irgend einer Art zu leiden scheinen, in der Absicht, um künftigen Kritikern als Aufgaben zu dienen." — Eine „vergleichende Uebersicht des gothischen Alphabets," d. h. der mannigfach abweichenden Formen, in welchen die einzelnen gothischen Buchstaben in den verschiedenen Codices des Ulfilas erscheinen, schließt das Ganze.

Die vorstehende Inhaltsangabe wird es, glauben wir, außer Zweifel gestellt haben, daß die Schrift des Herrn G. so ziemlich Alles enthält, was zur vorläufigen Kenntniß der gothischen Sprache und zum Verständnisse der in ihr erhaltenen Schriftdenkmale erforderlich ist. Zugleich aber möchte sie zum Beweise dafür dienen können, daß dieselbe einen gewissen doppelseitigen Charakter hat, indem sie zeigt, daß ihr Verf. außer dem didaktischen Zwecke auch einen rein wissenschaftlichen und zwar so verfolgt, daß beide unvermittelt nebeneinander herlaufen. Es ist nicht recht klar, was sich Herr G. unter „dem größeren Publikum," dem seine Schrift zunächst bestimmt ist, eigentlich gedacht hat. Wie es scheint, werden darunter zwei durchaus verschiedene Klassen von Lesern begriffen, nämlich einmal solche, denen es lediglich darum zu thun ist, sich mit dem Wesen und den Eigenthümlichkeiten des ältesten deutschen Dialektes im Allgemeinen bekannt zu machen, sodann aber auch diejenigen, welche diesem Gegenstande entweder schon seit längerer Zeit ihre Thätigkeit zugewandt haben oder doch entschlossen sind, ihm ein besonderes, eingehendes Studium zu widmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Einen wie die Anderen sich des vorliegenden Werkes mit vielfachem Nutzen werden bedienen können. Aber es fragt sich recht sehr, ob dasselbe nicht einen bei Weitem größeren Werth erhalten hätte, wenn es mit ausschließlicher Rücksicht auf eine der genannten Abtheilungen abgefaßt worden wäre. Die simultane Bezugnahme auf beide hat natürlich zur Folge, daß jede von ihnen zu kurz kommt. Es steht uns nicht zu, mit dem Verf. darüber zu rechten, daß er sich die Aufgabe gestellt hat, zwei

in ihren Anforderungen weit auseinandergehende Richtungen und Interessen zugleich zu befriedigen. Wohl aber, dünkt uns, wird es am Orte sein, einige der Punkte hervorzuheben, an welchen uns diese Befriedigung nicht oder doch nicht vollständig erreicht zu sein scheint. Wir fassen hierbei lediglich die erste der vorhin bezeichneten Klassen ins Auge, auf welche auch der Verf. ohne Zweifel vorzugsweise reflectirt hat. Denn was die zweite angeht, so glauben wir, daß diejenigen, welche auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft bereits einigermaßen zu Hause sind, aus unserem Werke nicht viel Neues und dieses Wenige überdem nur in ungenügender Ausführung kennen lernen werden, während die angehenden Linguisten durch das hier Gebotene nicht sonderlich gefördert und auf alle Fälle genöthigt sein möchten, die für den vorliegenden Auszug benutzten Hauptwerke selber zur Hand zu nehmen.

Sofern aber die Schrift des Herrn G. für den eigentlichen (Selbst- oder Schul-) Unterricht bestimmt ist, enthält sie zunächst Manches, was füglich entbehrt werden konnte. Wir rechnen dahin Alles, was über abweichende Lesarten, Conjecturen, muthmaßliche Ableitungen u. dgl. mitgetheilt wird, überhaupt den gesammten fachwissenschaftlichen Apparat, welcher Jedem, der auf diesem Gebiete ein Laie ist und zu bleiben gedenkt, als ein höchst überflüssiger Ballast erscheinen muß. Ebensowenig können einen Solchen Notizen wie die, in welchen angegeben wird, wie oft ein Wort oder gar ein einzelner Laut im Ganzen vorkommt, irgend interessiren. Wenigstens wird er Angaben dieser Art solange für unnütz halten müssen, als von ihnen kein weiterer Gebrauch gemacht, sie nicht etwa zu Folgerungen über den allgemeinen Charakter und die unterscheidende Eigenthümlichkeit des gothischen Lautsystems und Wortschatzes benutzt werden. Es ist umsomehr zu bedauern, daß der Verf. hierauf nicht eingegangen ist, da einzelne zerstreute Bemerkungen zeigen, daß ihm für die rationelle und historische Ausbeutung der sprachlichen Thatsachen weder der Sinn noch die Befähigung mangelt. Namentlich in der Einleitung wäre der Ort gewesen, den inneren Gehalt und die äußere Construction der gothischen Sprache, mit Rücksicht auf den Charakter und die Geschichte des Volksstammes, von welchem sie gesprochen wurde, in allgemeinen Zügen zu verdeutlichen. Auch hätte, scheint uns, die Entstehung und das fernere Schicksal des großen Schriftwerkes, welches aus den ersten Anfängen des deutschen Lebens zu uns herübergekommen ist, die ursprüngliche Bedeutung desselben, die Beschaffenheit der noch vorhandenen Bruchstücke, nicht minder die Art seiner Abfassung und das Leben und Wirken seines vornehmsten Urhebers, wenn sich auch über alle diese Punkte eben nicht viel Sicheres sagen läßt, doch eingehender und zusammenhängender besprochen werden sollen, wie dies in den kurzen, abgerissenen, dem der Sache nicht schon Kundigen beinahe unverständlichen Bemerkungen geschieht, mit welchen die Einleitung beginnt. Wir sind überzeugt, eine Erörterung dieser und verwandter Momente würde zur Weckung und Belebung des Interesses an dem gothischen Idiom nicht wenig und jedenfalls weit mehr beitragen, wie die lange Liste der Variae lectiones und Conjecturae virorum doctorum, der wir gegenwärtig im Eingange der Schrift begegnen.

Die Grammatik enthält, was die Formenlehre angeht, alles Wesentliche, wir haben nur die Comparationsformen vermißt, deren Angabe, wenn sie auch nicht eben sehr wichtig ist, doch immer wünschenswerth bleibt. Die beigefügten Notizen über die syntaktischen Verhältnisse scheinen uns aber etwas gar dürftig und durchaus ungenügend zu sein. Daß „eine ausführliche sogenannte Syntax," wie der Verf. meint, „kein Bedürfniß" sein sollte, können wir nicht wohl glauben. Ist dem aber wirklich so, dann liegt allem Vermuthen nach, wie in manchen anderen Fällen, der Grund lediglich darin, daß man leicht entbehrt, was man nicht kennt; daher wir es für gerathen halten, auch auf die Gefahr hin, etwas Ueberflüssiges zu thun, den allerdings sehr schwierigen Versuch zu wagen. Es unterliegt keinem Zweifel, eine genaue vollständige Darstellung des syntaktischen Baues des gothischen wie der übrigen altdeutschen Dialekte würde, wenn auch nicht von den eigentlichen Grammatikern, die in der Regel dem Formenwesen mit ausschließlicher Vorliebe zugethan sind, so doch von dem „größeren Publikum" mit Dank aufgenommen

werden und gewiß geeigneter sein, von dem inneren Reichthum und geistigen Gehalte jener Idiome eine angemessene Vorstellung zu geben, wie die bisher veröffentlichten altdeutschen Sprachlehren, welche über die lautlichen Elemente und grammatischen Formen nicht hinauskommen. Vereinzelte Notizen aber, wie sie uns Herr G. bietet, haben nur geringen oder richtiger gar keinen Werth; es ist nicht abzusehen, wem und wo sie dienen sollen. Wer in sprachlichen Dingen einigermaßen bewandert ist, wird die hier hervorgehobenen Eigenthümlichkeiten bei der Lektüre selbst wahrnehmen. Wer aber zum Behufe der letzteren einer vorgängigen Kenntniß der allgemeinen Gesetze und besonderer Regeln bedarf, welche die Bildung der Sätze und ihre Verknüpfungen beherrschen, dem können einige wenige abgerissene, des inneren Zusammenhanges und der genaueren Erklärung entbehrende Bestimmungen unmöglich genügen.

Wir wollen den Umstand nicht besonders urgiren, daß die Grammatik oder Formenlehre des Herrn G. noch ein gar trockenes, unerquickliches Aussehen hat, indem die grammatischen Formen in ihr in einer Weise aufgefaßt und behandelt werden, welche sie lediglich als ein rein Stoffartiges wirken, dagegen Bildung und Bedeutung, d. h. Seele und Geist derselben, durchaus nicht erkennen läßt. Es ist dies auf dem Standpunkte, welchen die wissenschaftliche Untersuchung dieser Verhältnisse gegenwärtig einnimmt, vielleicht noch nicht zu ändern, wiewohl wir doch der Ansicht sind, daß in der Declination und Conjugation die Anordnung auch schon jetzt eine etwas weniger mechanische sein könnte. — Was wir aber mit Recht rügen dürfen, ist der Mangel an Klarheit und Präcision, welcher an sehr vielen Stellen bemerkt wird. Die „gedrängte Kürze," deren sich der Verf. befleißigt, hat nicht selten zu Wendungen und Ausdrucksweisen geführt, die nicht bloß ungelenk und verschroben, sondern, was schlimmer ist, zum Theile auch unverständlich und widersprechend genannt werden müssen. Ueberhaupt ist es mit Herrn G. wie mit den meisten der Schriftsteller, welche die Resultate ihrer altdeutschen Forschungen in eignen Werken veröffentlichen: sie haben sich fast sämmtlich einen Styl angeeignet, dem alle die Eigenschaften fehlen, durch welche die Form der Darstellung an sich Werth erhält und ein besonderes Interesse erweckt. Ihre Sprache ist durchgängig hart, unbeholfen, nachlässig, hin und wieder sogar plump und roh und im Allgemeinen so wenig ein genauer und scharfer Ausdruck der in ihr mitgetheilten Gedanken, daß man vielleicht genöthigt ist, den wahren und vollständigen Inhalt der Sätze förmlich zu errathen. Wir geben gern zu, daß diese Redeweise auch ihre anziehende Seite hat, die namentlich da hervortritt, wo sie von einem gedankenreichen, energischen Geiste angewandt wird. Die natürliche und doch gehaltvolle Einfachheit und die gedrungene Kraft, welche sich dann in ihr manifestirt, wirkt um so stärker, da sie in der Regel von einem sehr gesunden Humor begleitet ist. Möglich auch, daß jene alterthümelnde Manier auf die Bildung des Styls im Allgemeinen insofern einen wohlthätigen Einfluß ausübt, als sie der gegenwärtig fast unbedingten Geltung modernen Esprits, welcher in der That den Geist kaum noch zu Worte kommen läßt, ein gewisses Gegengewicht hält. Aber trotz alledem meinen wir, daß es nicht wohlgethan ist, die glänzenden Errungenschaften der neuern deutschen Schriftsprache, ihre durchsichtige Klarheit und anmuthvolle Leichtigkeit ihr rücksichtslos preiszugeben, wie dies von den Germanisten zu geschehen pflegt. Und doch sind es gerade diese letzteren, die von dem unschätzbaren Werthe und den unvergleichlichen Eigenschaften der deutschen Sprache fort und fort zu reden lieben. Leider stehen Worte und Thaten hier im schroffsten Widerspruche. Sieht man, wie diese Herren zum größten Theile ihre gefeierte Muttersprache handhaben, so sollte man beinahe glauben, sie hätten es darauf abgesehen, dieselbe bei aller Welt und namentlich bei der deutschen Nation selber in Mißcredit zu bringen. Wir haben die größtmöglichste Achtung vor den staunenswerthen Leistungen, welche die Wissenschaft des deutschen Alterthums in unsern Tagen hervorgerufen hat; aber die Schriften, welche von ihnen Zeugniß ablegen, können recht wohl daran zweifeln lassen, ob es denn wirklich eine klassische Epoche der deutschen Sprache und Literatur gegeben habe. Geht das so fort und sollte vielleicht wider Erwarten diese ultrareactionäre Richtung im Gebiete der Literatur die Vorherrschaft ge-

winnen, so ist zu besorgen, daß gerade das Umgekehrte von dem eintritt, was die Vertreter derselben beabsichtigen. Statt sich dem heimischen Idiome mit unbedingter Hingebung zuzuwenden, wird sich der gebildete Theil der Nation wie ehedem völlig von ihm abkehren, um in irgend einer fremden Sprache die unabweisbaren Ansprüche des gebildeten Sinnes und des geläuterten Geschmacks zu befriedigen.

Was die Darstellung des Herrn G. betrifft, so wollen wir den vorhin über sie ausgesprochenen Tadel darauf begründen, daß wir aus dem ersten Theile seiner Grammatik, der Lautlehre, einige Stellen wörtlich mittheilen. Hier heißt es z. B. gleich unter I „A in Fremdwörtern betreffend, vgl. deren Verzeichniß;" sodann unter II (p. 8): „i nach a am häufigsten, und zwar 1. anlautend 141mal rc.," (der letzte Passus bezieht sich auf das Vorkommen des I überhaupt, nicht des mit a verbundenen), unter III (ebend.) „u erscheint anlautend 2c., ergibt sich also 1353mal," unter VIII (p. 9): „au lautet 30mal an, 508mal in, 8mal aus;" unter IX (ebend.): „ei lautet 10mal an, 175mal aus: sein Inlaut (?) wiederholt sich 536mal, kommt also zusammen 703mal vor" = „lautet näher dem i als e" (soll heißen: dem e); unter XII (p. 10): v lautet zwischen deutschem v und w;" unter XXII (p. 11): „w lautet 39mal an 2c. und erscheint demnach 87mal, und lautet wie hv" (diese sehr schleppende Ausdrucksweise kehrt häufig wieder): unter XXVII (p. 11): „the spricht sich aspirirt aus" u. s. w. Die angeführten Beispiele, deren Zahl sich leicht vermehren ließe, zeigen deutlich genug, daß der Verf. auf den sprachlichen Ausdruck auch nicht die mindeste Sorgfalt verwandt hat. Denn die hervorgehobenen, theilweise ganz undeutschen Wörter und Wendungen sind sämmtlich so beschaffen, daß sie sehr leicht vermieden und durch bessere ersetzt werden konnten.

Wir sagten ferner, die zu weit getriebene Kürze mache es hin und wieder unmöglich, die eigentliche Meinung des Verf. mit Sicherheit zu erkennen, und gebe überdem zu Bestimmungen Anlaß, die einander mehr oder weniger entschieden widersprechen. Wenn z. B. unter III bemerkt wird: „u ist lang, 1. weil es häufig mit o wechselt," so muß daraus nothwendig gefolgert werden, daß o stets lang ist. Dies wird aber unter V, wo vom o speciell die Rede ist, keineswegs behauptet; vielmehr heißt es dort nur: „o öfter = w, wie = o." Der zweite Beweisgrund für die Länge des u ist zwar nicht überzeugend, aber doch verständlich, was sich von dem dritten: und in hrukjan wegen hrukeith und lukan statt linkan" nicht ebenso sagen läßt; wenigstens muß man, um ihn richtig würdigen zu können, mit der erst auf S. 41 gegebenen Bestimmung, auf die hier hätte verwiesen werden sollen, schon bekannt sein. — Daß, wie unter II versichert wird, das gothische i ein griechisches χ vertrete, ist so unwahrscheinlich, daß man Niemandem zumuthen kann, sich bei dieser einfachen Angabe zu beruhigen. Beiläufig bemerken wir, daß das goth. i auch dem griech. ο entspricht (Daurithaias Δωρόθεος), was der Verf. außer Acht gelassen hat. Freilich wird durch die Hinweisung auf diese und ähnliche Entsprechungen die Kenntniß der gothischen Laute im Ganzen wenig gefördert, zumal auch der lautliche Werth der griechischen und römischen Buchstaben noch mannigfachen Zweifeln unterliegt. Wir würden es lieber gesehen haben, wenn Herr G., statt sich auf solche ziemlich unfruchtbare Parallelen einzulassen, die verwandtschaftlichen Beziehungen der gothischen Laute, ihre Berührungen, Uebergänge und Verbindungen, noch genauer und vollständiger, wie dies bereits geschehen ist, notirt und durchgängig an passenden Beispielen erläutert hätte. — Die Folgerung unter IV: „Aussprache (des e) wie in See, Meer; daher e so oft für i" ist undeutlich, und die Behauptung „e ist stets lang," scheint sich mit der andern, daß es „zuweilen für das griech. ε stehe," nicht wohl zu vertragen. — Y (VI) wird nicht blos durch u und au, sondern auch durch i (vgl. II) ersetzt; ferner geht es zuweilen in v über (vgl. goth. air = griech. ευ, VII).

F. B.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von Adolf Pichler. Innsbruck, in der Wagnerschen Buchhandlung. 1850. gr. 8. 168 Seiten.

Der Herr Verfasser, dem mehrere aufgefundene alte Volksschauspiele im Manuscripte zu Händen gekommen waren, ist mit sich in Zweifel gewesen, ob er den Fund veröffentlichen solle, oder nicht; denn er hatte sich überzeugt, daß der Inhalt im Grunde wenig poetischen Werth habe. „Bald aber," sagt der Herr Verf., „überwog der Gedanke, die Kunstgeschichte habe nicht bloß vollendete Werke, deren ein jedes Volk ja ohnehin nur wenige zählt, zu berücksichtigen, sondern Alles, worin sich der Geist schaffend und mit Ernst bethätigte; denn ein Zeitraum wird nur aus der Gesammtheit der Richtungen, in welche sein Streben auseinanderging, begriffen. Zugleich wußte ich auch, es sei von Schauspielen des Mittelalters im Verhältniß zu andern Zweigen der Literatur bisher nur wenig veröffentlicht worden; ich wollte daher aus einer so reichlichen Quelle für die Sittengeschichte jener Tage nicht bloß mit der hohlen Hand schöpfen." Wir billigen das eine wie das andere Motiv des Entschlusses, und wissen dem Hrn. Verf. Dank, daß er uns diese in beiderlei Rücksicht werthvollen und interessanten Sachen nicht vorenthalten hat. Auch halten wir die Eine Rücksicht, die sich auf die kunsthistorische Bedeutung der Mittheilungen, und die andere, die sich auf die sittlichen Zustände des Volkes bezieht, im Grunde für Eine und dieselbe; denn dort wie hier offenbart sich in den auf Geschmack und Anschauungsweise der großen Menge berechneten Darstellungen der Geist und das Leben des Volkes, eines kernhaften, treuherzigen, empfindungsreichen Volkes und tritt uns in ansprechender Eigenthümlichkeit entgegen, zumal, da sich mehrere der vorliegenden Mittheilungen als ächte Volksdichtungen kund geben. Allerdings begegnen wir in einigen der mitgetheilten Stücke hier und da auch Proben vom Ungeschmack, ja, von offenbar Abgeschmacktem und entschiedenen Rohheiten. Um an dergleichen Gefallen zu finden, müßte man, meint der Herr Verf., „entweder ein Robler (tirolisch: Raufer, Raufbold) sein, oder ein moderner Romantiker, denen ja auch Unflath als Ambra und wüste Balgerei als feine Komik gilt, wenn nur der Rost des Alterthums darauf liegt." Wir billigen das Gefühl des Herrn Verfassers, würden aber nichtsdestoweniger bedauert haben, wenn er sich durch die ausgesprochenen Rücksichten hätte abhalten lassen, uns von solchen Darstellungen, die von dem verkehrten Geschmack und dem unschönen Sinne des Volkes Zeugniß geben, nicht wenigstens einige charakteristische Proben mitzutheilen. Man findet freilich nicht Gefallen an dem Inhalt und der Darstellung des Mitgetheilten, wol aber an der Erkenntniß des Zeitgeistes in Demjenigen, was dem Volke amüsant und auch sonst Niemandem anstößig war, ob es uns auch, von unserm heutigen Standpunkte betrachtet, so auffallend erscheinen mag, als die mittelalterlichen Esels- und Narrenfeste in den Kirchen. „Bei den Völkern des Mittelalters," bemerkt sehr richtig der Herr Verf., „war noch nicht jene strenge Scheidung oder vielmehr Gegenstellung von geistlich und weltlich eingetreten, die wir jetzt so scharf ausgesprochen finden; — in jener frühen Zeit ertrug man noch gar Manches, oder richtiger, es bemerkten nur Wenige in Dingen etwas Anstößiges, welche das Bewußtsein der Neuzeit für immer verwirft. Wenn damals Klerus und Laien sich entzweiten, so hatte der Kampf eine ganz andere Bedeutung, als jetzt: dazumal war es eben nur ein Kampf der Laien gegen die Kleriker, während, abgesehen von einzelnen unterdrückten Ketzereien, die Kirche als solche in ihrer hohen Würde als Mutter der Gläubigen unangetastet blieb; jetzt hat sich die Sache umgestellt: der Kampf zwischen Klerus und Laien um gewisse Rechte ist in den Hintergrund getreten; — wol Niemand dürfte den Zehntverhandlungen der Gegenwart eine weltgeschichtliche Bedeutung beilegen, wie sie dem Investiturstreit zukommt, — dafür wird aber die Kirche selbst als solche und der Glaube an das Dogma überhaupt bestritten." — Der Herr Verfasser theilt auch mehrere Stellen mit, in welchen auffallender Weise Verspottung des alten Ritterthums an den Tag gelegt wird. Z. B. als Unverzagt, einer der Ritter, die am Grabe Wache hielten, bramarbasirt:

„Mein harnasch ist allso hart,
Das kostlicher nie gemacht ward;
Mein schwert hat ein scharfen reif,
Wen ich in zoren da mit wegreif,
Der hat leib und leben verloren,
Das sei euch bei meinem schild geschworen,“

entgegnet Josel servus Caiphae:

„Jr herren ich muß in der wahrheit jechen
Wenn ich hab von ihm gesechen,
Daß er einst ein kramer schlug,
Das er wol drei jar nadeln feil trug.“

Der Herr Verfasser sagt: „Die alten Sagen von Karl dem Großen und Dietrich von Bern klingen als Folie des schneidendsten Hohnes gegen eine damals in den meisten Gliedern entartete Körperschaft, welche überall, wo sie mit dem Kern des Volkes zusammenstieß, wie in den Schweizer- und Hussiten-Kriegen, trotz Harnisch und Sporn das schmählichste Fersengeld gab, und dann wieder bei Hoffesten ans Licht kroch, mit der übermüthigsten Verachtung jener Leute, welche zwar keine Federn auf dem Helm trugen, wohl aber den Herren Rittern hinter den Stauden Federn lassen mußten, damit der hochadelige Wegelagerer unter seines Gleichen mit dem Erlös gestohlener Pfeffersäcke und geraubter Tuchballen glänze. Wie gesagt, ist die Form überall roh, von feinem Witze keine Spur, aber deßungeachtet ein Fortschritt in der Geschichte dadurch gegeben, daß in der Literatur neue Richtungen sich geltend machen. Brachen Schweizer und Hussiten das Ritterthum mit dem Schwert, so fallen Minnegesang und Epos, diese ritterlichen Dichtungsarten, der didaktischen Poesie und dem Drama des Volkes.“

Der Herr Verf. theilt den Inhalt der Handschriften nur theilweise und auszugsweise mit. Die Schauspiele behandeln, Ein Lustspiel ausgenommen, Momente aus dem Leben Christi, seine Geburt, sein Leiden, seine Auferstehung, die Scene zu Emaus, die Himmelfahrt u. M. Der Aufzeichner der Spiele, „Benedikt Debs von Jngolstat, schuelmaister zu Botzen, ain sunderer liebhaber der spill auch wellicher ain beruembter notist und bassist gewest“, ist im Jahr 1515 verstorben. Was die vorliegende Broschüre aus der Handschrift mittheilt, ist hinreichend und wohl geeignet, uns die Beschaffenheit der damaligen Volksschauspiele, die Geschmacksrichtung im Volke, wie auch die Sprache zu veranschaulichen, in welcher die Schauspiele dargestellt sind, und die einleitenden Bemerkungen des Hrn. Verf. haben wir mit besonderer Befriedigung gelesen. Der Raum erlaubt uns nicht, auf Einzelnes näher hinzuweisen; wir empfehlen das Werkchen sehr angelegentlich Allen, die an dem Volksleben und der Sittengeschichte jener Zeit irgend Antheil nehmen. Bedauern müssen wir, daß der Herr Herausgeber die zu den Gesangstellen gehörende, in vierzeiligem Liniensystem aufgestellte, musikalische Notation nicht mitgetheilt hat. Zum Schlusse theilt der Herr Verf. mehrere interessante Schriftstücke mit, die sich auf den Untergang der alten Bauernspiele beziehen. „Er wurde herbeigeführt durch die Engbrüstigkeit des modernen Polizeistaates, dem bei jedem freien Athemzug des Volkes für das Lebenslicht bangte, und durch die Gewissensstrenge mancher Priester, deren, wenn auch wohlmeinende, Beschränktheit, das Kind mit dem Bade verschüttete. Einen sehr mächtigen Hebel zum Umsturz lieferte die Entartung der Schauspieler selbst; — es war ja leichter, zu vernichten, als zu bessern! Doch wozu ein Lied, das keinen Todten lebendig macht! Die sogenannten Bauernspiele, wie sie jetzt wieder in der Nähe von Jnsbruck gegeben werden, sind meistens nichts Anderes, als jämmerliche Karrikaturen der jämmerlichen Bühne unserer Provinzialhauptstadt.“

— c —

Album österreichischer Dichter. Wien, 1849. Pfautsch und Voß.

Daß Oesterreich auch deutsch ist, ersieht man aus dem Inhalt dieses Albums, nicht aber aus der Ueberschrift, die jedoch nicht nur zu entschuldigen, sondern ganz gerechtfertigt ist, wenn wir auf die Stammverschiedenheit Rücksicht nehmen, die sich stets darin gefallen hat, von schwäbischen, thüringischen, schlesischen Dichtern, Künstlern ꝛc. zu reden, und dabei bedenken, daß es den Oesterreichern im Jahre 1849 am Herzen lag, ihren Antheil an großen Männern der Gegenwart von echt deutscher Gesinnung zu vindiciren. Die vorliegenden 4 Lieferungen in 2 Heften enthalten aber Mittheilungen von Dichtern, die nicht bloß Oesterreich, sondern ganz Deutschland, nicht bloß dem Jahre 1849, sondern der deutschen Literatur für immer angehören: es sind Nicolaus Lenau, Anastasius Grün, Franz Grillparzer und Friedrich Halm. Zugleich liefert dies Album einen Beleg für das größere Publicum — dem Buchhandel wird derselbe jährlich in klingender Münze gegeben —, daß das Lesepublicum in Oesterreich verhältnißmäßig größer ist und mehr Bücher kauft, als im übrigen Deutschland; denn die Herausgeber der eleganten, aber kleinen Sammlungen würden in andern Provinzen kaum ihre Rechnung finden. In Oesterreich aber sind die beliebten Gedichte auch in neuem Gewande und in neuer Auswahl und Verbindung der günstigen Aufnahme gewiß. Wer dieser Dichter gesammelte Gedichte besitzt, hat freilich diese Lieder auch, denn neue enthalten sie nur wenige; wer sie nicht hat, für den genügen die aufgenommenen Dichtungen aber nur zur ersten Einführung in eine Bekanntschaft, die er gewiß fortsetzen wird. Der eigenste und werthvollste Inhalt des Albums sind die 4 schönen Stahlstiche, welche die Portraits der Dichter geben, und die umständlichen Biographieen, die, unter den Eindrücken der Freiheit geschrieben, mit Wärme und Einsicht die Bilder fürs Volk und für die Kunst charakterisiren. Der erste Band enthält eine von X. Schurz geschriebene Biographie des edlen unglücklichen Nimpsch v. Strehlenau, in welcher die Selbsterlebnisse des Schwagers des armen Lenau, des Dichters Gabriel Seidl, über seine Jugend und Jugendgenossen, seine Reise nach Amerika und seine letzten Schicksale verflochten sind. Dann folgen sechs lyrische Gedichte, eine Stelle aus dem Faust (Faust's Tod), Savonarola's Weihnachtspredigt und aus den Albigensern das Gelage.

In der Lebensbeschreibung steht das Lied, welches Lenau auf dem rollenden Eilwagen zwischen Zernolding und München, in schon ganz aufgeregtem Zustande verfaßt hatte, aus Vorwitz, ob er unter so feindlichen Umständen wohl noch zu dichten vermöge, und das Dr. Ziller niederschrieb. Wir theilen es mit, da es den Lesern des Archivs wahrscheinlich unbekannt und zur Beurtheilung der letzten Zustände beachtungswerth ist.

„'S eitel nichts, wohin mein Aug' ich hefte!
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern,
Ein wüstes Jagen ist's von dem zum andern,
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.
Ja, könnte man zum letzten Erdenziele
Noch als derselbe frische Bursche kommen,
Wie man den ersten Anlauf hat genommen,
So möchte man noch lachen zu dem Spiele;
Doch trägt uns eine Macht von Stund' zu Stund',
Wie's Krüglein, das am Brunnenstein zersprang,
Und dessen Inhalt sickert' auf den Grund,
So weit es ging, den ganzen Weg entlang.
Nun ist es leer —; wer mag daraus noch trinken —
Und zu den andern Scherben muß es sinken!“ —

Der Biograph des Grafen von Auersperg, der als Dichter Anastasius Grün die zweite Lieferung des Albums füllt, ist der bekannte Dichter Bauernfeld, ein Jugendgenosse der meisten jener Männer, welche Oesterreichs literarischen Ruhm zu unsrer Zeit neu gründeten. Er spricht sich über die Theilnahme des

Grafen am Vorparlament und der Nationalversammlung in folgenden Worten aus: „A. Grün blieb gewiß nicht gleichgültig bei der politischen Neugestaltung seiner Nation — er fühlt sich aber nicht der Mann der That, um den verworren begonnenen Neubau zu leiten und zu führen. Zudem — Handlanger sind genug, aber der Meister fehlt. Wir hoffen übrigens, der Dichter ziehe sich hauptsächlich darum zurück, weil er eben — ein Dichter ist." Die Auswahl enthält 6 lyrische Gedichte, drei Bilder aus den „Spaziergängen eines Wiener Poeten", die Belagerung der Hofburg aus dem „letzten Ritter", „Held Theuerdank", eine größere, „Schutt" überschriebene Dichtung, „Nibelungen im Frack" und „Drei Walhalla-Nichtgenossen."

Die dritte Lieferung bringt mit dem Bilde eine Lebensbeschreibung des Dichters Franz Grillparzer, von Otto Prechtler. Der Dichter der Schicksalstragödie „die Ahnfrau" ist in seinen dramatischen Leistungen allgemein bekannt, weniger aber in seinen lyrischen Gedichten, und am wenigsten in seinen improvisirten Epigrammen, in welchen er eben so eigenthümlich, wie treffend ist. Wir sind daher dem Herausgeber besonders für die Auswahl verpflichtet, welche 12 lyrische Gedichte gibt, unter denen auch das Lied auf Radetzki:

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer:
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir Andern sind einzelne Trümmer.

Dann folgen 5 originelle Epigramme und eine Scene aus einem unvollendeten Trauerspiel: „Hannibal und Scipio."

J. G. Seidl, von dem hoffentlich eine folgende Lieferung berichten wird, gibt in der vierten Lieferung, die eine Auswahl von Friedrich Halm's Gedichten bringt, eine Charakteristik des Lebens und Wirkens des Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der unter diesem Dichternamen eine Epoche in den literarischen Erzeugnissen der neuesten Zeit herbeiführte, und berührt auch das Verhältniß desselben zu seinem Lehrer und Kritiker Enk, welches neidische oder medisante Journalisten zur Herabsetzung des Dichters haben benutzen wollen. Mitgetheilt werden 6 lyrische Gedichte und dann die Schlußscene des zweiten Acts aus „der Sohn der Wildniß." Neu war uns die schöne Dichtung, welche eine poetisch-rhetorische Paraphrase des ersten Gedankens ist:

Italien!
Dorn und Blüte in einem Worte,
Wonne und Qual in einem Gedanken,
Himmel und Hölle dies eine Land
Italien!

Wir wünschen dem Album österreichischer Dichter eine allgemeine Verbreitung im ganzen Vaterlande, denn in Sprache, Sitte und Art ist Deutschland eine große Einheit, die keine politische Wirren auflösen können.

Dr. **Kruse.**

Shakespeare's Dramen, für weitere Kreise bearbeitet von Dr. E. W. Sievers, Oberlehrer am Realgymnasium in Gotha. 1stes Bändchen: Hamlet (16½ Bog.). 2tes Bdchn.: Julius Cäsar (7 Bg.). — Leipzig 1851, Engelmann.

Als Gervinus in den letzten Jahren sein umfassendes Werk über Shakespeare an's Licht treten ließ, sprach ein bekannter ästhetischer Kritiker die Ansicht aus, es werde nach einem solchen Vorgange für's Erste wohl Niemand mehr wagen, sich an der Erklärung des großen Dramatikers zu versuchen. Der Mann schrieb diese Weissagung offenbar unter dem gewaltigen Eindrucke nieder, den die Gervinus'sche

Arbeit in Folge ihrer großartigen Anlage und glänzenden Ausführung bei der ersten Lektüre allerdings hinterläßt. Hätte er den Augenblick abwarten wollen, wo mit der Lösung des unmittelbaren Zaubers die Möglichkeit einer die Vorzüge wie die Mängel mit gleicher Unbefangenheit abschätzenden Prüfung eintrat, so würde seine Anerkennung wahrscheinlich einen minder hyperbolischen Ausdruck erhalten haben.

Wir sind nicht gemeint, den inneren Werth der Gervinus'schen Schrift irgendwie zu verkleinern; ihr Verdienst ist unseres Erachtens ebenso groß wie unbestreitbar, nicht blos deßhalb, weil durch sie das Verständniß der Shakespeare'schen Dichtungen im Einzelnen vielfach berichtigt und gefördert worden, sondern vor Allem aus dem erheblicheren Grunde, weil sie es war, die dieses Verständniß einem großen Theile des — nur nicht grade ästhetisch — gebildeten Publikums überhaupt zum ersten Male nahe gelegt und erschlossen hat. Aber wie hervorragend die Stelle auch ist, die wir ihr im Gebiete der Shakespeare-Literatur anweisen zu müssen glauben, die Meinung, daß sie als das Non plus ultra des Möglichen und Nothwendigen anzusehen sei, können wir nur für einen leeren Wahn erklären. Die Erläuterung Shakespeare's und seiner Dramen ist durch Gervinus keineswegs zum Abschlusse gebracht worden; wohl aber dürfte dessen Darstellung — und es kann nicht zweifelhaft sein, daß dieser Erfolg der so eben zurückgewiesenen illusorischen Bedeutung vollständig die Wage halten würde — dahin wirken, dem Studium des Dichters einen neuen erhöhten Aufschwung zu geben.

Doch es ist ohne Zweifel überflüssig, die Grundlosigkeit der angeführten Prophezeiung auf rationellem Wege zu erweisen, nachdem dieselbe bereits durch eine unzweideutige Thatsache dargethan worden. Schon liegen uns nämlich die vielversprechenden Anfänge einer neuen Bearbeitung der Shakespeare'schen Dramen vor, welche sich zwar von der des berühmten Historikers in Form und Charakter wesentlich unterscheidet, ihr aber trotzdem und zum Theil grade deßhalb nicht blos durchaus würdig zur Seite tritt, sondern selbst in mehr als einer Beziehung den Vorrang abläuft.

Die Leser dieser Zeitschrift erinnern sich wohl noch der Abhandlung über Hamlet, die Herr S. vor Kurzem im Archiv hat abdrucken lassen. Sie entwickelt die Grundzüge einer ganz neuen Auffassung des genannten Dramas, welche, wenigstens nach unserem Dafürhalten, den Inhalt desselben weit tiefer und richtiger bestimmt, wie irgend eine der vielen Erklärungen, die man bis dahin versucht hat. Was in jenem Aufsatze nur im Allgemeinen angedeutet, oder doch nur in Bezug auf den einen oder andern Punkt näher festgestellt wurde, hat nun in der ersten der beiden Eingangs genannten Schriften seine allseitige Ausführung und durchgreifende Begründung erhalten. Die Exposition Hamlets umfaßt den gesammten Inhalt dieser Tragödie in allen seinen Theilen und gibt eine in jedem ihrer Abschnitte ebenso scharfsinnige wie gründlich motivirte Erläuterung desselben.

Ueberhaupt aber ist die Aufgabe, welche sich Herr S. bei seiner Bearbeitung der Shakespeare'schen Dichtungen gestellt hat, eine doppelte: er beabsichtigt nicht blos, sie genauer und richtiger, wie es bisher der Fall gewesen, zu erklären; vielmehr ist sein Bestreben zugleich dahin gerichtet, dieser Erklärung eine dem Gegenstande angemessenere Form zu geben. Bekanntlich wird — und allerdings mit großem Rechte — der ästhetischen Interpretation nicht selten vorgeworfen, daß sie die unmittelbare Wirkung und den unbefangenen Genuß der von ihr behandelten Kunstwerke durch die zersetzende Analysis ihres Inhaltes zerstöre. Es ist dies ohne Zweifel ein arger Uebelstand, der aber nicht wird beseitigt werden können, so lange die Erklärung der künstlerischen Produktionen ihren Standpunkt außerhalb derselben nimmt. Wer sich das Kunstwerk als ein von ihm Getrenntes gegenüberstellt, es gewissermaßen nur von Außen her in's Auge faßt, kann sich zu ihm nicht anders als reflektirend verhalten. Die bloße Reflektion aber ergreift ihren Gegenstand immer nur von der einen oder andern Seite und an irgend einem besonderen Punkte, niemals als ein einheitliches, lebendiges Ganze. Sie ist daher unfähig, die Schöpfungen der Kunst, welche ebenso wie die Erzeugnisse des natürlichen Lebens als organisch gegliederte und in sich geschlossene Bildungen anzusehen sind, in ihrem wahren und vollen Gehalte zu erkennen. Diese Unzulänglichkeit der reflektirenden Be-

trachtung ist auch Herrn S. nicht entgangen und der Grund, daß er statt der bisher üblichen Darstellungsweise eine andere von ganz verschiedenem Charakter gewählt hat. Es wird das Beste sein, wenn wir ihn über sein Verfahren und dessen Motive selber reden hören.

„Der Weg," heißt es im Vorworte zu Hamlet, „den ich verfolgte, um das mir vorgesteckte Ziel zu erreichen, ist der der freien Reproduktion des Kunstwerks; er sollte meinen Lesern die Dornen der Reflektion ersparen, die den Genuß stets stört und damit auch der Erhebung in den Weg tritt; er sollte sie vielmehr recht in den Mittelpunkt des Dramas führen, um es von da nach allen Seiten durch geistiges Schauen zu erfassen und ihnen dadurch Genuß so wie Erhebung sichern, daß er es ihnen möglich machte, mit den Menschen selbst zu leben, die ihr Interesse für sich in Anspruch nehmen." — Man sieht, es ist die Absicht des Verf., die einzelnen Dramen nicht sowohl zu erklären, als sich selbst erklären zu lassen. Sie sollen in der wissenschaftlichen Darstellung vor dem geistigen Blicke des denkenden Lesers etwa in derselben Weise entstehen und sich entwickeln, in welcher sie auf der Bühne an dem sinnlichen Auge des Zuschauers vorübergeführt werden. An die Stelle der zergliedernden Analyse tritt die genetische Construktion, welche nicht wie jene das im Einzelnen befangene und an der Oberfläche haftende Denken, sondern die auf das Ganze gerichtete und zum innersten Kerne des Gegenstandes vordringende Anschauung zu ihrem Organe hat. Es unterliegt keinem Zweifel: der Gedanke, auf welchem die angedeutete Methode beruht, ist ebenso eigenthümlich wie sinnreich. Auch läßt sich nicht leugnen, daß derselbe in entsprechender Weise durchgeführt, die Interpretation des Kunstwerks zu dem machen würde, was sie ihrem Wesen und Zwecke nach sein soll, zu einem Spiegel, in welchem sich der Inhalt desselben dem Bewußtsein treu und vollständig reflektirt.

Wir wollen hier nicht genauer untersuchen, inwieweit dem Verf. die Lösung seiner allerdings höchst schwierigen Aufgabe gelungen ist. Die formelle Seite der Darstellung dürfte das Interesse der Leser des Archivs nicht in so hohem Grade in Anspruch nehmen, daß sich eine eingehende Erörterung derselben an dieser Stelle echtfertigen ließe. Es mag daher die allgemeine Bemerkung genügen, daß Herr S. dem Ziele, welchem er zustrebte, im Ganzen sehr nahe gekommen ist, wenngleich manche Schwächen und Unvollkommenheiten auch hier dafür zeugen, daß die volle Verwirklichung einer an sich richtigen aber neuen Idee nur allmälig erreicht werden kann.

Wir bemerkten oben, daß die Darstellung des Herrn S. sich von der seines nächsten Vorgängers nicht blos der Form nach, sondern ebenso von der Seite ihrer materiellen Beschaffenheit wesentlich unterscheide. Es sei uns gestattet, diesen Unterschied etwas schärfer hervorzuheben; die Parallele ist das beste Mittel, die charakteristischen Züge eines Gegenstandes in ein möglichst-helles Licht zu stellen.

Man kann sagen, daß es Gervinus in seinem Shakespeare mehr um den Dichter wie um dessen Dichtungen, und weit weniger um den Dichter als um die Menschen zu thun gewesen ist. Es ist nicht der große Künstler, sondern der seltene, ausgezeichnete Mensch, den er in Shakespeare verehrt und der Verehrung Anderer empfehlen möchte; der Umfang und die Tiefe der Einsicht, die Kraft und der Adel des Charakters, das sind die Eigenschaften, die ihn fesseln und eben darum auf jeder Seite seines Werkes gefeiert werden. Das Interesse, welches Gervinus an dem großen Britten nimmt, ist vorzugsweise an die Person desselben geknüpft; seine Dramen haben daher nur insofern für ihn Bedeutung, als sich diese Persönlichkeit in ihnen abspiegelt, ihr Denken und Glauben, ihre Ansichten und Grundsätze durch sie einen objektiven Ausdruck erhalten. Die Dichtungen Shak. sind nach der Auffassung von Gervinus nur die Illustrationen seines inneren Lebens; er betrachtet und schätzt sie nicht um ihrer selbst willen, sondern lediglich als Produkte des welt- und menschenkundigen und zugleich sittlich-gediegenen Geistes, der sie geschaffen hat. Die Analyse der einzelnen Dramen ist bei ihm in der Hauptsache stets eine Erläuterung ihres Ursprungs; sie geht durchgängig darauf aus, zu zeigen, wie sie aus den Gedanken oder Empfindungen, den Erfahrungen oder den Studien, kurz aus

irgend einer bestimmten, theoretischen oder praktischen Beziehung des Dichters zur Welt und zum Leben entstanden sind.

Die Shakespeare'schen Dichtungen sind für Gervinus nur das Mittel, ihren Urheber kennen zu lehren und zu verherrlichen; der Nachweis des Zusammenhanges, welcher sie mit der geistigen und sittlichen Entwickelung desselben verknüpft, und die Erläuterung der sonstigen historischen Beziehungen, die sie darbieten, sind die beiden Punkte, mit welchen sich der größte und zugleich verdienstvollste Theil seines Werkes beschäftigt. Wir stellen freilich nicht in Abrede, daß auch für die Kenntniß des innern Gehaltes der einzelnen Dramen manches geleistet worden, Composition, Handlung und Charaktere derselben vielfache Aufklärung erhalten haben. Doch ist es darum nicht minder gewiß, daß nach dieser Seite hin Gervinus' Darstellung im Ganzen wenig befriedigt; auch wo sie das Richtige trifft — und das ist nicht grade oft der Fall — ist sie mangelhaft und unvollständig. Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man sich dessen erinnert, was wir vorhin über die Gesichtspunkte, welche für Gervinus maßgebend gewesen sind, bemerkt haben. Wo das Kunstwerk nicht an und für sich selbst, sondern ausschließlich oder doch vorzugsweise in seinem Verhältnisse zu anderen, außer ihm liegenden Momenten betrachtet wird, muß die Exposition desselben nothwendig einen einseitigen fragmentarischen Charakter erhalten.

Ueberdem, es verhält sich mit jeder ächt künstlerischen Produktion ebenso, wie mit dem unmittelbaren Leben, aus welchem sie ihren Inhalt schöpft; die Erkenntniß des einen wie der andern ist um so genauer und vollständiger, je weniger der Beobachter durch sich selbst gebunden, oder, was auf dasselbe hinausläuft, je universeller seine Natur und Anschauungsweise ist. Nur in dem Maße, in welchem man von der eigenen persönlichen Bestimmtheit abstrahiren kann, ist es möglich, sich in den objektiv gegenüberstehenden Gegenstand zu versenken. Eine solche Abstraktion aber ist nur da und insofern thunlich, wo und als sie unnöthig ist; die Fähigkeit, von sich abzusehen, fällt durchweg mit der natürlichen Expansivkraft, deren Stärke mit der größeren oder geringeren Allgemeinheit des Geistes in geradem Verhältnisse steht, zusammen. Eben deßhalb ist sie bei Gervinus nur in einem geringen Grade vorhanden. Die geistige Physiognomie dieses Mannes hat ein sehr ausdrucksvolles aber auch sehr individuelles Gepräge; sie gehört einer tüchtigen, durchgebildeten, achtunggebietenden Persönlichkeit an, die aber zu entwickelt, zu abgeschlossen, zu selbstherrlich ist, um nicht in sich selbst befangen zu sein. Sein Auge hat gleichsam zu viel eigenes Licht, um die Gegenstände, auf die es sich richtet, in ihrem, d. h. im wahren Lichte auffassen zu können. Die bestimmten Ansichten, Ueberzeugungen, Grundsätze, zu denen er sich bekennt, sind das Medium, in welchem die Gestalten der Dinge sich seinem Blicke in zwar sehr scharfen, aber nicht immer in den richtigen Umrissen darstellen. Gervinus hat die Dichtungen Shakespeare's nur insoweit begriffen, als ihr Inhalt in seinen scharf umgrenzten Gesichtskreis fällt. Und dieser Kreis ist, wenn er auch viel weiter reicht wie der Horizont aller seiner Vorgänger, doch zu beschränkt, um die Schöpfungen des großen Dichters ihrem ganzen Umfange nach zu umspannen.

Es ist öfters, und nicht mit Unrecht, behauptet worden, daß zur richtigen Auffassung und Erklärung eines Kunstwerks eine künstlerische Natur erfordert werde, Wir glauben, es nicht erst beweisen zu müssen, daß eine solche Natur Niemandem weniger als dem Historiker, von welchem bis dahin die Rede war, zugesprochen werden kann. Jedenfalls ist gewiß, daß dieselbe Herrn S., wenn wir ihn in dieser Beziehung mit seinem Vorgänger vergleichen, in weit höherem Grade eignet. — Das unterscheidende Kennzeichen des Künstlers und das charakteristische Merkmal seiner Werke ist das Moment des Idealismus. Die durchaus realistische Denkweise, welche von Gervinus keinen Augenblick verleugnet wird, gestattet diesem Elemente kaum irgend welchen Zugang. Dagegen gibt es in der Anschauungsweise des Herrn S. einen schon bedeutsamen, ja man kann sagen, den vorherrschenden Faktor ab. Man wolle uns indeß nicht mißverstehen. Wenn wir die Richtung des Herrn S. als eine vorwiegend idealistische bezeichnen, so meinen wir damit nicht, daß sie der Realität abgewandt, sondern nur dies, daß sie der innersten und allgemeinsten Wahr-

heit des unmittelbar Gegebenen zugekehrt sei. Diese Wahrheit des natürlichen Daseins aber ist es, die der Künstler in seinen Werken zur Darstellung bringt; der Unterschied zwischen der Kunst und dem Leben, das sie reproduzirt, beruht in letzter Instanz auf der Differenz des Wahren und Wirklichen. Wir wissen recht wohl, daß diese Differenz im Grunde eine Täuschung ist. Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß sie besteht und ebensowenig bestreiten, daß der Sinn für das Wahre von dem für das Wirkliche verschieden und nur sehr selten mit ihm in ein und derselben Person verbunden ist.

Wo es gilt, das was ist, in seiner eigenthümlichen Bestimmtheit zu erkennen und zu fixiren, entwickelt Gervinus eine Klarheit und Schärfe der Auffassung, die schwerlich von irgend Jemandem überboten werden wird. Wo es aber darauf ankommt, die jenseits der sinnlichen und verständigen Wirklichkeit liegenden wesentlichen Ideen und allgemeinen Formen derselben zu bestimmen, läßt uns seine Darstellung durchgehends im Stich, weil ihm dieses Gebiet so gut wie ganz verschlossen ist. Man lese z. B. eine der Schilderungen, in welchen er die Hauptcharaktere der verschiedenen Dramen zu zeichnen sucht, und man wird gestehen müssen, daß sie, was die lebendige und anschauliche Vergegenwärtigung der einzelnen Charakterzüge angeht, kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Fragen wir aber nach dem inneren Bande, das die mannigfachen Aeußerungen der dargestellten Persönlichkeiten zur Einheit des Wesens verknüpft, nach der substantiellen Grundlage der Charaktere, nach der einheitlichen Idee, welche sie als die belebende Seele durchdringt und erfüllt, so erhalten wir keine oder doch nur eine ungenügende Antwort.

Es ist daher sehr erwünscht, daß Herr S. grade diesem Punkte seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat. Ihm liegt weniger daran, die Beschaffenheit der Charaktere zu ermitteln, als es ihm darum zu thun ist, ihre Bedeutung zu erforschen. Sein Blick ist nicht nach Oben, auf die Zweige und Ausläufer des Stammes, sondern auf die in der Tiefe liegenden Wurzeln desselben gerichtet. Er sagt uns nicht blos, wie die Charaktere geartet, sondern vor Allem, wie sie geworden sind, und begnügt sich nicht damit, ihre besonderen Manifestationen, wie sie eben hervortreten, einfach anzugeben, sondern ist zugleich eifrigst bestrebt, sie aus ihrer einheitlichen Quelle, aus der allgemeinen, grundwesentlichen Bestimmtheit der sich in ihnen bethätigenden Personen abzuleiten. Seine Darstellung ist dem Hauptinhalte nach analytische Begründung, nicht synthetische Beschreibung; sie beschäftigt sich weniger mit dem Was als mit dem Warum, und ruht nicht eher, bis sie die letzten und allgemeinsten Gründe an's Licht gezogen hat.

Es ist, wie bekannt, eine Eigenthümlichkeit des Shakespeare'schen Dramas, durch welche es sich namentlich von den szenischen Kunstwerken der Alten unterscheidet, daß die Charaktere in ihm entschieden die Hauptsache sind, während die Handlung als solche nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Wir glauben nicht, daß man im Rechte ist, wenn man, wie das heut zu Tage ziemlich allgemein geschieht, in dieser Abweichung nur einen Vorzug erblicken will. Wohl aber kann sie dem Erklärer Shakespeare's zur Rechtfertigung dienen, wenn er nicht die äußere Handlung und deren Verlauf, sondern die handelnden Personen und deren innere Entwickelung als den eigentlichen Gegenstand seiner Darstellung betrachtet. Auch Herr S. hat die starke Seite der Shakespeare'schen Kunst, die Charakteristik mit entschiedener Vorliebe behandelt, woraus man indeß nicht folgern darf, daß Anordnung und Composition der Fabel, auf welche unseres Erachtens das interdum dormitat Homerus volle Anwendung findet, seiner Beachtung entgangen wäre. — Wir sagten schon, die Analyse der Charaktere, der wir bei unserem Verf. begegnen, dringe zu dem tiefsten und innersten Kerne derselben vor. Hier fügen wir hinzu, daß sie im Allgemeinen ebenso umfassend wie tief, und nicht weniger auf die peripherische Entwickelung wie auf den centralen Einheitspunkt gerichtet ist. Das Werden und Wachsen des Charakters, die Umwandlungen, die er erfährt, der psychologische Prozeß, den er durchläuft, finden in Herrn S. einen höchst aufmerksamen, nichts übersehenden, Alles, auch den geringsten Zug, den leisesten Schritt scharf in's Auge fassenden Beobachter.

Die Skizzirung dramatischer Charaktere hat in neuester Zeit mit der sehr richtigen Ansicht, daß jede Persönlichkeit als der fleischgewordene Ausdruck einer

bestimmten Grundidee anzusehen sei, argen Mißbrauch getrieben. Man machte sich die überaus schwierige Aufgabe, diese Grundform der Charaktere zu ermitteln und festzustellen, außerordentlich leicht, indem man die produktive Seele des gesammten Lebensinhaltes mit irgend einem einzelnen hervorstechenden Momente desselben identifizirte. Es gibt nicht wenige höchst geistreiche und sehr bewunderte Charakteristiken dieser Art, die in der That nichts weiter sind, als eine praktische Anwendung der bekannten Redefigur, die man pars pro toto zu nennen pflegt. Herr S. ist sehr weit davon entfernt, sich eine solche Escamotage, die uns an Stelle des ganzen, lebendigen Menschen ein einzelnes abgerissenes und darum lebloses Glied desselben in die Hände spielen möchte, zu Schulden kommen zu lassen. Er hat die harte Arbeit, den ausdauernden Fleiß nicht gescheut, ohne welchen es unmöglich ist, ein inhaltreiches persönliches Leben in der Gesammtheit seiner Aeußerungen zu ergreifen und zu verstehen. Er hat sich überdem mit einer seltenen Hingebung in das fremde Leben, dessen Verständniß erschlossen werden sollte, vertieft, und ist eben dadurch in den Stand gesetzt worden, dessen Natur und Bildungsgang genau und allseitig zu erkennen.

Die volle, unbefangene Hingebung an den Gegenstand, das ist immer und überall das sicherste Mittel, seiner vollständig Herr zu werden. Denn sie allein macht es möglich, den Standpunkt der Betrachtung da zu nehmen, von wo er nothwendig im reinsten und hellsten Lichte erscheinen muß, in ihm selber. Es ist ein entschiedener Vorzug der Sievers'schen Darstellung, daß Grund und Zweck derselben ausschließlich in ihrem Objekte liegt, daß sie einzig und allein von dem Interesse an der in ihr behandelten Sache geleitet und beherrscht wird. Die Person des Dichters, welche Gervinus überall in den Vordergrund stellt, tritt bei Herrn S. durchaus zurück; während jener nicht müde wird, die Größe des Dichters und Menschen preisend hervorzuheben, läßt dieser den Ruhm des Meisters lediglich durch seine Werke verkündigen. Für Gervinus sind die Dichtungen Shakespeare's nur der Weg, welcher seinen Blick zu ihrem Urheber hinüberleitet; für Herrn S. dagegen das letzte Ziel, an welchem sein Auge unverwandt haftet; sie haben für den ersteren die Bedeutung eines Mittels, dem letzteren sind sie Selbstzweck.

Von Shakespeare ist in den vorliegenden Abhandlungen nur sehr selten, und auch dann meist kurz und im Allgemeinen die Rede. Es geschieht nicht eben oft, daß irgend eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit seiner Auffassung oder ein charakteristisches Merkmal seiner Kunstweise ausdrücklich hervorgehoben und eingehend erörtert wird. Der Verf. hat die Frage nach der Genesis der Dramen bei seiner Bearbeitung zur Seite liegen lassen; er kümmert sich weder um ihren geistigen Ursprung, der in der Seele des Dichters zu suchen ist, noch um ihre materielle Quelle, die in den historischen Voraussetzungen verborgen liegt; er nimmt sie, wie sie eben sind, als die fertigen, vollendeten und auf sich selber ruhenden Produktionen des künstlerischen Genius, dessen schöpferische Hand sie gebildet hat. Wenn Gervinus sich überall nach dem Grunde dieser Bildungen erkundigt, nach dem Zwecke, welchem sie dienen, nach der Meinung, die sie vertreten sollen, so forscht Herr S. nur nach dem, was sie an sich selbst bedeuten. Es ist ihm gleichgültig, wie sie sich zu dem persönlichen Denken und Streben des Dichters verhalten, ob derselbe eine Ansicht oder eine Maxime, eine Mahnung oder einen Trost, eine Warnung oder eine ermunternde Lehre hat aussprechen wollen. Oder vielmehr, er ist überzeugt, daß die Frage nach der Stimmung und Absicht des Künstlers bei der Würdigung eines Kunstwerks, wenn auch nicht unstatthaft, so doch eine Frage von untergeordneter Bedeutung ist.

Jede wahrhaft künstlerische Schöpfung wird in demselben Augenblicke, in welchem sie an's Licht tritt, majorenn; ihre Selbständigkeit datirt von dem Moment ihrer Geburt; sie ist gleich im Beginne ihres Daseins sui juris und keiner väterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt unterworfen. Vermöge dieser unbedingten Autonomie bildet sie eine Existenz für sich, die, weil sie lediglich auf ihrer eigenen Kraft basirt, auch nur aus ihr selbst begriffen und erklärt werden kann. Wie Alles, was dem Bereiche des Lebens angehört, hat auch das Kunstwerk seinen Ursprung und seine Bestimmung in sich. Es bedeutet nicht mehr, aber auch nicht

weniger, als es ist; der Umfang seines wirklichen Inhaltes ist zugleich das Maß seines Werthes. Herr S. hat sich, um den inneren Gehalt und den wahren Sinn der Shakespeare'schen Dramen zu ermitteln, ausschließlich an sie selber um Auskunft gewandt, und damit unseres Erachtens den einzigen Weg eingeschlagen, auf welchem eine richtige und vollständige Lösung der gestellten Aufgabe zu erreichen ist. Der beste Interpret eines Kunstwerks ist ohne Zweifel es selbst; es kommt aber nur darauf an, ihm die Zunge zu lösen, damit es die Geheimnisse seines Wesens offenbare. Freilich ist diese Operation mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; es wird nicht Jedem gelingen, sie so befriedigend auszuführen, wie dies vom Verf. der in Rede stehenden Abhandlungen gerühmt werden darf.

Wir haben bis dahin den allgemeinen Charakter der vorliegenden Darstellung wenigstens in dem einen oder anderen ihrer Hauptzüge zu zeichnen versucht; es dürfte nun an der Zeit sein, ein Wort über ihre speziellen Resultate zu sagen. Auch können wir versichern, daß uns die Neigung dazu keineswegs fehlt; wir würden dem Verf. sehr gern in das Detail seiner Ausführungen folgen, wiewohl wir uns in dem Falle befinden, dem Inhalte derselben fast durchweg ohne allen Vorbehalt zustimmen zu müssen. Es gibt, auch wenn die Auffassung im Allgemeinen getheilt und das Ergebniß im Ganzen gebilligt wird, der Stellen gar manche, wo man einen Zweifel zu äußern, einen Einwand zu erheben oder auch eine Ergänzung zu fordern hat. Indeß, der uns zugemessene Raum gestattet nicht, eine kritische Prüfung des Einzelnen zu unternehmen. Ein kurzer Hinweis auf einige der neuen und eigenthümlichen Ansichten, die Herr S. in seinen beiden Aufsätzen entwickelt und begründet, ist Alles, was wir uns erlauben dürfen.

Kein Shakespeare'scher Charakter ist in neuerer Zeit so oft und aus so mannigfachen Gesichtspunkten besprochen worden, wie der Hamlets. Dennoch wird Niemand behaupten wollen, daß diese geheimnißvolle Erscheinung nach allen Seiten genügend aufgeklärt sei. Der Grund, aus welchem es so schwierig ist, das sie umgebende Dunkel vollständig aufzuhellen, liegt nach unserem Dafürhalten in dem Umstande, daß der Charakter Hamlets ein mehr weibliches als männliches Gepräge hat, oder, was die Sache noch genauer bezeichnen dürfte, daß Hamlet nicht sowohl ein Charakter als eine Natur ist. Der Charakter hat feste, bestimmte Grundzüge, die sich unschwer erkennen und fixiren lassen; zugleich ist seine Entwickelung, weil sie durch diese leicht faßbaren Elemente durchgängig bedingt wird, so klar und durchsichtig, daß sie in vielen Fällen fast a priori construirt werden kann. Die Natur dagegen bewegt sich auf einer Basis, die um so weiter zurückweicht, je tiefer man in sie eindringt, und zeigt in der Regel eine Reihe von Entfaltungen, deren Folge und Zusammenhang nicht das zweifellose Gesetz, sondern die unberechenbare Laune zu bestimmen scheint. Der Charakter erschließt sich daher nicht selten dem ersten scharfen Blicke, von dem er getroffen wird, während es zur Erkenntniß der Natur der unausgesetzten sorgfältigsten Beobachtung bedarf. Auch Hamlet kann nur dann begriffen werden, wenn jeder Zug seines Wesens scharf in's Auge gefaßt und seine Entwickelung Schritt für Schritt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt wird. Die Untersuchung des Herrn S. genügt dieser zwiefachen Anforderung in hohem Grade; ebendarum hat sie zu sehr erheblichen und werthvollen Resultaten geführt.

Nach der gewöhnlichen Auffassung, die bekanntlich von Goethe zuerst geltend gemacht und auch von Gervinus neuerlich adoptirt worden ist, hat Shakespeare in Hamlet eine Persönlichkeit darstellen wollen, welche, zu einer großen That berufen, aber unfähig, sie zu vollziehen, an diesem Widerspruche des Könnens und Sollens, der gegebenen Anlage und der gebotenen Pflicht zu Grunde geht. Man hat dann ferner, um die rein negative Bestimmung der Untüchtigkeit zum Handeln mit einem positiven Inhalte zu erfüllen, die contemplative Natur Hamlets in den Vordergrund gerückt und den sich in ihm vollziehenden Prozeß als die nothwendige Selbstauflösung des einseitig in sich verharrenden theoretischen Geistes bezeichnet. Hamlet — das ist die Quintessenz dieser Ansicht — fällt, weil ihm, dem gebornen Denker, die Aufgabe gestellt wird, in das praktische Leben selbstthätig einzugreifen. Man findet daher die eigentliche Ursache und den wahren Anfang des inneren Zwiespaltes,

durch welchen seine innere Lebenskraft allmälig verzehrt wird, in der Aufforderung des Geistes, die an ihm begangenen Frevel zu rächen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß diese Annahme durchaus grundlos ist. Man hat auffallender Weise ganz übersehen, daß die geistige Zerrüttung Hamlets schon bei seinem ersten Auftreten der Verzweiflung sehr ähnlich sieht, und durch das Zusammentreffen mit dem Vater nicht erst begründet, sondern nur befestigt und zu einem höheren Grade gesteigert wird. Herr S., der diese Thatsache nicht wie seine Vorgänger außer Acht gelassen hat, ist, wie es scheint, eben durch sie zu einer weit richtigeren und ungleich tieferen Anschauung des Hamlet'schen Wesens hingeleitet worden. Wir können hier nur die Hauptphasen, in welchen seiner Ansicht nach der Entwickelungsprozeß Hamlets verläuft, ganz im Allgemeinen andeuten.

Die Basis dieser Entwickelung, das bestimmende constitutive Element in der Persönlichkeit Hamlets ist der subjektive Idealismus, jene eigenthümliche Form des Geistes, welche namentlich den nordischen Volksstämmen eigen und der Grund ihrer Größe wie ihrer Schwäche ist. Der unendliche Inhalt, dessen sich hier das Individuum bewußt ist, das grenzenlose Streben, die universelle Tendenz, von der es beherrscht wird, heben es über alle Schranken der äußeren Welt, über jede Besonderheit der mannigfachen Erscheinungen, die den Umkreis des objektiven Daseins erfüllen, hinaus. Der Mensch ist auf diesem Standpunkte unbedingt frei, weil Nichts von dem, was außer ihm liegt, Gewalt über ihn hat; er lebt überdem mit sich und der Welt in vollkommener Harmonie, weil das stets lebendige Bewußtsein seines unendlichen Werthes durch das Gefühl der persönlichen Unzulänglichkeit noch nicht getrübt wird und die Welt ihm nicht in ihrer Wahrheit, sondern lediglich als der Reflex seines eigenen Wesens Gegenstand ist. Der subjektive Idealist erkennt die Wirklichkeit nur insoweit an, als er sich selbst in ihr wiederzufinden vermag. Es sind daher die persönlichen Verhältnisse der Pietät, Freundschaft, Liebe u. s. w., welche seine Lebensthätigkeit vorzugsweise absorbiren und zugleich den Zusammenhang mit der Außenwelt, die ihm an sich fremd und gleichgültig ist, vermitteln.

Es ist nicht möglich, daß sich der Mensch rein auf sich selber stelle, wenn er nicht dem Untergange anheimfallen will; die Einheit mit der Welt ist der Grund und die Bedingung seines Lebens. Kann die Verbindung mit ihr keine unmittelbare sein, so muß er sie sich per procuram vermählen. Eine solche Vertretung bot sich Hamlet in seinen Eltern dar; seine tief innerliche Natur, die ihm nicht gestattete, aus sich heraus und mit der äußeren Welt in einen lebendigen Connex zu treten, fand in der Kraft und Würde des Vaters, wie in der treuen, hingebenden Liebe der Mutter die Gewähr ihres eigenen Inhaltes und einen sicheren Boden, eine feste Unterlage, auf der sie sich frei und ungestört entfalten durfte. Das unbegrenzte Vertrauen, mit welchem er zu seinen Eltern hinaufblickte, begründete und stützte die von keinem Zweifel berührte Zuversicht zu sich selbst, und machte es ihm möglich, sich den unbefangenen Glauben an die Wahrheit der Welt ungetrübt zu erhalten. Es war gleichsam der festgefügte Anker, an welchem sich das Schiff seines Lebens in ruhigem Gleichgewichte gefahrlos auf- und niederbewegte. Man konnte erwarten, daß in dem Augenblicke, wo die fesselnde Kette zerbrochen würde, das Fahrzeug, sich selbst überlassen und des kundigen Führers entbehrend, nicht im Stande sein werde, der von allen Seiten andrängenden Sturmfluth zu widerstehen.

Das Gebäude des inneren und äußeren Glücks, in welchem Hamlet seit seiner frühesten Jugend gewohnt hatte, ruhte auf der vollen Integrität des häuslichen Kreises, dem er angehörte. Es begann zusammenzubrechen, sobald dieses Fundament anfing untergraben zu werden; die Auflösung des einen hatte den Ruin des andern zur unmittelbaren Folge. Herr S. zeigt sehr gut, wie die fortschreitende Zerrüttung Hamlets in ihren verschiedenen Stadien durch den physischen und moralischen Untergang seiner nächsten Angehörigen bedingt wird. Der plötzliche Tod des Vaters, in welchem er das Ideal des Mannes und Herrschers zu verehren gewohnt war, die Thronbesteigung des Oheims, dessen Persönlichkeit seinem moralischen und ästhetischen Sinne gleich widerwärtig ist, das despotische Regiment, welches nunmehr an die Stelle der früheren ebenso milden wie gerechten Regierung

tritt und schwer auf dem Volke lastet, während es zugleich den feigen Knechtssinn der Großen nährt und offen legt, vor Allem aber die schnelle Heirath der Mutter, welche, da ihre Liebe zum Gatten für Hamlet „das Symbol der weiblichen Liebe überhaupt," und darum auch die Gewähr der Liebe Opheliens zu ihm selbst gewesen war, durch ihren Unbestand seinen Glauben an die eigene Geliebte im tiefsten Grunde erschüttert, so daß es zur vollständigen Ertödtung desselben kaum noch der faktischen Auflösung des Verhältnisses bedarf, welche Ophelie, dem Gebote des Vaters gehorsam, herbeiführt — das sind die schnell sich folgenden Ereignisse, durch welche Hamlet bereits an den Rand der nur noch im Selbstmorde Rettung erblickenden Verzweiflung geführt worden ist, als ihm der Geist seines Vaters die eigentliche Bedeutung und den wahren Urheber jener Vorgänge enthüllt.

Der Verf. bemerkt mit Recht, daß nach dem, was vorhergegangen, „die Erzählung von dem Morde auf Hamlet keine andere Wirkung üben kann, als daß sie ihm vollends allen Glauben an die sittlichen Mächte aus der Brust reißt." (S. 8.) Hamlet ist unfähig, den Auftrag des Geistes zu vollziehen, weil er, mit sich selbst zerfallen, sich nicht zu jener vollen, ungetheilten Hingebung concentriren kann, welche die nothwendige Voraussetzung des Handelns ist. Die leidenschaftliche Hast, mit der er auf die Mahnung zur Rache eingeht, das feierliche Gelöbniß, durch welches er sich ihrer Ausführung weiht, darf uns über die wahre Sachlage nicht täuschen. Hamlet „steht (von Anfang an) mit seinem Geiste außerhalb der Sache, die durch ihn verwirklicht werden soll, ist nicht von ihr ergriffen, und bleibt daher den Zweifeln über ihr Gelingen ausgesetzt." (S. 127.) Auch ist er fortwährend zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu ausschließlich dem Bewußtsein seiner eigenen Leiden hingegeben, um fremdem Geschicke eine aufrichtige, thatkräftige Theilnahme zuwenden zu können. Zwar gedenkt er hin und wieder der Pflicht, die er den Manen des Vaters schuldet, aber dies ist, wie Herr S. zur vollen Evidenz nachweist, immer nur dann der Fall, wenn der Haß gegen den Oheim, welcher übrigens mehr den Zerstörer des persönlichen Glücks, als den Mörder des Vaters trifft, durch die Vorkehrungen desselben momentan zur leidenschaftlichen Wuth entflammt wird. Die Ansicht des Verf., daß dem Könige von Seiten Hamlets gar keine ernstliche Gefahr drohen würde, wenn er sie nicht durch seine der Furcht entspringenden Maßnahmen selbst herbeiführte, ist ohne Zweifel durchaus begründet. Auch stimmen wir ihm unbedingt bei, wenn er, der gewöhnlichen Annahme entgegen, behauptet, daß Hamlet in den Augenblicken, in welchen es ihm mit der Züchtigung des Verbrechers wirklich Ernst ist, nicht den heimlichen Mord desselben, sondern eine öffentliche Anklage und gesetzliche Verurtheilung beabsichtige.

Die Enthüllungen des Geistes haben das schon vielfach gelockerte Band, welches Hamlet mit der Welt verknüpfte, vollständig aufgelöst; der naive Glaube an die Güte und Wahrheit der ihn umgebenden Dinge und Menschen ist in sein gerades Gegentheil verkehrt; er sieht, wohin er den Blick auch richtet, nur Heuchelei oder Verbrechen, gemeine Natur oder raffinirte Gemeinheit. Unter diesen Umständen bleibt ihm, „wenn er fortleben will, ohne wahnsinnig zu werden," nichts übrig, als „sich der Welt, die ihm als böse gilt, gegenüberzustellen, und das Gute wenigstens in sich noch zu behaupten." (S. 73.) Er beschließt, sich wahnsinnig zu stellen; „der Schein des Wahnsinns ist die äußere Schranke, die er zwischen sich und den Menschen aufführt" (S. 77), da er innerlich mit ihnen keine Gemeinschaft mehr haben kann. Aber dieser Wahnsinn ist zugleich „nur ein Reflex des inneren Scheines, dem er selbst verfallen ist, seitdem das Gute für ihn zum bloßen Schein geworden" (S. 81). Denn mit Recht bemerkt der Verf., daß die Entgegensetzung gegen die Welt, welche, wenn sie auch in ihren einzelnen Erscheinungen den Geist des Guten verleugne, doch an sich der wahrhafte Träger der sittlichen Ideen sei, den Menschen ausschließlich seinem eigenen, leeren Selbst, d. h. „dem eigentlichen Scheine" überantworte.

Indem sich Hamlet zur Objektivität in einen feindlichen Gegensatz stellt, um das Böse, von dem sie seiner Ansicht nach erfüllt ist, zu bekämpfen, wendet er sich in Wahrheit gegen das Prinzip des Guten selbst, das er ihr gegenüber zu behaupten die Absicht hat (S. 102). Es ist nicht anders: wer aus der Verbindung mit

dem Ganzen der Welt und Menschheit heraustritt, verfällt ebendamit dem Egoismus; die rein individuellen Triebe, Neigungen und Interessen müssen da nothwendig als berechtigte Faktoren auftreten, wo der Mensch nur in sich selbst die Quelle des Guten und Wahren zu finden wähnt. Auch Hamlet kommt sehr bald dahin, sich durch die Regungen der Selbstsucht bestimmen zu lassen. Es ist zunächst der giftige Hohn, mit welchem er sich „gegen Alles kehrt, was ihm einst heilig war" (S. 10), worin diese schlecht egoistische Richtung zu Tage tritt. Sie ist es dann ferner, welche ihn, nachdem er im Bewußtsein seiner Schwäche darauf verzichtet hat, den König zur Verantwortung und gerechten Strafe zu ziehen, den Entschluß fassen läßt, sich wenigstens in seinem eigenen Namen an ihm zu rächen, seinem persönlichen Hasse durch die Aufführung des Schauspiels Befriedigung zu gewähren (S. 122 ff.).

Wir haben so eben angegeben, worin Herr S. die Bedeutung des Schauspiels setzen zu müssen glaubt. Hamlet bedient sich desselben nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, um über die Schuld des Königs vollständige Gewißheit zu erhalten, sondern lediglich in der Absicht, ihn, den er auf dem geraden, offenen Wege als Vertreter des sittlichen Geistes nicht anzugreifen wagt, in indirekter, fast hinterlistiger Weise die seiner eigenen Person zugefügten Kränkungen entgelten zu lassen. Die Rache, die er an dem Oheim nimmt, hat ihren Grund in der rein subjektiven Leidenschaft, von welcher er, „wie von einer dämonischen Macht" beherrscht wird. Eben diese Leidenschaft ist es, deren blinde Wuth den Mord des Polonius herbeiführt, eine That, die in Hamlet den letzten Rest des Glaubens an die Willenskraft und Selbständigkeit des Menschen tilgt, indem sie diesen als den Spielball des Zufalls, als ein willenloses Werkzeug des Schicksals erscheinen läßt (S. 14 und 192). Zwar blitzt noch einmal, als er in die Gewalt der Seeräuber fällt, der Gedanke an die Rache in ihm auf. Doch ist derselbe jetzt um so wirkungsloser, da ihn die ganz überflüssige Preisgebung der königlichen Gesandten, die er, um sich selbst zu retten, dem gewissen Tode überliefert, abermals überzeugt hat, daß „die Willensfreiheit und das Selbstbewußtsein des Menschen leere Träume sind, und er daher der Vorsehung die Sorge für sein Wohl anheimstellen soll, statt selbst zu handeln" (S. 16).

Der Fatalismus, d. h. die unbedingte Unterordnung der Persönlichkeit unter die allgemeine Macht des Lebens, ist der nothwendige Ausgang eines jeden Versuches, der dahin abzielt, die Persönlichkeit als solche zur einzigen Norm, zur alleinigen Gesetzgeberin des Lebens zu erheben. Es bleibt für Hamlet, nachdem sich zur Verzweiflung an der Welt noch die Erkenntniß der Nichtigkeit seines persönlichen Strebens gesellt hat, nur die Sehnsucht nach dem Tode übrig, der ihn dann auch, da er den Machinationen seiner Feinde keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegensetzt, bald genug ereilt.

Es ist im Obigen nur eine ganz allgemeine Skizze der psychischen Entwickelung Hamlets, wie sie vom Verf. dargestellt wird, gegeben worden. Auf die mannigfachen und höchst scharfsinnigen Erläuterungen der verschiedenen Momente, die in ihrer Vereinigung das Wesen dieses Charakters constituiren, konnten wir ebensowenig eingehen, wie auf die sehr sorgfältige Exposition der näheren oder entfernteren Beziehungen, in welchen derselbe mit den übrigen Hauptpersonen des Dramas steht. Auch die Charakteristik dieser letzteren mußte ganz übergangen werden, wenngleich sie ebenso ausführlich und im Ganzen nicht minder gelungen ist, wie die Hamlets. Im Allgemeinen möchte sich in Bezug auf sie sagen lassen, daß die Auffassung des Königs und des Polonius zwar nichts wesentlich Neues, wohl aber Bestimmungen bietet, die weit schärfer und genauer sind, wie die bisherigen, während von der Schilderung Opheliens und ihres Bruders mit Recht gerühmt werden darf, daß sie an diesen Charakteren manche sehr bezeichnende Züge hervorhebt, die man bis jetzt völlig übersehen hat.

Wenn Herr S. in der Bearbeitung Hamlets eine seltene Fähigkeit an den Tag legt, psychische Prozesse von sehr complicirter Art in ihrem bald schlangenartig sich hinwindenden, bald sprunghaft fortschreitenden Gange zu verfolgen, so liefert die Abhandlung über Cäsar einen erfreulichen Beweis dafür, daß er es nicht minder

versteht, in die objektiven Verhältnisse des geschichtlichen Lebens einzudringen, den Geist bestimmter Zeiten und Völker in seiner besonderen Eigenthümlichkeit scharf zu fixiren und die Wirksamkeit desselben, wie sie in den Zuständen und an den Menschen der von ihm beherrschten Periode hervortritt, zur klaren Anschauung zu bringen.

Der Verf. hat die Ueberzeugung gewonnen, daß uns im Cäsar ein „reines Spiegelbild" der Zeit, aus welcher der Gegenstand des Drama's entnommen ist, vorliege (S. 15), und begründet diese seine Ansicht dadurch, daß er die durchgängige Uebereinstimmung des dichterischen Gemäldes mit der Wirklichkeit, die es reproduziren soll, nachweist. Wir wollen in aller Kürze angeben, wie er den unterscheidenden Charakter der in Rede stehenden Periode bestimmt, oder vielmehr, wie er glaubt, daß derselbe von Shakespeare aufgefaßt und wiedergegeben worden ist.

Die Epoche der römischen Geschichte, welche durch das Auftreten Cäsars bezeichnet wird, ist bekanntlich die des Ueberganges der Republik in die Monarchie. Das politische Bewußtsein, welches vordem die Gesammtheit der römischen Bürger durchdrang und zu einem einheitlichen, in sich geschlossenen Körper verband, ist allmälig wie in der Masse des Volks, so auch in den eigentlichen Leitern der öffentlichen Angelegenheiten erstorben. Der Staat bildet nicht mehr wie früher die wesenhafte Substanz, die gemeinsame Grundlage des inneren Lebens Aller, die ihm angehörten. Er ist gleichsam aus dem Herzen der Volksgenossen, in welchem bis dahin seine Wohnstatt aufgeschlagen war, herausgetreten, um in einer besonderen, individuellen Verkörperung eine neue Stufe seiner Entwickelung zu betreten. Die nächste Folge dieser an sich nothwendigen Emancipation der staatlichen Idee ist die Auflösung der bürgerlichen Volksgemeinde in ein bloßes Aggregat von einzelnen Individuen, die lediglich durch ihre subjektiven Neigungen und Interessen bestimmt werden. Man würde indeß irren, wenn man diese rein negative Wirkung der sinkenden Macht des nationalen oder staatlichen Princips als die einzige oder auch nur als die entscheidende betrachten wollte.

Die Staaten des Alterthums stimmen sämmtlich darin miteinander überein, daß sie in der beschränkten Sphäre der Nationalität wurzeln. Sie lösen sich daher auf, sobald der Geist des Menschen im Verlaufe seiner fortschreitenden Entwickelung die Schranke der Volksthümlichkeit übersteigt. Auch das römische Bürgerthum mußte zerfallen, als das ihm einwohnende Prinzip die erforderliche Kraft gewonnen hatte, um sich in einer höheren und allgemeineren Form zu realisiren. Der Bürger trat vom Schauplatz der Geschichte ab, damit der Mensch seine Stelle einnehme. Eben dies, das Hervortreten des Menschen ist es, wodurch die im Uebrigen so unerfreuliche und gehaltlose Periode des Verfalls des römischen Staatslebens einen wahrhaft positiven, bedeutungsvollen Inhalt gewinnt. Neben der maßlosen und zugleich raffinirten Selbstsucht, welche in dieser Epoche zur Herrschaft gelangt, werden nicht minder deutlich die Anfänge einer freieren, humaneren Geistes- und Herzensbildung bemerkt, von welcher die frühere Zeit nichts wußte.

Das gemeinsame Interesse am Staate, in welchem sich die Einzelnen bis dahin begegnet waren, hat zwar seine Macht verloren, dagegen ist die Theilnahme, durch welche die Individuen miteinander in unmittelbare Verbindung gebracht werden, um so lebendiger und wirksamer geworden. Während früher die Rücksicht auf das Gemeinwohl, oder doch die politische Stellung und das Parteiinteresse die Handlungen des Einzelnen bestimmte und über seine persönlichen Verbindungen entschied, sind es jetzt weit mehr die natürlichen, aus der individuellen Eigenthümlichkeit unmittelbar hervorgehenden Sym- und Antipathien, durch welche die freundlichen oder feindlichen Beziehungen der Menschen begründet und erhalten werden. Die persönlichen Verhältnisse in dem uns geläufigen Sinne des Wortes, die im alten Rom bekanntlich einen nur sekundären Einfluß auszuüben vermochten, gewinnen nunmehr eine entschieden präponderirende Gewalt, der sich Jeder, selbst wider seinen Willen, fügen muß. Die Herrschaft des Geistes wird durch die Macht des Herzens verdrängt, und das Ergebniß der verständigen Ueberlegung durch den unwiderstehlichen Drang des subjektiven Gefühls paralysirt.

Der Kampf des Bürgers mit dem Menschen, in welchem der letztere den Sieg

davonträgt, der definitive Untergang des nationalen Prinzips, das seine letzten Kräfte in dem erfolglosen Streben erschöpft, sich der zur Herrschaft berufenen humanen Idee gegenüber zu behaupten, das sind die charakteristischen Momente und der wesentliche Inhalt jener Zeit, welche die Schlußepoche der römischen Republik in sich begreift. Shakespeare hat den Geist dieser Periode in seinem Cäsar vollkommen richtig erfaßt, und das Walten desselben in ebenso treuen wie ausdrucksvollen Zügen geschildert. Man kann den allgemeinen Grundgedanken, von welchem die Handlung und die Personen des Dramas in gleicher Weise beseelt werden, in dem Satze aussprechen, daß „das Menschliche als solches, abgelöst vom Staate, der es bis dahin in Fesseln gehalten hatte, nachdem das staatliche Prinzip zum letzten Male durch einen Frevel an den Menschen seine einstige Macht bethätigt hat, den Sieg erringt und sich nach allen Seiten durchsetzt." (S. 108.)

Es ist nicht eben leicht, den zweiseitigen Charakter einer historischen Uebergangsepoche in einer klaren und zugleich einheitlichen Darstellung zu schildern. Weit schwieriger noch wird die Aufgabe, wenn das Wesen derselben nicht blos im Ganzen und Großen bestimmt, sondern in den einzelnen ihr angehörigen Erscheinungen, in dem inneren und äußeren Leben, der psychischen und ethischen Entwickelung der in sie fallenden Persönlichkeiten verfolgt und nachgewiesen werden soll. Herr S., der sich diese Aufgabe in dem vorliegenden Falle stellen mußte, hat sie unseres Erachtens auf eine höchst befriedigende Weise zu lösen gewußt. Seine Erörterung der verschiedenen Hauptcharaktere des Stücks geht überall darauf aus, festzustellen, inwiefern sie einerseits als Repräsentanten des ächt römischen Nationalgeistes, und andererseits als Kinder der neuen Zeit, deren Einwirkung sie in größerem oder geringerem Maße erfahren, zu betrachten sind. Sollen wir auch hier über den relativen Werth der betreffenden Darstellungen ein allgemein abschätzendes Urtheil aussprechen, so müssen wir den beiden Charakteristiken des Brutus und Antonius entschieden den Vorzug geben. Sie können nach unserem Dafürhalten als höchst gelungen, wir möchten fast sagen, als vollendet bezeichnet werden, während uns die Schilderung Cäsars nicht genügend ausgeführt und die des Cassius der erforderlichen Einheit zu entbehren scheint. **B.**

Erklärung der sogenannten Pronomina in der deutschen Sprache auf Grund eines von den bestehenden Sprachlehren abweichenden Prinzips der Sprachbetrachtung (.) von Heinrich Kloßmann. In Kommission der A. Gosohorsky'schen Buchhandlung in Breslau. X und 212 S. 8.

Ehe wir den Inhalt dieses Buches näher ins Auge fassen, müssen wir einige Augenblicke bei der Form der Darstellung, bei dem Style des Herrn Verfassers verweilen. Der Herr Verf. hat dem Buche einen Ausspruch von Hegel als Motto gegeben: „Es ist weit schwerer, die festen Gedanken in Flüssigkeit zu bringen, als das sinnliche Dasein." Der Verf. muß sich der Wahrheit, die diese Sentenz enthält, lebhaft bewußt gewesen sein; er hat seine Gedanken offenbar nur mit der äußersten Anstrengung in Fluß zu bringen gewußt und seine Darstellung bewegt sich so schwerfällig und mühsam, wie ein träger Strom von halberstarrter Lava. Es ist uns wahrlich nie ein wissenschaftliches Werk in so mangelhafter Form, als die gegenwärtige Abhandlung vor Augen gekommen. Das Buch wimmelt von fehlerhaft gebildeten Wortformen wie: „sprachliche und sachliche Betrachtung, gegnerisches Verhalten, das Lernenmüssen, das Antheilhaben, das Sichresultirthaben, das Sprachbetrachten, das Sprachtreiben" ꝛc. und insbesondere von barbarischen Zusammensetzungen, die, aller Anschaulichkeit ledig, durch ihre Unverständlichkeit und Dunkelheit, wahrhaft Schauder erregen, wie: „Ganzheitsnatur, Verbinden-

heits-Anschauung, Sprachstofflichkeit, Aeußerungsmöglichkeit, Lebensquellverwaltung, Verunselbstständigung, Innerlichkeits-Entäußerung, Zeitmaßlichkeitsverhältniß, Wissenschaftsbethätigung, Volksdaseins- und Volkswirkungs-Konzentrirtheit, Abrißlichkeitsresultat der Menschheitswesenbethätigung" u. A. Noch öfter macht der Verfasser von auffallenden Satzbildungen, von künstlich gesuchten, ungebürlich weit ausgedehnten, und in ihren logischen Verhältnissen absichtlich verdunkelten Satzverbindungen Gebrauch. Es ist in der Regel sehr schwer, in vielen Fällen unmöglich herauszufinden, was der Herr Verf. bei seiner Darstellung gedacht hat. Die geistreichsten Denker waren von jeher, wenn nicht vollendete Meister eines schönen Styls, wie Schelling, Fichte, Wilhelm und Alexander von Humboldt, doch wenigstens einer klaren und dem Kreise ihres Publikums durchaus zugänglichen Darstellung mächtig, wie Leibnitz und Kant. Je unklarer und verworrener die Ideen, desto dunkler und ungeordneter die Darstellung. Wir gestehen allerdings dem philosophischen Forscher das Recht zu, für seine neuen Ideen auch neue Formen des Ausdrucks zu schaffen; müssen ihn jedoch tadeln, wenn solche Formen nicht leicht verständlich und darum ungeeignet sind, den neuen Ideen selbst in denjenigen Kreisen, für welche er sie bestimmte, den erwünschten Eingang zu verschaffen: wenn aber, wie in der vorliegenden Schrift, dunkle und unverständliche Ausdrücke und Formen absichtlich gewählt und gebraucht werden, bloß um der Oberflächlichkeit des Inhalts den Anstrich philosophischer Tiefe, und der Alltäglichkeit der Gedanken den Schein wissenschaftlicher Originalität zu geben; so können wir solch ein armseliges Gebaren nur als eine jämmerliche Verschrobenheit bezeichnen.

Die „Erklärung der sogenannten Pronomina" nimmt die zweite Hälfte des Buches ein; die erste Hälfte enthält eine „grundlegende Betrachtung für die Erklärung der sogenannten Pronomina." Es ist bei dieser „grundlegenden Betrachtung" aber auf nichts Geringeres abgesehen, als auf eine „Bekämpfung der bestehenden Sprachlehren wegen ihres Prinzips und wegen des Grundes für ihre Verwendbarkeit" und auf die Darlegung einer ganz neuen Theorie der Sprachwissenschaft und folgeweise einer neuen Praxis für den Sprachunterricht. Die Bekämpfung der bisherigen grammatischen Theorie und Praxis wird dem Verfasser gar nicht schwer. Seither, nämlich bis das vorliegende denkwürdige Werk des Herrn Verfassers erschien, gab es „leider immer noch zwei Prinzipe; eins, das angekündigt wird, das andere, das thatsächlich dargelegt wird. Hierauf ist nun vor Allem zu bedenken zu geben, daß die Grammatik nicht das Eine vor einem obwaltenden Leben in der Sprache bloß glauben, da sie nicht weiter darnach verfährt, dagegen in der weitläuftigeren Behandlung der Sache ein Anderes, ein fort und fort bestehendes Zerstücktsein der Sprache bethätigen dürfe. Sie darf nicht annehmen, daß aus einem willkürlich, oder von der sinnlichen Anschauung höchstens als richtig beglaubigten, aber eigentlich unnatürlichen Zustande des Materialstückwesens der Sprache durch unaufhörliches, seines eigenen Erwiesenseins ermangelndes Manipuliren mit Zusammensetzen der selbst gemachten, und so nur bei ihr Geltung habenden Stücke jener der Sprache zuerkannte Organismus für die Erkenntniß des zu Belehrenden erstanden, oder Desorganisirtes mit der Kraft der Verständniß-Beibringung des Organismus begabt dargestellt worden sei." Um nun die bisherigen Irrthümer gleich an einem eklatanten Beispiele nachzuweisen, richtet der Verf. seine geistreiche Polemik gegen einen Hauptirrthum, gegen K. F. Beckers grammatische Theorie und scheint, indem er ihre Unhaltbarkeit nachweiset, zugleich die unrichtigen Ansichten von Beckers Irrthumsgenossen — er nennt Schmitthenner, Herling, Mager — für beseitigt zu halten.

Der Verfasser greift das Uebel offenbar bei der Wurzel an. Becker sagt §. 1 des „Organism:" „Man versteht unter Sprache entweder das Sprechen selbst als diejenige Verrichtung des Menschen, in welcher der Gedanke in die Erscheinung tritt, und durch welche ein gegenseitiger Austausch der Gedanken und eine Gemeinschaft des geistigen Lebens in dem ganzen Geschlechte zu Stande kommt, oder die gesprochene Sprache als Produkt der menschlichen Natur, in welchem die von dem menschlichen Geiste gebildete Weltansicht ausgeprägt und niedergelegt ist. Die gesprochene Sprache ist aber ein durch die Verrichtung des Sprechens Gewordenes,

und eigentlich ein durch diese Verrichtung noch in jedem Augenblicke Werdendes: in der gesprochenen Sprache wird nur die ihrer Natur nach flüchtige Erscheinung des Gedankens als ein Stätiggewordenes festgehalten; und sie ist eigentlich nur die als Stätiggewordenes aufgefaßte Verrichtung des Sprechens. Da nun jedes Dinges Natur erst dann wahrhaft erkannt wird, wenn man weiß, wie es geworden ist; so kann auch Natur und Wesen der gesprochenen Sprache erst dann wahrhaft verstanden werden, wenn die Verrichtung des Sprechens in ihrer eigenthümlichen Natur erkannt wird." Diese klare Darstellung wird vollends durchsichtig durch die gleich folgende Erklärung der Sprache als einer organischen Verrichtung. Das Organische, das Leben offenbart sich in einem beständigen Wechsel von Thätigkeiten, durch eine gleichsam kreisförmige Verkettung von Ursache und Wirkung, eine Wechselbeziehung, die im Beweise des Mechanischen einen Widerspruch enthält. Das Blut ernährt die Organe, durch die es erzeugt wird; die Sprache bildet den Geist, aus dem sie sich entwickelt. Den Unterschied zwischen Mechanischem und Organischem und deshalb die Natur des letztern verkennend, läßt sich der Verfasser über die angeführte Stelle von Becker folgendermaßen aus: „Muß unter dem Einen, der Verrichtung des Sprechens, wobei doch deutlich an die Kraft und Fähigkeit zu sprechen gedacht werden soll, die Sprache nach ihrem Sich-Werden-Machen begriffen werden, und unter dem Andern, dem Produkte, die Sprache nach ihrem Gewordensein: so wird hiernach das nicht einleuchten, wie ein Vereinen von dem Werdenmachen und Gewordensein der Sprache so nothwendig ist, da man sie schon zweimal hat, entweder so, oder so. Dann ist doch die gesprochene Sprache keine als Sprache nach „entweder" zu fassende, d. h. selbstständige, und die Verrichtung des Sprechens auch keine Sprache, die nach dem „oder" als selbstständig zu fassen wäre, sobald diese, wie's heißt, der Grund und die Veranlassung jener, der gesprochenen ist. Wenn nun das, was den Worten nach, gemäß des „Entweder—oder" als gegenseitig sich Ausschließendes, in der Sache selbst unmöglich Statt finden kann, daß sie so erfaßt werden müßte: so ist das Zusammenführen beider, als wären sie Momente, — denn, heißt's, durch das Verrichten der Sprache liegt in der gesprochenen Sprache das Werdende derselben — und als wäre die Entwickelung daraus, die eigentliche Sprache, noch sonst wo mit ihrem Wesen zu suchen, nicht minder übel gerathen. Nach Becker soll darnach nur die gesprochene Sprache des Werdens fähig sein; wie aber die Verrichtung des Sprechens wird, ihren Anfang und Fortgang nimmt, des Werdens und Gewordenseins nicht bedarf, sondern bloß Anderes erzielt, — eine absolute Erscheinung gar, die keine Einwirkung annimmt, — das scheint nicht nöthig zu befragen."

Die Entwickelung alles Organischen geschieht in Gegensätzen; entgegengesetzte Kräfte und Erscheinungen bedingen einander wechselseitig; wie in dem Weltorganismus positive und negative Elektrizität und der Magnetismus entgegengesetzter Pole. In dem Organismus der Sprache bilden Gedanke und Ausdruck den ersten Gegensatz, aus welchem sich alle andern organisch entwickeln: der Gedanke ist die innere (logische), der Ausdruck die äußere (phonetische) Seite der Sprache, beide bedingen sich gegenseitig, bilden aber nur Einen Gegenstand; die Rede ist Inbegriff von inneren Gedanken und äußerem Ausdruck, wie das Wort die Einheit an Begriff und Laut ist. In welcher klaren und überzeugenden Weise Becker diese Wahrheiten dargestellt hat, ist Jedem bekannt, der mit seinen Schriften einigermaßen vertraut ist. Unser Verfasser bringt gegen Beckers Ansicht folgende ergötzliche Einwendung, die übrigens, beiläufig gesagt, besser stilisirt ist, als irgend eine andere Stelle des Buches. „Nach Becker soll einmal unleugbar sein allgemeinstes Organ, das Denken, ein außerhalb des Sprechens Bestehendes sein (!), um von seiner Natur aus die Brücke zur Erkenntniß der Natur des Sprechens finden zu lassen, und doch nannte er es auch früher schon ein solches, das mit dem Sprechen innerlich Eins ist. Meint er dann, daß die Sprache eigentlich nur zum Dienst des durch den Laut zu verkürzenden Gedankens sei, so ist, wenn auch nicht bestimmt angedeutet ist, daß die Sprache hierbei weniger gelten solle, doch immer eine wichtige Bestimmung weggeblieben, nämlich wie weit ein jedes, Sprechen und Denken,

mit dem Andern innerlich Eins ist. Die Sprache selbst macht hieraus deutlich zwei Dinge, während der Sprachforscher wieder nur Eins sieht. Es können ja noch tausend Dinge mit der Sprache innerlich Eins sein, z. B. die Pantomime, das Singen ohne Text, eine schweigend applizirte Ohrfeige." Oder fast noch geistreicher: „Wenn nun dann die Theilbestimmung der Sprache bei Becker nach Vorbildern des Gewöhnlichen: Geist und Leib vorgenommen wird, und ein logischer und phonetischer Theil unterschieden wird, so giebt's der Bedenklichkeiten, trotz des Scheins von Richtigkeit und Angemessenheit, der so Manchen schon befangen hat, eine Menge. Die Sprache ist logisch zu einem Theil kann heißen, Alles, was bis zu dem Punkte, wo ihr der Theil beigelegt wurde, gesprochen worden war, war logisch, und was noch gesprochen werden wird, wird, da es Sprache ist, nach dem einem ihrer Theile, dem logischen, logisch sein. Ja am Ende, wenn ein Deutscher, der nicht französisch kann, ein französisches Lexikon aufschlägt, und ein paar Worte deutsch-französisch liest, was nichts weiter auf sich hätte, so spräche er so weit logisch, als die gelesenen Wort als Sprachtheile ihr Theil logisch besitzen müssen."

Wir wollen unsere Leser nicht mit ferneren Mittheilungen aus dieser gelehrten Kritik der „neuen deutschen Sprachlehren" behelligen, und ihm dafür einige Proben aus „des Verfassers Ansicht von Sprache und Sprachbetrachtung mittheilen, Proben, in welchen er seine neue Philosophie der Sprache an den Tag legt. „Des Verfassers Ansicht ist im Betreff eines die Theorie wie Praxis des Sprachbetrachtens und Sprachtreibens besser und erfolgreicher begründenden Prinzips die, daß Sprachbetrachtung auf das Wesen der Rede sich stützen müsse. Nicht als ob in Rede bloß ein Innerliches fester gehalten, das Aeußere dagegen wieder nur nebenbei als sklavischer Träger von Jenem zugelassen werden soll. Rede ist in ihrer Objektivität als Handlung der Menschen für deren Innerlichkeits-Entäußerung auch nothwendig ein Aeußeres. Es knüpft sich jedoch ihrem Wesen nach (und somit freilich im weitesten Sinne genommen, nicht in dem bloß, daß Rede eine Art Stylarbeit sei) an sie das wesentlich, daß, wie sie ein Gipfelpunkt aus unterliegenden, von ihrem Dasein nie getrennt zu denkenden Bedingungen, als Veranlassungen und Zielpunkten, ist, — welches Alles, als eine Gesammtheit gefaßt, ihr Ursprüngliches, ihr Quellpunkt genannt werden muß, — und wie sie zugleich die Stätte der Entfaltungen und Entwickelungen aus jenem Ursprünglichen ist, ihr demnach das Inwohnen des Bethätigungsstrebens zugeschrieben werden muß: Ganzheits- und Gliedmäßiges, Einheit und Mittelpunkt im Mannigfachen und Entfalteten zu zeigen. — Hiermit ist Umfang und Richtung der Betrachtung, wie sie der Sache der Sprache gemäß sein kann, angegeben."

Ferner: „Die Rede, die durch tausend Redeakte zerstückte Erscheinung, doch aber auch in solchen Stücken unleugbar nach deren Verhältniß Ganzheitscharakter an sich bethätigend, in Einem Ganzheitswesen bestehend fassen, aus dem eine innigst zusammenhängende Kraft zu gliedern hervorgeht, oder dessen Gliederung die Ganzheit so vielfach bestätigt, als jene Ganzheit die Gliederung in Einem ununterbrochen, und in den mannigfachsten Stufen fordert, — die Rede, so angeschaut, ist darnach in ihrem Sein und Wesen angeschaut."

Ferner: „Um aber noch umfassenderes Verständniß über das bereits bezeichnete Redewesen zu veranlassen, hält es der Verf. für nöthig, sich darüber auszulassen, wie er sich den elementaren Vorgang, aus dem Sprache erzielt hervorgeht, nach seinen allgemeinen Momenten bestimmt denke."

„Daß es zu der Erscheinung Sprache kommt, dies bedingt es, über Erscheinung, Erscheinen sich auszusprechen. Dies ist, auf seine letzte Ursache, seinen unerschütterlichen Bestand und sein höchstes Ziel, auf Gott nämlich, zurückgeführt, das Entäußern desselben in dem Sein, das er aus seiner, uns freilich nach und nach erst begreiflicheren und mehr und mehr begriffenen Kraft und Wesenheit hervorbringt in einem Aeußerlichen von solcher Natur, daß ein Wettlauf, ein kampfreiches, nämlich an Bedingungen geknüpftes, wie auch durch Menschenmaaßstäblich freie Erfolge beglückbares Streben unter den wahrnehmbaren Gegenständen (für

sich ein jeder betrachtet, wie in Verbindbarkeit mit einander) nach unendlich vielen Stufen nach Höhe und Tiefe, gegeben ist, zu dem Ende, ein jenem Urquell alles Daseienden höchst möglichst nahekommendes Aequivalent an sich darlegend zu erreichen.''

Doch wir ermüden, den Galimatias dieser spaßhaften Sprachphilosophie bis dahin zu verfolgen, wo sie zu dem ,,Abrißlichkeitsresultat der Menschenbethätigung'' und weiter gelangt, und erwähnen nur noch der auf dem Titel verheißenen ,,Erklärung der Pronomina.'' Die neuere Grammatik weiset auf die vielfachen Beziehungen hin, in welchen die Sprache sowol Gedanken als Begriffe zu der Individualität der sprechenden Person darstellt; Gedanken in Beziehung auf das Erkennen (Urtheil und Frage des Sprechenden) und das Begehren (Wunsch und Geheiß des Sprechenden); Begriffe von Dingen auf Personen-, Zahl-, Geschlechtsverhältniß, Begriffe von Thätigkeiten auf das Orts-, Zeit-, Modalitätsverhältniß rc. des Sprechenden. Spricht Jemand z. B. den Gedanken aus: ,,der Kranke ist genesen,'' so spricht er von dem Subjekt als einer dritten Person, die nicht er selbst ist, und dieses Verhältniß kann unter Umständen auch durch ein Personalpronom, er, ausgedrückt werden, wie denn das Pronom überhaupt die Beziehung eines Begriffs zu der sprechenden Person ausdrückt. Unser Verfasser, der diese so leicht faßliche Lehre der neuern Grammatik durchaus mißverstanden hat, fragt, ob Jemand bei dem er des Satzes ,,der Winter ist hart, er kann aber (?) noch lange dauern'' nur an das Individualitätsverhältniß des Seins in Beziehung auf den Sprechenden denke rc. Er fragt ferner, ob in den Sätzen ,,Karl geht'' und ,,er geht'' nicht sowol Karl als er eine dritte, besprochene, Person bezeichne. In derselben Weise fertigt er Alles ab, was nach seiner Ansicht die neuere Grammatik (Becker, Schmitthenner, Mager) über das Wesen des Pronoms vorgebracht hat. Hören wir nun, wie der Verfasser seine Lehre ,,von der Bedeutung der Pronomina'' kurz zusammenfaßt. ,,Sie sind Involvirungen von Rededarlegungen, die einestheils in der Vergangenheit ihr Gegenwartsmoment bethätigt haben, dann in einer oder mehreren andern, als neu herankommenden und dann gegenwärtig werdenden Rededarlegungen, als vergangene das Andauern im Ganzen eines Redeakts, oder die Bethätigung ihres Antheils am Ganzen bis zu Ende desselben, sonach im Folgenden der Rede bis zu deren Schluß geltend machen. Oder ihr Zweck ist anderntheils, Zukünftigem von Rede im Ganzen des Redeverlaufs die Geltung zu sichern. Sie stellen das Ruhehalten, das Bestehen des Redens, als eines Ganzen von Redeakt, von einzelnen Rededarlegungen, die dagewesen, oder noch abzuwarten sind, in dem Uebrigen des Theilhaftigen aus dem Ganzen des Redeakts fest. Sie sind darum Resultate aus den Grundbedingungen des Begegnungsprozesses zur Resultirung der Sprache, insofern der Sprechkraftsfaktor auf der Höhe in der Entwickelung der Sprache steht, die Sprachresultate selbst in den Rededarlegungen als ein Außerweltliches zu seiner Begegnung und Menschheitswesenbethätigung in der Art zu erfassen, wie jedes andere Außerweltliche, das nicht unmittelbar Sprache ist, nach seiner Erscheinung erfaßt werden muß.''

Der Herr Verf. gelangt auf langem und mühsamem Pfade zu folgender ,,Gliederung der Pronomina:''

I. Thetische Pronomina.
 a. subjektliche.
 b. subjektische.
II. Thetisirende Pronomina.
 a. subjektliche.
 b. subjektische.

Wie der Verf. diese Gliederung begründet hat, möge in dem Werkchen selbst nachlesen, wer dazu nach dem Mitgetheilten noch Lust verspürt. Wir können das Buch nicht ohne ein zwischen Unwillen und Mitleid schwankendes Gefühl aus der Hand legen.

— C —

Dictionnaire supplémentaire, contenant les mots nouveaux, les gallicismes, les locutions figurées, familières, proverbiales et populaires de la langue française par Auguste Diezmann. Complément de tous les dictionnaires français. Leipzig, Gustave Mayer, 1851. 184 Seiten. Preis 1 Thaler.

Obgleich die romantische Schule in dem literarischen Gebrauch der französischen Sprache einen großen Umschwung bewirkt hat, und ein moderner Dichter es gegenwärtig wagen darf, Wörter wie Flinte und Kanone bei ihrem ehrlichen Namen zu nennen, während die klassische Schule sie nur als Rohr (tube) und Erz (airain) aufführen konnte: so herrscht doch noch eine gewisse Prüderie in den besten Wörterbüchern; besonders trägt das vornehmste unter ihnen, das der Akademie, noch immer von dem Puder des vorigen Jahrhunderts auf dem Kopfe. Es kann Niemanden, der die Augen offen hat, entgehen: die frische Sprache des Lebens ist in weit höherem Grade in die neusten Schriften eingedrungen als in die Lexika und in die Grammatiken, und was die Feder einer George Sand bereits geadelt hat, ist doch oft noch gemein vor dem Richterstuhl der pedantisch strengen Gesetzgeber der Sprache. Erwägt man ferner, daß der Autor dem Wörterbuch immer voraneilt, indem dieses von jenem erst seinen Stoff erhält, daß ferner zur Lektüre auch eine leichte Gattung von Schriften gehören, wie Flugschriften, Zeitungen, Vaudevilles, Chansons und Possen, die nicht immer sehr zart in der Wahl ihrer Worte und Ausdrücke sind, und somit auch nicht verlangen dürfen, von Wörterbüchern, die es nur mit der reinen Sprache zu thun haben, besonders berücksichtigt zu werden: so wird der deutsche Leser ein Buch wie das vorliegende, das mit einer Menge neuer Wörter oder neuer Bedeutungen, mit einer Menge neuer Gallicismen, figürlicher Redensarten und Sprichwörter als Lückenbüßer zwischen die Lexika tritt und dem wirklichen Nothstande vieler Leser abzuhelfen im Stande ist, gewiß willkommen heißen. Natürlich macht der Verfasser, obschon er offenbar eine genaue Kenntniß der neusten Literatur Frankreichs besitzt, doch nicht den Anspruch, etwas Vollständiges geliefert zu haben. Wie sollte das auch bei einem Gegenstande, der unerschöpflich ist, möglich sein, zumal das Unternehmen ein erster Versuch ist? Damit übrigens der Leser mit eigenen Augen über den Werth des Buches urtheile, öffnen wir dasselbe aufs Gerathewohl und vergleichen die zweite Spalte der 89. Seite mit dem entsprechenden Texte der zwei besten französischen Wörterbücher, der Akademie und Boiste's, wobei wir das, was diese beiden, bekanntlich ausführlichen, Wörterbücher nicht haben, in dem vollständig gegebenen Texte Diezmann's unterstreichen.

Gogo, n. pr. Gretchen.

Goguette, f. ein Gericht aus gehacktem Schweinefleisch mit Pfeffer, Zwiebeln und feinen Kräutern; lustiges Essen; Kneipe, Wirthshaus; être en ses goguettes, aufgekratzt sein, etwas angetrunken sein (die Akademie gibt diese Phrase bloß durch être en belle humeur wieder); chanter goguettes à qn., schimpfen, Grobheiten sagen.

Gommer du tabac, Taback mit Tabackswasser (Wasser von gekochten Tabacksrippen) befeuchten. (Die genannten beiden Lexika geben gommer nur in der Bedeutung mêler, enduire de gomme.)

Gorge, f. C'est un franc mâle, il a la gorge noire, er ist ein braver, ehrlicher Kerl; être chatouilleux à la gorge, kitzlich am Halse sein, den Strick fürchten; couper la gorge à qn. (fig.), Einen stürzen, herunter bringen, unglücklich machen, den Rest geben (beide Lexika haben diese Phrase; Boiste stellt unter die Bedeutungen derselben auch: réduire au silence); arroser la gorge, die Gurgel anfeuchten, trinken; il a un chat dans la gorge (pop.), er hat den Kater, etwas im Halse; chancer de la gorge, mit Bruststimme singen (die Akademie bemerkt bei

chanter de la gorge, es würde von einem Sänger gebraucht qui ne sait modifier sa voix qu'en resserrant la gorge avec effort. Sie unterscheidet also zwischen voix de (la) gorge (Kehl-, Halsstimme) und voix de poitrine (Bruststimme), wie auch die Sänger thun; avoir un noeud à la gorge, so traurig (verstimmt) sein, um nicht sprechen zu können (soll heißen: daß man nicht sprechen kann); rire sous gorge, vor sich hinlächeln, ins Fäustchen lachen; rire qui ne passe pas le noeud de la gorge, nur mit den Lippen lächeln, gezwungen lächeln; rire à gorge déployée, aus vollem Halse (laut auf) lachen; il en a menti par la gorge, das hat er in seinen Hals hinein gelogen (völlig erlogen); faire rentrer à qn. (paroles etc.) dans la gorge, Einen zwingen, etwas zurück zu nehmen, Beleidigungen zu widerrufen; rendre gorge, sich übergeben, erbrechen; wieder herausgeben; voler sur la gorge (fig.), gleich nach dem Essen tanzen; faire (une) gorge chaude, verzehren; (fig.) sich aneignen, sich zu Nutze machen, faire des gorges chaudes, sich lustig machen (über), sein Gespött treiben (mit).

Gosier, m. Avoir le gosier pavé, eine ausgepichte Kehle haben (sehr heiß, stark gesalzen oder gewürzt essen, starke Getränke wie Rum rc. ohne Empfindung trinken können); avoir le gosier sec, eine ausgetrocknete Kehle haben, sehr durstig sein, si notre gosier avait des yeux, nous mourrions de faim, wenn man Alles, was man ißt, zubereiten sähe, würde man nicht essen mögen; grand gosier, gewaltiger Esser; beau gosier, schöne Stimme, guter Sänger; coup de gosier (beim Singen), Athemzug, Anschlag.

Gosiller, v. n. (pop.) sich erbrechen.

Gouepper, v. n. dem lieben Gott die Tage stehlen, herum lungern, in den Kneipen liegen.

Goueppeur, m. Tagedieb, Einer, der den ganzen Tag in der Kneipe liegt.

Goujon, m. Faire avaler le goujon, Einem etwas weis (besser: weiß) machen, in den April schicken; in die Falle bringen (locken).

Goupil, m. A goupil endormi rien ne chat en la gueule (dem schlafenden Fuchs fällt nichts ins Maul), die gebratenen Tauben fliegen Niemandem (richtiger: Niemanden) ins Maul, das Glück kommt Niemandem im Schlafe.

Gourde, f. (pop.) C'est une gourde qu'il vous conte là, er erzählt Ihnen da eine Lüge.

Goureur, m. der auf den Dörfern herumziehende Krämer, der (verfälschte) Gewürze verkauft.

Gourme, f. Jeter sa gourme, sich häuten, sich abschiefern; sich die Hörner ablaufen, austoben.

In dem Nachtrage, den Diezmann seinem Buche angehängt hat, finden sich noch folgende zwischen Gogo und gourme fallende Wörter:

Goguenetter, v. n. Lappalien, Tändeleien treiben.

Goguenetteur, m. der sich mit Tändelein beschäftigt.

Goguetter, v. n. Schnurrpfeifereien treiben, Schnurren erzählen, lustig sein.

Möge Herr Diezmann in dem Beifalle, der seinem Buche hoffentlich zu Theil werden wird, eine Ermuthigung finden, sein mühevolles Werk fortzusetzen und immer weiter auszubauen.

Mannheim.

Dr. **Mayer.**

Englisches Sprachbuch, im Allgemeinen nach genetischem Prinzip von A. Draeger, Lehrer an der Realschule zu Güstrow. I. Elementarcursus 78 S. II. Satzlehre 79—292. gr. 8. 1848—49.

Dies Werk bildet, wie man sieht, ein Ganzes. Den Titel Englisches Sprachbuch finden wir nach den Gesetzen unsrer Sprache nicht richtig gebildet, und auch nicht sachgemäß, indem ein Sprachbuch keinen klaren Begriff ausdrückt. Der Inhalt ist im ersten Theile eine Sammlung von kleinen Sätzen, welche dazu vorbereiten sollen, Sprachregeln nochmals leicht zu fassen, und im zweiten Theile eine Sammlung meist aus guten Schriftstellern gezogener, und nach den Regeln der Satzlehre geordneter Sätze, mit stets folgenden Sätzen in deutscher Sprache zum Nachahmen, und in beiden mit einigen größern Uebungen zuletzt. — Außerdem enthält das Werk durchweg eine Menge kurzer Anmerkungen zur Vergleichung der ältern Formen und manche andere für die Wissenschaft ersprießliche Rückweisungen.

Wenn dies Handbuch mit keinem andern Anspruch in die Welt träte, als eben ein Hülfsbuch zu sein, wie die Menge, welche täglich die Presse verlassen, so würden wir uns mit dieser Inhaltsanzeige begnügen, und höchstens unsre Meinung dahin aussprechen, daß wir überhaupt abgerissene kleine Sätzchen, besonders sofern sie nur gemachte sind, für die Alters= oder Entwickelungsstufe, welche schon der Elementarcursus, vielen andern Uebungen zufolge, im Auge hat, nicht für geeignet halten, das Sprachgefühl zu regeln oder zu befestigen. Auch würden wir Abgeschmacktheiten und Albernheiten für zweckwidrig erklären, wenn sie auch zur Einübung einer Form dienen können. — Allein Herr Dr. macht in der langen, höchst unförmlich geschriebenen, das Buch sehr verunzierenden Vorrede hohe Ansprüche an Lehrer und Lehrweise, und auf diesem Standpunkte müssen wir die Leistungen desselben mit größerer Aufmerksamkeit betrachten und ernstlicher würdigen.

Wir gestehen, aus der uns unverständlichen Vorrede zunächst nur so viel ersehen zu haben, daß Hr. Dr. sich zu Mager's Ansichten bekennt (deren hohen Werth auch wir an andern Orten anerkannt haben) und von dessen Lehrart hier nur in so fern abgeht, als die englische Sprache manche Eigenthümlichkeiten bedingt. Das mag zugegeben werden. Wenn er aber fortfährt: „Uebersicht und Ordnung, die nicht Jeder zu schätzen weiß (wobei ganz unbestimmt auf landläufige Bücher hingewiesen wird), ward überall hergestellt (?). Manche Pseudogrammatiker scheinen absichtlich ein Mengelmuß von allerlei Kraut und Rüben anzurichten, u. s. w.", so trifft dieser Vorwurf ihn selbst in der Vorrede am stärksten. In derselben rechtfertigt er unter Andern die Herbeiführung einiger Bibelstellen mit den Worten: „Etwas Kern muß doch auch hinein!" Heißt das nicht gestehen, daß der übrige Inhalt ungenießbare Schale sei? — Dann wird gesagt: der Sprachunterrich müsse auch auf Gemüth und Willen Einfluß üben, und hinzugefügt: „Ich fürchte nicht, daß diese Wahrheit zu weichherzigen Expectorationen und thränenvollen Tiraden verleiten könnte. Ein wenig Psychologie ist nicht zu verachten! u. s. f." Ist das Humor? Sarkasm? Satyre? oder Probe deutschen Ausdrucks und Denkens?

Doch kommen wir zur Sache. Die im ersten Theile dargebotene Sammlung ist im Allgemeinen zur Einübung der Formen brauchbar, mit Ausnahme der schon angedeuteten Sprachwidrigkeiten, Abgeschmacktheiten und albernen Sätze; wie z. B. S. 12. Die Kugeln der Büchsen können es nicht zerbrechen. S. 44. Wirst du die Klingel läuten? S. 45. Er ist selbst die Ursache seines Todes; es war nicht mein Fehler. — Wer zu viel lacht, ist oft ein Narr. Der Schweiß stand auf meinem Antlitz und auf meiner Brust. S. 46. Mehr als tausend Bienen sah ich fliegend in (!) der Wiese Des Königs größter Kummer war, daß er keinen Sohn hinterließ; er starb bald nachher (?). S. 49. Der Sonne Strahlen sind senkrecht auf dem Aequator. S. 47. Die Arbeit der Arbeitsleute bringt Schweiß. S. 52. Ich sah die Sonne und die Sterne; sie zeigten die Größe Gottes.

Es versteht sich, daß wir hier nur von solchen Sätzen sprechen, die sich nicht

durch Nachahmung der englischen Form zur Erleichterung des Uebersetzens rechtfertigen.

Wenn nun aber derselbe Vorwurf den englischen Theil trifft, so wird wohl Jedermann uns beistimmen, daß Fehler gegen die Sprache nicht eingeübt werden dürfen. Herr Dr., welcher Diejenigen tadelt, welche kein englisch verstehen, hätte um so sorgfältiger seine Uebungen von einem geborenen Engländer durchsehen lassen sollen. Leider finden wir bei flüchtiger Ansicht schon folgende Verstöße:

I. S. 8. The canoe is on the flood.

S. 14. The first rules of the two declinations!

und I must beg you to accept the enclosed bill (hat gar nicht den beabsichtigten Sinn).

Auch vorher: It was quite impossible, ist unenglisch.

S. 19. oben under the reign (st. in).

S. 20. A misfortune betid us (ist gänzlich außer Gebrauch, man wendet jetzt nur betide an).

unten: They seeth them (st. seethe).

S. 22. by holding him over water (st. above).

S. 23. Some blood clang yet to my clothes (st. clung, und auch das schwierig).

Auch das.: A tree that brings no fruit (st. bears oder brings forth).

S. 33. Summer was hot (ist unenglisch).

February is commonly very dirty (unmöglich. Wie kann der Monat schmutzig, mit Schmutz behaftet, sein?).

Next spring this ship should have made a voyage to the East Indies. She was very fast. (Völliger Unsinn)!

S. 37. The reflexive pronouns (st. reflective).

S. 80. Peoples, einzelne Völker (dieser Plural findet sich höchstens einmal in der Bibel).

S. 83. He wears red suspendors (ein Wort, das man höchstens aus Ziererei einmal anwendet).

Von sinnlosen Sätzen, wie the baker has the dough of your bread; a roe has no toe und dergl. gar nicht zu sprechen.

Was nun die wissenschaftliche Seite dieses Handbuches betrifft, so hat es den Vorzug, die sogenannte Syntax erstens nach neuen Ansichten zu ordnen, und zweitens sie überall mit vielen und guten Beispielen zu versehen. Die Regeln erstrecken sich in der zweiten Abtheilung über a) Subject, b) Prädicat und zwar bei jedem nach den verschiedenen Ausdrucksformen; und dann über die Verhältnisse beider zu einander; hierauf wird der erweiterte Satz behandelt, und zwar Object, Attribut und Adverb; — dann folgen Ellipsen, darauf die Beiordnung der Hauptsätze. In einem folgenden Abschnitte werden Satzgefüge und zwar vollständige, verkürzte und elliptische behandelt. Auf diesen letztern Abschnitt sind nur 30 Seiten verwendet, was offenbar nicht ausreicht. —

Die Einrichtung des zweiten Theils ist zweckmäßig. Dagegen möchten wir doch fragen, 1. mit welchem Rechte werden die Formen der Substantive als Genus, Numerus und Casus beim Subject (§. 68—69) behandelt, da sie ja gar nichts mit diesem zu thun haben. Es ist freilich so bei Vorgängern Brauch, aber wer reformiren will, muß denselben nicht nachahmen.

2. Warum ist nur von Beiordnung der Hauptsätze die Rede, und nicht auch der Nebensätze? ja auch von einzelnen Stücken?

3. Warum kein Wort von Zusammenziehung? Ist diese etwa im Englischen minder wichtig als im Deutschen?

In Hinsicht der Regeln aber bleibt uns noch Vieles zu wünschen übrig. Die gegebenen finden wir großentheils weder bestimmt, noch klar, noch richtig. Hier nur einige ohne absichtliche Wahl:

S. 80. Horses, Pferde, Fruits, Früchte heißen als Sammelnamen im Singular Reiterei, Obst. Peoples (s. oben).

S. 81. Abstracte (a), wenn sie sich auf mehrere Concreta beziehen oder als wiederholt gedacht worden, stehen in der Mehrzahl.

S. 94. Der Infinitiv als Subject (und auch als Prädicat), hat die Präposition to vor sich. (Sonst nicht?)

S. 106. Es giebt etwa 200 Zeitwörter, die im Deutschen reflex und im Englischen nicht reflex sind. Die Ausnahmen, welche besonders in der Bibel und bei W. Scott vorkommen, sind nicht nachzuahmen. (Welche Regel!) Aehnlich S. 133. Abweichend vom Deutschen regieren etwa 100 Zeitwörter den Accusativ, die übrigen wie bei uns.

S. 111. Alle intransitiven Zeitwörter, welche eine Bewegung ausdrücken, werden mit to have conjugirt; mit to be nur dann, wenn ausdrücklich gesagt werden soll, daß die Folgen noch fortdauern. (Etwas Wahres, aber wie kann der Schüler das begreifen und anwenden?)

S. 112. Alle Intransitive, die keine Bewegung ausdrücken, werden nur mit to have construirt. NB. dazu (?) gehören auch manche Zeitwörter der Bewegung.

(Wer mag das enträthseln? Auch möchte der Herr Verf. erklären, warum 111 conjugirt, und 112 construirt gesagt ist?)

Die Regeln S. 87 über Geschlecht der Thiernamen;

S. 129 über Inversion, u. a., sind durchaus unrichtig, und irreleitend.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß wir es sehr bedauern, zu solchen Ausstellungen Anlaß gefunden zu haben, während wir andrerseits uns von der tüchtigen Sachkenntniß des Herrn Verf. und von seiner Wissenschaftlichkeit überzeugen konnten. Sollte das Buch, wie es wahrscheinlich ist, eine neue Auflage erleben, so wünschen wir, daß unsre Andeutungen benutzt werden mögen. Bis dahin, glauben wir, im Hinblick auf unsern heiligen Beruf, von dem Gebrauche dieses Buches abmahnen zu sollen. Wenn es seine Bestimmung erfüllen soll, muß der erste Theil mit Stoff vermehrt und beide Abtheilungen müssen durchaus berichtigt und vervollständigt werden.

Dr. **J. M. Jost,**

Charles de Laharpe's französische Schulgrammatik. Deutsch bearbeitet von Dr. Max Strack, Oberlehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und Lehrer an der Handelsschule zu Berlin. Berlin, Besser'sche Buchh. 1851. kl. 8.

Der Bearbeiter dieses zweiten Theiles von Laharpe's Manuel de la langue française (Berlin 1849) erklärt dasselbe unbedingt für das trefflichste Werk auf diesem Felde der neueren Literatur, ein Lob, in welches wir, nach der deutschen Bearbeitung zu schließen, nur sehr bedingt und nur theilweise einstimmen können. Allerdings ist es klar und bündig abgefaßt, aber „geistreich" es zu nennen, möchten wir uns nicht erlauben, und wenn wir es so nennten, so wäre dieses Prädicat für eine Schulgrammatik unserer Ansicht nach ein sehr zweideutiges. Das Gegebene ist nämlich nichts weniger als eine Schulgrammatik; so wenig, daß wir zu behaupten wagen: Wer noch kein Französisch versteht, der lernt es aus vorliegendem Buche gewiß nicht, sondern er lernt es nur aus dem Munde eines geschickten, das Buch handhabenden, erklärenden und ergänzenden Lehrers; und wer schon Französisch versteht, der findet viel Ueberflüssiges und viel Mangelhaftes darin. Was an dieser kleinen Erscheinung, die nur neun Bogen in klein Octav füllt, einigermaßen neu ist, das ist, außer der Vermischung der allgemeinen Grammatik mit dem, was speciell französisch ist, die Eintheilung der Wortarten in 1) solche, welche Wesen bezeichnen (wohin Subst. und Pron. gehören), 2) welche Handlungen bezeichnen (Verba), 3) welche Eigenschaften bezeichnen, 4) welche Beziehungen bezeichnen. Nach dieser Eintheilung ist das Wenige, was aus der Formenlehre und was aus der Syntax dem Lernenden mitgetheilt wird, behandelt worden, so daß durch die vierte Classe, welche alle sogenannte Adjectifs déterminatifs, den Artikel, das Ad-

verbium, die Präposition und die Conjunction umfaßt, eine ziemlich arge Zersplitterung der gewöhnlichen Wortarten und eine Verschiebung des für den Anfang Nöthigsten eingetreten ist. Jene sogenannten Adjectifs déterminatifs nennt der deutsche Herausgeber „näher bestimmende Wörter“ und sagt, daß es deren sechs Arten gibt. Offenbar ist er hier mit der Uebersetzung des Wortes Adjectif déterminatif in Verlegenheit gewesen, denn Jeder, der den Satz: „es gibt sechs Arten von näher bestimmenden Wörtern“ liest, wird mit Recht erwarten, auch die Adverbia darunter zu finden. Diese sechs Arten sind nämlich die Numeralia, Possessiva, Demonstrativa, Relativa, Interrogativa, Indefinita, so daß wir also Pronoms possessifs und Adjectifs possessifs bekommen und uns die andern Pronomina ebenso zersplittert werden. Eine ähnliche Eintheilung hat schon die Grammaire nationale; doch nimmt sie mit Weglassung der Relativa und Interrogativa nur vier Classen der Adjectifs déterminatifs an. Erst auf diese sechs Classen der sogenannten „näher bestimmenden Wörter“ folgt der Artikel und die Declination desselben.

Doch rechten wir mit dem Verfasser und mit dem Bearbeiter nicht weiter über die Anordnung des Stoffes und wenden uns zum Inhalte des Gegebenen. Die Klarheit, Bündigkeit und Richtigkeit, mit der die Regeln vorgeführt werden, ist freilich ein bedeutendes Moment bei Beurtheilung einer Schulgrammatik, auch besticht sie im vorliegenden Falle auf den ersten Blick in hohem Grade, zumal da auch die Beispiele passend gewählt sind; aber Jeder, der das Büchlein zur Hand nimmt, um Unbekanntes daraus zu lernen, hüte sich nur vor allen Dingen, zu glauben, er könne alles die französische Grammatik Betreffende (wie der Verf. diese „Kunst“ Seite 4 erklärt) daraus lernen; was er lernt, ist gut und richtig, aber er lernt bei weitem nicht alles Nöthige; ja, wir zweifeln sogar, daß er manche der gegebenen Regeln verstehen wird, wenn er nicht schon vorher des Französischen ziemlich mächtig war. Dieser Uebelstand hat darin seinen Grund, daß das Buch ursprünglich von einem Franzosen, vielleicht sogar auch für Franzosen geschrieben ist, wenigstens nicht für solche Menschen, die der französischen Sprache ganz und gar unkundig sind. Eine Folge dieses Standpunktes, den der Verfasser Laharpe einnimmt, ist auch die Einmischung einer Menge von Lehren und Regeln (z. B. von §. 20 bis §. 37), welche der allgemeinen Grammatik, aber nicht speciell der französischen angehören. Dergleichen Dinge, wenn auch klar und richtig, doch so skizzenhaft vorgeführt, sind zum Erlernen des Französischen völlig überflüssig. Statt dessen wäre es viel erwünschter und dem, welcher wirklich Französisch und keine allgemeine grammatische Begriffe lernen will, ersprießlicher gewesen, in manchen Capiteln mehr zu geben, als gegeben ist. Denn, um nur Eins zu berühren, was soll derjenige, der noch nicht Französisch lesen kann, mit den die Buchstaben betreffenden Regeln von §. 12 bis §. 17 anfangen? Selbst unter der Anleitung eines geschickten Lehrers nützen ihm diese wieder sehr allgemein gehaltenen Regeln gar nichts. Ebenso richtig zwar, aber auch ebenso wenig belehrend sind viele der folgenden Regeln, z. B. §. 64: „Die Namen der unbelebten Wesen haben nur eins oder das andere dieser zwei Genera, z. B. le soleil die Sonne, la lune der Mond“. Welche denn nun aber Masculina und welche Feminina sind, sollen wir darüber nichts lernen? Dasselbe läßt sich von den Regeln über die Pronomina personalia (§. 87 bis §. 100) sagen, die zwar, so aufgestellt, unantastbar, aber nur für den, der die Pronomina schon zu gebrauchen versteht, verständlich sind; ein Knabe, der sie noch erlernen soll, wird sie wohl von einem geschickten Lehrer, aber nicht aus diesen Regeln erlernen. Und so geht es weiter in den anderen Classen der Pronomina, wo man z. B. bei Gelegenheit der Relativa zwar das Wort dont mit aufgeführt findet, aber nichts über dessen Gebrauch erfährt.

Sollen wir also unser Urtheil über vorliegendes Buch in wenigen Worten aussprechen, so müssen wir sagen, daß, da es nur eine Recapitulation grammatischer Regeln enthält, es für den brauchbar ist, der schon das Gebiet der Grammatik bereist hat, aber völlig unbrauchbar für den, der es noch nicht kennt. Worin dieser Mangel des Buches, sowie seine für uns Deutsche überflüssige Zugabe aus

dem Gebiete der allgemeinen Grammatik ihren Grund haben, ist schon von uns angedeutet. Leider folgt aber daraus auch dieses, daß das Buch jetzt in seiner deutschen Gestalt an Brauchbarkeit sehr viel verloren hat.

Bremen. Dr. **H. A. Müller.**

L'avare. Comédie de J. B. Poquelin de Molière; herausgegeben von Dr. F. Köhler. Altenburg bei J. H. Jacob.

Diese Ausgabe ist aus dem Sprachgebrauche des Dichters und sachlich erläutert und von dem Herausgeber für Gymnasien bestimmt worden. Bekanntlich enthalten die Schriften Molière's eine Menge von Wendungen und Ausdrücken, welche der ersten ungestörten Entwicklung der Sprache angehörten und denen, wie Herr K. sagt, erst später die Gelehrten in befangener Vorliebe für die alten klassischen Sprachen einen Makel aufdrückten. Man muß deshalb die Eigenthümlichkeiten nicht etwa als bloße Verstöße gegen den Sprachgebrauch des Neufranzösischen betrachten, sondern vielmehr an ihnen dem Schüler zeigen, wie die Entwicklung der Sprache bis zu Ende des 15. Jahrhunderts einen festen, regelmäßigen Gang verfolgte und dieser erst später eine gewaltige und dauernde Störung erlitt. Das nun will Herr K. mit seinen Schülern erreichen, und indem er in sehr bescheidener Weise andeutet, nichts Neues und Eigenthümliches liefern zu wollen, hat er doch durch seine fleißige Arbeit einen trefflichen Beitrag geliefert, seine Schüler in das geschichtliche Verständniß der Sprache einzuführen, welches leider noch vielen Lehrern heutzutage ein ganz unbekanntes Gebiet ist. Es sind unter dem Texte nicht nur die auffallendsten gleichlaufenden Stellen des Plautus mit beigefügt, sondern man findet auch überall äußerst zweckmäßige Vergleichungen der alten Ausdrucksweise mit dem neueren Sprachgebrauche. H.

Hyms of the old catholic church of England, edited by Dr. Paul Boetticher. (Halle bei Lippert.)

Der Herausgeber dieses interessanten Büchleins erklärt in einer englisch geschriebenen Vorrede, die nicht ganz fehlerfrei ist, daß er die alten Kirchenlieder zwei alten Druckwerken von 1730 (bei Nicolas Leturner in Rouen) und 1738 (London) entlehnt hat. Die Versehen der früheren Ausgaben sind mit großer Vorsicht emendirt, verschiedene Verstöße gegen das Metrum indessen unverbessert geblieben, weil sonst die Eigenthümlichkeit dieser Dichtungen bedeutend verloren haben würde. Die getroffene Eintheilung der Lieder in 1) Canonical hours, 2) Hyms throughout the whole year und 3) The little office of the blessed Trinity ist sehr übersichtlich und zweckmäßig und gewährt ein sicheres Urtheil über den Werth der beiden alten Uebersetzungen. H.

☞ Die im vorigen Hefte enthaltenen Beurtheilungen über die franz. Elementarbücher von Friedemann und Callin (S. 98 bis 102) sind von Herrn Dr. Philippi in Düsseldorf.

Programmenschau.

Der Kaland. Ein Gedicht des 13. Jahrhunderts, vom Pfaffen Konemann, Priester zu Dingelstedt am Huy. In Auszügen mitgetheilt von Wilhelm Schatz. Progr. des Domgymnasiums zu Halberstadt. 1851.

Das Gedicht ist mitgetheilt aus einer Handschr. des 13. Jahrh., es enthält 711 Reimpaare in 9 Abschnitten mit dreireimigem Schluß und ist für die Culturgeschichte interessant. Die Sprache ist gemischt aus Mittelhochdeutsch und Mittelniederdeutsch. Es nennt zuerst die Regeln des Kalandes, der hoch gepriesen wird, dann die christliche Lehre von der Erlösung, dem jüngsten Gericht, den Strafen der Hölle und Freuden des Himmelreiches. Die Mahnungen sind warm. Eingeschoben sind Stellen der Bibel, der Kirchenväter, des Cicero, Seneca. Es zeigt sich der Einfluß der Mystik des Hugo a St. Victore, der in dem nahen Augustinerkloster Hamersleben den Grund zu seinem Ruhme gelegt hatte. Eigenthümlich ist auch eine gewisse geistige Verwandtschaft mit Fridank, so über die Neigung der Menschen zum Bösen, Flüchtigkeit des Lebens, Ruhm der Mäßigkeit.

Die Kalande kommen zuerst vor in der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts und sind die älteste Bruderschaft, sie verdanken ihren Ursprung der Vorstellung von der Kraft der guten Werke, besonders der Seelenmesse; unser Gedicht verlegt die Stiftung ins 6. Jahrhundert und nennt als Gründer Papst Pelagius. Der Name kommt her von den Calendis, den üblichen Zusammenkünften der Geistlichen eines Sprengels zur Ordnung der kirchlichen Feste für den laufenden Monat; die Zusammenkünfte wurden nachher aber sehr vermindert. Aufgabe war hauptsächlich Bewahrung des Seelenheils durch Gebete, Messen u. s. w. Die Anzahl war bald 12 (nach der Zahl der Apostel), bald unbestimmt. Vorsteher war ein Dechant, die weltlichen Geschäfte besorgte ein Camerarius. Die Tracht war meist unbestimmt. Wer den Gottesdienst der Kalande besuchte und ihnen durch Gaben und Schenkungen beistand, erhielt 40tägigen Ablaß; wer die Einkünfte des Kalands schmälerte, wurde mit dem Banne bedroht. Am meisten aber zogen zum Kaland die regelmäßigen gemeinschaftlichen Mahlzeiten, jedesmal bei dem Bruder, der den Dienst hatte, wobei es fröhlich herging. Die Kalande erwarben schnell großes Vermögen. Eben die Ausschweifungen der Kalandsmahlzeiten gaben zu vielen Klagen Veranlassung, bis die Reformation ihre Auflösung herbeiführte. Doch bestanden sie noch hier und da länger fort und wurden ohne Unterschied Katholische und Evangelische aufgenommen. — Nach diesem Ueberblick giebt der Herausgeber kritische und erklärende Anmerkungen zu dem Gedicht, mit Bezug auf die mittelhochdeutschen Dichter.

Hölscher.

Das gothische Runenalphabet. Eine Abhandlung von Dr. Kirchhof. Progr. des Königl. Joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin 1851.

In einer Wiener Handschrift des 9—10. Jahrhunderts findet sich hinter Alcuinus de orthographia in zwei senkrechte Zeilen geschrieben ein angelsächs. Runenalphabet, welchem das gothische Alphabet des Wulfila bis zum u zur Seite geschrieben ist, auf der folgenden Seite abermals die gothischen Buchstaben in der Folge des lateinischen Alphabets. Links davon stehen dieselben noch einmal, aber in ihrer ur-

sprünglichen Ordnung; beigefügt sind die Varianten der mittleren Buchstabenreihe. Rechts von diesen Varianten sind die Namen der Buchstaben der Ordnung des mittleren Hauptalphabets entsprechend eingetragen. Die Namen dieser Buchstaben, das ist nun der Inhalt dieser ausführlichen sehr gelehrten und scharfsinnigen Abhandlung, sind wirklich gothische. Dem Schreiber lagen von Nationalgothen aufgezeichnete Alphabete vor, theils in gothischer theils in lateinischer Folge, er war dadurch mit der Geltung der gothischen Buchstabenzeichen im Allgemeinen bekannt; aber eine genügende Kenntniß der gothischen Sprache besaß er nicht und beging manche Irrthümer. Sind nun aber auch dieser Verderbniß wegen nicht alle Namensformen mehr mit Bestimmtheit zu erklären, so sind doch die meisten entweder deutlich oder nach einer nicht künstlichen Emendation der Fehler der Abschreiber zu erkennen als wirklich gothische Namen. Diese bisher räthselhaften Namen stimmen nämlich mit denen der angelsächs. und nordischen Runen in überraschender Weise überein, nur 4 Laute sind der gothischen Sprache eigenthümlich und für dieselben entsprechende Runennamen nicht zu vergleichen. Diese 25 Buchstabennamen gab Wulfila den Zeichen des von ihm neu gebildeten Alphabets, die Erfindung dieser Namen aber gebührt nicht ihm, er hat sie nur entlehnt; für die Bezeichnung jener alten Runennamen, die also die Gothen schon längst hatten, richtete er das griechische Alphabet ein, das durch ihn die Gothen annahmen. Die Veränderungen, welchen das griechische Alphabet unterworfen werden mußte, um einen adäquaten Ausdruck des gothischen Lautsystems abzugeben, waren tiefer eingreifend als die Veränderungen des lateinischen Alphabets bei den Angelsachsen, und deshalb sagt man, Wulfila habe die gothischen Buchstaben erfunden. Er hat aber nicht ein neues Alphabet erfunden, sondern er hat seinen Landsleuten nur den Gebrauch des byzantinischen Alphabets, zu dem die Culturzustände der Zeit drängten, erleichtert und vermittelt, indem er dasselbe für seine neue Bestimmung zurecht legte und ergänzte. Das griechische Alphabet ist die Mutter des gothischen in keinem andern Sinne, wie das lateinische die des angelsächsischen oder selbst des althochdeutschen, daher der Ordnung des gothischen Alphabets die griechische Buchstabenfolge zu Grunde liegt. Nach den Verbesserungen des Verf. lautete das gothische Runenalphabet der 25 Buchstaben also: faihu. ûrus, thiuth, ans; raida, chozma, giba, vinna, hagls, nauths, eis, jêr, pairtha, sôjil, Tius, bairka, manna, lagus, Iggvs, dags, ôthal, eyz, ezec, quetra, hvair; für diese 4 letzten fehlen entsprechende Namen im angelsächs. und nordischen Runenalphabet. Hölscher.

Progr. der Realschule zu Insterburg von A. Schweiger. 1851.

Diese Schrift enthält nicht etwa die Abhandlung eines Lehrers, sondern bringt vielmehr 3 franz. Ausarbeitungen von Schülern: „1) Prise de Magdebourg en 1631, et les évènements principaux qui la précédèrent; 2) Bataille de Fehrbellin, und 3) Evènements de 1813, depuis l'expiration de l'armistice jusqu'à l'expulsion des Français de l'Allemagne." Die Aufsätze, welche ziemlich gut sind, sollen dem Leser ein Bild von dem geben, was im Französischen auf der Schule geleistet worden ist. Ref. ist der Ansicht, daß sie diesen Zweck doch nicht ganz erfüllen, und muß sich überhaupt sehr entschieden gegen das Abdrucken von Schüleraufsätzen erklären, obwohl dieses von tüchtigen Pädagogen bereits mehrfach geschehen ist. Die Mittheilung der vorliegenden Arbeiten läßt sich allerdings einigermaßen entschuldigen, da die Verfasser bereits alle todt sind und dadurch manche Uebelstände wegfallen, die wir wohl kaum namhaft zu machen brauchen. Jeder Leser thut in solchem Falle ganz unwillkürlich eine Menge von Fragen, als: Welche Anleitung war dem Schüler bei seiner Arbeit gegeben? Welche Hilfsmittel hatte er? Ist auch wirklich gar nichts corrigirt? Rührt die Arbeit von einem der bessern Schüler her, oder nicht? Vielleicht von dem besten? Doch genug! Unsere Bemerkungen sind nur ganz allgemein, und es mag vielleicht local recht passend sein, daß Hr. S. seinen drei Schülern, die er als gute und tüchtige bezeichnet, ein solch ehrendes, freundliches Denkmal gesetzt hat.

Dissertatio de auctoritate Academiae Francogallicae in grammaticis caute sequenda, a Ch. T. Dressler etc. Progr. des Gymn. in Bautzen. 1850.

Der Verf. hat bereits früher in dem Archiv seine Ansichten über die Bedeutung des Dictionnaire de l'Académie für die Grammatik sehr ausführlich erörtert, und wir verweisen deshalb unsre Leser darauf. Die Resultate sind dieselben und der Verf. schließt mit der wohlbegründeten Aufforderung: „Igitur admonendi sunt omnes, qui grammatica tractantes Academico glossario utuntur, ut in ea quidem re non mediocrem cautionem et diligentiam adhibeant. Academia enim, ut linguae Francogallicae copiam, varietatem, pulchritudinem explicatam haberemus, curavit, de arte loquendi et scribendi exponere noluit. Librum vero illum longe fore utiliorem, si, antequam denuo edatur, totus retractetur et omnia, quae in eo continentur, ad grammaticam rationem exigantur, nobis quidem est persuasissimum. Et quod illi, qui eum novissime edendum curarunt, in prooemio extremo scripserunt linguae Francogallicae studium ita esse renovandum, ut non solum quaeratur, quae verborum origo et progressio fuerit, sed etiam demonstretur, quas formas significatusque paullatim illa ceperint, haec omnia omnium temporum testimoniis et optimorum scriptorum auctoritate confirmanda et commendanda esse rati. spem fecerunt fore, ut tandem elegantissimorum ingeniorum monumentum illud quidem ad eam perfectionem perducatur, quam nobili et erudita natione ex omni parte dignam judicare possis."

Des Synonymes français. Von Dr. Funge. Progr. des Gymnas. in Braunsberg. 1851.

Der Verf. hat für seine Schüler geschrieben und giebt nach einer kurzen Erläuterung des Begriffes „Synonyme" eine Reihe sinnverwandter Wörter, welche eben nur für den Schulgebrauch zusammengestellt ist, und auf Vollständigkeit natürlich keinen Anspruch macht. Den Erklärungen sind immer entsprechende Beispiele hinzugefügt.

Christoph Marlowe, eine literar-historische Abhandlung von Dr. A. Philippi. Programm der Realschule in Düsseldorf. 1851.

Bei der Wichtigkeit, welche Marlowe für die Geschichte des englischen Dramas hat, verdient es gewiß freundliche Anerkennung, daß der Verf. dieser beachtungswerthen Schrift einem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewendet hat, der leider noch immer nicht die verdiente Beachtung in vollem Maße gefunden hat und sich diese unzweifelhaft gerade durch die vorliegende Schrift mehr und mehr verschaffen wird. Letzteres kann man mit großer Zuversicht annehmen, da die Abhandlung ganz vortrefflich gearbeitet ist, mit großer Umsicht die vorhandenen Quellen berücksichtigt hat und sich zugleich angenehm lesen läßt. Erfreulich ist es besonders, daß der Verf. seiner Arbeit das im Jahre 1850 erschienene Werk von Alex. Dyce zu Grunde gelegt hat, welches unter dem Titel erschien: The works of Ch. Marlowe with notes and an account of his life and writings. 3 vols. Lond., und die Freunde Marlowe's werden hier viel Neues und Interessantes finden. Zur Belebung des in kräftigen Zügen entworfenen Bildes giebt Herr P. eine sehr anschauliche Darlegung des Inhaltes von Tamerlan und Dr. Faustus, in welche an vielen Stellen eine recht gute poetische Uebersetzung mit aufgenommen ist. Schließlich verspricht der Verf., nächstens auch den Inhalt der andern Stücke Marlowe's in ähnlicher Weise darzulegen, und Ref. kann nur wünschen, diese Vervollständigung des Ganzen recht bald zu Gesicht zu bekommen.

Ueber den Gebrauch der Verneinungen im Französischen. Von dem Conrector Balsam. Progr. des Gymnas. in Liegnitz. 1851.

Bei dem großen Reichthum und der Mannigfaltigkeit der französischen Negationen ist es nicht zu verwundern, daß sie mehrfach der Gegenstand besonderer Abhandlungen geworden sind; die vorliegende giebt eine übersichtliche Zusammenstellung des bisher auf diesem Felde Geleisteten und berücksichtigt vorzugsweise dasjenige, was, wie der Verf. sich ausdrückt, zu unmittelbarer Anwendung für den Sprachgebrauch dienen kann. Nachdem die Verneinung auf einen einzelnen Begriff von derjenigen unterschieden ist, welche auf einen ganzen Gedanken geht, giebt die Abhandlung zuerst rücksichtlich der Wortverneinung die verschiedenen Bezeichnungen derselben an: in, non, sans (in einigen wenigen Wörtern) und a (das griech. *α* privativum) — und erläutert deren Gebrauch bei der Zusammensetzung. Den eigentlichen Haupttheil der Schrift macht nun aber die Behandlung der Satzverneinung aus. Nachdem die verschiedenen ein- und zweigliedrigen Negationsformen mit ihrer Entstehung angegeben sind, wendet sich der Verf. zu den Modalitäten der Verneinung, welche er aus der ursprünglichen Bedeutung und Ableitung der Verneinungswörter sehr geschickt darlegt, wobei er vorzugsweise die bekannten Schriften von Seitz und Diez benutzt hat. Die Auseinandersetzung über den syntaktischen Gebrauch und die Stellung der Verneinungen verdient ebenfalls lobende Erwähnung, und Ref. kann die vorliegende Behandlung dieses äußerst schwierigen Gegenstandes den Lesern des Archivs bestens empfehlen. H.

Miscellen.

Ein schottisches Urtheil über Robert Burns.

(Von Dr. K. J. Clement.)

Mein junger edler genialer Freund, der Dichter James G. Small, eine Strecke mich begleitend in die Westlichen Hochlande, schenkte mir zum innigen Andenken Burns „Poetical Works“ und schrieb vorne folgende Zeilen ein:

Dear Doctor, here's a friend o' mine
(His dress I trow's no very fine
But weel I wot his soul's divine)
Just come to see ye;
And I'll be glad if ye incline
To tak him wi'ye.

For tho' his outside's unco rough,
Beneath ye'll find the best o' stuff,
And ye may wander far enough
Or ye forgether *),
On Scottish ground or farther off,
Wi' sic anither.

I wadna seek your admiration
For a' his wheedlin' commendation
O' his and Scotand's dear potation,
And sic like haivers;
Owre much o' wiskey's inspiration
Sic rantin' savours.

But cold the heart that lists his lyre
And glows not with a kindred fire,
When guileless tone and chaste desire
And home born pleasures
And Nature's charms his breast inspire
And prompt his measures.

Edinburgh, 11 Regent Terrace, June 1837.

James G. Small.

Worterklärung:

Dear Doctor, here's a friend of mine
(His dress I think's no very fine
But well I know his soul's divine)
Just come to see you;
And I'll be glad if you incline
To take him with you.

---

*) Ein Wortspiel: forget her und forgather i. e. to meet.

For though this outside's very rough,
Beneath you'll find the best of stuff,
And you may wander far enough
Ere you happen to meet,
On Scottish ground or farther off,
With such another.

I would not seek your admiration
For all his wheedling commendation
Of his and Scotland's dear potation,
And such like frolish talk.
O'ermuch of wiskey's inspiration
Such ranting unction.

But cold the heart that list(en)s his lyre
And glows not with a kindred fire,
When guileless tone and chaste desire
And home born pleasures
And Nature's charms his breast inspire
And prompt his measures

Curiosa aus der französischen Literatur.

Einführung der antiken Prosodie.

Die Frage, ob der Reim eine wesentliche Bedingung des französischen Verses ausmache, ist besonders seit dem 16. Jahrh. in Frankreich sehr oft aufgeworfen worden, und wenn sie auch bis jetzt noch keine theoretische Erledigung gefunden hat, so ist sie doch in praktischer Beziehung dahin entschieden worden, daß man von den Versuchen, in der Poesie vom Reime zu abstrahiren, immer wieder zurückgekommen ist. Unter diesen Umständen können die verunglückten Versuche, die nach der antiken Metrik gemessenen Verse an die Stelle der Reimverse treten zu lassen, jetzt nur noch als literarische Curiositäten betrachtet werden. Wir wollen hier einige historische Notizen zusammenstellen, die vielleicht für Freunde der französischen Literatur einiges Interesse haben.

Der erste französische Dichter, der sich in der metrischen Poesie versuchte, soll Mousset gewesen sein. Er übersetzte vor dem J. 1530 die Ilias und Odyssee in metrischen Versen. Von dieser Uebersetzung ist uns nichts bekannt, und wir wissen nicht, ob sie im Druck erschienen ist. Nächst ihm muß Etienne Jodelle, der bekanntlich zur poetischen Plejade der Renaissancezeit gehört, erwähnt werden. Wir führen von ihm folgendes Distichon an:

Phebus, Amour, Cypris, veut sauver, nourrir et orner
Ton vers et ton chef, d'ombre, de flammes, de fleurs.

Wir wissen nicht, ob man, ohne besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, in diesen beiden Zeilen den Hexameter und Pentameter erkennen wird. Indessen nennt Pasquier, der in einem besondern Capitel (Recherches de France, VII, 11) die Frage: ob die franz. Sprache für die metrische Poesie geeignet sei, abhandelt, dieses Distichon ein kleines Meisterstück. Pasquier führt ferner vom Grafen Alcinois folgende hendecasyllabische Verse an, welche vom Dichter an ihn bei Veranlassung seines Werkes Monophile, gerichtet wurden:

Or quant est de l'amour ami de vertu,
Don céleste de Dieu, je t'estime heureux,
Mon Pasquier, d'en avoir fidèlement fait,

Par ton docte labeur, ce docte discours;
Discours tel que Platon ne peut refuser.

Auch Pasquier wurde, namentlich auf Antrieb des bekannten Ramus, veranlaßt, sich in der metrischen Poesie zu versuchen. Wir geben von ihm den Anfang eines Gedichtes in elegischer Form, das nach seiner eigenen Angabe im J. 1556 verfaßt wurde:

Rien ne me plaît, sinon de te chanter et servir et orner:
  Rien ne te plaît, mon bien, rien ne te plaît que ma mort.
Plus je requiers, et plus je me tiens sûr d'être refusé;
  Et ce refus pourtant point ne me semble refus.
O trompeurs attraits, désir ardent prompte volonté,
  Espoir, non espoir, ains misérable pipeur,
Discours mensongers, trahistreux oeil, âpre cruauté,
  Qui me ruine le corps, qui me ruine le coeur,
Pourquoi tant de faveurs t'ont les cieux mis à l'abandon,
  Ou pourquoi dans moi si violente fureur?
Si vaine est ma fureur, si vain est tout ce que des cieux
  Tu tiens, s'en toi gît cette cruelle rigueur,
Dieux patrons de l'amour, bannissez d'elle la beauté,
  Ou bien l'accouplez d'une amiable pitié etc.

Darauf versuchte sich Antoine de Baïf in der metrischen Poesie mit solchem Erfolge, daß nach ihm derartige Verse lange Zeit vers Baïfins genannt wurden. Er selbst sagt in Bezug darauf von sich in seiner Epitre à Charles IX:

Des Grecs et des Latins imitant l'excellence,
De vers et chants réglés décorer notre France.

Ferner finden sich in den „Petites oeuvres mêlées" von Agrippa d'Aubigné (Genf 1630), metrische Uebersetzungen verschiedener Psalmen.

Indessen alle diese Bemühungen fanden auf die Dauer keinen rechten Anklang, und man suchte deshalb die metrischen Verse dem Publicum dadurch genießbarer zu machen, daß man zur antiken Versmessung den modernen Reim als eine Art von Reizmittel hinzufügte. Der Erste, der dies that, war, nach der Angabe Pasquier's, Claude Butet, von dem folgende Strophe citirt wird:

Prince des muses, Joviale race,
Viens de ton beau mont, subit de grâce,
Montre-moi les jeux de la lyre tienne
    Dans Mitylène.

Pasquier bezeichnet diesen ersten Versuch der Verschmelzung antiker und moderner Weise als gänzlich verfehlt. Erst Ronsard versuchte sich darin mit mehr Glück. Pasquier hebt von diesem Dichter besonders zwei Oden hervor, von denen wir hier nur die Anfangsstrophen anführen wollen:

Belle, dont les yeux doucement m'ont tué,
Par un doux regard qu'au coeur ils m'ont rué,
Et m'ont en un roc insensible mué,
    En mon poil grison;

und

Ni l'âge ni sang ne sont plus en vigueur;
Les ardents pensers ne m'échauffent le coeur:
Plus mon chef grison ne se veut enfermer
    Sous le joug d'aimer.

Wir citiren ohne weitere Bemerkung noch folgende metrische Proben des 16. Jahrhunderts. Von Pasquier in Hendecasyllaben:

Tout soudain que je vis, Bellonne, vos yeux,
Ains vos rais imitant cet astre des cieux,

Votre port grave-doux, ce gracieux ris,
Tout soudain je me vis, Bellonne, surpris;
Tout soudain je quittai ma franche raison,
Et peu caut je la mis à votre prison etc.

Von Jean Passerat, der viele metrische Verse dichtete, die gereimte sapphische Ode:

On demande en vain que la serve raison
Rompe, pour sortir, l'amoureuse prison:
Plus je veux briser le lien de Cypris,
Plus je me vois pris.

L'esprit insensé ne se paît que d'ennuis,
Plaintes et sanglots, ne repose les nuits:
Pour guérir ces maux, que l'aveugle vainqueur
Sorte de mon coeur!

Prends pitié des tiens, tire hors de mon flanc
Tant de traits lancés, enivrés de mon sang;
Moindre soit l'ardeur de ton âpre flambeau,
Archerot oiseau:

Ou si mon tourment renouvelle toujours,
Il me faut trancher le fil de mes jours.
Sur ce traître enfant je serai le plus fort,
Quand je serai mort.

Und von demselben Dichter folgendes Gedicht nach dem Metrum der horazischen Ode: Miserarum est neque amori dare ludum:

Ce petit dieu, colère archer, léger oiseau,
A la parfin ne me lairra que le tombeau,
Si du grand feu que je nourris ne s'amortit la vive ardeur.

Un été froid, un hiver chaud, me gèle et fond,
Mine mes nerfs, glace mon sang, ride mon front:
Je me meurs vif, ne mourant point, je sèche au temps de ma verdeur.

Sotte, trop tard à repentir tu te viendras;
De m'avoir fait ce mal à tort tu te plaindras:
Tu attends donc à me chercher remède au jour que je mourrai?

D'un amour tel méritait la loyauté
Que de goûter du premier fruit de ta beauté?
Je le veux bien, tu ne veux pas; tu le voudras, je ne pourrai.

Auch Nicolas Rapin dichtete viel in metrischen Versen mit Reimen. Pasquier citirt von ihm folgende sapphische Ode:

Vous, qui les ruisseaux d'Hélicon fréquentez,
Vous, qui les jardins solitaires hantez,
Et le fond des bois, curieux de choisir
L'ombre et le loisir;

Qui, vivant bien loin de la fange et du bruit,
Et de ces grandeurs que le peuple poursuit,
Estimez les vers que la muse après vous
Trempe de miel doux:

Elevez vos chants, redoublez votre ardeur,
Soutenez vos voix d'une brusque verdeur,
Dont l'accord montant d'ici jusques aux cieux
Irrite les Dieux.

Notre grand Ronsard, de ce monde sorti,
Les efforts derniers de la Parque a senti:
Ses faveurs n'ont pu le garantir enfin
Contre le destin...

In Betreff der spätern Versuche in der metrischen Poesie bemerken wir nur, daß der berühmte Minister Turgot verschiedene Partien der Aeneide und einige Eklogen Virgil's in metrischen Versen übersetzte. Diese Bearbeitung wurde u. d. T.: „Didon, poème en vers métriques hexamètres, divisé en trois chants; traduit du quatrième livre de l'Enéide de Virgile, et les seconde, huitième et dixième églogues du même auteur; le tout accompagne de texte latin" in wenigen Exemplaren abgezogen und später (an VIII) von François de Neufchâteau auf's Neue herausgegeben. Der Anfang dieser Uebersetzung lautet:

Jadis sur la fougère une musette accompagna mes chants.
J'osai depuis, sortant des bois, disciple de Cérès,
Forcer la terre à répondre aux voeux de l'avare agriculteur.
Mars aujourd'hui m'appelle. O muse! embouche la trompette,
Dis les combats, muse! et ce guerrier que l'ordre du destin,
Loin des murs d'Ilion en cendre et du tombeau de ses pères,
Aux champs ausoniens fit aborder après mille dangers etc.

Für Diejenigen, welche die hier beregte literarische Frage noch weiter verfolgen wollen, geben wir noch folgende Notizen. Im J. 1573 erschien anonym ein eigenes Werk über die metrische Poesie u. d. T.: „La manière de faire des vers en français comme en grec et en italien." Henri Estienne bemerkt in seiner Précellence p. 13, daß er zwar auch in der französischen Sprache die metrische Poesie für möglich halte, daß er aber doch die Ueberzeugung hege, die gereimte Poesie sei dem französischen Sprachgeiste entsprechender. Ramus empfiehlt in seiner 1562 erschienenen Grammatik die metrische Poesie der besondern Pflege der franz. Dichter, während der Abbé Olivet in seiner Grammatik die Möglichkeit, diese Art der Poesie mit Erfolg in der franz. Sprache einzuführen, bezweifelt. Vgl. endlich noch: „Mémoire sur la versification française par le comte de Saint-Luc (Louis Bonaparte). Florenz 1819. 4to.

G. F. G.

Als einen lesenswerthen Beitrag zu den Verbesserungsvorschlägen des Gymnasialunterrichts bezeichnen wir die kleine Schrift des Dr. Siegfried Weiß, welche unter dem Titel: „Reform der deutschen Gymnasien," bei Schuberth in Hamburg erschienen ist. Der Verf. will nicht gerade in seinen Bemerkungen etwas ganz Neues und Erschöpfendes vorbringen, sondern vielmehr einige Haupt- und Leitmaximen angeben, die, ohne unerhört zu sein, gegen eine Anzahl wissenschaftlicher Darstellungen, außerdem praktischer Ausführungen von vergangener Zeit sich bedeutend unterscheiden.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

The London Catalogue of books; with their sizes, prizes & publishers' names. 1816 — 1851. 8 Thlr. 15 Sgr.

Bibliotheca Americana. Catalogue of American publications compiled by O. A. Roorbach. From 1820 — 1848. 24 fr.

Supplement. 1849. (New-York.) 9 fr.

J. Grimm. Ueber den Ursprung der Sprache. (Dümmler, Berlin.) 15 Sgr.

Dr. H. Steinthal. Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. (Dümmler, Berlin.)

Literatur.

Schiller und Goethe, Reliquien, Charakterzüge u. s. w., von H. Döring. (Falk. Leipzig.) 18 Ngr.

K. A. Hahn, die echten Lieder der Nibelungen, nach Lachmann's Kritik. (Calve, Prag.) 3/4 Thlr.

Der wälsche Gast des Thomasin v. Zirclaria. Zum ersten Male hrsg. von H. Rückert. (Basse, Quedlinburg.) 3 Thlr.

Essais littéraires offerts aux amis de la jeunesse studieuse par la société de littérature française du petit seminaire de St. Troud Muquardt. (Liège.) 1 Thlr.

Voltaire et son temps. Etudes sur le XVIII. siècle p. L. F. Bungener. (Cherbuliez, Paris.) 7 fr.

Clara Lucas Balfour. Sketches of English Literature. (Longman, London.)

George L. Craik. Outlines of the History of the English language. (Longman, London.) 3 s. 6 d.

Abr. Mills. The Literature and literary men of Great Britain and Ireland. 2 vols. (Harper & br., New-York.) 3. 50.

Read's female poets of America. 1 vol. (Butler & Co., Philadelphia.)

Cleveland's English Literature of the nineteenth century: on the plan of the author's Compendium of Engl. Literature (Biddle, Philadelphia.) 1. 50.

Carlisle (Earl of), Travels in America. — The poetry of Pope. Two lectures. (New-York.) 3 fr.

Die deutschen Dichter der Neuzeit mit biogr. liter. Einleitungen von Ignaz Hub. (Palm, München.) 2 Thlr. 10 Ngr.

The life of John Sterling by Th. Carlyle. (London.) 10 s. 6 d.

Grammatik.

La précellence du langage français p. Henri Estienne. Nouv. Edit. p. Léon Feugère. (Delalain, Paris.) 5 fr.

De la méthode grammaticale de Vaugelas p. M. E. Moncourt. (Joubert, Paris.) 2 fr. 50 c.

S. W. Clark. Analysis of the English language. (Barnes & Co., New-York.)

Hilfsbücher.

Lehr= und Uebungsbuch für den Sprachunterricht in niederdeutschen Landschulen, von F. C. Honcamp. (Nasse, Soest.) 6 Sgr.

K. Simrock, altdeutsches Lesebuch z. Gebrauch bei Vorlesungen. (Marcus, Bonn.)

Athalie, commentée au point de vue de l'enseignement moyen p. Gobert-Alvin. Anvers. (Muquardt, Bruxelles.) 18 Ngr.

Eugénie Foa, les petits marins. Mit Noten und Wörterbuch. (Schulze, Celle.) 1/2 Thlr.

F. Ahn, Auswahl franz. Gedichte zum Uebersetzen und Memoriren. (Geibel, Leipzig.) 1/2 Thlr.

Ben Jonson.

Selten hat sich die Kritik über einen Dichter so verschieden ausgesprochen, als dies bei Ben Jonson der Fall ist; die Zahl seiner Gegner war immer sehr bedeutend, und eigentlich erst in der neuesten Zeit ist man dem vielfach Geschmäheten gerecht geworden. Während ihn Young noch mit einem blinden Simson verglich, welcher die Ruinen des Alterthums auf sein Haupt gezogen und seinen Geist unter denselben begraben habe, spendete ihm die neuere Kritik maßloses Lob und überschritt — besonders bei W. Gifford (in dessen trefflicher Gesammtausgabe von Jonson's Werke), vielfach die Grenzen der Unparteilichkeit. Bemerkenswerth bleibt es, daß es Hurd zuerst gelang, mit Erfolg die Werke Jonson's zu vertheidigen; mehr als alle seine Gründe wirkten die von ihm gegebenen Auszüge und ganz besonders folgende kurze Stelle, deren Schönheit die Aufmerksamkeit vieler Leser auf die damals völlig vernachlässigten Schriften zog; sie lautet:

The song of the night (Aus der Maske: The vision of delight)

Break, Phant'sie, from thy cave of cloud,
  And spread thy purple wings;
Now all thy figures are allow'd,
  And various shapes of things;
Create of airy forms a stream:
It must have blood, and nought of phlegm,
And though it be a waking dream,
Yet let it like an odour rise
  To all the senses here,

And fall like sleep upon their eyes,
Or music in their ear.

In der neueren Zeit waren es besonders die Anhänger der sogenannten romantischen Schule, W. Schlegel und L. Tieck, welche das Verdienst B. Jonson's sehr niedrig stellten, und seinen Schöpfungen die eigentliche wahre künstlerische Kraft vollständig absprachen. Wie sehr sie ihm Unrecht thaten, das möge die nachfolgende Darstellung zeigen.

Benjamin oder, wie er gewöhnlich selbst abkürzte, Ben Jonson wurde im Jahr 1574 in Westminster unter nicht sehr günstigen Auspicien geboren. Sein Vater, welcher zur Zeit der Königin Maria, wahrscheinlich aus religiösen Gründen, lange im Gefängniß gesessen und sein ganzes Vermögen verloren hatte, war bereits gestorben, nachdem er kurz vorher ein geistliches Amt bekleidet; die Mutter verheirathete sich wieder, und Ben's Stiefvater, ein achtbarer Maurermeister, wollte den Knaben für sein Handwerk erziehen. Ein Freund des Vaters, welcher das Talent unseres Dichters erkannt hatte, nahm sich seiner an und schickte ihn auf eigene Kosten in die Westminster Schule, an welcher damals der berühmte Camden als Lehrer wirkte; und nachdem er hier alle Hoffnungen, die man auf ihn setzte, bestens erfüllt hatte, verschaffte ihm dieselbe freundliche Hand die nöthigen Mittel, seine Studien in Cambridge fortzusetzen (wahrscheinlich im Jahr 1590). Unglückliche Umstände ließen die Hilfsquelle leider bald versiegen, und die Armuth seiner Aeltern nöthigte ihn, die Universität plötzlich zu verlassen und seinen Stiefvater als Maurergesell zu unterstützen. Man kann sich leicht denken, daß ihm diese Arbeit bald unerträglich ward, und wir finden ihn deßhalb kurze Zeit nachher in Flandern, wo er sich als Freiwilliger in die Armee hatte aufnehmen lassen, um den Krieg in den Niederlanden mitzumachen. Doch nach dem ersten Feldzuge entsagte er diesem Berufe schon wieder, weil er wenig Aussicht fand, sein Glück zu machen.

Das Zeugniß über bewiesene Tapferkeit war Alles, was er heim brachte*), und seine Lage ward nun trübseliger als jemals. Zu dem

*) Er erzählt selbst in seinen Epigrammen, daß er im Angesichte beider Armeen einen Feind im Zweikampfe erlegt und ihm die spolia opima abgenommen habe.

Geschäfte seines Stiefvaters hatte er weder Neigung noch auch die erforderlichen Kenntnisse, und in seiner Verzweiflung faßte er den Entschluß, sich der Bühne zu widmen. Anfangs trat er als Schauspieler auf, beschäftigte sich zugleich mit der Umarbeitung alter Stücke und faßte dadurch festen Fuß bei mehreren Theatern. Leider fanden hier seine Leistungen wenig Beifall; einem heftigen Streite mit einem seiner Collegen folgte eine Herausforderung, und er hatte das Unglück, seinen Gegner im Zweikampfe zu erschlagen, obwohl derselbe in unredlicher Weise ihn mit einem 10 Zoll längeren Degen bekämpfte. Man warf ihn ins Gefängniß; ein katholischer Geistlicher, welcher sich des Verlassenen ganz besonders annahm und ihn durch religiösen Zuspruch zu stärken suchte, vermochte ihn, zur römischen Kirche überzutreten. In vorgerückterem Lebensalter hat er diesen Schritt beklagt, und wir finden, daß er im Jahr 1606 wieder zur englischen Hochkirche zurücktrat.

In den Augen seiner Richter konnte ihm der Uebertritt zur katholischen Kirche nur schaden, und man muß deßhalb hiernach, wie auch nach dem ganzen Charakter Jonson's annehmen, daß er nur seiner innersten Ueberzeugung frei gefolgt war. Ueber die Gründe seiner späteren Freilassung fehlt es an jeglicher Nachricht, und man kann deßhalb wohl nur annehmen, daß die Verwandten des gefallenen Gegners auf die weitere Verfolgung verzichten mochten, weil Jonson schwer beleidigt und höchst unwürdig und hinterlistig behandelt worden war. Nach seiner Befreiung beschäftigte er sich ausschließlich mit der Abfassung von Dramen und betrat die Bühne nie wieder. Obwohl seine Einnahme nicht eben glänzend und gesichert war, folgte er dennoch mit großer Sorglosigkeit einer Neigung seines Herzens und heirathete; die Ehe war glücklich; seine Frau war ein häusliches, gutes, liebes Weib*), und seine beiden Kinder, deren wir schon im Jahr 1594 erwähnt finden, verdienten die Liebe ihrer Aeltern.

Die sämmtlichen Stücke, welche B. Jonson bis zum Jahre 1596 schrieb, sind der Vergessenheit anheim gefallen; er hielt sie später für unbedeutend; in diesem Jahre aber erschien „Every Man in his Humour“, welches sich einer ungewöhnlich guten Aufnahme allgemein

*) Im Jahre 1618, als er die berühmte Fußreise nach Schottland machte, war seine Frau bereits gestorben.

erfreute. Der Beifall, welchen man dem Stücke zollte, nahm noch zu, nachdem er es wesentlich umgearbeitet und auf englische Zustände übertragen hatte*). Aller Wahrscheinlichkeit nach war dies die erste Arbeit, welche er ganz allein gemacht hatte, indem er nämlich früher großentheils in Verbindung mit Marston, Chettle und Decker aufgetreten war.

Der glückliche Erfolg, welcher ihm fast über Gebühr zu Theil ward, machte ihn etwas übermüthig und erregte den Neid seiner frühern Mitarbeiter, die seine geheimen Feinde wurden und ihm nun Schwierigkeiten aller Art in den Weg zu legen suchten. Bei seinem heftigen und leidenschaftlichen Temperamente und dem unwiderstehlichen Hange zur Satire machte er die Sache nur noch schlimmer und entfremdete sich viele ehemalige Freunde. Im Jahre 1599 schrieb er „Every Man out of his humour", welches er dem Globe Theater übergab; das Stück hatte manche Vorzüge, befriedigte aber nicht ganz alle Erwartungen und mißfiel vorzugsweise wegen der groben Schmeicheleien, welche darin, wie noch mehr in dem folgenden Stücke „Cynthia's Revels" der Königin Elisabeth gespendet waren, und wegen des anmaßenden Tones, in welchem Jonson über sein Werk sich ausläßt. Es heißt hier unter Anderem in Beziehung auf Cynthia, unter welcher die Königin Elisabeth gemeint war:

„O front! O face! O all celestial, sure,
And more than mortal! Arete, behold
Another Cynthia, and another queen,
Whose glory, like a lasting plenilune,
Seems ignorant of what it is to wane.
Not, under heaven, an object could be found
More fit to please.
Heaven's purest light, whose orb may be eclipsed,
But not thy praise, divinest Cynthia."

---

*) Das Stück wurde zuerst durch Henslowe's Gesellschaft im Rose-Theater aufgeführt. Nachdem er es bedeutend umgearbeitet, die Scene von Florenz nach London verlegt und statt der italienischen Namen englische gesetzt hatte, übergab er es der Black Friars Gesellschaft, und wir finden, daß auch Shakspeare unter der Zahl der Schauspieler aufgeführt wird, welche bei der ersten Darstellung des Stückes thätig waren.

— und in dem Epiloge beglückt der Dichter seine Zuhörer durch folgende Worte:

„To crave your favour with a begging knee,
Were to distrust the writer's faculty.
To promise better as the next we bring,
Prorogues disgrace, commends not any thing,
Stiffly to stand on this, and proudly approve
The play, might tax the maker of self-love.
I'll only speak what I have heard him say,
By —, 't is good; and if you like 't, you may."

Die beiden angeführten Stellen sind ganz charakteristisch, und man kann sich denken, daß B. Jonson's Richtung zu vielfachem Streite Veranlassung gab. Er entzweite sich völlig mit den Schauspielern und schuf sich nun auf eigne Hand eine Art von Kindertheater, indem er nämlich einzelne seiner Stücke, in denen er die Gegner bitter geißelte (z. B. in dem Poetaster 1601), von Singeknaben*) aufführen ließ. Die Neuheit der Sache, welche zugleich einen besonderen Anstrich von Gelehrsamkeit besaß, verbunden mit der Schadenfreude, den der höhere und niedere Pöbel über Zänkerei und Streitigkeiten so leicht empfindet, erregten große Theilnahme für dieses neue Unternehmen und man betrachtete eine Zeitlang die Volkstheater mit einer gewissen vornehmen Verachtung. In dem „Poetaster" verspottete er besonders Marston und Decker, welche unter dem Namen Crispinus und Demetrius vorkommen, und sagte außer den Schauspielern auch den Rechtsgelehrten und Kriegsleuten mit solcher Bitterkeit und Entschiedenheit die Wahrheit, daß ihn nur sein besonderes Glück vor einer gerichtlichen Verfolgung von Seiten der Beleidigten schirmte.

Der viele Aerger, welchen ihm seine Comödien verursacht hatten, bestimmte ihn, nachdem er längere Zeit bei einem gewissen Townsend ganz zurückgezogen gelebt hatte, sich in der Tragödie zu versu-

*) Diese Knaben, Children of her Majesty's Revels, spielten auf verschiedenen Bühnen, vorzüglich in Black-Friars und White-Friars.

chen. Er schrieb den Sejanus für das Globe*) Theater, und es ist bemerkenswerth, daß Shakespeare in diesem Stücke (1603), so viel man weiß, zum letzten Male auftrat. Was das gegenseitige Verhältniß der beiden Dichter betrifft, so war es, wie obige Thatsache allein zur Genüge beweist, ein ziemlich gutes geblieben. Nach seiner Kenntniß der Alten glaubte B. Jonson das ganze Theaterwesen herabsetzen zu müssen, weil die Erscheinungen der damaligen Zeit, besonders die Erzeugnisse Shakespeare's, einem Standpunkte angehörten, für welchen es ihm an empfänglichem Sinne fehlte, und weil sie mit seiner begeisterten, aber einseitigen Auffassung des klassischen Alterthums im directesten Widerspruche standen. Sein Kampf war indessen entschieden ehrlich, und alle Vorwürfe, die man ihm besonders rücksichtlich seines Benehmens gegen Shakespeare häufig gemacht hat, sind völlig grundlos. Er war dem Collegen stets dankbar für manchfache Liebesdienste, und wenn gleich ihm dessen Richtung als schwächlich und verderblich erscheinen mußte, so war er doch stets bereit, das eminente Talent des großen Barden mit voller Wärme und aufrichtiger Verehrung anzuerkennen **). Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß ihm bei seinen literarischen Bestrebungen Shakespeare sehr im Wege stand, und es konnte demnach wohl nicht ein sehr inniges Verhältniß zwischen ihnen gerade bestehen; überdieß war auch Jonson seinem ganzen Charakter nach für dergleichen zarte Beziehungen weniger geeignet. Es findet sich eine Nachricht, der zufolge die beiden Dichter sich häufig in der Mermaid tavern trafen, wo sie mit Sir Walter Raleigh, Beaumont, Fletcher, Selden, Carew, Martin, Donne und Anderen eine Art von literarischem Verein hatten; hier bekämpften sich die beiden Dramatiker oft mit muntern Witzen, und ihr Verhältniß fand eigentlich nie eine bedeutende Störung. Manche Kritiker haben die Ansicht aus-

*) Jonson hatte nicht wie Shakespeare nur mit einer Gesellschaft zu thun, deren Erfolge ihm besondere Vortheile sicherten; er arbeitete vielmehr für verschiedene Theater und erwarb dadurch seinen Lebensunterhalt.

**) Wir erinnern hier beispielsweise an den Ausspruch Jonson's:

„Triumph, my Britain, thou hast one to show,
To whom all scenes of Europe homage owe,
He was not of an age, but for all time!"

gesprochen, Jonson habe in seinem „Poetaster“ den großen Shakespeare verhöhnen und heruntersetzen wollen; — aber der unparteiische Leser wird in diesem Stücke auch nicht eine einzige boshafte Beziehung auf Shakespeare finden, und die ganze Anschuldigung muß vor dem Auge jedes Unbefangenen in sich zerfallen.

Bei der Thronbesteigung des Königs Jacob I. trat in Jonson's äußeren Verhältnissen ein bedeutender Wechsel ein. Während sich Elisabeth immer sehr karg und sparsam gezeigt hatte, bewies sich Jakob weit freigebiger und beschenkte den Dichter, in Anerkennung mehrerer Gelegenheitsgedichte, bei den sogenannten Masken- und Marionettenspielen, in wahrhaft königlicher Weise. Jakob fand viel Gefallen an diesen poetischen Hofbelustigungen, er war selbst Dichter, besaß eine nicht unbedeutende Bildung und liebte die Gelehrsamkeit an Anderen. Jonson gerieth indessen bald in Gefahr, die Gunst des Königs für immer zu verscherzen, weil er sich wahrscheinlich hatte verleiten lassen, Chapman und Marston insgeheim bei der Abfassung einer Comödie zu unterstützen (Eastward Hoe), in der eine Stelle vorkommt, welche die schottische Nation auf die bitterste Weise geißelt. Der ganze Hof war aufgebracht, die Verfasser des Stücks wurden ins Gefängniß geworfen, Jonson erbot sich aus freien Stücken ihr Schicksal zu theilen, und die bewiesene Kühnheit der Dichter wurde damals als so ungeheuer und so verbrecherisch angesehen, daß man allgemein erwartete, den Uebelthätern würden Nase und Ohren aufgeschlitzt werden. Das Ansehen, in welchem Jonson bei dem Könige stand, rettete wahrscheinlich die Schuldigen, und sie kamen bald wieder in den Besitz ihrer Freiheit.

Man hat Jonson häufig den Vorwurf gemacht, daß er in der Periode seiner dramatischen Wirksamkeit so selten eine neue Schöpfung hervorgebracht habe; indessen kann man sich darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß er auf die Ausarbeitung stets außerordentlich viel Sorgfalt verwendete und zu gleicher Zeit eine so große Menge verschiedenartiger umfassender Studien mit angestrengtem Eifer verfolgte. Ehe er das dreißigste Lebensjahr erreicht, hatte er die angeführten Dramen, verschiedene Masken- und kleinere Gelegenheitsgedichte für Hoffeste geschrieben, den größten Theil der römischen und griechischen Classiker gelesen, Horaz und die Poetik des Aristoteles übersetzt, einen Theil seines Dramas The Fox ausgearbeitet, vielleicht auch schon seine englische Grammatik entworfen und Notizen

aller Art über die verschiedenen Wissenschaften gesammelt. Man kann hieraus ersehen, daß er ein Mann von eisernem Fleiße und bewundernswerther Thatkraft war.

Volpone oder the Fox, sein nächstes Stück, kam im Jahre 1605 im Globe-Theater zur Aufführung und erfreute sich des wohlverdienten Beifalls. Seine Popularität nahm außerordentlich zu, und der Hof wetteiferte mit den städtischen Körperschaften in der Freigebigkeit für seine kleineren Gelegenheitsdichtungen und Possenspiele. Jonson hatte in dieser Zeit bedeutende Einnahmen; aber er verschwendete sie bei seinen vielen Bedürfnissen auch mit derselben Leichtigkeit wieder, mit welcher er sie erworben hatte. Er ward dadurch leider zu größeren Schöpfungen ganz unlustig und unfähig und führte diese Lebensweise bis zum Jahre 1609 fort, in welchem sein schönes Stück The Silent Woman vollendet ward; im folgenden Jahre kam dann The Alchemist zur Aufführung, welches mit Recht für sein bestes Werk gehalten wird.

Die Tragödie Catiline, ein in mancher Beziehung werthvolles klassisches Kunstwerk, erschien darauf im Jahre 1611 und lieferte den Beweis, daß der Verfasser mit gründlichem Fleiße die Alten studirt hatte; das Stück war indessen zu gelehrt, als daß es dem großen Publikum hätte recht gefallen können.

Bei seiner großen Vorliebe für das Reisen entschloß er sich gegen das Ende des Jahres 1612 zu einem längeren Ausfluge nach Frankreich; 1613 finden wir ihn in Paris, wo er mit Cardinal du Perron und verschiedenen Gelehrten verkehrte. Im Jahre 1614 war er schon wieder nach London zurückgekehrt und brachte dort seine Posse „Bartholomew Fair" zuerst zur Aufführung, ein Stück, welches weniger Lob verdiente als ihm zu Theil ward, indem es nur von einer sehr genauen Kenntniß der Laster Londons zeugte, aber im Ganzen wenig Geist verrieth.

Im Jahre 1616 erschien sein letztes beachtungswerthes dramatisches Werk „The Devil is an Ass", welches stellenweise witzig, aber eigentlich mehr satirisch war. Um diese Zeit beschenkte ihn König Jakob mit einer lebenslänglichen Pension von 100 Mark, und seine zufälligen Einnahmen für gelegentliche Dienstleistungen mehrten sich in solcher Weise, daß er erst im Jahre 1625 wieder daran dachte, für die Bühne zu arbeiten, als ihn die Noth dazu zwang.

Im Jahre 1618 machte Jonson seine berühmte Fußreise nach

Schottland, wo er mit den literarischen Notabilitäten und den reichen Adligen in der Nähe von Edinburgh viel verkehrte und sich unter andern eine längere Zeit bei Drummond in Hawthorndon aufhielt. Letzterer zeichnete verschiedene vertrauliche Mittheilungen seines Gastes auf, die er über literarische Gegenstände im Laufe des Gespräches gemacht hatte. Diese Memorabilien wurden später veröffentlicht und waren die Veranlassung, daß Drummond — und zwar nicht ganz mit Unrecht — der Verrätherei beschuldigt ward. Denn was Drummond's Vertheidiger zu seinen Gunsten auch sagen mögen, es ist und bleibt eine Thatsache, daß er in derselben Zeit, als er Jonson als einen „drunkard — a hypocrite — a vain braggart — irascible — vindictive — ill natured und infidel“ schilderte, ihm (1619) nach London die zärtlichsten Briefe schrieb, in welchen Phrasen wie „there is nothing I wish more than to be in the catalogue of them that love you“ die ganz gewöhnlichen sind. — Die Naturschönheiten Schottlands ergriffen auf diesem Ausfluge Jonson so gewaltig, daß er sich längere Zeit mit dem Plane eines größeren Gedichtes auf den Lochlomond eifrig beschäftigte.

Im Jahre 1619 verlieh ihm die Universität Oxford einen akademischen Grad, und es wurden ihm überhaupt Auszeichnungen verschiedener Art zu Theil*). Aber wie schon oben angedeutet worden ist, beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Abfassung von Masken und dergleichen Stücken und hatte die Lust zu größeren dramatischen Schöpfungen fast ganz verloren, da nach seiner Ansicht das Publikum seine besten Leistungen nicht recht zu schätzen wußte. Eine Reihe von Aufsätzen über Aristoteles, die englische**) Grammatik, die Beschreibung seiner Reise nach Schottland, eine Lebensbeschreibung Heinrichs V. und einzelne Gedichte, deren Abfassung in diese Zeit fällt, Alles dieses ging ihm leider großentheils durch eine Feuersbrunst verloren.

Nach dem Tode seines königlichen Gönners traf ihn manchfaches Unglück; ein heftiger Anfall von Schlagfluß warf ihn auf's

---

*) Jakob wollte ihn in den Ritterstand erheben, eine Ehrenbezeugung, welche er höflich ablehnte.

**) Wir besitzen davon interessante Bruchstücke, welche auf den Werth des Ganzen schließen lassen.

Krankenbett, und da er nie das Geringste zurückgelegt hatte, sah er sich plötzlich in bittere Noth versetzt; er versuchte sich von Neuem im Drama, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, aber seine Staple of News fand nur sehr wenig Beifall, das folgende Stück The New Inn fiel förmlich durch und verursachte die ausgelassenste Schadenfreude seiner zahlreichen Feinde. Zugleich erregte dieser Unfall aber auch das Mitleid und schirmte ihn dadurch vor dem höchsten Elende. König Karl sandte ihm 100 Pf. Sterl., und auch von anderen Seiten flossen dem unglücklichen Dichter namhafte Unterstützungen zu; aber er verstand es nun einmal nicht, haushälterisch mit seinem Vermögen umzugehen, und kam deshalb eigentlich nie recht aus der Noth heraus. Obwohl er von der Bühne keine Erfolge mehr zu erwarten hatte, machte er dennoch noch einige schwache Versuche, mit den Stücken „The Magnetic Lady“ und „The Tale of a Tub“ die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, aber es war vergebens; seine Kraft war erloschen und seine Schöpfungen waren überdies ohne allen Reiz der Neuheit.

Von seinen letzten Tagen haben wir keine ausführlichen Nachrichten; es ist nur so viel bekannt, daß er mit wahrer Herzenszerknirschung*) und aufrichtiger Reue seiner vielen Schwächen und Sünden gedachte und im August 1637 — im 64. Lebensjahre — seine Seele aushauchte.

Man bestattete ihn in der Westminster-Abtei, und es sollte ihm dort ein schönes Denkmal gesetzt werden; aber die Ungunst der stürmischen Zeiten verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses. Ein einfacher Stein deckt jetzt die irdische Hülle des Dichters, auf welchem die Worte eingegraben sind:

O rare Ben Jonson!

Sein Hinscheiden wurde als ein allgemeiner Verlust tief beklagt, und unzählige Elegien feierten das Andenken des geachteten Dichters. Er verdiente solche Anerkennung auch als Mensch; das Herz saß

*) Seine Erziehung muß allem Anscheine nach sehr religiös gewesen sein; seine Werke zeugen von den lebhaftesten religiösen Empfindungen des Dichters, und der Bischof von Winchester berichtete, daß sein Heimgang christlich und wahrhaft erbaulich gewesen sei.

ihm auf der rechten Stelle, und er war, nach verschiedenen untrüglichen Zeugnissen, im vollem Sinne des Wortes ein ehrenwerther Mann.

Lord Falkland machte über ihn die Bemerkung, daß er nicht wisse, ob man die Biederkeit und Redlichkeit des Dichters höher stellen solle, als die ihm von der Natur verliehenen Talente. Seiner rührenden Liebe zu Frau und Kindern ist bereits oben Erwähnung geschehen; mit derselben Wärme war er auch seinem alten Lehrer Camden zugethan, und selten hat die Pietät eine lieblichere Sprache gefunden, als in der Dedication zu Every Man in his Humour und in verschiedenen Epigrammen, welche der dankbare Schüler seinem Lehrer widmete; man denke nur z. B. an die bekannten Worte:

„Camden, most reverend head, to whom I owe
All that I am in arts, und all I know.“ u. s. w.

Er zeigte sich seinen Freunden und Bekannten gegenüber frei und unbefangen, fern von aller Zurückhaltung, ja oftmals selbst völlig unvorsichtig. Zum Neide, welchen man ihm vielfach vorgeworfen, hatte er gar keinen Grund; der König gab ihm bei jeder Gelegenheit Beweise seiner Werthschätzung, und der Hof, die städtischen Corporationen und das große Publikum spendeten ihm mehr Beifall, als irgend einem andern Dichter. Es ist ferner eine Thatsache, daß er die Werke anderer talentvoller Schriftsteller auf's Wärmste empfahl, — man denke nur an Selden, Hacket, Raleigh, Hobbes u. A. m. — und daß er nie mit Stolz redete, als wenn er von den Werken seiner Feinde sprach. Dieses waren großentheils nur unbedeutende Menschen, welche den Werth seiner langen gründlichen Studien kaum zu würdigen wußten und ihm durch die boshaftesten Verläumdungen und Verkleinerungen das Leben zu verbittern suchten. Wie natürlich, daß der beleidigte Dichter solchen Leuten gegenüber eine immer höhere Meinung von sich erhielt und bei seiner Freimüthigkeit die entschiedenste Verachtung gegen dieses im Finstern schleichende Geschlecht mit voller Härte aussprach. Daß er hierin manchmal zu weit gegangen, wer möchte es läugnen, wer aber wollte ihn auch deßhalb ganz verdammen? Er hatte viel gearbeitet und wußte dieses, er wollte den Vorurtheilen Niemandes schmeicheln, und daher erhielt seine Sprache zuweilen den Ton des Hochmuths und der Selbstge-

nügsamkeit gegenüber den Anmaßungen der Unwissenheit; aber sein ganzes Leben bietet auch nicht ein einziges Beispiel, daß er sich irgend eine unfreundliche That gegen seine Neider und Verkleinerer habe zu Schulden kommen lassen*).

B. Jonson schuf sich eine ganz neue Bahn im Drama und ward zum Vorkämpfer einer Partei, welche man mit Recht die kritische genannt hat. Im Gegensatze zu dem zarteren und bescheidenen Verdienste Shakespeare's, dessen Werke Studium, Scharfsinn und Verstand bei der Beurtheilung voraussetzen, wollte er durch Eigenschaften glänzen, welche sogleich in die Augen fallen und leicht Anerkennung finden können; es genügte ihm nicht, allbekannte Thatsachen wieder vorzubringen, er wollte durch überraschende Effecte den Beifall gewinnen; er überließ es seinem schaffenden Genius nicht, ein Kunstwerk frei zu gestalten, sondern mit bewußter Absicht und vollster Sicherheit lag ihm die Wirkung seiner scharf begrenzten Zeichnungen wohl berechnet vor Augen. Bei einer wunderbaren Kenntniß des realen Lebens und einer sicheren Beobachtung der menschlichen Thorheiten und Laster; bei einer wahrhaft epigrammatischen Verdichtung eines kräftigen, männlichen Styles, dessen Eindruck durch den Glanz bedeutender Gelehrsamkeit nur noch vertieft ward, mußte der Triumph der neuen Richtung im höchsten Grade gesichert erscheinen, und man darf sich kaum wundern, daß Shakespeare fast erst nach Verlauf eines Jahrhunderts aus der Vergessenheit herangezogen ward.

Jonson besaß eine sehr hohe Ansicht von der Bedeutung des Dramatikers, und er hielt es deshalb für gerecht, Schöpfungen ent-

*) Im Jahre 1616 veröffentlichte Jonson eine Folio-Ausgabe seiner Schriften, welche außer verschiedenen Comödien, Tragödien und Masken, eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel The Forest enthält; die zweite Folio-Ausgabe, welche nicht von ihm selbst besorgt ward und wahrscheinlich erst nach seinem Tode herauskam, ist eine leichtsinnige, ungenügende Arbeit. Im Jahre 1640 wurden zwei Ausgaben seiner kleineren Stücke gedruckt; 1692 erschien ferner eine bessere Ausgabe des Folio-Druckes und 1715 eine andere in Octav (6 Bde.), nachdem bereits früher viele seiner Stücke gleich nach der Restauration einzeln gedruckt waren. 1756 veröffentlichte Peter Whalley die erste Gesammtausgabe in 7 Octav-Bänden, welcher sich später die neueste und beste Ausgabe von W. Gifford rühmlich anschloß. (The Works of Ben Jonson with a biographical memoir by W. Gifford. A new edition 1843. Lond.)

schieden zu verachten, welche auf die Erzählungen italienischer Novellisten, oder wohl gar auf die Legenden des Mittelalters gegründet waren und in denen die Unwahrscheinlichkeit der ganzen Handlung oder auch die Inconsequenz der Charaktere sogleich in die Augen fiel. Bei diesem Vorherrschen des Verstandes konnte natürlich das Gefühl und die Phantasie nicht in voller Weise zur Anerkennung kommen, und mit besonderer Vorliebe wendete er sich deshalb dem Charakterlustspiele zu, worin er Bewunderungswerthes leistete. Mit vollster Liebe zum Wahren und Wahrscheinlichen lieferte er hier nicht etwa schnell hingeworfene Schöpfungen; er hatte, wie ein Juvenal des Drama's, gleichsam unter einem Mikroskope die menschliche Gesellschaft beobachtet und die Sitten seiner Zeit aufs Sorgfältigste studirt, und seine Schilderungen sollten nicht etwa nur unterhalten, sondern — und dies ganz besonders — belehren. Mit vollem Ernste und strengster Wahrheit will er mehr die Aehnlichkeit als die Wirkung des Komischen. Daraus erklärt sich denn aber der ihm mit Recht gemachte Vorwurf, daß die Zeichnung des Charakters bei ihm oft sehr überladen ist, sie erscheint zu sehr als Mosaik-Arbeit und giebt eine solche Menge von Einzelheiten, die sich in einer und derselben Person wohl nur höchst selten vereinigt finden dürften. Man hat ihn wohl angeklagt, er male keine Frauen und Männer mehr, sondern Personificationen*) von Thorheiten und Lastern, es werde in seinen Charakteristiken nicht mehr das Individuum geschildert, sondern der Begriff, es sei Alles bis zum höchsten Gipfel gesteigert, der nun nicht mehr überflogen werden könne. Freilich läßt es sich nicht läugnen, daß aus der scharf umrissenen Zeichnung oft eine Carricatur wird, aber es finden sich hiervon doch auch viele und glänzende Ausnahmen. Die Charaktere sind bei ihm immer fest und richtig entworfen, der ganze Plan berücksichtigt stets auf das Genaueste alle Einzelheiten, der Dialog belebt und fördert die Handlung in der beredtesten Weise und oft mit poetischem Schwunge und klassischer Gelehrsamkeit, mit einem Worte, das Ganze wie die einzelnen Glieder stehen in dem

*) Wie völlig ungerecht es ist, diese Anklage so ganz allgemein auszusprechen (Tieck), das erweist sich schon daraus, daß man zu Lebzeiten des Dichters für die meisten seiner Stücke eine ganze Menge von Personen namentlich anführte, die er gemeint und sehr erkennbar geschildert haben sollte.

besten gegenseitigen Verhältnisse, und man muß die kunstmäßige Durchführung wahrhaft bewundern. Störend wirken nur hie und da die Spuren der Absichtlichkeit und großen Mühe, und in Rücksicht auf diese kann man Schlegel's Behauptung nicht ganz widersprechen, wenn er Jonson's Dramen mit festen, zweckmäßig eingerichteten Gebäuden vergleicht, vor denen aber das schwerfällige Gerüst stehen geblieben sei, welches den leichten Ueberblick und den harmonischen Eindruck hindere. — Eben hieraus kann man sich denn auch den Stolz des Dichters erklären, insofern nämlich seine Werke ganz seine eigenen sind und ihm, wie mit Recht behauptet worden, gleich erworbenen sittlichen Eigenschaften angehören.

Bei Jonson's vorwaltender Verehrung und Nachahmung des altklassischen Drama's ist es wohl nicht auffallend, daß sich in seinen Schriften weniger der leichte Scherz, als vielmehr die allgemeine Ironie vorfindet. Gleich dem Juvenal erhebt er durch die Kraft und Kühnheit seiner Sprache und ergreift durch die schauerliche Bitterkeit und Verachtung, mit der die Schilderung des Lasterhaften überschüttet wird. Beide Dichter scheinen mehr Haß gegen das Laster, als Herz für die Tugend gehabt zu haben, und dieser Mangel an Sympathie — wenn man es so nennen darf — der besonders in der Schilderung der Frauen so recht hervortritt, ist wohl die Hauptursache, daß es der Sprache und dem Gedanken oft an Anmuth und Zartheit gebricht. Wie ganz anders dagegen Shakespeare! Die von ihm geschilderten Thoren und Sünder sind noch immer Menschen, die man sich geheilt und gebessert zu denken vermag; aber von den Jonson'schen Figuren würde nach ihrer Heilung oft nur wenig oder gar nichts übrig bleiben, sie sind häufig bloße Abstractionen, die man sich gar nicht aufgelöst denken kann und soll.

Das antike Drama war ihm, wie schon oben bemerkt, ein hellleuchtendes Vorbild, und die Einfachheit und Sicherheit im Plan und Durchführung diente ihm als Muster für die Composition. Dessenungeachtet entfernte er sich weit von den Regeln des Aristoteles in Gehalt und Form seiner Dramen, ließ die Regel von den Einheiten unbeachtet, führte eine Menge von Nebenpersonen ein und bediente sich zwar eines moralisirenden Chors, welcher aber der Geschichte wenig treu war. Ohne viel Talent für das Pathetische näherte er sich eigentlich nur den römischen Lustspieldichtern, die er an Schärfe der Zeichnung und Bitterkeit des Witzes wohl noch übertraf, aber

an Einfachheit und Anmuth nicht zu erreichen vermochte. Ein bedeutender Verstand, ein Schatz von Gelehrsamkeit und ein redlicher Wille fanden bei ihm ihren Ausdruck in einem harten, gedrängten und compacten Style, selten nur vermochte er, aus innerem freien Triebe die Schätze seines Geistes auszuschütten, wie dieses Aristoteles bei dem wahren Dichter voraussetzt. Er erscheint aber auch zuweilen als wahrer Poet, und besonders in den kleinern Schöpfungen entfaltet sich häufig eine solche Zartheit des Gedankens und ein solcher Schwung der poetischen Diction*), daß man begeistert und wahrhaft hingerissen wird.

Jonson's Dichtungen würden sich übrigens sicherlich länger auf der Bühne erhalten haben, wenn der Verfasser statt der menschlichen Launen (humours) wirkliche Leidenschaften gemalt und mit verschiedenartigen Richtungen des Geistes in Verbindung gesetzt hätte. Es wären dadurch Figuren entstanden, die der gewöhnlichen menschlichen Natur mehr vollkommen ähnlich sind und demgemäß allgemeinere Theilnahme erregen. Des Dichters Personen haben selten eine einzige entschieden vorherrschende Eigenschaft, — auch treten sie nicht genug vor den Nebenpersonen in den Vordergrund; alle sind ihm, wie es scheint, gleich werth, er quält sich bei dem Unbedeutendsten in unbegreiflicher Weise ab und ermüdet die Geduld seiner Zuhörer. Andrerseits verleitete ihn seine Gelehrsamkeit zu manchen Mißgriffen, welche dem guten Erfolge seiner Stücke nicht eben förderlich sein konnten; seine Römer ergehen sich z. B. in Ideen, einer Sprache und solchen Anspielungen, welche nur dem Volke zu den Zeiten des Augustus völlig verständlich sein und deshalb wenig Interesse erregen konnten. Ueberdies war Jonson fern davon, den Vorurtheilen des Publikums irgendwie zu schmeicheln; er wollte das Urtheil und die Sittlichkeit bessern und bediente sich dazu kühner, kräftiger, aber freilich nicht sehr eleganter Figuren; sie sollten nicht sowohl unterhalten als vielmehr Verachtung und Abscheu erregen und dazu beitragen helfen, die mensch-

*) Die Kraft seines Styles ist nie in Frage gestellt worden, wohl aber hat man demselben oft Anmuth und Lieblichkeit abgesprochen. In den Tragödien indessen und den metrischen Theilen seiner Comödien sind die Verse leicht und anmuthig, und die eingestreuten Lieder und kleineren lyrischen Sachen sind gefeilt und wahrhaft lieblich. Man denke nur z. B. an die berühmten Gedichte: „Drink to me only with thine eyes“ — und „Still to be neat, still to be drest“ u. s. w.

liche Gesellschaft besser und glücklicher zu machen. Zu sehr damit beschäftigt, die Schlechtigkeiten der menschlichen Natur und aller irdischen Einrichtungen zu anatomisiren, gab er es zu, daß sein reflectirendes Bewußtsein die wahre künstlerische Kraft in ihm schwächte.

Er schrieb zu einer Zeit, wo die englische Sprache noch viel von ihrer ursprünglichen Rohheit besaß; er hinterließ sie bereichert und vielfach gereinigt und erwarb sich auch dadurch ein nicht geringes Verdienst.

Die Werke unseres Dichters bestehen aus etwa fünfzig dramatischen Stücken, von denen indessen die meisten nur sogenannte Masken- und Zwischenspiele sind.

In seinen beiden Tragödien, welche nicht ohne historisches Interesse sind, hat er die Alten mit einigem Erfolge nachgeahmt. Die Einfachheit der Handlung, die kräftige Zeichnung der Charaktere und Leidenschaften und der oft wirklich erhabene Ausdruck verdienen volle Anerkennung; aber es fehlte ihm hier völlig an der rechten Lebendigkeit des Gefühles, an der Gewalt des tragischen Pathos, um die Zuhörer zu erschüttern und hinzureißen. Von dem eigentlichen Wesen des Chores besaß er nur eine schwache Ahnung, und seine Boten im Catilina haben mit dem Chor der Alten auch nicht die geringste Aehnlichkeit.

Die Tragödie Sejanus giebt uns ein gräßliches Bild eines durch und durch faulen Staates, in welchem alle Verhältnisse des Lebens durch den Pesthauch der Sünde vergiftet sind und in welchem nur das Böse gedeihen kann. Der Held des Stückes ist ein beispielloser Bösewicht, dessen ganzes Auftreten nur Entsetzen und Abschen erregt; die ihm gegenüberstehenden Märtyrer der Freiheit erscheinen dagegen als ziemlich unbegreifliche Schwärmer, welche für seltsame Phantasiegebilde ihr Leben mit der größten Leichtigkeit dahingeben; der Plan des ganzen Stückes endlich erscheint sehr verwickelt, und Niemand wird gewiß im Stande sein, die endliche Lösung noch auch die Vorbereitungen darauf zu ahnen. Das Stück ist indessen auch nicht ohne alle Vorzüge: die männlich kräftige Zeichnung der Charaktere, die historische Treue der ganzen Darstellung und der Glanz der Diction verdienen beifällige Erwähnung.

Sejanus, der Sohn des Sejus Strabo, wird uns von dem Dichter geschildert, wie er die Gunst des Tiberius in solchem Maße gewann, daß er in Wirklichkeit Herr des Reiches war; wie er darauf von Drusus, des Kaisers Sohn, gröblich beleidigt war und sich im

Zorn darüber mit Hülfe der Livia des lästigen Feindes durch Gift entledigte. Wir erfahren sodann eine ganze Reihe von teuflischen Schändlichkeiten dieses entsetzlichen Unholdes, wie er den Germanicus vernichtet und gegen Agrippina und ihre unglücklichen Kinder mit Erfolg Haß und Zwietracht gesäet hat. Er verheirathet sich mit Livia und sucht den Tiberius ganz und gar den Staatsgeschäften zu entfremden, um allmählich seine ehrgeizigen Pläne zu verwirklichen. Der Kaiser befindet sich auch anfangs in seiner Ruhe, die er zur Ausführung aller nur erdenklichen Schlechtigkeiten benutzt, ganz zufrieden; doch plötzlich naht ihm die Furcht, er bedient sich in seinem Argwohne eines neuen Günstlings, Sertorius Macro, um den einflußreichen Sejanus zu beobachten, und jener findet sehr bald Mittel und Wege, diesen verhaßten Bösewicht zu entlarven und zu vernichten.

Jonson's andere Tragödie, Catilina, übertrifft den Sejanus bei weitem und würde überhaupt mehr Beifall erhalten haben, wenn man beide Stücke nicht stets mit den Werken anderer Dichter verglichen und sie vielmehr als eine ganz besondere Art lebendiger historischer Darstellung betrachtet hätte. Die Tragödie Catilina beweist ein ungemein gründliches Studium des Alterthums von Seiten ihres Verfassers: die benutzten Stellen klassischer Schriftsteller sind unzählig, und wahrscheinlich fand das Werk gerade deßhalb so wenig Eingang, weil es von Gelehrsamkeit wahrhaft strotzte, und sich demnach recht wohl zur Lectüre aber nicht gut zur Aufführung eignete. Obwohl das Stück nicht viel Handlung hat, und man auch die Länge der Reden oft tadeln muß, so zeigt sich doch andererseits gerade in ihnen viel Leben und wirkliche Bewegung, der Versbau ist lieblich und zugleich kraftvoll, und die Charakterzeichnung — besonders des Catilina — wahrhaft vollendet.

Das Stück hebt an mit der Erscheinung von Sylla's Geiste, welcher dem sinnenden Catilina all die bösen Pläne des Ehrgeizes eingiebt. Nach seinem Verschwinden sammelt sich der Held der Tragödie und entwirft vor der eintretenden Aurelia ein vollständiges Bild seines Vorhabens, wobei er den Charakter seiner Werkzeuge einzeln in meisterhafter Weise schildert. Größeres Lob aber verdient die Beschreibung des Morgens, an welchem die Hauptverschwornen zusammen kommen, und sie hat wahrhaft dichterischen Schwung. Da erscheint uns denn Catilina in seiner ganzen Schlauheit, wie er erst durch scheinbare Sanftheit und Zartheit sich einzuschmeicheln versteht

und sein ehrgeiziges Vorhaben klug verhüllt, wie er aber nach und nach immer fester und kühner, ja gebieterisch auftritt, je mehr seine Macht und sein Einfluß gesichert erscheint. — Cicero predigt in dem Stücke zu viel, und seine politische Weisheit mußte gewiß nur langweilen, obwohl sich in seinen Reden zuweilen eine mächtige Beredtsamkeit zeigt. Daß auch neben vielem Schwerfälligen sich manches recht Leichte und wahrhaft Anmuthige in dem Stücke vorfindet, möge folgende Rede des Petrejus beweisen, mit welcher das Stück schließt. Es heißt dort über das Schicksal des Catilina:

„The straits and needs of Catiline being such,
That he must fight with one of the two armies
That then had near enclosed him, it pleased Fate
To make us th'object of his desperate choice,
Wherein the danger almost poised the honour:
And as he rose, the day grew black with him
And Fate descended nearer to the earth,
As if she meant to hide the name of things
Under her wings, and make the world her quarry.
At this we roused, lest one small minute's stay
Had left it to be enquired, what Rome was;
And, as we ought, arm'd in the confidence
Of our great cause, in form of battle stood:
Whilst Catiline came on, not with the face
Of any man, but of a public ruin:
His countenance was a civil war itself;
And all his host had standing in their looks
The paleness of the death that was to come.
Yet cried they out like vultures, and urged on,
As though they would precipitate our fates:
Nor stay'd we longer for them; but himself
Struck the first stroke, and with it fled a life;
Which cut, it seem'd a narrow neck of land
Had broke between two mighty seas, and either
Flow'd into other, for so did the slaughter;
And whirl'd about, as when two violent tides
Meet, and not yield. The Furies stood on hills,
Circling the place, and trembling to see men

Do more than they; whilst Piety left the field,
Grieved for that side, that in so bad a cause
They knew not what a crime their valour was.
The Sun stood still, and was, behind a cloud
The battle made, seen sweating to drive up
His frighted horse, whom still the noise drove backward:
And now had fierce Enyo, like a flame,
Consumed all it could reach, and then itself,
Had not the fortune of the Commonwealth
Come, Pallas-like, to every Roman thought,
Which Catiline seeing, and that now his troops
Cover'd that earth they'd fought on with their trunks,
Ambitious of great fame to crown his ill,
Collected all his fury, and ran in,
Arm'd with a glory high as his despair,
Into our battle, like a Lybian lion
Upon his hunters, scornful of our weapons,
Careless of wounds, plucking down lives about him,
Till he had circled in himself with death;
Then he fell too, t'embrace it where it lay.
And as in that rebellion 'gainst the gods,
Minerva holding forth Medusa's head,
One of the giant brethren felt himself
Grew marble at the killing sight, and now,
Almost made stone, began t'enquire what flint,
What rock it was, that crept through all his limbs,
And ere he could think more, was that he fear'd;
So Catiline, at the sight of Rome, in us
Became his tomb: yet did his look retain
Some of his fierceness, and his hands still moved,
As if he labour'd yet to grasp the state
With those rebellious parts."

Wer möchte es läugnen, daß diese prächtige Schilderung unvergleichlich ist und daß die gewählten Bilder in Größe und Erhabenheit dem Gegenstande durchaus angemessen sind! Aber es läßt sich auch nicht verkennen, daß das gegebene Bruchstück — und es ließen sich leicht mehrere der Art namhaft machen — rein episch, aber

durchaus nicht dramatisch ist. Welch ganz andere Wirkung hätte diese Stelle auf die Zuhörer haben müssen, wenn ihr Inhalt als That und nicht als Erzählung vorgeführt worden wäre!

Wenden wir uns nun zu seinen Comödien.

Wie wir schon oben andeuteten, hat sich von Jonson's älteren Stücken nur „Every Man in his Humour“ erhalten, eine Comödie mit höchst mannigfaltigen, aber keineswegs ebenmäßigen Schilderungen, welche zugleich als erster Anfang der englischen domestic comedy bemerkenswerth ist, in so fern sie Scenen des englischen Familienlebens recht anschaulich ausmalt. Der Verfasser will hier die sogenannten humours, Launen, schildern, jene lächerlichen Verkehrtheiten und Seltsamkeiten, welche den Frieden des Hauses so häufig in beklagenswerthester Weise trüben, und man kann es nur bedauern, daß sich Jonson zu sehr an äußerliche Eigenheiten anklammert, die durchaus nichts Bleibendes haben und leicht vorübergehen und wechseln. Was er sich selbst unter diesen berühmt gewordenen humours denkt, erfährt man im Epilog zu seinen Humorists, wo er sagt:

A humour is the bias of the mind,
By which with violence 't is one way inclined;
It makes our action lean in one side still,
And, in all changes, that way bends the will.

Der Plan des Stückes ist wohl durchdacht und die Durchführung erregt Theilnahme; die Charaktere sind kräftig, interessant und wahr, sie erscheinen indessen doch mehr als Auswüchse und Ausnahmen und berühren in sofern weniger allgemein sittliche Zustände. Das Stück ist überdies nicht ohne Witz, der Dialog hat ungemein viel Leben, verschiedene Personen wie z. B. Kitely und Hauptmann Bobadill sind in der That musterhaft, und ebenso müssen einzelne Scenen (wie z. B. Act IV. 1.) als unübertrefflich anerkannt werden.

Ein Gegenstück zu dem eben besprochenen bildete das Lustspiel „Every Man out of his Humours“, welches indessen im Werthe weit tiefer steht, voll von Lächerlichkeiten ist und statt anziehender Charakterschilderung nur eigentliche Carricaturen giebt, wie sie wohl selten zu finden sein möchten. Dennoch gefiel das Stück, weil es einerseits viel zu lachen bot und andererseits im Einzelnen viele Schönheiten enthielt.

Gleich die Einleitung des Stückes, in welcher der Dichter das Publikum anredet, ist außerordentlich schön, und man muß Gifford beistimmen, wenn er sie für würdig erklärt, den besten Gedanken des Aristophanes an die Seite gestellt zu werden. Es heißt dort:

I fear no mood stamp'd in a private brow,
When I am pleas'd t'unmask a public vice.
I fear no strumpet's drugs, nor ruffian's stab,
Should I detect their hateful luxuries:
No broker's, usurer's, or lawyer's gripe,
Were I disposed to say they're all corrupt —

Nach verschiedenen Worten an seine Freunde sagt dann der Dichter zum Schluß:

I not observ'd this thronged round till now.
Gracious and kind spectators, you are welcome!
Apollo and the Muses feast your eyes
With graceful objects, and may our Minerva
Answer your hopes unto their largest strain!
Yet here, judicious friends, mistake me not;
I do not this to beg your patience,
Or servilely to fawn on your applause,
Like some dry brain, despairing in his merit.
Let me be censured by the austerest brow.
When I want art or judgment, tax me freely:
Lest envious censors, with their broadest eyes,
Look through and through me, I pursue no favour.

Das zweite der besseren Stücke, welches Viele (z. B. Hallam, aber nicht Gifford) noch über den Alchymisten stellen, ist Volpone oder the Fox. Es wird uns hier ein reicher Verschwender geschildert, welcher sein Vermögen durch eine ganz eigenthümliche List vermehrt. Er stellt sich nämlich krank; die Erbschleicher kommen in großer Menge heran, erweisen ihm tausendfache Liebkosungen, überhäufen ihn mit Geschenken aller Art, und hoffen dafür in seinem Testamente reichlich bedacht zu werden. Jeder bemüht sich, den Einfluß des Andern zu vernichten, und ist ganz ungeduldig, daß ihn der

Tod noch immer nicht in Besitz der längst erwarteten Schätze setzen will. Volpone hintergeht sie Alle mit Hilfe seines Parasiten und schlauen Schmeichlers Mosca, dessen lustige Streiche oft sehr ergötzlich sind. Volpone ist kein gewöhnlicher Geizhals; er ist wahrhaft kühn gezeichnet, ein Schurke, der sich in seiner wunderlichen Bosheit nur darin glücklich fühlt, andere Bösewichter zu betrügen und ihre Schlechtigkeit zur Quelle seines Vortheils zu machen. Die gemeine Leidenschaft der Erbschleicherei ist ganz vortrefflich in den verschiedenen Vertretern derselben geschildert, und wenn gleich das Stück in mancher Beziehung dem Tartuffe des Molière nachsteht (mit welchem es übrigens viel Aehnlichkeit hat), so läßt es sich doch nicht verkennen, daß es stellenweise mit Farben gemalt ist, wie sie sich in der ganzen dramatischen Poesie Englands nur selten vorfinden. Außerordentlich humoristisch sind die Scenen, in welchen der Held des Stückes mit erheucheltem Unwohlsein seine Freunde empfängt und überlistet; vor allem konnte aber der Auftritt seine Wirkung nicht verfehlen, in welchem Volpone sich todt stellt, und die drei Bösewichter nun wie hungrige Geier auf die Beute losstürzen. Die verschiedenen Verwicklungen bringen die Hauptpersonen zuletzt vor den Gerichtshof von Venedig, wo sie sämmtlich die Strafe für ihre Schlechtigkeit verdientermaßen empfangen.

Jonson hat die verschiedenen Schattirungen der Habsucht in diesem Stücke mit starken Zügen gezeichnet und steigert die Kraft seiner Schilderung bis zum Schlusse. Mit Ausnahme einiger äußerst spaßhafter Scenen macht das Ganze keineswegs einen angenehmen und komischen Eindruck, sondern es erfüllt vielmehr an verschiedenen Stellen mit Schrecken und Entsetzen und scheint da nur darauf berechnet zu sein, eine nachhaltige Wirkung auf die Sittlichkeit der Zuhörer zu hinterlassen.

Der Alchymist hat sich am längsten auf der Bühne erhalten; er gilt für ein Meisterstück und soll rücksichtlich des Styles den Comödien des Aristophanes am nächsten stehen, und Gifford charakterisirt es in seiner Weise mit den Worten: „a prodigy of intellect."

Beim Beginn des ersten Actes finden wir den Alchymisten Subtle, welcher mit Face, einem Kellner in Hauptmannsuniform, sehr eifrig über die schurkenhaften Pläne sich bespricht, durch deren Ausführung sie die dummen Narren zu hintergehen gedenken. Wir empfangen hier gleichsam eine Einleitung und Vorbereitung zu allem

Folgenden. Face hat die Aufgabe, die Tölpel herbeizulocken und sie zu dem Beschwörer und Wahrsager Subtle hinzuführen, welcher angeblich den Stein der Weisen gefunden hat; der Gewinnst ward dann getheilt. Im Laufe der Unterredung gerathen sie in Streit, werfen sich — sehr charakteristisch — ihre ganze schöne Vergangenheit vor und versöhnen sich erst wieder auf den Rath ihres Kebsweibes Dol Common, welches ihnen die Zweckmäßigkeit der Einigung und eines gemeinsamen Handelns eindringlich vorstellt. Dapper, der Schreiber eines Advokaten, wird das erste Opfer ihrer Betrügerei. Dieser Narr wünscht einen hülfreichen Genius zu bekommen, der ihm beim Spiele mit seinem Schutze zur Seite stehen soll. Es wird ihm die Erfüllung dieser Bitte zugesagt, und als er sich dafür dankbar bezeigt, verheißt ihm der Schwarzkünstler einen mächtigen Schutzgeist, der ihm zu großen Schätzen verhelfen solle, versichert ihn, daß er unter einem besonders günstigen Sterne geboren sei u. s. w. Er ist kaum fort, als ein Tabackshändler eintritt, welcher einen neuen Laden eröffnet hat und allerlei Rath für sein Geschäft verlangt. Nur mit großen Schwierigkeiten wird er später zur Zahlung des Honorars genöthigt. Der spaßhafteste aller dieser Narren ist indessen Sir Epicure Mammon, welcher den Stein der Weisen und zugleich Lebenselirir zu haben wünscht. Er hat sich stets sehr freigebig gezeigt; Subtle dagegen ist bereits seit 10 Monaten mit der Bereitung dieses großen Geheimnisses beschäftigt gewesen, und der Tag der Vollendung für sein Wunderwerk ist endlich da. Sir E. Mammon stellt ein Gemisch von Geiz und Genußsucht dar; er verlangt nach Geld nicht seiner selbst wegen, sondern um dasselbe zur Befriedigung seiner Lüste anwenden zu können, und auch das Lebenselirir soll ihm nur die Möglichkeit verschaffen, recht lange allen seinen Leidenschaften zu fröhnen. Mit Leichtigkeit hatte ihn Subtle durchschaut, und da er nach Art der damaligen betrügerischen Alchymisten den Frömmler spielt, so wird es ihm leicht, gerade im Augenblicke der Vollendung des längst verheißenen Geheimnisses den genußsüchtigen Mammon durch die als große Dame verkleidete Dol Common in Versuchung zu führen, welche vorgeblich den Zauber unterbrach, zu dessen Durchführung Gebet, Herzensreinheit und christliche Liebe gehörte. Sir E. Mammon ist ganz unglücklich, daß ihm seine Sinnlichkeit diesen bösen Streich gespielt hat, und thöricht genug, sich auf eine fernere Zeit vertrösten zu lassen, in der das neu zu beginnende Werk ausgeführt werden soll.

Nach diesem werden auch noch einige puritanische Pietisten in ihrer Leichtgläubigkeit von den Gaunern betrogen. Lovewit, welchem das Haus gehört, kehrt plötzlich von dem Lande in die Stadt zurück, und bei seiner Ankunft kommt die ganze Geschichte an's Tageslicht und endet mit einer Entlarvung der Betrüger.

Der Plan des ganzen Stückes ist ziemlich einfach und die Handlung lebendig und anziehend; die Charaktere sind kühn gefaßt und geistvoll und mannigfaltig dargestellt, so daß sowohl die Betrogenen als auch die Betrüger unser Interesse erregen, und einige unter ihnen, besonders die beiden Puritaner, sind humoristisch und belustigend. Aber man muß andrerseits doch auch zugeben, daß der gelehrte pedantische Schwulst, das unverständliche alchymistische Kauderwelsch, welches sich besonders in den ersten Acten in reicher Fülle vorfindet, Vielen völlig unverständlich, aber einem Jeden höchst unerquicklich sein wird; und so sehr man auch einzelne Scenen loben und sie als treffliche Genre-Bilder anerkennen muß, so läßt es doch einen unangenehmen, widerlichen Eindruck zurück, daß der Verfasser die gemeine Betrügerei nur als Witz und Scherz behandelt und nicht genugsam züchtigt und brandmarkt, wie sie es verdient hätte.

Epicoene oder the Silent Woman steht den beiden eben besprochenen Comödien freilich nach in kräftiger Zeichnung und dramatischer Wirkung, aber Jonson's scherzender Geist zeigt sich hier so munter, unterhaltend und erheiternd, daß man das Stück ein wahres Lustspiel nennen darf. Es ist vielleicht das einzige, welches sich auch in der jetzigen Zeit noch mit gutem Erfolge würde zur Aufführung bringen lassen, wenn man es nur hin und wieder ein wenig umarbeitete. Das Ganze ist eigentlich mehr eine vortreffliche Posse, und der Held des Stücks streift etwas stark an die Carrikatur; aber es giebt eben auch derartige Carrikaturen im Leben, und es ist ja bekannt, daß Jonson einen seiner Zeitgenossen in diesem Stücke sollte geschildert haben. Einen ganz besonderen Werth hat Epicoene noch dadurch, daß hier die Sitten der höheren Stände Londons in damaligen Zeiten recht anschaulich geschildert werden. Den Stoff und verschiedene Stellen entlehnte der Verfasser aus Libanius, und man muß ihm zugestehen, daß der Hauptgedanke meisterhaft durchgeführt ist; die vielfachen Gaunereien, an denen das Stück nicht eben Mangel hat, und der trübselige Ausgang stören indessen einigermaßen den günstigen Eindruck.

Der arme Morose leidet entsetzliche Schmerzen; er ist ein friedlicher, stiller Mann, der jedem Lärm und Geräusch vorsichtig sich entzieht. Seine Wohnung ist in einer ruhigen, stillen Straße, und alle Oeffnungen sind wohl verstopft, damit auch nicht die geringste Störung hineindringe. Nach langem Ueberlegen hat er beschlossen, zu heirathen, weil ihm nämlich das Geschick eine Frau zuführte, von welcher er erst nach großer Anstrengung ein einziges Wort hatte herausbringen können, — das war eine Frau nach seinem Herzen, die ebenfalls allem Lärm, aller Geschwätzigkeit abhold war. Kaum ist indessen die Ehe geschlossen, als ihn das Geschwätz der Frau in seinem Hause erzürnt; sein Zorn vermehrt sich, als plötzlich die Stadtwache ein Trompetenconcert zur Feier seiner Vermählung erschallen läßt. Er hatte den Leuten Geld gegeben, um nie mehr gestört zu werden und jetzt bringen ihn die Folgen seiner Freigebigkeit wahrhaft zur Verzweiflung. Er will nach dem Gerichte, um die Ehe wieder rückgängig zu machen, aber es herrscht auch dort ein solcher Lärm, daß er ganz betäubt davoneilt u. s. w.

Herrlich ist ganz besonders die Scene, in welcher auf die Vermählung vorbereitet wird. Die Auserwählte verstellt sich mit so viel Kunst, daß sie sogar den sanften Morose ganz ungeduldig macht, indem er sie fast vergebens bitten muß, mehr zu reden und etwas lauter. Er wird durch die Betrachtung ihrer vortrefflichen Eigenschaften so entzückt, daß er seinem Diener aufträgt, schleunigst einen Geistlichen zu holen, natürlich nur einen solchen, der wenig und leise redete und die Vermählung schnell vollzöge. —

Zu seinen kleineren Comödien gehören folgende, von denen nur die Titel hier angeführt zu werden brauchen: The staple of news; The new inn, or the light heart; The magnetic lady; A tale of a tub; und The case is altered. Außer diesen finden sich aber in der Sammlung seiner Werke noch einige andere Stücke, über welche einige kurze Andeutungen genügen mögen.

Cynthia's Revels ist eine komische Satire, welche gegen die steife, förmliche Hofsitte gerichtet ist, die besonders nach der Hinrichtung der Maria Stuart in Whitehall immer mehr überhand nahm und außerordentlich langweilig war. Der Prolog hat viele schöne Stellen, — das ist aber auch fast Alles, was man von dem Stücke rühmen kann.

Der Poetaster war dazu bestimmt, die unbedeutenden Dich-

ter und feindseligen Schauspieler, welche seit langer Zeit Jonson geärgert und auf der Bühne verhöhnt hatten, in ihrer ganzen Jämmerlichkeit darzustellen. Das Stück war in 15 Wochen geschrieben, und der Verfasser hoffte, daß sich seine Neider schämen und ihn endlich in Ruhe lassen würden. Bekanntlich wurde ja auch Virgil und Horaz in gleicher Weise gequält, und Jonson hat deßhalb ganz passend den Hof des Kaisers Augustus für seine Scene gewählt, in die er freilich ganz moderne Sitten verwebt hat. Das Stück zeigt nun, wie sich der wahre Dichter durch seine ganze Sinnesart, Anschauungsweise und Geschmack von dem falschen und schlechten unterscheide, und es finden sich darin natürlich eine Menge der bissigsten Anspielungen, unter denen die schlimmsten gegen Marston und Decker gerichtet waren. Letzterer gerieth in den furchtbarsten Zorn und schrieb in seinem Aerger eine Parodie des Stücks, den Satiromastix, welcher jeden Charakter und jede einzelne Scene des Jonson'schen Stückes genau berücksichtigte (1602). Jonson hatte nur gespielt und gescherzt, Decker dagegen schimpfte mit Leidenschaft und schäumte wahrhaft vor Wuth, — und der Vergleich beider Stücke fiel zu seinem Nachtheile aus.

In seinem Bartholomäus-Jahrmarkt (Bartholomew-Fair) wollte der Dichter in einem kurzen Ueberblicke die Lächerlichkeiten in Sitten und in dem Charakter einer großen Menge von Menschen zusammenstellen, welche meistentheils den unteren Ständen angehören; das Stück hat aber gerade dadurch zu viel Gemeinheit erhalten, als daß es recht ansprechen könnte, obwohl es nicht ohne Leben ist.

Das folgende Stück The Devil is an Ass stellt einen wirklich unglaublich dummen Teufel dar, Puck genannt, welcher von Satan sich die Erlaubniß erbittet, ein Paar Wochen auf Erden zu leben, um die Menschen kennen zu lernen. Satan willigt ein und bespricht dann in einer meisterhaften Rede die Schwächen der Menschen. Der Stoff ist offenbar gut, aber die Ausführung befriedigt nur wenig. Puck tritt nämlich in die Dienste eines Gimpels, der schon lange gewünscht hat, den Teufel einmal zu sehen. Der neue Diener soll seine Frau vor Liebhabern bewahren, die indessen den einfältigen Herrn und seinen Diener vielfach hintergehen. Das Stück enthält einige sehr gute Scenen, befriedigt aber im Ganzen nur wenig, da es neben einer Aufzählung von vielen Schlechtigkeiten eben so viel abgeschmackte Dinge vorbringt und deßhalb unmöglich viel Interesse erregen konnte.

Das idyllische Stück „The sad Shepherd", von welchem wir

nur etwa die Hälfte noch besitzen, ist recht originell, lebendig und schön, obwohl es eigentlich mehr in poetischer als dramatischer Hinsicht zu loben ist. Jonson bewies hier, welche große Macht er über die Sprache, selbst in ihren provinziellen Idiomen besaß, und obwohl er zuweilen seinen Schäfern einige etwas hochtrabende und gelehrte Phrasen in den Mund legt, so giebt er doch auch an anderen Stellen reichlichen Ersatz dafür durch natürliche und anmuthige Rede; das Komische erscheint hier nie niedrig und gemein, und das Ernste ist nur sehr selten etwas pomphaft und schwülstig.

Jonson's kleinere lyrische Dichtungen, von denen hier schließlich noch die Rede sein muß, sind außerordentlich lieblich, und schon die sogenannten Masken allein würden dem Dichter ein dauerndes Andenken in der englischen Literaturgeschichte gesichert haben. Diese Stücke waren allegorische Gelegenheitsgedichte, welche für Hoffeste bestimmt waren und mit Tanz, Gesang und allerlei Maschinerie zur Aufführung kamen*). Vor der Zeit Jonson's hatte man bei solchen Veranlassungen gewöhnlich nur Pantomimen, die sogenannten dumb shows, dargestellt, welche zwar äußerst prachtvoll, aber sehr geschmacklos waren und aus dem Roman de la Rose und dergleichen immer dieselben langweiligen Allegorien wieder hervorholten. Seit der Thronbesteigung Jakob's hörten die Hoffeste in Whitehall gar nicht auf, und Jonson erhielt dadurch häufiger Veranlassung, solche Gelegenheitsgedichte zu verfassen. Er ging auch hierin seinen eigenen Gang. Er brachte den Dialog, Gesang und Tanz zuerst mit einander in Verbindung und schuf ein harmonisches Ganze, was vor ihm nie in solchen Stücken zu finden war; die ganze Mythologie Rom's und Griechenland's stand ihm dabei zur Verfügung, und man darf sich deßhalb nicht wundern, daß auch hier seine Leistungen großen Beifall fanden. Wahrscheinlich wurden bei solchen Darstellungen der Dialog und Tanz von den Hofleuten aufgeführt, während man für den Gesang Männer von Fach anwendete. Diese Gattung von Stücken ist eigentlich mit Jonson schon ganz wieder ausgestorben und wir können als Ausnahme nur den Comus von Milton anführen.

---

*) Man kann diese Masken als eine Fortbildung der sogenannten Moralities oder moralischen Stücke betrachten, und sie waren um diese Zeit die Lieblings-Unterhaltungen des Hofes und der Großen.

Neben den Masques finden wir auch die sogenannten Antimasques, d. h. Parodien, frei und humoristisch, welche zur Abwechslung von Hofdienern aufgeführt wurden und den Darstellern der Masques zugleich Gelegenheit geben sollten, sich etwas zu erholen. In diesen Gelegenheitsdichtungen wird ein unbefangenes Ohr sehr leicht die geistige Musik der Bilder und Töne bemerken, welche die Anhänger der romantischen Schule in ihnen durchaus nicht entdecken konnten. Die durchgeführten Allegorien geben keineswegs bloße Personificationen, so daß sie frostig erscheinen müßten, sondern in viele derselben ist auf höchst sinnreiche Weise eine frische und glücklich erfundene Handlung mit eingewebt. —

Nimmt man Alles zusammen, was hier über die Vorzüge des Dichters angeführt worden, so kann man sich nicht wundern, daß es ihm gelingen mußte, ungeachtet vieler großen Schwächen ein lebendiges Andenken seiner Leistungen auf die Nachwelt zu bringen. Seine Bedeutung in der englischen Literatur würde aber ohne Zweifel eine größere und unbestrittene gewesen sein, wenn er mehr in das eigentliche Wesen der antiken Kunstschöpfungen eingedrungen wäre, wenn er mehr Achtung vor der sittlichen Kraft des menschlichen Geistes und mehr Sinn für die hohe Bestimmung seines Vaterlandes gehabt hätte; die Räthsel des Herzens blieben ihm deßhalb unlösbar, die Tugend vermochte er nicht zu schildern und blieb theilnahmlos in der gewaltigen geistigen Gährung, welche die späteren politischen Kämpfe vorbereitete.

H.

Eigenthümliche Elemente der frisischen Sprache.

(Fortsetzung von Seite 174.)

Der Uebergang des f in w bei Verlängerung des Worts.

Von dieser Spracheigenthümlichkeit kommen auch ein paar Spuren im Plattdeutschen vor, da sie aber im Frisischen besonders vorwaltet und die meisten Ausdrücke im Englischen, worin sich dieselbe wiederfindet, nicht särischer (plattdeutscher), sondern frisischer Natur sind, so ist die Folgerung untrüglich, daß diese Form und diese Ausdrücke zur Zeit der Gründung Englands mit den Frisen über die See gekommen sind. Ich werde später zeigen, wie ungemein viel Frisisches — das durchaus nicht särisch ist — in der englischen Sprache geblieben. Uebrigens gehören die angedeuteten Ausdrücke, worin das f in w verlängert wird, zu den alleräItesten der englischen Sprache, und schon hieraus ließe sich ahnen, daß die Frisen die ersten Gründer Englands gewesen sind. Wer an dem Namen (dem zufälligen Namen England) klebt, der ist nicht aus dem Geist!

Zum Beleg des Gesagten sollen die nachstehenden Beispiele dienen. Die frisische Sprache hat eine Menge davon.

Frisisch:	Englisch:
Thif (i lang), Thiwer (Diebe) . .	thief, thieves (to thieve, stehlen) (Fris. thiwin, stehlen).
Liaf, Liawer (Laiber)	loaf, loaves.
Steaf, Stewer (Stäbe)	staff, staves (stave im Singul. ist eine falsche Form).
lef (e kurz), lewer (Superl. lefst) (lieber)	lief und leef, lever (Superl. liefest).
Kualf (Dimin. Kalfke), Kualwer (Kälber)	calf, calves.
Skuf (u lang), Skuwer (Garben) .	sheaf, sheaves.
Greaf, Grew (e lang) (Gräber) . .	graf (richtiger als grave), graves.
Lif (i kurz), Liwer (Leiber) . . .	life, lives.
Knif (i kurz), Kniwer (Messer) . .	knife, knives.
Daaf, Döwer (Pfropfen).	
Luf (Windseite, u lang), luwin (nach der Windseite drehen)	loof, to loove richtiger als to loof.

Rif (i kurz. Ref im Segel), Rewen	reef (reeve ist grundfalsch), reeves der richtige Plural. Das englische to reeve ist das frisische tu rewin, d. i. die Segel kleiner machen.
Briaf, Briaw.	
Türf, Türwer (Torfsoden)	turf, turves (das frisische Türf und das englische turf heißt ursprünglich Rasen).
Skürf (Räude), skürwag (räudig)	scurf, scurvy.
rif (z. B. rif wech, d. h. schnell ab, reißend ab, nämlich beim Verkauf), riwen (reißen)	rife, to rive.

* * *

Ausdrücke und Ausdrucksweisen.

Die einsilbigen Substantive auf un, z. B. Lun, Sun, Hun, Strun (Land, Sand, Hand, Strand) erhalten in Zusammensetzungen den Umlaut aa, nämlich Laanbualk (der schmale Grenzstreifen zwischen Aeckern, engl. balk), Laanluper (Landläufer), Saanwal — a lang — (Sandwall), Saanstaaf (Sandstaub), Haanwal (der Theil eines Flegels, den man in den Händen hat, der andere Theil heißt Sting), Haanwrastlang (Handgelenk, engl. wrist), Straanfögath (Strandvogt).

Der Frise benennt keinen mit Sie, außer Eltern, Großeltern und ältere Leute. Das Wort für Sie ist I (i kurz) und Jau (Ihnen, Sie, sich). Nie werden Eltern und Großeltern mit Du angeredet.

tu leian (liegen) — Imperf. lai — heißt in Wochen sein, hjü as at Anj (sie ist am Ende, sie steht gerade vor ihrer Niederkunft), hjü hea hör Tidj (sie hat ihre Zeit, sie hat ihre Periode), hjü blaft gungan (sie bleibt gehen), hjü gongt laang (sie geht lang) — von einer Schwangeren gesagt, deren Wochenbett sich länger verschiebt, als man gedacht — Masgung (a und u kurz) — wörtlich Misgang, heißt Fehlgeburt — Amsliak (Umschlag) bezeichnet dasselbe, — die Gebärmutter heißt Muther (u kurz), aber bei einem Thier, z. B. einer Kuh, Leag, — eine Kuh, die göll steht, oder ohne Kalb geblieben, heißt an feer Kü (westfris. an feere oder faare koe, engl. a farrow cow), von einer, die keine Milch gibt, sagt man, sie ist gast, und immer weniger Milch geben heißt apgastin (a kurz), hi (hjü) as eg muar wearth üs an feer Han (er (sie) ist nicht mehr werth als eine unfruchtbare Henne, eine Henne die keine Eier legt) — ist ein Sprichwort. Salm oder Badsalm (das erste a lang) — ist der vordere Rand

am frisischen Wandbett (Bett in der Wand), auf den man tritt, wenn man zu Bette geht. In Rasks „Frisischer Sprachlehre" heißt es fälschlich also: „bedselma, d. i. Bettstelle — vielleicht ein Druckfehler für bedstelma?" Bedselma ist weder eine Bettstelle, noch ein Druckfehler, sondern das was ich erklärt. Ik lei bi Salm, ik wal bi Salm lei an eg bi Woch, ich liege vorne, ich will vorne liegen und nicht hinten (bei der Wand).

Gebrauch der Partikel am: am Nachtam — das erste a lang — (des Nachts), am Daiam (des Tags), am Marnam — das erste a lang — (des Morgens), am Injam (des Abends), am Madim — a kurz — (des Mittags), am Jarmadim — das erste i wie j — (des Vormittags), am Eftermadim (des Nachmittags), am liach (unten, nach unten), am huch — u lang — (oben, nach oben, hi wal eg am huch, d. h. er will nicht nach oben und er will nicht wachsen), ambeaft (hinten um), amför — ö lang — (eigentlich vorn um; dieses amför ist nicht dasselbe was föram — in beiden ist der Ton auf der zweiten Silbe —; ik kaan'r eg amför mé kem heißt ich kann nichts übergewinnen), ambi (herum) — der Ton auf dem kurzen i — ambütjen — der Ton auf dem kurzen ü — (außenum), ik san'r nant am (für: ik san thiar nant am) — wörtlich: ich bin da nichts um — heißt ich habe es nicht gern, amliawen — wörtlich: umglauben — (einen andern Glauben annehmen), amlukin — u kurz — (umsehen d. i. zurückblicken), aber ambilukin umhersehen, amgungan — Imperf. amging — (entbehren), etwas Epidemisches, aber keine Cholera oder überhaupt Seuche, heißt ein Amgung, ambringan (umbringen, nach Hause bringen, ausführen), amkeman — e kurz — (wörtlich: einkommen — heißt 1) von der Reise zur See zurückkommen, 2) fertig werden, bestreiten, z. B. wi kön'r eg am mé kem (wir können nicht damit durch, könnens nicht bestreiten), Amthaght — das zweite a lang und dumpf — von um und Gedanke — (Umsicht), amtian — der Ton auf der letzten Silbe tian — ein sehr merkwürdiges Wort — hi as'r amtian henamkimmen (er ist eigens darum hergekommen), det wal ik nü amtian eg (dieß will ich nun bloß darum nicht), nü mut ik dach amtian hen am ham tu bisjükan — ü kurz — (jetzt muß ich doch eigens hin um ihn zu besuchen), amtian am ham (bloß seinetwegen).

ütjför (das engl. off, das norddeutsche außenvor, was noch

besser durch bütjenför gegeben wird), förütj (nach vorne, z. B. auf dem Schiff, förtu — der Ton auf der zweiten Silbe — (vorn an der Spitze), föruf (voraus, d. h. von andern ab, z. B. gehen), förap und fördel — Ton auf ap und dem langen del — (vor jemand hinauf, vor jemand hinunter), förin — Ton auf dem langen in — (erst hinein, voran hinein), beafttu — Ton auf dem kurzen tu — (hinten, neben an), beaftütj (rückwärts), fanhun — Ton auf dem langen fan — (von der Seite — eigentlich Hand — abwärts), ütjfan — Ton auf fan — (von ... aus), apuf — Ton auf dem kurzen uf — (aus ... herauf, z. B. apuf a Gruw, aus dem Graben herauf), apför — Ton auf dem langen för — (vor ... hinauf), apför — Ton auf dem kurzen ap — (nach oben, auch nach dem Festland), delför — Ton auf del — (nach unten, es heißt sogar in gewissen Fällen: nach den unten liegenden Dörfern; so wie oasterför und wasterför: nach den Dörfern im Osten und Westen einer Insel), fördel — ö und e lang — (vorne, in einem Schiff, nach unten und unten), apun — Ton auf ap und un lang — (hinan, aufwärts), delun (hinunter, niederwärts), ütjauer (über ... hinaus), ütjtu (nach ... hinaus), ütjonner (unter ... hinaus), aponner (unter ... hinauf), inonner — i lang — (unter ... hinein), delonner (unter ... hinunter), at föronner (der Raum unten vorn in einem Fahrzeug).

Der frisische Dual: wat (wir beide), jat (ihr beide), onk (uns beide und uns beiden), jonk (euch beide und euch beiden), onkens (unser beider), jonkens (euer beider).

Ein wunderbares Wort ist engket — Ton auf dem langen eng. Beispiele: Ik kem engket (ich komme sicherlich), thet's (für thet as) engket war — a lang und dumpf — (das ist gewiß wahr), thet's engket was — a kurz — (das ist ganz gewiß), wan ik engket kaan (wenn ich irgend kann), ja ik witj engket, ik füng'r wat efter (ich weiß nur zu gut, wie es mir danach ging, wörtlich: ich weiß sicherlich, ich kriegte was danach — füng'r für füng thiar — von tu fu'n, kriegen, bekommen).

Das frisische Haus: Hüs — ü kurz — (Haus), Höske oder Höski — ö kurz — (Häuschen), Skini — das erste i auch kurz — (Scheune), Stuwen — u lang — (der Grund und Boden, worauf Haus und Scheune stehen und der dieselben umgibt), Guard — u und a mit einander ausgesprochen — (Garten), Mür

— ü lang — (Mauer), Woch — o kurz — (Wand, auch Außenwand des Hauses), Thag — a lang — (Dach), Raid (Dachrohr), Deghsen — ö lang — (die Dachspitzen unten an der Mauer), Guwel (der in Form eines spitzen Winkels grade über der Hauptthür an der Fronte, gemeiniglich bis zur Höhe des Dachfirstes sich erhebende steinerne Giebel), Skaarstian (Schornstein), Frast (First), Jalsoaden — i ist nicht j — (die zum Schutz gegen Nässe gegenüber der First gelegten und mit Pflöcken am Dach befestigten etwa 4 Fuß langen und 1 Fuß breiten Rasenstreifen), Wönnang (Fenster), Rütj — ü kurz — (Fensterscheibe), Dör — ö kurz — (Thür), Uetjdör — ü kurz — (wörtlich: Austhür, die Thür zum Aus- und Eingehen, d. i. die eigentliche Hausthür), Guarddör (Gartenthür; die der Hausthür gegenüber ist), Baathder (eigentlich Baathdör — Ton auf der ersten Silbe — von Bus in Busam, d. i. Stall — also Stallthür, nach außen), Masalam — Ton auf der zweiten Silbe — eigentlich Madsalam — (der Raum oder Gang zwischen der Haus- und Gartenthür, welcher Wohnstube und Küche rechts von sich hat und Tenne und Stall links), Dörnsk (Wohnstube), Pisel (die Hinterstube — mehr Stuben hat gewöhnlich das frisische Haus nicht), Römke (Kämmerchen, zum Aufbewahren), Kögham (Küche) mit dem Ealdag — a lang — (Heerd) und dem Aam (Backofen) darunter oder neben dem Heerd (knedan — Imperf. knead — Brodteig anmachen, kneten, Di — i lang — Brodteig, sürin — ü kurz — sauer werden, nicht das deutsche säuern, was das nordfrisische knedan (kneten) ist), ealten, den gesäuerten Teig bearbeiten, apmagin, den bearbeiteten Teig zu Laibern machen, smedlin — e kurz — mit Smiat (einem dünnen Brei aus Mehl und Wasser) diese Laiber überstreichen — in Holstein gesseln — wohl aus gesteln —, grastrin — a kurz — die geglätteten Laiber beim ersten Einheizen (Inhiaten) auf einem Brett (Grasterburd), das in den Ofen geschoben wird, härten, klongin, ein während des Einheizens gebackenes Brod (Kag — a lang) beim ersten Einheizen härten, unskuwan — u und ü lang — das Brod in den Ofen schieben, apragin, das Brod aus dem Ofen nehmen), Bad — a lang — (Bett), Salm oder Badsalm (sieh oben), Badfutin — u kurz und auf fut der Ton — (die Seite des Betts, wo die Füße liegen), Haadin (wo der Kopf liegt), Hegan — Ton auf dem kurzen e — Plur. Heg-

nār (Küssen), Uebins — Ton auf dem langen ü — (Federdecke), Bleach (Betttuch), wohl von tu bliken (i kurz) bleichen, Witjel — i kurz und hat den Ton — (Teppich, wollene Decke) — scheint mit witj (weiß) zusammenzuhangen —, bi Salm, bi Woch (vorn, hinten im Bett — die frisischen Betten sind zwei-, oft dreischläfrig), Reaftrang — engl. rafter — (die quer liegenden schmalen Bretter unter dem Bett und Bettstroh), Badbörken — ö kurz — (die bis zum Salm reichenden Bettthüren, eigentlich Bettthürchen), Berd — e lang — (der Fußboden im Erdgeschoß), Badsted — a und e lang — das engl. bed-stead — (der ganze Raum des Wandbetts), Badtum — u lang — wörtlich Bettzaum — (das oben in der Mitte des Bettes befestigte, gemeiniglich hübsch bekleidete Seil mit einem ebenfalls bekleideten dicken Knopf am Ende, den man zur Bequemlichkeit anfaßt, um sich aufzurichten. Dieser von einem frisischen Bett unzertrennliche Bettzaum hängt in allen Betten, so weit Frisen oder ihre Abkömmlinge wohnen), Thal — th Urlaut, a lang — (Dreschtenne), Bualkam (Boden, d. i. der obere Theil des Hauses, der zum Aufbewahren von Sachen, Korn u. s. w., nicht zum Wohnen gebraucht wird), Hiljang — der Ton auf dem kurzen Hilj — (der oberste Theil oder Boden in einer frisischen Scheune oder Wohnung), Kaskiarwang — der Ton auf dem langen Ka — (die von den Ständern oder Holzpfählen, worauf das frisische Haus ruht, welche Pfähle — eine Eigenthümlichkeit des frisischen Hauses, um der Sturmfluthen willen — etwas binnen der (steinernen) Außenmauer stehen, schräg nach dieser Mauer hinunterlaufenden Bretter, die zur Bekleidung oder Verdeckung der Ständer dienen), Uklang — u kurz — (die Oertlichkeit hinter dieser Bretterbekleidung, also zwischen derselben und dem Dach), Stei (das Local im Stall für die Schweine), Heak (das für die Schafe), Busam — Ton auf dem kurzen u, aber s sehr scharf ausgesprochen — (der Stall, d. i. die gesammten Räumlichkeiten für das Vieh), Hingststal, Küstal, Kualfstal — a in stal lang — (Pferdestall, Kuhstall, Kälberstall, das sind die Plätze, wo sie stehen), Grup — u kurz — (die Vertiefung unten hinter dem Vieh, worin der Mist sich sammelt), Busamgung — der Ton auf der letzten Silbe — (der Gang durch den Stall, der gemeiniglich gepflastert ist), Hiathrüm — ü kurz — (die Räumlichkeit für die Haide, die gewöhnliche Feurung).

Die Collectiv-Endung ang (ing). Beispiele: Tjartlang (was nicht viel werth ist), Kwakang — das erste a lang — (Geschwätz), Hialang (Nachgeburt), Spelang — e lang — (Gespül, auch die Stelle, wo die Landsee am Strande sich zerschlägt), Bagang — das erste a lang — (so viel Brod, als auf einmal gebacken wird, Geback und Gebäck, französ. fournée), Breiang (so viel Grütze, als zu einem Brei geht), Paltrang — beide a kurz — (dünnes Geschlapper), Skörtang — ö kurz — (Anwandlung, das engl. fit), Draftrang — der Ton auf dem kurzen Draft — (so viel Korn als beim Reinmachen, nachdem es gesiftet — besser als gesichtet — worden, in die Mulde gethan wird, um, ehe es ins Scheffelmaaß (Ammertenk) gegossen wird, noch einmal geschwungen (drafterd) zu werden), Lichtang, Dellang, Lusang — synonyme Ausdrücke — (Prügelsuppe), Luasang (das Ingeweid, nebst anderen abgetrennten Theilen von geschlachtetem Vieh) — vielleicht von luas, d. i. los —, Reilang (das oberste Geländer um den Bord großer Schiffe), Kimmang (Gesichtskreis), Rablang — das erste a lang — (Gestrüpp), Rollang (hohl gehende See, rollender Seegang), Kiwang (Ausschelten, Gekeif), Rakrang (ein rohes Ausschimpfen), Streilang (Streu), Gruslang — u lang — (was aus vielen kleinen Theilen besteht) — von Grus — u kurz — (ganz kleine Scherben), Wiljang — Ton auf dem kurzen Wilj — (z. B. un Wiljang mit etwas kommen, d. i. in Verwirrung damit gerathen, nämlich in seinen Gedanken), Stellang (das Gestell beim Bauen, Dachdecken), Wenang — Ton auf dem kurzen Wen — (z. B. an Wenang Faader, eine Portion mit der Harke gewendetes Heu), Skiarwang (Kerbung), Wolang — o kurz — (engl. woolding, holl. woeling, die Umwickelung eines Gegenstandes, die Stelle, wo derselbe bewickelt ist), Treblang (Fußstapfen von Thieren, z. B. Kaninchen, Vögeln, Eidechsen, Kröten u. s. w. und auch von Menschen, bei einander), Jalang — i ist nicht j — (Feurung), Hüsang — Hüs kurz und s mit der Spitze der Zunge nach dem obern Zahnfleisch hin ausgesprochen — (Häuser), Spütjang — ü kurz — (Speichel), Fliatang (Rahm), Fudrang — u kurz — (Futter), Fertoanang — Ton auf toa — ein uraltes frisisches Wort, wovon die Holländer ihr vertooning, und welches auch in die dänische und überhaupt skandinavische Seemannssprache übergegangen ist, wie so viele andere frisische Aus-

drücke — (überhaupt die Ansicht oder eigentlich Gestaltung eines Gegenstandes in der Ferne, so auch die Gestaltung des fernen Landes, von der See aus), Grastrang (so viel Brod als auf einmal zum Härten der Außenseite in den Ofen gethan wird), Skuwlang — u lang — (ein zwei und zwei bei einander aufgestellter Hause Garben — von Skuf — u lang —, was eigentlich ein Bund von drei einzelnen Garben bedeutet), Ruwlang — u lang — (Fischrogen), Slodbrang (Geschlotter), Tjawlang — a kurz — (Geschwätz), Helang — Ton auf dem kurzen Hel — (Schiffswerft), Plattang (ein glattes Seil, aus Kabelgarn geflochten), Seisang (ein Ende Tau, womit die Segel beschlagen, d. i. festgemacht werden), Laftang — von laften, d. i. heben — (z. B. an hial Laftang, d. h. ein ganzes Gewicht), Splassang (Splissung, d. i. eine Stelle, wo zwei Tauenden mit ihren drei Strängen durch Zusammenflechtung an einander geknüpft sind), Skrablang — beide a kurz — (Kleinigkeiten, werthlose Sachen), Kealtrang — kaum übersetzbar — (etwa: Kindervolk — mit geringschätziger Nebenbedeutung).

An bifearnan Siaman — das letzte a lang — (ein befahrener Seemann, d. i. ein solcher, der schon viel zur See gefahren und überall Bescheid weiß), an bisiljd Fartjüch — beide i kurz, a lang, ü kurz — (ein besegeltes Fahrzeug, d. i. ein solches, das genug Proben von seiner Seefähigkeit auf vielen Fahrten abgelegt, ein guter Segler), ferlegen Wether — e in Wether kurz — (verlegenes Wetter, d. i. solches Wetter — Sturm u. s. w. —, wodurch Schiffe in Verlegenheit gerathen), siatlin — mit Bezug auf das Dicke in flüssigen Dingen, z. B. Kaffee, gesagt — (zu Grunde sinken, to settle), Keb — e kurz — ist ein Kinderhaufe — mit etwas geringschätzender Bedeutung, Maangk (Menge) dasselbe, ohne diese Bedeutung, Maank — nk ohne g-Laut — der Obertheil des Vorderkopfs, bisiargin — von Siar (Wunde) — verwunden, biknapin — a hell und lang — abknappen, bistaapin, zustopfen, bilapin, mit Lappen, Flicken versehen, beflicken, bilüwin — ö lang — versichern, bifrisan — i lang — Imperf. bifraas — einfrieren, lingen — impersonaliter — sich sehnen, lingen reichen, bilingen erreichen, birepan — e kurz — errufen, hi as an birepanen Man, er ist ein Mann von Ruf, bistorkin, erstarren, bilukin — u kurz — erspähen, auch betrachten, bidargin — a lang — zu sich selbst kommen, bithenkan —

e lang — Imperf. bithaaght — erdenken, bedenken, bitrapen — a kurz — ertappen, bilewin — e kurz — erleben, bistalpin (mit irgend einer Stülpe, Deckel bedecken), z. B. hi wurd bistalpt bi't Delstörten fan't Hüs, er ward bedeckt beim Niederstürzen des Hauses, ik ha't Fleask bistalpt, ich habe das Fleisch übergedeckt, biluvan — u lang — Imperf. bilep — Ton auf dem kurzen lep — erlaufen, einholen, ferhalin, erholen, ham ferhalin, sich erholen — das deutsche ihm ist ursprünglich die frisische Form ham oder him, die viel älter ist, auch ist das alte deutsche ihm (für sich) richtiger als sich, z. B. läßt Gott ihm gar nichts nehmen u. s. w. in dem Gesang Befiehl du deine Wege —, aphughin, erhöhen, z. B. niedriges Land, ferhugherin, erhöhen, z. B. seine Stellung, bijiwan — beide i kurz — Imperf. bijeaw — aus dem Frisischen in die Seemannssprache anderer Nachbarvölker übergegangen — begeben, d. h. nachgeben, weichen, aus einander weichen, z. B. hjü Spear, Plank hea hör bijiwan, thi Meast hea ham bijiwan, die Sparre, Planke (da) hat sich begeben, der Mast (da) hat sich begeben, d. h. gibt nach, weicht, neigt sich zum Bruch, ferneiin, erneuen, neu machen, bifragin, erfragen, apskralen, erschrecken, biwanskin, Böses anwünschen, bilükan — Ton auf dem kurzen lük — Imperf. bilaag — einschließen, birewlin — e lang — Gestorbne in ihrem Sterbekleid auf ihr Strohlager hinlegen, tu Stölk saten — ö und a lang — wörtlich: zu Stühlchen setzen, d. h. zurecht setzen, nämlich einen, der sich nicht sagen lassen will, feriwrin — das erste i lang — ereifern, und zwar so, daß die Galle überläuft, biredin — Ton auf dem kurzen red — beschicken, auch besorgen und aufwarten (Kranken), amredin, herum räumen, z. B. im Hause, apredin, aufräumen, biemkin — e lang — von em, d. i. zart, empfindlich anzufühlen — e in em kurz — jemandes Schwächen und Fehler durch unzeitiges Mitleid beschönigen; dieser Ausdruck wird nur in Bezug auf Kinder gebraucht und heißt anders gesprochen: ein wegen Unart bestraftes Kind durch Bedauern und Zärtlichthun in seiner Unart bestärken, strüpin — ü kurz — einem Thier beim Schlachten den Hals durchschneiden, Ströd — ö lang — Luftröhre, Wias Speiseröhre, Stral — a lang — der gewöhnliche Schritt, (gressus), Gaangtred — e lang — der gemessene Schritt (passus), Strot — o kurz — Mühe, puan und drof — o kurz

—, z. B. ik ha't só puan, ik ha't só drok ist einerlei, d. h. ich habe so viel zu thun, man sagt aber: drok Werk (Arbeit vollauf) und nicht puan Werk, drudelin — der Ton auf dem langen u — auf träumerische Weise zögern, Drudelpös — ö lang — wer nichts beschicken, ausrichten kann, weil er langsam und träumerisch ist, redlin und skalwin — beides heißt zittern, beben, aber skalwin zeigt einen viel höheren Grad an, luadin — von Luad, d. i. Loth (Blei) — ist nicht das deutsche löthen, sondern heißt das Loth (Senkblei) werfen oder peilen, das deutsche löthen heißt tenin — ten kurz —, krüs — ü kurz — vom Gang gesagt, wer ganz grade geht, so daß Kopf und Rücken sich nach hinten neigen, striam heißt grade, sowohl grade auf und nieder (grade gewachsen), als grade hin, strak — a hell und lang — gradrückig, thölin — ö lang — heißt fasten, hungern, namentlich von Schweinen, die ausgefressen haben und geschlachtet werden sollen, förin — ö lang — von Schwindsüchtigen gesagt — absehren, deutet mehr das äußere Sehren oder Hinschwinden an, während terin — e lang — d. i. zehren, ab- oder auszehren, mehr auf den inneren Zustand der Schwindsüchtigen geht, förin, das mehr die äußere Abzehrung und die körperliche Magerkeit derer bezeichnet, welche die Zehrung (Terang), wie die Frisen sagen, d. i. Auszehrung haben, hängt genau verwandtschaftlich mit dem deutschen sehr (sore), frisisch siar, zusammen, Ad, Hörn, Huk und Neas — alle Spitze bezeichnend — und zwar gemeiniglich Landspitze — Ad — a lang und dumpf — eine große höher belegene Landspitze, Hörn eine vom Lande sich ausstreckende Sandspitze, die oft ziemlich groß sein kann), Huk — u kurz — (überhaupt eine Ecke von Küstenland), Neas nicht Nase, denn das heißt Nös — ö lang — sondern eine spitz ins Meer auslaufende Landzunge, Ad heißt auch Messerspitze und ein Ad in Kleidern ist ein eingesetztes Stück, welches spitz ist, ein Ad kann nicht rund sein, Frab — a lang und dumpf — Sküm — ü kurz — und Fum — u lang — alle Schaum bedeutend — Frab der Schaum an lebenden Geschöpfen, z. B. am Munde, Sküm, z. B. von Seife, auf einem Topf auf dem Feuer u. s. w., Fum, z. B. der Schaum auf neugemolkener Milch, at Maal fumat, a Sia fumat só, die Milch schäumt, die See schäumt so, Fraak, das engl. froth, und Fum, das deutsche Faum, aber es ist eine Verderbung der deutschen Sprache, ein abgefeimter Böse-

wicht statt abgefäumter Bösewicht zu sagen, Tül — ü kurz — das Pferdemaul — auch sagt man verächtlicherweise von menschlichem Munde Tül, Mül — ü kurz — das Maul einer geschlachteten, nicht lebendigen Kuh (oder Ochsen), dalin — a lang — und dealkin, beides niedriger, weniger werden, z. B. von dem freundschaftlichen Verhältniß zwischen Personen gesagt, das abnimmt, hat dalat al teſken hjó, auch von den abnehmenden Vermögensumständen, von dem Feuer eines Brandes in der Ferne, das minder wird, von dem abnehmenden Putz junger Mädchen, hat dalat al mé hjo, es wird minder mit ihnen, aber von Beulen und Geschwüren, die weniger und dünner werden, sagt man dealkin, thet Siar, thet Baal dealkat, die Wunde, das Geschwür (Beule) gibt sich, wird dünner, schön ausgedrückt ist a San dalat — wörtlich: die Sonne thalet, geht dem Thale zu, d. h. sinkt — eben so hat injat, hat marent — wörtlich: es abendet, es morgent, d. h. der Abend kommt, der Morgen kommt, Passang und Weask, beides Urin, ersteres Urin überhaupt, letzteres Urin, wenn er in einem Gefäß steht, an Mial Passang, so viel als auf einmal gelassen wird, an Mial Maalk, so viel Milch, als die Kuh jedesmal gibt, weaskag stirmin, urinartig riechen, z. B. von Rocheln gesagt, sküns — ü lang — und slüf — ü kurz — beides schräg, z. B. sküns del — e lang — schräg nieder, slüf heißt schräg, nämlich abgeschrägt, geebnet, wovon slüfin — ü kurz — ebnen, schlicht machen, ik witj an Wüf, hör Nös wiar slüf — d. h. abgeflacht — u. s. w., wie es in einem nordfrisischen Reim heißt, hat lingt mi (Imperf. hat lingd mi) und hat ferfolt mi — Ton auf dem kurzen folt — (Imperf. hat ferfold mi) ungefähr von gleicher Bedeutung — es verlangt mich, püchlachin — ü lang, a lang — in falscher Weise hohnlachen, hölin — ö kurz — einem spöttisch und spöttelnd etwas nachsprechen (wofür man auch efterhölin sagt), laut Gesichter schneiden, krimen — i kurz — heißt dieß thun, ohne Laut, und bei letzterem wird vorzugsweise die Nase, bei ersterem der Mund gebraucht, rap — a lang — üb a Müth — ü kurz und th Urlaut — flugs, geschwind im Reden (wegen der schlimmen Nebenbedeutung würde ich es nicht maulfertig übersetzen), onglk häßlich, skank — a lang und dumpf — häßlich von Gesicht und auch von Körper, fülk, häßlich, auch in sittlicher Beziehung, häßlich im Betragen heißt auch fülk, hi hea thet fülk magat, er

hat das häßlich gemacht, at Wéther sjocht fülk ütj, das Wetter sieht schlimm aus, tu Brual lupan — u lang — ein uralter Ausdruck, um die Wette zusammen laufen, z. B. von vielen Freiern nach einem Mädchen, eigentlich von Kühen gebraucht, die um eine Stelle Blut sich versammeln, dann ungewöhnlich brüllen und einander feindlich anfallen, auch pflegten früher die Kühe auf den Gemeinweiden tu Brual zu laufen, wenn eine andere daselbst gekalbt, dann brüllen sie eben so und stoßen sich dermaßen, daß, wenn sie nicht aus einander getrieben werden, der Kampf tödtlich werden kann, bölin — ö lang — nicht gestehen, z. B. von Liebschaften, dulin — dul kurz — Grenzsteine (Dulstianar) oder Grenzzeichen setzen, aangkin, von Kühen, jungen und alten, gebraucht, die kalben sollen, nämlich von der letzten Zeit, bevor sie kalben, welche Zeit bei Kühen 4 Wochen ist, bei Kwigen (jungen Kühen, die früher noch nicht gekalbt) 6 Wochen, apaangkin wird gesagt, wenn Kühe, die kalben sollen, hinten so voll und groß werden, die Bewegung, die solche Kühe dicht vor dem Kalben machen, heißt treblin — e kurz —, ein Kalb männlichen Geschlechts heißt Oks, ein Kalb weiblichen Kükualw (Kuhkalb), Sikkenhüs nannten die Alten auf unseren Inseln ein Krankenhaus, tuheachten — der Ton auf dem kurzen tu — sich zu etwas anstellen, das man thun will, und erst etwas ängstlich dabei ist, tu heachten lupan, um die Wette laufen, wat heacht hjo laang tu — o hat einen Laut wie in doch — welch lange Zurichtung machen sie (ehe sie es thun), sok — o kurz — heißt von solcher Art, tak — a kurz — von dieser Art, Tak — a lang und hell — Zacke, kastin (werfen) — a lang — das gedroschene Korn, das an einem Ende der Tenne im Haufen liegt, mit der Handschaufel, die man in einer Hand hält, beim Reinmachen nach dem andern Ende werfen, das Feine und Leichte, was bei solchem Auswerfen abfliegt, heißt Agen — a lang — was aber abfliegt beim Auerwjügin — ü kürz — d. h. wenn man mit dem Flügel (Wjüg) über den Kornwall hinfegt, heißt Weapen, auch heißt das, was dann vom Kornwall abgeharkt wird, ebenso, henan — Ton auf dem kurzen hen (Imperf. heand) — auffangen (in, mit den Händen), heien und ferheien, etwas weiß machen, Unwahrheit sagen, ütjheien, etwas durch Kunst aus einem herausbringen, skürnin — ü kurz — glänzen, sich schön ausnehmen, hiwan — i lang — aufwinden, z. B. auf Schiffen mit Handspa-

ken am Spil, ütjtarnin — a lang — von einem Saum an Kleidern gebraucht, der an Stellen ausquillt, weil sie tu ottark, zu weit nach außen, genäht sind, temin — e kurz, hat den Ton — über's Herz bringen, ik kaan't eg temi, ich kann's nicht über's Herz bringen, lungleant und lungleantrag wird von Menschen gesagt, die lang und dünn und schlenkerig sind, auch von Schweinen und von manchen Sachen, z. B. Seilen oder Tauen, die nicht dicht genug, sondern los gedreht sind, Kaap ist die Blase, die denen aus dem Munde heraussteigt, die in der fallenden Sucht (Unfal — u lang) oder in Krämpfen liegen, auch heißt der Schaum so, der Berauschten vor dem Munde steht, wenn sie unbewußt daliegen, Glag — a kurz —, z. B. an Glag Snaat, an Selgglag, ersteres ist eine Masse oder Qualster Nasenschleim, letzteres sind die runden und glatten Quallen, die man so oft in der See treiben sieht, als ob sie vom Seehund (Selg) herrührten, an Glag Spütjang — ü kurz und hat den Ton — ein Qualster Speichel, eisin — s sehr weich — fordern, verlangen, nur beim Kauf gebraucht, z. B. eisi — Ton auf ei — biete so und so viel dafür, fordere so und so viel dafür, üb'n Ruien, etwas thun, d. h. aufs Gerathewohl, ik kaan't eg rui, ich kann's nicht treffen, thiar hiart föl tu am thet tu ruien, es gehört viel dazu, um dieß zu treffen, hi kaan't klari, er kann's bestreiten, z. B. Unterhalt, Arbeit, stapen — a lang i. g. stralen — a lang — schreiten, ufstapen absteigen, z. B. vom Wagen, wapin — a lang — zeigt die Stimme der Enten an, traben — a lang — drehen, z. B. von Seilen, hjü tralt hör — a lang — sie dreht sich, drehen heißt auch dreien, helag — e lang — nämlich trinken, heißt schnell, unter Einem Athem trinken, ohne aufzuhören, welag — e lang — wer in Wohlstand aufgewachsen ist und gute Tage hat, auch vom Vieh gesagt, das gut gefüttert und muthig ist, wialag — vom Wachsthum — üppig, auch sagt man an wialagen Pei, ein sehr vollständiger Frauenrock mit Zeug genug darin, spelag — e lang — hängt nicht mit spielen zusammen — von jungem Vieh gesagt, das sehr munter ist, liwag — i lang — groß, vollleibig, vom Vieh gebraucht, melag — e kurz — vom Mehl, worin viele Mellen (Milken) sind, solag — o kurz — beschmutzt, solin — o kurz — leicht Schmutz annehmen, Bor — o kurz — ein uraltes Wort (engl. bur), Klette — die als Pflanze

wächst — eine in einander gewirrte oder zusammengeklebte Stelle im Haar heißt Klat — a lang — (engl. clot), das Zeitwort heißt klatin (to clot), das Beiwort klatag klettig (das Wort sei mir erlaubt), rak — hell und lang a — von Flachs, Haar, Wolle u. s. w. gesagt, das nicht klettig ist, rask — a lang — sagt man von haariger Wolle, neask von feiner, nicht haariger Wolle, ji uther Dai — u kurz — at uther Juar (the other day — the other year), vor einigen Tagen, vor einigen Jahren, sakin — a kurz — niedriger, weniger, gelinder werden, von Hügeln, Wällen, Häusern, Mauern, Böden, Wasser, Schmerz, Hitze u. s. w., unbadin — u und a lang — mehr Milch bekommen, von Kühen gebraucht, peglin — e kurz — heißt heimlich und unerlaubter Weise weggeben, um etwas anderes dafür zu erhalten, nur von Hauspersonen oder Dienstboten gesagt, die ohne Wissen der Hausfrau oder des Hausherrn allerlei aus dem Hause an andere verthun, tikin — das erste i kurz — kitzeln, aprakin — a lang und dumpf — rülpsen, aufstoßen, nesin — e lang — niesen, jasprin — a lang — gähnen, fluaien, das Fell, die Haut abziehen, schinden — das deutsche schinden ist das Urwort von Schin (Haut, Fell) fris. Skan, engl. skin, spilin, von einander abstehen, z. B. von Strahlen, Fingern, langen Zacken u. s. w., heutin efter ean (in etwas geringschätziger Nebenbedeutung), auf jemand warten, hüdjrin — ü kurz — verweilen, indem man auf etwas wartet und während deß am Körper friert, runtin, brüllen (von Kühen), bolin — o kurz — brüllen, vom Vieh, Menschen, der See u. s. w., blarin — a kurz — blöken, blafin — a kurz — bellen, nünin — ü lang — muhen (vom Vieh), neagrin, wiehern, puatin, pfropfen, d. i. impfen, biugin — u lang — erspähen, lötjin — ö lang — gängeln (kleine Kinder), trakin — a lang — helfend am Arm führen, bistirmen, beriechen (von Stirm, d. i. Geruch, Gestank heißt Stönk — ö lang), telkin, ganz leise und verstohlen gehen, kelkin, kitzeln (mit den Fingerspitzen an empfindlichen Theilen des Körpers, z. B. unter den Füßen), wi san ünsacht me ham — ü kurz und a lang — wir sind in Streit mit ihm, wir haben uns mit ihm erzürnt, stagin — a kurz — stocken im Reden, Skan biatan — Imperf. beat — Felle beizen, lungstathen tustu'n bi't Werk, faul, träge bei der Arbeit dastehen, indem man aussieht, als ob man nicht weiß, ob man arbeiten will oder nicht,

siamen, faul herumschlottern, efter trakin, nachziehen, nachgehen, inwiasin — das erste i lang und das s sehr hart — von Wias Speiseröhre — gefräßig essen, einwürgen, ambipothin und ampothin — o kurz und th Urlaut — allerlei in der Haushaltung arbeiten, wobei man nicht rein bleibt, z. B. von Frauen gesagt, biglisin — das zweite i lang und s sehr hart — mit großen Augen bekucken, von Glis — i lang — wofür man auch Glisug sagt — von zu großen Augen gebraucht —, gnap harkin — a in gnap lang — scharf hören, in funagin — u kurz und hat den Ton, a kurz — eine kranke Person besuchen, wird bei der Aussprache des fun die Vorderzunge gegen die Oberzähne und den Gaumen angelegt, gnawlin und knawlin — a kurz — um einen Knochen nagen, pötjrin — ö kurz — irdenes Geschirr entzwei werfen, Scherben machen, kilin und ufkilin — beide i kurz — ein dickes Stück, z. B. Brod, abschneiden, tschoskin — o kurz — mit einem stumpfen Messer schneiden, tjoskin — o kurz — in Nässe, Wasser treten, daß es hörbar ist, tjoksin fast dasselbe, tjaskin — a lang — schwatzen, auch im Wasser platschen mit den Füßen, mit den Händen dieß thun heißt plaskin — a lang —, ambidanglin — engl. to dangle about —, am thuien und am theaken — Ton auf am — fast eins, gierig herumfahren oder herumziehen, z. B. bei der Arbeit oder von einem Hause zum andern, swalgin, einschlingen, stark schlucken, z. B. Wasser, das engl. swallow und die deutsche Form schwelgen, unranglin keman — u und a lang, e kurz — angeschlenkert kommen, von einer großen dünn gestreckten Person gesagt, wanpin — a lang — bezeichnet die Bewegung eines Fahrzeugs nach beiden Seiten, steulin, schaukeln auf einer Schaukel, wüpin — ü kurz — schaukeln auf einem Brett, auf dessen beiden Enden jemand sitzt, hi as só heat, hi wompat, (man) er ist so fett, daß er schwappelt, sweisin, von dem stolzen Gang derer gesagt, die in Röcken gehen, mit ähnlichem Gang einherschreiten heißt struisin, festen schnellen Ganges gehen stausin, wöpan — ö kurz — still, leise weinen, skrialen, laut und stark weinen, fleakin, heulen (vom Weinen gesagt), thülin – ü lang — weinen, laut weinen, in etwas verächtlicher Bedeutung, thampin — a lang — vom Gang gebraucht, wer mit dem Obertheil des Körpers sich zu viel bewegt beim Gehen, hothin — o kurz und th Urlaut — schwerfällig gehen,

z. B. von den Leuten in Holzschuhen gesagt, langken, lange Schritte machen, lampen, ein wenig kurz treten, haltin ist mehr (beide Wörter entsprechen den süddeutschen knappen und schnappen), negin — e kurz — nicken, vom Alter oder Schlaf, sonst sagt man nekan — e kurz, brublin — u lang — in einem schläfrigen Zustande sein, auch in schläfriger Weise zaudern, njaskin — a lang — zögernd und langsam etwas betreiben, nölin — ö lang — ohne Betrieb bei etwas zaudern, frotsin und freban — o kurz, e lang — Imperf. fread — fressen, beide von Vieh und Menschen gebraucht, lebrin — e lang — z. B. ambilebrin me ean, mit einem herumzerren, an hös aplebrin — ö lang — einen gestrickten Strumpf wieder aufziehen, ütjsiamen, lang ausdehnen, z. B. die Wolle beim Spinnen, Gedärme beim Reinigen derselben, splantrin — a lang — zappeln oder spratteln (süddeutsch), engl. to sprawl, besonders mit den Beinen, lontin, aus Trägheit sich schonen, von faulen Menschen und Pferden gebraucht, z. B. wenn ein Pferd das andere für sich ziehen läßt und etwas hintenaus bleibt, luilontin, faullenzen (lenzen kommt nach meiner Ansicht von lontin), stiakin, rösten, z. B. Fisch, rag schitan — a in rag lang, i kurz — Imperf. skaad — beim Schießen treffen, hi as gau rag, er ist bald getroffen, d. i. beleidigt, thet as rag, das ist getroffen, wrakin — a hell und lang — tadeln, an einer Sache etwas aussetzen, wrakin — a hell und kurz — ein Boot mit einem Riem (Ruderstange), der hinten im Wasser hin und her bewegt wird, fortschaffen, wrakin — a lang und dumpf — (kritteln und knottern), wregan — e lang — Imperf. wreag — rächen, wriaken, mit Gewalt herausbrechen, glüpan — ü kurz und hat den Ton, die Infin.-Endung an ist natürlich immer ganz kurz — Imperf. glaab — weggleiten, bezeichnet die Bewegung der Fische im Wasser grade aus, ferner eines Aals, wenn er aus der Hand gleitet, ferner das Entgleiten oder Wegglitschen irgend etwas Glatten u. s. w., slipen — i kurz und hat den Ton — fahren lassen, z. B. ein Tau, risan — i lang — Imperf. reas — in die Höhe kommen, sich erheben, tirin — das erste i lang — sich anstellen, firin — das erste i lang — nachlassen, z. B. von einem Seil, das man in Händen hat, Raum geben, firin — beide i kurz — die Pferde vor Wagen oder Pflug rechts lenken, girin — das erste i lang — nicht in grader Linie

bleiben, sondern bald nach der einen, bald nach der andern Seite wenden, sputrin — u lang — sprützen, spiljen — i kurz — verschütten, spelan — e lang — Imperf. speld — e kurz — spülen, sparken, mit den Beinen wiederholt vorneaus stoßen, spalkin und jinspalkin, mit dem ganzen Körper gegenan streben oder sich wehren, stuien, aus Spaß sich schlagen, mit einem andern nämlich, von Knaben gebraucht, efterstaakin, efterskûwan — û lang — Imperf. skaaw — und fustaakin, einen zu etwas antreiben, ihn durch Zumahnen noch mehr dazu bewegen, wupin — u lang — sich bewegen, hi, hjü wugat huarefter, der, die (er, sie) wird noch Folgen (seines, ihres Betragens) erndten, der wird noch was danach erfahren, stükin — ü kurz —, z. B. Torf, aufstellen, zum Trocknen, bögin — ö kurz — stark klopfen — (klupin — u kurz — heißt klopfen), spikrin — beide i kurz — nageln, stakin — a kurz — d. i. seien me'n Eftersteg, nähen mit einem Hinterstich, d. i. steppen, das deutsche sticken heißt ütjseien (wörtlich: ausnähen), rakin — a hell und lang — Querschnitte über Rocheln und Schollen machen beim Reinigen derselben, gremen — das erste e kurz und hat den Ton — Fischen das Ingeweid ausnehmen, tiarwin, aptiarwin, deltiarwin, amtiarwin — die frisische Sprache hat für jeden Begriff einen eigenen Ausdruck, die deutsche nicht, die Umschreibung und das unprecise Element einer Sprache verrathen deren Armuth, für tiarwin ist kein deutsches Wort wie für so unzählig andere Begriffe, die bestimmt durch ein eigenes Wort zu unterscheiden wären, tiarwin muß man durch umlegen, umschlagen, aufschlagen, aufstülpen, umkrämpen übersetzen, das umgekrämpte Stück z. B. von einem Aermel wieder zurückschlagen heißt deltiarwin, aptiarwin, z. B. die untern Theile der Beinkleider, muß man durch aufstülpen oder irgend ein anderes Wort ohne Bestimmtheit übersetzen, an Skuch tiarft am, ein Schuh legt sich um, hinten oder an den Seiten, an Skuch deltiarwin, das Hintertheil davon niederschlagen, nach innen zu kehren, mit doblin ist es eben so, es heißt einlegen, umlegen, ein Ohr (Dobbel) in einem Buch machen, wolin — o kurz — wickeln, bewickeln, umwickeln, fualin, in Falten legen, felin — e kurz — ein Seil in Falten zusammen legen, ordnen (apfelin), an Knöln ufruwin — ö lang, das zweite u lang — einem Garnknaul das Garn abstreifen, apruwin, das Garn einzeln vom Knaul winden, an

Ruwlang Joarn, ein Theil eines Knauls, der beim Stricken abgestreift und ohne bestimmte Ordnung hingeworfen wird, infulgin — das erste i lang — verziehen (Kinder), buien, zieren, putzen, tubuien, zurichten, z. B. den Tisch, döwin — ö lang — kindisch sein (vor Alter), skuarwin, z. B. Taback, Kohl u. s. w., klein schneiden, thrüwin — ü lang — drohen, bruien, von der natürlichen Wärme gesagt, die sich an vielen Dingen, z. B. Kartoffeln, Gras u. s. w., entwickelt, bruiag un't Wether — e kurz und th Urlaut — heißt schwül, beklommen, brethmin — e kurz und th Urlaut — in Hitze (Brodem) kommen oder sein, brodemen, von Heu, Korn u. s. w. gesagt, ehe es gedroschen, blesmin — e kurz und s sehr hart — von Schafen gesagt, die zum Bock wollen, bei Kühen heißt dieß ranan — beide a kurz — Imperf. raan — und bei Schweinen heißt in Brunst sein bremin — e kurz — (engl. to brim), übdompin — ü lang — dick auflegen, dick aufschmieren, z. B. Butter auf Brod, lugin, auf einander stapeln, der Ordnung nach auf einander legen, z. B. Torf, Stroh, Heu, Korngarben u. s. w., diwin, tunken (to dive), iatlin, vom Vieh gebraucht, das man an gewissen Orten grasen läßt, örtin — ö kurz — vom Vieh gesagt, das beim Fressen viel liegen läßt, winjslin — beide i kurz — heißt nicht wedeln, aber von der Bewegung gesagt, die das Vieh mit dem Schweif macht, bütjin — ü kurz — tauschen, swarwin, drechseln, pilin — beide i kurz — von der Mühle gesagt, die Hülse von der Gärste nehmen, mapin — a lang — kneifen, mit den Fingern, knipin — i kurz kneifen, z. B. im Leibe, tupknipin, eng zusammenschnüren, tröglin — ö kurz — sehr bitten, auch betteln, Tröggel, Bettler, sikin — beide i kurz — seufzen, pislin — beide i kurz — flüstern. a Weut ha'an, die Weut, ein Werkzeug zum Seildrehen, haben, von Menschen und Vieh gebraucht, die vollauf zu leben haben, lassam snakin — das erste a kurz, das dritte lang — träumerisch sprechen, törnin — ö kurz — von der Hemmung schneller Fahrt gebraucht, skülin — ü kurz — irgend zum Schutz vor Unwetter, z. B. Regenschauern, sich aufhalten, taplin — a kurz — bezeichnet das Niederfallen von Erbsen, Hagel u. s. w., teskin — e kurz — ins Mittel treten, wenn zwei sich schlagen, pearsin, pressen, aber presten, anspornen (durch Worte), ussigen — i lang — Imperf. usseag, Part. ussegen — beide e kurz — zeigt das Ablaufen

(wörtlich: Abseigen — intransitiv) des Wassers von nassen aufgehängten Kleidern an, fridjan — i kurz — Imperf. fread — mit der Seite des Körpers gegen jemand oder etwas andrängen, förfridjan — ö lang — nicht daran mögen, aufschieben, was man nicht gern mag, sunin — u kurz — Sand streuen, streilin, streuen, ülin — ü lang — mit Streu oder Stroh oder sonst etwas der Art unordentlich herumwirthschaften, indem man hie und da davon fallen läßt, rüglin — ü kurz — mit Rüch, d. i. langem Streu, so verfahren, hewen — das erste e lang — 1. aufheben, um ungefähr das Gewicht zu errathen, 2. muthmaßen, stipin — beide i kurz — gebückt stehen, z. B. beim Kornschneiden, suathin, einen Brunnen (Suath) machen, fialgin, das erstemal Pflügen im Frühjahr (to fallow).

Dr. K. J. Clement.

Die historische Entwicklung der dänischen Schriftsprache

von

C. Molbech.

Deutsch mitgetheilt von Dr. Edmund Zoller.

(Schluß von Band IX, Heft 1.)

15. Wenn wir nun bei der neueren europäischen Sprachbildung in ihren beiden Hauptstämmen, dem germanischen und romanischen, stehen bleiben, so werden wir in einem ganzen Jahrtausend vergeblich nach einem Phänomen suchen, das uns ein Gleichniß lieferte zwischen einer lebenden Sprache und „einem Garten, den man umgräbt, um eine neue Anlage zu machen"; und wenn hinzugefügt war: dasselbe haben die Völker mit ihrer Sprache gethan, „es ist nicht Keim auf Keim, nicht Erdenklos auf Erdenklos geblieben"*), so ist das wirklich mehr rhetorisch, als historisch. Der letztgenannte Ausdruck müßte zunächst auf den Wortstoff der Sprache angewendet werden, aber da läßt sich dies nicht einmal von dem Verhältniß zwischen den alten, sogenannten klassischen Sprachen und den neueren, lebenden Sprachen Europa's behaupten, die so viel von jenem Grundstoff behalten haben. Will man das Gleichniß von „der neuen Anlage" auf den Sprachbau, die Wortverbindung und Satzbildung anwenden: so haben gewiß die europäischen, namentlich die romanischen Sprachen in dieser Hinsicht große Veränderungen durch Abweichungen von den Stammsprachen erfahren. Aber gerade in diesen Abweichungen, in der Sprachverwandlung muß die Wurzel, der Ursprung und Organismus für die neueren europäischen Sprachgestaltungen gesucht werden. Es kann hier nicht die Rede vom Italischen, Spanischen, Französischen im Verhältniß zum Lateinischen sein; aber von diesen Sprachen in ihrem Verhältniß zu sich selbst, nachdem sie

---

*) Annaler for Nordisk Oldkyndighed. 1844-45. S. 84.

mal eine solche Schriftsprache entwickelt hatten, die Organ für eine nationale Literatur werden konnte. Nachdem dieses Verhältniß eingetreten war, wird man in der Geschichte vergebens nach einer solchen Sprachrevolution suchen, welche keinen Stein auf dem anderen ließ. Man begegnet dagegen dem merkwürdigen Phänomen, daß beide Hauptstämme in der neueren Sprachwelt Europas in Hinsicht der Sprachmaterie eine Verbindung eingehen konnten, nämlich in der englischen Sprache, ungeachtet der Organismus blieb, was er ursprünglich (im Angelsächsischen) gewesen, germanisch. Eine ähnliche, aber in ihrer Art und Ausdehnung nicht so bedeutende Erscheinung findet man in der spanischen Sprache, welche sogar nicht wenige Wörter semitischen Ursprungs (nämlich arabischen) aufnahm, die neben der größeren Masse lateinischen Ursprungs gäng und gäbe sind. Wir führen dies hier nur an, um zu beweisen, wie in der Sprache eine organische geistige Kraft liegt, die mächtiger als der materielle Stoff ist, welchen die Wörter an und für sich bilden; eine Kraft, die unter den gegebenen historischen Verhältnissen durch das Symbol des Gebrauchs im Stande ist, fremde und eingeborene Sprachelemente zu bezwingen.

Man weiß dagegen, seit die neueren Sprachorganismen auf dem Standpunkt der Entwicklung stehen, auf welchem die gebildete Schriftsprache der Mundart ihre Form gibt, und den Culturgrad erreicht haben, welcher durch eine Nationalliteratur bedingt war — man weiß seit jenem Zeitpunkte nichts von einer solchen Sprachrevolution, wie wir sie uns da denken müssen, wo eine civilisirte Nation, die eine solche durch Jahrhunderte gebildete Schriftsprache und in dieser einen fixirten Sprach- und Schreibgebrauch besitzt, „Alles niederreißen und von Neuem beginnen würde.“ In der Sprachwelt ist Fortgang und Bewegung nie plötzlich und gewaltsam; eine entwickelte Sprache gleicht (wenn wir auch ein Bild brauchen wollen) dem festgewurzelten ausgewachsenen Baume, der von Jahr zu Jahr frische Sprößlinge treibt und seine Zweige immer weiter ausbreitet, aber weder eine neue Wurzel noch einen neuen Stamm bekommt. — Man hat seltsam genug als eine der tausend (!) Erfahrungen zur Beleuchtung solcher Sprachrevolutionen Dante und Petrarca genannt, welche beweisen sollen, wie die Sprachen sich bilden und verändern und zwar in Folge des Dykens, „sobald einzelne Männer versuchen und in Gang bringen, waes beim Volke Eingang findet, wenn dieses einen lebendigen Drang nach Ausbildung hat.“ Dies Beispiel aus der italischen Sprache und Literatur ist nicht allein unanwendbar auf die dänische Sprache, sondern zeigt sogar sprachhistorische Verhältnisse, welche im Gegentheil die Behauptung aufheben, die das Beispiel bekräftigen sollte; weshalb wir es gerade gegen den Schriftsteller anwenden wollen, der annimmt, daß man auch in der dänischen Sprache dazu kommen könne, „Alles niederzureißen, um neu aufzubauen.“

Dante, heißt es, wurde der Schöpfer der poetischen Sprache des neueren Italiens, indem er sich auf seinen Reisen die italienischen Dialekte aneignete; aber „er füllte zugleich seine Sprache mit einer unzähligen

Menge fremder Wörter, welche er mit den inländischen Sprachwurzeln verband." Hier wäre bereits Einwendung zu machen gegen die „unzähligen fremden Wörter" bei Dante. Denn der allergrößte Theil der Wörter, welche hier gemeint sind, war doch von lateinischem oder romanischem Stamme*), und es scheint etwas seltsam, diese der neueren italischen Sprachbildung fremd zu nennen, in einem Augenblicke, wo man uns die isländische Stammsprache anempfiehlt, die zum großen Theil und in ihrer bei uns fortgefallenen Wortmenge dem Dänischen fremder ist, als es die lateinische und provençalische Sprachquelle im vierzehnten Jahrhundert den Italienern war. In Hinsicht des Dialekts müßte es heißen: Dante war zwar mit mehren italischen Dialekten bekannt und benutzte sie auch bisweilen; aber es war seine eigentliche Muttersprache — der Florentiner Dialekt —, den er ausbildete und seiner Schriftsprache zu Grunde legte. Petrarca dagegen: „welcher einsah, daß jede Sprache ihren besonderen Charakter hat, verwarf alle Hebraismen, Hellenismen und Latinismen, welche Dante eingeführt hatte; er verbannte die fremden Wörter, welche sein feines Ohr beleidigten, führte die italische Sprache zu sich selbst zurück und unterwarf sie einer neuen Veränderung."

Hier müssen wir zuerst daran erinnern, daß nicht bloß das Sprachverhältniß, sondern auch die Individualität und der poetische Stoff bei den beiden Dichtern durchaus verschieden war. Petrarca dichtete keine Divina Commedia. Er besaß nicht die eisenstarke, feurige Seele Dante's oder seine gigantische Phantasie. Seine erotischen Canzonen und Sonette bedingten bereits durch den Stoff, durch den verschiedenen Geist und Gegenstand der Poesie einen anderen Sprachcharakter, als den Dante's, und er hatte in diesem einen Vorgänger, dessen mächtiges Genie ihm in der Sprache einen leichten Weg gebahnt. Aber weder war dieser, noch der der Poesie überhaupt, der einzige Weg für die italische Sprachbildung. Sehr viel hatten die Florentiner bereits gewirkt und geschaffen für die italische Prosa, ehe noch Dante schrieb. Der Dichter Brunetto Latini und mehre Toscaner aus dem 15. Jahrhundert, der Geschichtschreiber Maleschini († 1281), Compagni († 1323), Villani († 1348) können hier bloß genannt werden, ebenso der Homiletiker Gradano da Rivallo (um 1300) und der noch geschätzte Cavalca (1342). Nehmen wir dazu Petrarca's Zeitgenossen, Boccaccio (er war acht Jahre alt, als Dante starb), so haben wir hier den dritten klassischen Florentiner, einen genialen und fruchtbaren Schriftsteller, für die Sprache nicht minder wichtig, als Petrarca, und einen der eigentlichen Schöpfer der italischen Sprache, dessen Prosa die Eigenschaft hat, daß sie noch nach fünfhundert Jahren in seinem Vaterlande für klassisch gilt.

*) Dante gebraucht zwar an einigen Stellen seiner Commedia divina lateinische Wörter und Redensarten, aber diese Stellen unterscheiden sich deshalb auch wesentlich von dem übrigen Styl. Seine kleineren Gedichte und prosaischen Schriften sind dagegen in dem ächt toscanischen Styl geschrieben.

Es macht dies noch evidenter, daß keine willkürliche oder plötzliche Verschmelzung italischer Dialekte Italiens Schriftsprache bildete; daß sie aber durch mehre geniale Sprachkünstler auf die Unterlage des bereits in seinen Elementen mit mehr Cultur, als andere italische Mundarten ausgestatteten und von früheren Schriftstellern, obwol mit geringerer Fähigkeit und Bildungskraft, benutzten Florentiner oder Toscaner Dialekts aufgebaut wurde. Ferner sagt uns dies Bruchstück der italischen Sprachgeschichte, daß sie in ihrer frühesten Periode viel ganz Eigenthümliches hat, was auch von dem besondern Charakter zeigt, der in Ursprung und Bildung jeder neueren europäischen Sprache verschieden hervortritt. Aber es sagt uns zugleich, daß es falsch sei, die italische Schriftsprache mit der römischen zusammenzustellen, deren Cultur mehre Jahrhunderte jünger ist, und jene Sprache zum Beweis für die Veränderlichkeit der Sprache zu nehmen, da keine neuere europäische Sprache (nicht mal die spanische) ihre frühere klassische Form unveränderter behauptet hat, als gerade die italische. Welches andere Land in Europa kann einen Schriftsteller aufweisen, der vor 500 Jahren schrieb und dessen Prosa noch als eines der vorzüglichsten Muster im erzählenden Style gilt?

16. Gerade dies ist es, was für die Behauptungen spricht, die wir zu begründen und zu beweisen versuchen wollen, um durch allgemeine Erfahrungen und Analogieen die historischen Verhältnisse unserer eigenen Schriftsprache namentlich zu beleuchten. Diese haben zwar nur geringe Aehnlichkeit mit den italischen; aber man kann sich doch eben so wenig in Dänemark als in Italien an die Dichter, als die einzig wahren „Sprachschöpfer" oder an „die Sprachforscher" halten, welche mit jenen Hand in Hand gehen. Die Letzteren kommen immer hintennach, wenn die Sprache bereits fertig ist, und haben nichts mit der Bildung der Sprache zu thun, sie benutzen das Werk der Sprachschöpfer, gehen ihnen aber nicht zur Hand. Ebenso wenig kann man unsere Literatur mit ihrem neuen, beinahe noch jugendlichen Gepräge als ein so auffallendes Beispiel der Veränderlichkeit in der Schriftsprache darstellen, daß es beinahe scheinen möchte, wir hätten ungemein schwer den Holbergschen Styl zu verstehen oder als ob Sneedorf vor ungefähr 80 Jahren eine Prosa geschrieben, die nicht unserem gegenwärtigen Sprachhorizonte angehöre. Die erste Voraussetzung bedarf keines Gegenbeweises; dagegen muß gezeigt werden, wie es sich mit dem vorgegebenen „Abstand zwischen der Sprache in Melampe und in Hakon Jarl" verhält, und welcher der „Unterschied zwischen der Sprache Sneedorfs und der unsrigen ist." Denn gerade hieran läßt sich eine Darstellung unsres ganzen neueren Sprachverhältnisses knüpfen, dessen wahres Wesen man verkennt und verwirrt, wenn man die dänische Sprache entweder von dem ausschließlich isländischen oder skandinavischen Standpunkt, d. h. von einem philosophisch-grammatischen und somit weder vom sprachhistorischen noch sprachphilosophischen Standpunkt aus betrachtet.

Zuerst muß in Hinsicht auf den besprochenen „Abstand" bemerkt werden, daß die Vergleichung zwischen Melampe und Hakon Jarl eigentlich nicht

mehr sagte, als, der Verfasser der Melampe sei kein tragischer Dichter gewesen und habe keine Vorstellung von der höheren oder idealen Poesie gehabt, so wenig als das ganze Zeitalter in Dänemark, welchem Holberg angehörte. Stand dieses Zeitalters geistige und ästhetische Cultur auf einer anderen Stufe — konnte z. B. ein dänischer Corneille oder Racine unter Friedrich II. entstehen: so war der Abstand zwischen dem Sprachton und der Sprachcultur in der sogenannten „Tragikomödie" Holbergs und in Oehlenschlägers Tragödien ein ungleich geringerer geworden. Sie liegt ja nicht so sehr in den Worten, als vielmehr in der Poesie und poetischen Diction. Es findet sich kaum in der Melampe ein einziges wirklich dänisches Wort, was sich noch brauchen ließe — ja, sogar ganz anwendet werden könnte, wie es von Holberg geschehen, wenn man in unsern Tagen eine neue Melampe schreiben wollte. Aber das Wesentliche ist hier dies: in Holbergs Tagen war es unmöglich, daß ein Däne ein nordisches Drama oder ein tragisches Drama hervorbringen konnte, wie Niemand in unsern Tagen eine holbergische Komödie schreiben könnte, ungeachtet der Sprachcharakter von der komischen Seite in unserer Zeit Holberg unberechenbar näher steht, als in der ernsten und höheren Poesie, wovon man zu seiner Zeit in Dänemark nur so viel kannte, als etwa in einem Psalm zur Erscheinung kommt.

An sich verhält es sich mit dem Unterschied zwischen Sneedorfs Sprache und der unserigen ganz so. Sie beschränkt sich theils auf gewisse Worte und Ausdrücke, welche Sneedorf einführen wollte und welche der Gebrauch verworfen, oder auf einzelne grammatisch incorrecte Sprachformen und Kürzungen, welche wichtigeren Platz gemacht haben, theils auf einen bedeutend geringeren Wortreichthum und eine geringere Bildungs-Entwicklung und Leichtigkeit im Styl, welche unsere Sprache sich in den hundert Jahren, seit Sneedorf zu schreiben begann, angeeignet hat. Aber nichts desto weniger ist es ebenso gewiß, daß Holberg, indem er den Grund zur dänischen Literatur legte, seinen ganzen Sprachbau mit dem Fundamente des Danismus aufrichtete und daß wir deshalb auch noch überall bei ihm zu Hause sind, daß aber mit ihm und einem Nachwuchs einiger weniger prosaischen Schriftsteller, die in seinen Fußstapfen gingen, der ganze ältere Sprachton des dänischen Styls sich abschließt und der neuere mit Sneedorf*) beginnt. Damit ist nicht gemeint, daß man ja nicht noch Verwandtschaft in Geist und Styl mit Holberg an den Tag legen könnte, auch nicht, daß ein dänischer Stylist in unsern Tagen ganz wie Sneedorf schreiben würde; sondern daß Sneedorf der erste dänische Prosaist war, der mit Geist und Talent einen großen Theil der Ideen aus der europäischen Cul-

*) Es gibt eine Festrede von J. S. Sneedorf, gehalten an der Soröakademie 1752. Sie ist merkwürdig nicht allein als die erste ordentliche dänische Rede, bei einer weltlichen Gelegenheit, sondern auch als eine Schrift, in der Sneedorf (der seine zwei ersten Bücher 1750—1751 französisch herausgab) zwei Jahre vor Holbergs Tod bereits dänisch schrieb und zwar in einem neueren Sprachton, Styl und Geschmack.

tur des Jahrhunderts der Aufklärung in seiner Sprache aufzunehmen und zu concentriren und so den dänischen Styl in der Entwicklung der Reinheit und dem Geschmack weiter zu bringen verstand, ohne die Nationalität und die Popularität aufzugeben. War Holbergs Schriftstellercharakter und Styl origineller, so war der Sneedorfs gebildeter, und nicht nur wirkten Voltaire und Montesquieu auf seine Geistesrichtung und Ideen ein, sondern unzweifelhaft haben auch die englischen Prosaisten und Poeten von Corke's, Addisons, Steele's und Pope's Zeitalter bedeutenden Einfluß auf seine intellectuelle und stylistische Bildung gehabt. — Wir können uns nicht weiter vertiefen, indem wir diesen oder Sneedorfs ganzen Sprachcharakter entwickeln; es genüge, an dem historischen Factum festzuhalten, daß von Sneedorf, Schytte, Jacobi, Baßholm u. A. die neuere Sprachbildung in ununterbrochener Reihe bis zu Rahbek und Baggesen oder zum Schlusse des 18. Jahrhunderts herabgeht, dessen Sprachverwandtschaft mit unserer Zeit man doch eben so wenig läugnen kann, als man diese Stylisten von Holberg oder Sneedorf wird losreißen können.

17. Dies sind nur ein paar einzelne Grundzüge des historischen Beweises, der die Behauptung widerlegt: daß die dänische Sprache, welche wir reden und schreiben, in einem Grade von der Holbergs oder Sneedorfs abweiche, daß sich eine Continuität, eine fortdauernde Einheit im Sprachorganismus, wenn wir diesen nehmen, wie er in unserer jetzigen Schriftsprache herrscht, sich nachweisen ließe, und daß aus dieser Behauptung weitere Folgerungen auf die unbegrenzte Veränderlichkeit, die unsichere, gefährliche, mit Auflösung und Untergang drohende Stellung dieser Sprache gezogen werden könnten. Diese Ansicht, gegründet auf die Furcht vor der stets wachsenden Verdeutschung der Sprache, ist eine krankhafte und in Folge dessen übertrieben und unhistorisch. Sie geht in ihrer Grundquelle von der einseitigen Würdigung einer Sprache aus. Die dänische Sprache ist nicht weiter von dem Isländischen entfernt, als das Englische von dem Angelsächsischen oder das Deutsche von seiner ältesten gothischen Form bei Ulfilas. Die Menge deutscher Wörter, welche während der neueren dänischen Sprachentwicklung (wir müssen natürlich alle die abziehen, welche das Isländische bereits mit dem Gothischen und Altdeutschen, und die, welche wir vom Mittelalter her mit Friesen, Niederländern und Niederdeutschen gemein haben) Eingang bei uns gefunden, die Anzahl dieser Wörter ist weit nicht so groß, als die der fremden Wörter des romanischen Sprachstammes, welche das Englische in seinen eigenthümlichen Sprachkreis eingeführt und gänzlich nationalisirt hat. Es ist dies nicht anders geschehen, als daß einerseits die eigne organische Kraft der Sprache unverändert blieb, während sie doch die ganze widerstrebende fremde Wörtermasse bezwang, welche in das Angelsächsische überging. Die grammatische Grundform der Sprache blieb ächt englisch, in wie vielen tausend normannisch-französischen und lateinischen Wörtern sie auch in die neuere Sprache und Schrift der Engländer überging. Dasselbe Verhältniß gilt von unserer Muttersprache und hierbei können wir uns mit Bezug auf die Zukunft beruhigen. Ein noch wichtigerer und bedeutenderer

Grund zu dieser Beruhigung liegt in der Literatur der Sprache und in des Volkes fortschreitender Bildung. Es ist der Adel und der klassische Werth der Literatur, welcher einer lebenden Sprache ihre Macht verleiht, und ehe man uns beweist, daß die dänische Literatur in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Verfall und Auflösung gerathen oder im mindesten diesem zueilt, ist noch kein Grund vorhanden, um zu fürchten, daß unsere Sprache entarten und von der deutschen verschlungen werden werde.

Diese Furcht wurde nicht getheilt von dem in ganz Europa berühmten dänischen Sprachgelehrten*), welcher, wenn auch nicht der erste Schöpfer, so doch der wissenschaftliche Begründer des nordischen Sprachstudiums war. Sein Lehrsatz: daß die grammatische Naturentwicklung der Sprache das einzige sei, „was allgemeine Gültigkeit habe", dieser Grundsatz ist auch der einzige, an den wir uns halten müssen, wenn wir historisch den Zustand der Sprache beleuchten und die Sprachwissenschaft und Sprachforschung derselben würdigen lassen wollen. Eine solche, von des einzelnen Sprachforschers Meinung und Mündigkeit — wenn sie auch von einer noch so tiefen Gelehrsamkeit unterstützt ist — unabhängige Naturentwicklung herrscht nicht bloß in den organischen Veränderungen der Sprache durch die grammatischen Formen, sondern auch in der ganzen stylistischen Sprachform, welche das Wesentliche des Stoffes der Schriftsprache ausmacht und ein Bild von der Geistigkeit gibt, welche ein Volk durch seine Schriftsteller in seiner Literatur mittheilt und bewahrt. Dieses Bild ist wandelbar in seiner Gestalt, wie der geistige Charakter des Volkes, der sich durch die Rede ausprägt und von dem lebendigen Worte in die Schriftsprache übergeht und sich in ihr fixirt. Aber es lebt die Sprache weder allein in den Schriften, noch ist des einzelnen Schriftstellers individueller Sprachcharakter, wenn er auch noch so vortrefflich und klassisch, im Stande, die ganze Sprache aufzunehmen und zu repräsentiren, noch weniger kann selbst der von seinen Zeitgenossen am meisten geliebte Dichter oder Prosaist, wenn er in Reinheit, Eleganz oder Sprachbildung überhaupt auf der Stufe steht, zu welcher sich die Sprache erhoben, eine Macht über den Sprachgebrauch ausüben, welche nur der erringen kann, der nicht allein besitzt, was bisher Eigenthum des Gebrauches war, sondern wirklich den Werth dieses Eigenthums erhöht. Die Bedingungen hierzu werden immer seltener, je mehr die Sprache an innerem Reichthum und an Bildung zunimmt, aber im selben Verhältniß wird die Möglichkeit gewaltsamer und hastiger Veränderungen des Sprachcharakters oder Revolutionen des Sprachgebrauchs geringer; wie im Ganzen die Vorstellung von einer Sprache, daß sie die Bildung einer ewig wechselnden Veränderung und Unstetigkeit sein solle, mangelhaft und unrichtig ist. Es gibt überall etwas Dauerndes, einen festen Kern, welcher sich durch Jahrhunderte gleich bleibt und welcher, während sich die Form tausendgestaltig ändert, einen bleibenden, einen Grundcharakter bildet**).

*) Rask.

**) Ein neuerer französischer Sprachforscher, welcher mit einer lebendigen Liebe

Wenn wir deshalb mehr in ganzen Perioden der Geschichte der Nationen, als bei diesem oder jenem einzelnen Schriftsteller und seinem souveränen Einfluß den Grund zu den Phänomenen suchen müssen, welche sich in den Veränderungen der Sprache zeigen: so können wir auch der Sprachlehre und ihren Theorieen weit weniger solche Macht und solchen Einfluß zuschreiben. Sie ist es nicht, welche die Sprache aufbaut, verwandelt und bereichert. Ebenso wenig ist sie es, welche Gesetze für die Rede und Schrift eines Volkes geben kann, so wenig als die Philosophie Normen und Gesetze für die menschliche Natur und des Geistes freie Aeußerungen zu erfinden vermag. Die grammatischen Systeme rufen nicht die Sprachcultur oder den Reichthum und die Entwicklung der Sprache hervor; sie sind nur eine Wirkung mehr von diesen. Erst, wenn die Sprachcultur in einer lebendigen Mundart, welche das Organ für die Schrift und die Literatur geworden, eine gewisse Höhe erreicht hat, erst dann ist die Sprachlehre im Stande, zu untersuchen, in welchem Verhältniß der Organismus der Sprache in einer gegebenen Zeit zu den älteren und frühesten bekannten Formen steht; und welcher Art dieses Verhältniß zwischen der gebildeten Form der Rede wie der Schrift und den ältesten Monumenten der Sprache ist, die man eigentlich zuerst in den Dialekten und dann in den frühesten schriftlichen Denkmälern der Sprache suchen müßte.

Die Stellung der Sprachlehre ist somit eine dreifache und sehr verschiedene, je nachdem sie auf eine lebende Sprache, aber ohne Schrift, angewendet wird, wo der Grammatiker nur darauf hingewiesen ist, die Naturformen mit der größtmöglichsten Treue und Schärfe aufzufassen, oder auf eine todte Sprache mit einer abgeschlossenen Literatur von verschiedenen Sprachperioden, wo das System der Grammatik, soweit es sich an einen bestimmten Umkreis, an eine einzelne Periode hält, innerhalb dieser zu einer Art Gesetzbuch oder zu „Sprachinstitutionen" wird. Der dritte Fall, die Anwendung der Grammatik auf die lebende, schriftgebildete Sprache, ist sehr verschieden von jenen beiden; er hat, wie der letztgenannte Fall, seine Zeitgrenze, nämlich die gegenwärtige Gestalt der Sprache auf einem gewissen Zeitpunkt; er kann, indem er nach dem Ausgangspunkte forscht, so weit gehen, als die Verwandtschaft des herrschenden Sprachgebrauchs mit dem Wesen und Kern der Sprache geht. Aber die Zeitgrenze ist nicht abgeschlossen; die Sprache ist eine lebendige Macht und der Sprachgebrauch, gegründet auf des Volkes Autonomie, auf den historischen Gang der Entwicklung und auf das Bewußtsein der Sprechenden und Schreibenden von

---

für den großen, reichen, alten Sprachschatz, den diese Nation besitzt, praktische Einsicht und klare Begriffe von der französischen Sprache verbindet, drückt diese Wahrheit hübsch so aus: „La langue d'un peuple ressemble à l'océan, dont la surface est turbulente et sans repos; une vague pousse l'autre. Mais là-dessous est le calme profond. En sorte, que comme la surface est l'image de l'inconstance et de l'agitation, le fond pourrait servir de symbole à l'immobilité." (F. Genin des variations du langage Français depuis le siècle XII., p. XVI.)

den ungeschriebenen Gesetzen des Sprachtaktes, Geschmackes und der Bildung. Im Kampf gegen diese Gesetze verliert der Grammatiker; seine Mündigkeit in der lebenden Sprache ist im selben Augenblicke vorbei, in welchem er den Kreis des Gebrauches und der Gewohnheit verläßt. Er kann es, wie es Jedem frei steht, schlecht, barbarisch, unrein, fehlerhaft und geschmacklos zu schreiben. Aber wie solche Schriften, so lange die Sprache im Fortschritte begriffen ist, ohne Wirkung bleiben und zur Seite fallen, wie Spreu in der Scheune: so wird der Sprachgelehrte, der mit Gewalt in den Organismus der Sprache eingreifen oder dem lebendigen Sprachgebrauch trotzen will, statt ihr Deuter, nur der Zeuge seiner eigenen Machtlosigkeit und Nullität sein.

18. Unsre Sprachgelehrten und grammatischen Sprachkritiker sind nicht selten in einer unrichtigen Ansicht von ihrem Wirken und Einfluß auf die Sprache in ihrer lebendigen Gestalt befangen. Sie erkennen selbst die Freiheit und Beweglichkeit der Sprache an, sie übertreiben sogar bisweilen die historische Aeußerung dieser Beweglichkeit, aber sie übertreiben zugleich die Berechtigung der Sprachlehre und den Einfluß der Sprachforschung auf die Sprache und den Sprachgebrauch selbst. Nichts spielt doch eine geringere Rolle in der Welt der Sprache, in der Bildung des Styls, in dem durch geistige Kraft und äußere Verhältnisse bedingten Zuwachs des ganzen Reichthums im Wortstoff der Sprache und dem veredelten Gebrauch der Rede- und Schriftform, als die Grammatik. Sie ist eine Wissenschaft für sich selbst oder eine Anwendung der allgemeinen Sprachwissenschaft auf die einzelne Sprache und als solche nicht allein nützlich, sondern auch nothwendig, aber ihre Wirkung auf die lebende Sprache ist mehr negativ, als positiv. Sie lehrt Fehler vermeiden; aber sie gibt weder der Sprache ihre Vollkommenheit, noch vermehrt sie ihren Reichthum, sie kann eine größere, allgemeinere Reinheit oder Correction im Sprachgebrauch fördern, aber weder zu ihrer Veredlung, noch zu ihrer Verfeinerung beitragen. Diese Eigenschaften gibt die Sprache sich selbst auf dem lebendigen, praktischen Weg durch des Volkes höhere, geistige Cultur, durch die Bildung des Geschmackes, durch die ausgezeichneten Redner, Dichter und Prosaisten, welche in der Nation sich Geltung verschaffen.

Sprachforscher und Sprachgelehrte fehlen deshalb, wenn sie ihre Wissenschaft mit der lebendigen Sprachkunst verwechseln, die abstracte Lehre mit der freien Ausübung; sie fehlen ferner, wenn sie die Sprachgeschichte zu mehr, als einer historischen Disciplin machen wollen; wenn sie Gesetze und Vorschriften aus dem Alterthum der Sprache oder aus einer früheren Zeit holen wollen, um sie bei der Umformung, Beschneidung und Beengung der gegenwärtigen freien Aeußerung und schaffenden Kraft geltend zu machen. Diese kennt kein geschriebenes Gesetz, sondern nur die Autonomie des Volkes und die Gewohnheit. Und diese Gewohnheit ist nichts weniger, als eine blinde, anarchische Gesetzlosigkeit oder eine unvernünftige Willkür, sie ist eine im Volke lebende Macht und ein Freiheitsgefühl, das sich kein altes oder neues Spracheigenthum rauben lassen wird, das aber jeder de-

spotischen Gewalt trotzt, die ihm eine Richtschnur für die Anwendung dieses Eigenthums vorschreiben will. Nur die Gesetze der Veredlung, Cultur und des Geschmackes entwickeln sich als geheime, aber wirksame Kräfte der Sprachbildung; nur das Volk wird sich ihrer mehr bewußt, wendet sie mit um so größerer Sicherheit und Bestimmtheit an, je mehr es in seiner Intelligenz, in der Fülle und Kraft des Gedankenlebens Fortschritte macht.

Wir mögen uns in unserer eigenen neueren Sprachgeschichte umsehen oder zu andern Nationen gehen; die Beweise fehlen nirgends. In welcher Verbindung stand die dänische Prosa in ihrer Entwicklung vor und nach Holbergs Zeit mit der dänischen oder nordischen Sprachwissenschaft und den grammatischen Theorieen? — Peder Syv, der Philologus regius, welcher wenig Einsicht in die isländische Sprache hatte, war ein elender und geschmackloser dänischer Stylist; mehr als hundert Jahre vor ihm bewundern wir dagegen im Verhältniß zur Zeit die dänische Sprache bei Christiern Petersen und Anders Vedel, von welchen der Erstere sicher nicht eine einzige isländische Sage kannte; und der Letztere nennt zwar „die alte Sprache des Nordens" nothwendig für einen dänischen Geschichtschreiber, war jedoch weit entfernt, isländische Sprachgelehrsamkeit zu besitzen oder die alte Sprache seinem Dänisch zu Grunde zu legen; wogegen Christiern Petersen eine für seine Zeit anständige Kenntniß der lateinischen Sprache, Vedel dagegen gelehrte Kenntnisse der alten klassischen Literatur und Sprache besaß. Die ersten dänischen Grammatiker, von denen wir etwas lernen können, H ö i s g a a r d (1747) und B a d e n (1785), waren des Isländischen eben so unkundig, aber sie waren Zeitgenossen mehrer guter und vorzüglicher dänischer Stylisten, und nicht deshalb, weil A b r a h a m s o n in der isländischen Literatur und im nordischen Alterthum wohl zu Hause war, ist die ausführliche dänische Grammatik, die er d e u t s c h für Deutsche schrieb, noch immer für Dänen, welche eine Sprachlehre brauchen, die beste. Der größte und universellste Sprachgelehrte, welchen Dänemark je besaß (von dem man übrigens sagen muß, daß er, trotz seiner Vertrautheit mit des alten Nordens Stammsprache und mit all seiner Vorliebe für diese eine merkwürdige Pietät in Hinsicht auf den d ä n i s c h e n S p r a c h g e b r a u c h verband), legte zwar den Grund zum isländischen und vergleichenden Sprachstudium im Norden, richtete aber für die d ä n i s c h e Sprache und die dänische Grammatik nicht viel Anderes aus, als daß er eine anarchische Sprachverwirrung in der Orthographie unter seinen Schülern und Nachfolgern einführte, von denen keiner schreibt wie der Andere, alle aber darin einig sind und sich auszeichnen, daß sie Gesetze geben wollen, welche nicht weiter gelten, als in ihrem eigenen Sprachgebrauch, und in diesem so lange, bis sie sie mit neuen vertauschen.

Indessen, so weit ist man gekommen, daß nun nicht allein das isländische Sprachstudium in seinem Werth und seiner Bedeutung, die es für die nordische Sprachforschung und Sprachwissenschaft, oder für den hat, welcher historisch und kritisch die Antiquitäten, Etymologie und übrig gebliebenen grammatischen Formen ihrer Verwandtschaft und ihrem Ursprunge nach studiren will, — dieses isländische Sprachstudium soll nicht allein gehoben wer-

den, sondern man sagt uns offen, daß eine hinreichende „Einsicht in das gegenwärtige Dänisch" Niemand besitzen kann, der nicht die alte Stammsprache kennt und ihre Entwicklung im Laufe der Zeiten verfolgen konnte*). Versteht man damit, daß ein dänischer Sprachhistoriker, welcher nur von jedem Archaismus, jeder etymologischen Schwierigkeit oder Ungewißheit, jeder veralteten Beugungsform in einem alten Briefe oder Buche, jedem wirklichen oder möglichen Ursprung eines Städtenamens, ja sogar von jeder Eigenheit in der Redesprache des Dialektes, welche man durch die Stammsprache glaubt erklären zu können, Rechenschaft geben will, jene Stammsprache nicht allein von Grund aus kennen, sondern auch die ganze historische Entwicklung unserer Muttersprache wissen muß, soweit wir durch den geringen Vorrath an alten und älteren Sprachmonumenten dieselbe verfolgen können: so sind wir weit entfernt, einer solchen Behauptung zu widersprechen. Aber historische und kritische Sprachwissenschaft und Sprachgelehrsamkeit ist eins — Sprachkunde und Sprachkunst ist ein anderes. Wir meinen, man bedürfe der letzteren, um seine Sprache gut zu sprechen und zu schreiben, und diese Eigenschaften zeichnen den im höheren Grade aus, welcher durch ein geniales oder stylistisch vollkommenes Sprachwerk in Poesie oder Prosa die Sprache zu einem höheren Grade von Veredlung und Vollkommenheit bringt. Doch heißt es: „All jene (philologisch-kritische) Kenntniß ist noch nothwendiger für den, der die Sprache ausbilden will. Wer ein Ding weiter bringen will, als es bis jetzt gekommen, der muß doch zuerst das Ding kennen." Gewiß: Shakespeare kannte seine Muttersprache so, daß er sie in der Form der Poesie allein weiter brachte, als alle englischen Dichter vor seiner Zeit, und doch war er ein vollkommener Idiot im Angelsächsischen, hatte nie Layamon, Robert von Lancasters Chronik oder Wikliffes Bibelübersetzung gelesen, und kannte noch weniger, da sie gar nicht existirte, die angelsächsische oder englische Sprachlehre. Luther und Göthe brachten „die deutsche Sprache um ein ziemlich Stück weiter", als sie zu ihrer Zeit gewesen, und Luther wußte doch nichts davon, daß das Lied der Nibelungen existirte, so wenig als Göthe seine Studien im Ulfilas oder Otfried gemacht hatte, um Faust, Iphigenie oder „Wilhelm Meisters Wanderjahre" zu schreiben.

19. Es gibt einen wesentlichen Punkt in der Betrachtung der Sprachentwicklung und des Sprachzustandes einer schriftgebildeten Mundart, über den man bisweilen zu leicht hinweggleitet oder der nicht immer vom richtigen Standpunkt aus urtheilt. Es ist das Verhältniß zwischen der lebenden, der wirklichen Sprache und der alten oder Stammsprache, wo eine solche nachgewiesen werden kann oder unmittelbar da ist (wie z. B. bei dem Englischen und Angelsächsischen, dem Dänischen und Isländischen). Man sagt z. B. in dieser Hinsicht: „Gäbe es keine Ursprünglichkeit der Sprache, keine alte Sprache und keine Entwicklung derselben im Laufe der Zeit, so mangelte uns der Stoff, über die Sprachentwicklung nach-

*) Annaler for Nord. Oldkyndighed, for 1844-45. S. 81.

zudenken, wir könnten nicht etwas Ideelles schaffen, wodurch des Volkes platte und zum Theil verwirrte Sprache zur Schönheit und Harmonie, zu einer Sprache für tiefsinnige und feinfühlende Menschen erhöht wird"*). Abgesehen davon, daß dieser Satz an logischer Unbestimmtheit und Unklarheit im Ausdrucke leidet, so wurden auch die Gesichtspunkte für die Sprachhistorie, Sprachwissenschaft und einen gebildeten Sprachgebrauch verrückt.

Die Sprachhistorie schafft nichts „Ideelles". sie erzählt einfach die Schicksale und Veränderungen der Sprache, so gut es nach den vorhandenen Quellen geht. Ihre Anwendung in solchen individuellen Fällen, wo es z. B. darauf ankommt, den Ursprung der einzelnen Wörter zu erklären, ihre primitive Bedeutung im Verhältniß zu der späteren zu bestimmen, das Unrichtige, Sprachwidrige und Widersinnige im Gebrauch oder der Schreibart eines Wortes nachzuweisen u. s. w., ist ebenso unentbehrlich, als sie hier an ihrer rechten Stelle ist. Die Sprachwissenschaft dringt in den Sprachorganismus und wendet die etymologisch-kritische Forschung dazu an, das Wesen und den Ursprung dieses Organismus zu untersuchen und zu bestimmen und eine vergleichende Sprachphysiologie zuwege zu bringen u. s. w. Aber diese Wissenschaft, die ihrem Stoffe nach empirisch ist, ist in ihrer Ausführung kritisch, gebaut auf die allgemeine Sprachlehre, und hat die Geschichte der Sprachentwicklung gleichsam zur Hülfswissenschaft. Man kann von der Sprachwissenschaft nicht sagen, daß sie „das Ideelle schaffe;" sie wendet eine höhere Forschung und Analyse auf den Sprachbau, auf die Wortbildung, Satzbildung und das übrige organische System in der Sprache an. Sie schafft nicht, so wenig, als der vergleichende Anatom schafft, indem er den tiefsten und geheimsten Organismus des thierischen und vegetativen Lebens aufdeckt. Er erbaut und erweitert nur seine Wissenschaft von den Kräften und Aeußerungen des Lebens, von den Gesetzen, nach welchen die Natur schafft.

In der Sprachwelt ist es der Sprachgebrauch, der nach Gesetzen schafft und bildet, denen er mit historischer Nothwendigkeit folgt, ohne daß er sich im Augenblicke der Anwendung derselben bewußt ist, — nach Regeln, welche im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen unterworfen sind: diese Veränderungen werden aber unmerklich aufgenommen und zwar mit einer Nothwendigkeit, die im Gang der Historie liegt. Man sieht in ihnen das entwickelnde Princip, die bildende Kraft, die in den verschiedenen Sprachen nach ziemlich gleichen Bedingungen vorwärts zu gehen scheint, obgleich es zum großen Theil die äußeren Verhältnisse sind, die das Schicksal der Sprache bestimmen**). Welcher Art aber dieses Schicksal und jene Bedingungen sein mögen — nie hat man bis jetzt eine Sprache Rückschritte machen, eine veraltete, abgelegte Gestalt wieder annehmen, oder eine verjüngende

*) Annaler for Nord. Oldkynd. a. a. O. S. 59. 60.

**) Auch die Entwicklung der Sprache wird, so scheint es, gleich der der Menschen, durch Schicksal viel mehr, als Anlagen bestimmt. Ein vielfacher Gebrauch

Kraft in ausgetrockneten Quellen suchen sehen. — Dies muß man jedoch in seiner richtigen Bedeutung verstehen, wenn man nicht vorsätzlich dem Verfasser unterschieben will, was ihm nie in den Sinn kommen wird. Jeder, der historische Sprachkenntniß besitzt, weiß auch wohl, welche Beschaffenheit es mit den versiegten Quellen einer Sprache hat, und der, welcher Sprachtakt und stylistisches Geschick besitzt, weiß nicht minder, wo die Lebensgrenze in den Alterthumsresten einer Sprache ist und welcher Stoff der Historie und Alterthumsforschung der Sprache überliefert ist, eben damit auch jenseits dieser Grenze liegt. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich viel dänischer Wortstoff in dem veralteten Schriftgebrauch unserer Sprache, ja sogar in den Dialekten des Volkes und der isländischen Sprache findet, der in der Dichtersprache und dem Prosastyl noch bei uns verjüngt werden kann. Aber jede solche Bereicherung läßt sich nicht mit Macht oder auf den Befehl isländischer Sprachgelehrten dem dänischen Styl und dem gebildeten Gebrauch des 19. Jahrhunderts aufzwingen. Man muß bei solchen Gelegenheiten sich immer erinnern, daß diese Bildung vom Dichter, Redner, Stylisten und der veredelten Umgangssprache ausgeht, oder mit anderen Worten: daß es eine Sprachkunst gibt, welche wie jede andre Kunst ihre Idealität, ihre Schönheitsgesetze, ihre Erkenntniß des feineren Taktes und Geschmackes hat. Es hilft nichts, wenn man uns sagt: dies oder jenes Wort ist „ächtes Spracherz, hervorgeholt aus des Volkes Schooß, aus den besten Gruben, welche die Väter befuhren.“ Wenn unser Geschlecht sich nicht zu solchen Worten bekennen will, weil es vor allem — die Sprache bei jedem dänischen Schriftsteller, der mit ihm redet, verstehen will, — wenn unsere Redner, Dichter und Stylisten sie deshalb nicht brauchen: so muß man nicht sogleich mit Erbitterung gegen das Volk oder die Stylisten losbrechen, die ein Spracherz nicht brauchen können, das sich nicht schmelzen läßt: „Welch' entartetes, verdorbenes Geschlecht? Welch' ein Volk, abgestumpft für Alles, was es in sich selbst hat und ein Spielball aller fremden Launen*)!“ Dies Geschlecht, das so hart und höhnisch angeredet wird, weiß doch, daß diese Sprache der Väter zuerst gelernt werden muß, ehe man sie verstehen kann oder in Uebersetzungen, wie eine halb fremde, gelesen werden muß; es weiß, daß, wenn es auch keine poetische Licenz, so doch eine historische ist, die Isländer die Väter der jetzigen Dänen zu nennen; es weiß, daß seine gegenwärtige Sprache eine selbstständige, schriftgebildete, in ihrer eignen Literatursphäre unabhängige Sprache ist, welche sich immer zu ihrer alten Verwandtschaft hingezogen fühlen, immer eine bekannte Vorzeitsstimme in der Stammsprache des Nordens und verwandte Stimmen in der Rede der beiden

derselben in allen Beziehungen des Lebens verleiht ihr, dem höher geschätzten, weil besser benutzten Eigenthum ihrer Besitzer, ein gesichertes Dasein und in einem früher entwickelten Sprachgebrauch eine minder veränderliche Regel des Ausdrucks. Ueber die Sprache, S. 194.

*) Fortällinger om Isländerees Färd, udgivne at det Nord. Oldskriftselskab. IV, S. 330.

Brudervölker hören wird; aber dieses Geschlecht weiß auch, was es selbst gewirkt hat und was es als Erbe seiner eignen, näheren Voreltern besitzt. Es weiß, auf welcher Stufe der Entwicklung und Sprachbildung es steht, es läßt sich eben so wenig der späteren Früchte in der Literatur und lebendigen Rede berauben, als es sich von der früheren dänischen Sprachcultur abwendet, es verschmäht eben so wenig die Ausbeute des 16. und 17. Jahrhunderts, als es sich Holberg und Sneedorf fremd fühlt oder Mallings und Rahbeks Dänisch vergessen hat.

20. Es hat dieses während seiner Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert nicht vergessen. Wohl war diese rasch, gährend, innerlich bewegt und bisweilen verwirrt durch den Zusammenstoß rein entgegengesetzter Meinungen und Grundsätze; äußerlich durch fremde Einflüsse von mehr als einer Seite alterirt. Durchlaufen wir den in vierzig Jahren zurückgelegten Weg, betrachten wir die aufbewahrten Denkmäler, welche die Sprache auf diesem Wege hinterlassen, so darf das Geschlecht, dessen Leben diesen Zeitraum erfüllt hat, nicht bei der Erinnerung erröthen; es war in seinem Sprachkerne weder „entartet", noch „verdorben"; denn wo ist der Kern der Sprache, als in seiner wirklichen Literatur, in der Literatur, welche nicht dem Tage angehört, so wenig als die vergängliche Mode oder die werthlose Fabrikschreiberei, deren Wachsthum oder Abnahme man aber erkennen kann, wenn man am Schlusse einer Reihe von Jahren steht? Oder wo ist dieser Kern als im Worte, das aus dem mit Geist und Redekunst begabten Munde vernommen wird, der einen Werth darauf legt, die Sprache in ihrer Reinheit, Fülle und Schönheit zu gebrauchen? Würde man uns sagen, diese Quelle sei verdorben und die Sprache bei uns zurückgegangen, weil seit einer Reihe von Jahren der deutsche Einfluß auf unsere Sprachentwicklung stärker war, als der isländische: so verriethe man dadurch bloß Mangel an Urtheilskraft oder an kritischer Sprachphilosophie; man verriethe entweder Unwissenheit oder einseitige Parteilichkeit, ohne die Realität und das Recht des Gegenwärtigen zu erkennen und zu achten. Wenn man sagt, und mit Grund behauptet, die Sprache sei mit lateinischen und französischen Wörtern angefüllt, die nur im 16. und 17. Jahrhundert eine dänische Biegung und Endung erhalten und daß ihr am Schlusse des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts mehr deutscher Stoff eingeimpft worden, als wünschenswerth sei, so läugnet man damit auch, daß Holberg, Rahbek, Baggesen, Mynster u. A. dänisch geschrieben, und doch werden sie die Moden und Absonderlichkeiten des Purismus und Skandinavismus überleben. — Wenn man einen der vortrefflichsten Dichter des Nordens als Schöpfer „einer poetischen Sprache rühmt, die man vor ihm im Norden nicht gekannt", so ist dieser sprachhistorische Satz ganz richtig. Aber es ist eben so einseitig, als unhistorisch, wenn man zugleich sagt: „Da wo dieser Dichter glücklich war, hat er auch stets eine unzählige Menge alter Wörter eingeführt, die nun so allgemein sind, daß Niemand Anstand nehmen wird, sich ihrer in der Gestalt zu bedienen, welche mit der jetzigen Schriftsprache übereinstimmt." — Wie seltsam sieht diese Behauptung aus, wenn man sie mit der histori-

schen Wahrheit der Sprache und Poesie vergleicht! — Es ist nichts weniger, als richtig, daß eine Menge in die Sprache eingeführter alter Wörter sich „stets" und überall bei Oehlenschläger zeigen. Dieser Dichter hatte zu viel Genie, um am Gängelband des Veralteten zu gehen. Eine früh schon hervortretende Geistesverwandtschaft führte ihn, als sein Bewußtsein erwachte, mitten in dies nordische Alterthum mit seiner wunderbaren, stählernen, eisglänzenden Romantik; aber dasselbe Genie, das ihm diese Romantik in dänische Poesie übersetzen lehrte, lehrte ihn auch seine dänische Muttersprache in ihren eigenthümlichen Tönen und in der reichsten Fülle angeborener Kraft und Schönheit da kennen, wo kein Ort für alle Worte isländischer Sprachquelle war. Man findet nur ganz geringe Spuren davon im St. Johannisabend, Spiel-Aladdin und mehren von des Dichters früheren und genialsten Schöpfungen. Sollten wir nöthig haben, noch andere neuere Dichter zu nennen, die auf eigenen Sprachbahnen der dänischen Mundart eine früher unbekannte Bildung, Reinheit und Feinheit gegeben und bei welchen weder Geist, noch Form eine isländische, nicht mal altdänische Schule verräth?

Die Poesie, so wenig als die Sprache, richtet sich nach einer Manie und die Islandomanie oder Overomanie kann dies so gut sein, als die Gallomanie. Es wird für den, welcher durch die Gegenwart oder durch die jüngste Vergangenheit eine Ahnung von dem, was die Zukunft bringen wird, empfangen kann, deutlich und klar, daß unsere Muttersprache wohl fürs Erste dem allzu sorglosen und häufigen Uebergang zum Deutschthum im Charakter der Sprachform einen Zaum anlegen muß — jenem Uebergang, welchen sowohl die historischen Verhältnisse der Jahrhunderte als die Verwandtschaft der beiden Sprachen nach Stamm und Cultur leicht und natürlich, für die Bequemen vielleicht zu bequem machte; die dänische Sprache wird deshalb aber nicht in eine veraltete Sprachsphäre zurückgehen oder sich in eine skandinavische umschmelzen lassen. Die dänische Sprache, deren organische Entwicklungskraft noch so rein und jugendlich ist, hat ein anderes und größeres Feld für die Bildung der Sprache und die Kunst der Dichtung vor sich: das europäische. Wie äußerst schwach und unbedeutend war bisher der Einfluß gewesen, welchen die weiche und herrliche südeuropäische Sprache, das Spanische, Provençalische, Italische auf unsere Literatur hatte? — Oder, um uns nach einer andern Seite zu wenden, zu unseren nächsten Sprachverwandten außerhalb des Nordens: wie armselig und beschränkt ist die Bekanntschaft der dänischen Dichter, Historiker und anderer Stylisten oder Redner mit der unerschöpflichen englischen Literatur und wie geringe Wirkung übte im Ganzen der Sprachreichthum, der große Schatz an Prosa und Poesie dieser Nation bisher auf unsere Muttersprache.

Indessen, was will das heißen, wenn wir von der Zukunft träumen, die dieses heilige Eigenthum unseres Volkes, diese letzte Schutzwehr seiner Selbstständigkeit zu reicherer Kraft und höherem Adel fortbilden könnte? — Das Urtheil ist ja gefällt über die Zukunft: „Die dänische Sprache

schreitet ihrem Untergang, ihrer Auflösung entgegen*)!" Ihre Grenzen sind seit der Unionszeit im Norden enger geworden, damals „stellte man in Stockholm dänische Verordnungen**) aus;" nun ist „die dänische Sprache von Schoonen vertrieben und die schwedische Sprache hat sich bis zum Oeresund ausgebreitet" — und „das war ein Wendepunkt." — Auch aus Norwegen ist sie verbannt. „Norwegens Trennung von Dänemark mußte nothwendig auch die Entwicklung einer besonderen norwegischen Schriftsprache im Gefolge haben: das zeigt sich nun bereits nach Verlauf von so kurzer Zeit." Aber — wenn dies auch noch nicht geschehen, so muß es so kommen. „In einem halben Jahrhundert wird die Erfahrung dies darthun; die norwegische Schriftsprache wird sich aus norwegischen Elementen entwickeln und sich damit von dem trennen, was wir jetzt dänisch nennen. Die Absicht ist jedoch nicht, damit irgend einen Tadel über diese Wendung auszusprechen; es nützt nichts, natürliche Ereignisse zu tadeln. Niemand kann es einem Volke verdenken, daß es seine Sprache liebt und sie nach seiner Eigenthümlichkeit zu entwickeln sucht." Im Gegentheil, diese Entwicklung ist gerade zum Nutzen des Ganzen. Die norwegische Sprache, „die beinahe 400 Jahre stumm gewesen", soll nun wieder zum Worte kommen; ihre herrlichen Elemente zu einem nordischen Idiom sollen ans Licht treten und versuchen, wie weit sie sich geltend machen können. Aber, wenn sie dies auch könnten und „die norwegische Sprache sich von der dänischen trennen wird, worüber diese eine offene und freie Erklärung abgegeben" (?), so muß sich doch nicht gerade eine eigene norwegische Sprache bilden; es wird dies nur zur „Entwicklung einer allgemeinen nordischen Schriftsprache beitragen, die des Nordens allgemeinsames Ziel sein muß." Dessen ungeachtet hat Norwegen bereits eine eigene junge Literatur, die der schwedischen gegenüber steht und vielleicht sogar herausfordernd auf diese sieht. Aber mit der Zeit werden sie natürlicher Weise vereinigt, wie sich das Castilische mit dem Catalonischen im Spanischen vereinigte und die Sprachen im Norden und Süden der Loire im Französischen aufgingen u. s. w. ***). Diese Trennung der norwegischen Sprache von der dänischen soll der zweite Wendepunkt im Untergangsproceß der letztern sein. — Der dritte ist der, daß die Sprachgrenze gegen Süden aufgehört hat, das Land liegt offen da; wo die Grenze (zwischen Deutsch und

*) Historiske Fortällinger IV, S. 332.

**) Ein schwacher Beweis von der Ausbreitung der Sprache! — Man stellte auch einmal Verordnungen in Holstein auf Dänisch aus — neben dem deutschen Texte; aber weder vor, noch nach dieser Zeit war die Sprache in Holstein dänisch.

***) Weshalb nicht auch prophetisch gesagt: „wie das Spanische und Portugiesische zu einer dritten, einer Neutralsprache zusammenschmelzen wird!" Das könnte doch eine Art Beweis abgeben, es wäre eine Analogie da: wenn eine Weissagung dieser Art Gesetzeskraft für zwei Nationen hätte. Die oben angeführten Beweise aus dem Mittelalter gelten im neunzehnten Jahrhundert im Norden so viel, als das römische Recht.

Dänisch) sein wird, kann Niemand sagen; aber die deutsche Sprache rückt aufwärts. „Die dänische Sprache, sich selbst überlassen, kann sich in Jütland und einigen kleineren Inseln nicht halten, wenn sich des Continentes mächtige Sprache eindrängt. Im Kampf mit dieser, auf deren Wink sie bereits zu lauschen gelernt, muß sie untergehen.“

21. Es ist dies eine düstere, schlimme Weissagung, aber zugleich ist sie mehr poetisch, als historisch. Wir wollen sie bitten, sich mehr in der Sprachgeschichte und ihren wirklichen Verhältnissen umzusehen, dann dürfen wir auch hoffen, daß sie größeren Muth bekommt. Schon die älteste europäische Sprache, welche eine Literatur hatte, die noch als ein ewiges Muster vor uns steht, widerspricht ihr. Die griechische Sprache hatte auf Kleinasiens Küste einen ungeheuren Continent, die persische Monarchie und die Sprachmacht des Orientes vor sich und sie ging doch nicht unter; sondern gerade von dieser Küste und ihren kleinen griechischen Pflanzstädten ging das unsterbliche, homerische Nationalepos aus und die jonische Sprache wurde die, in welcher die Musen Herodot seine herrliche Geschichte schreiben lehrten. Verloren gegangen sind die früheren griechischen Heldengesänge und Jahrbücher; aber die Kunstwerke der Sprache haben alle Sprachumwälzungen überlebt. Unsere Verhältnisse sind anderer Art. Gutenbergs Kunst wird die ältesten Denkmäler der nordischen Sprache, Islands mythische Gesänge und Sagen für die späteste Zukunft retten; aber damit werden auch unsere dänischen homerischen Gesänge der Zukunft aufbewahrt und „Nordens Guder“ und „Helges Qvad“ und „Balder hiin Gode“ werden als mächtige Pfeiler mit manchen anderen und neueren den Bau unserer Muttersprache gegen den gefürchteten Feind des Südens stützen. Eine Sprache lebt nicht im Worte allein; aber noch weniger hängt ihr Leben vom Gebrauch gewisser Buchstabenzeichen ab oder beruht gar auf einer durch Machtspruch und Kleinigkeitskrämerei hervortretenden Schreibart. Es sind nicht die Buchstaben allein, welche eine Schriftsprache bilden; es ist nicht ein willkürliches Gesetz, das die Schreibart hervorruft; die Sprache lebt nicht in den Sarkophagen der begrabenen Vorzeit, sondern in der jungen und jugendfrischen Rede und Schrift. Die dänische Sprache hat ein solches Leben und in den sich ablösenden Geschlechtern, nicht in den aufbewahrten Mumien und Reliquien wird sich der Sprachstamm wiedergebären. Kann man unsere Literatur ausstreichen, kann man ihre Kunstwerke vernichten, kann man die Classiker der dänischen Prosa begraben, kann man unser Idiom in seiner lebendigen Aeußerung und seinem Fortschritte in Sprachfülle und Veredlung hemmen? Wenn man das kann, so mag man sagen, diese Sprache muß untergehen. Damit hat man auch das Todesurtheil über Dänemarks Volk und Reich ausgesprochen. Aber wir haben noch keine Furcht vor einem solchen Untergang. Wir wissen, daß die griechische Sprache nicht allein der Macht des Orientes und Persiens, die sich Griechenland unterwerfen mußten, widerstand, sondern sogar den Ueberwindern von Griechenland, dem römischen Kolosse, gewiß einer furchtbareren Macht, als das Deutschthum, das man uns als Todfeind gegenüberstellt. Was ist dieses Deutschthum aber Anderes, als

ein großer und reicher Nachbarfluß, aus dem wir geschöpft haben — einmal vielleicht allzu reichlich — aber ohne daß er uns hätte überschwemmen oder gar fortspülen können.

Wenn man nun bange hat, dies möchte geschehen, und bereits glaubt, die Fluth jeden Damm der Eigenthümlichkeit unserer Sprache durchbrechen zu sehen: so findet man in der Verdeutschung der Sprache mehr, was man finden will, als was wirklich ist. Man sagt: „Nun gerade ist die Gefahr vorhanden; früher war sie geringer oder es gab gar keine solche.“ Wir sagen dagegen: gerade jetzt ist die Gefahr am geringsten, da wir sie kennen, da wir einsehen und wissen, woher sie droht und wo ihre Wirkung am größten und schädlichsten ist. Das tiefere Eindringen des Germanismus in unseren gegenwärtigen Sprachgebrauch ist bei sorgfältigen, sprachgebildeten Schriftstellern gar nicht möglich. Das beste und kräftigste Mittel gegen Verdeutschung liegt nicht im isländischen Sprachstudium, sondern in einem erweiterten und ernstlichen Studium der romanischen Sprache und des uns so nahe liegenden Sprachschatzes der englischen Literatur. Im Uebrigen ist trotz alles Deutschthums die dänische Grammatik und der dänische Sprachorganismus überhaupt, seit unsere Muttersprache eine Schriftbildung kennt, eben so wenig durch das Deutsche, als durch irgend einen andern Spracheinfluß verändert worden. Hierüber sowohl, als über die verschiedene Biegung der Sprache sind wir oftmals von Rask, von Petersen und dem Aufsatz: „om Forholdet imellem Dansk og Nabo sprogene“ belehrt worden. Wir haben weder Biegungsprincipien, noch Endungen, ja nicht mal Vorsilben aus dem Deutschen aufgenommen, mit Ausnahme derer, welche bei uns schon im 15. und 16. Jahrhundert Eingang gefunden. Die Zahl dieser Wörter mit der Vorsilbe Be hat im 18. und 19. Jahrhundert bedeutend zugenommen, dann trat aber eine Stagnation ein; manche dem Deutschen ähnliche Worte sind ausgerottet und verschwinden aus dem Gebrauch; und in unseren Tagen spricht ein dänisches Ohr die Vorsilbe kaum mehr in den wenigen Worten, in welchen sie sich eingedrängt. Die Germanismen unserer Zeit sind mehr stylistische oder bestehen in deutschen Redewendungen, in der Ausdrucksweise, in übersetzten Worten, welche man sich geradezu zu benutzen erlaubt. Das beste Gegengewicht wäre, wenn sich unsere Dichter und Stylisten bemühen wollten, sich der entgegengesetzten Seite zuzuwenden, und sich eines ernstlichen Studiums der romanischen Sprachen und ihrer Literaturen befleißigten. Gerade der fremde Sprachorganismus würde uns weniger gefährlich sein und der reichere Schatz würde befruchtender und wohlthätiger wirken.

Ein großer Theil jener germanischen Elemente ist indeß nichts Neues, ein nicht geringerer Theil des Neueren war lange schon in dem Grade gemeinschaftliches Eigenthum beider Sprachen, daß er nicht entbehrt werden kann; Vieles von dem Neuesten und für ein dänisches Ohr Unleidliches, gehört weit weniger dem allgemeinen Sprachgebrauche an, als vielmehr der Gleichgültigkeit einzelner Schriftsteller gegen Sprachreinheit, der Fahrlässigkeit und Sprachverwirrung der Hauptstadt und einem dänischen Sprach-

unterrichte, der mehr auf eine gekünstelte Formenlehre, oder eine analogische, falsche und undänische Orthographie, als auf eine praktische Sprachbildung und Vertrautheit mit dem dänischen Sprachgebrauch gebaut ist, da die meisten Lehrer der Muttersprache diese Vertrautheit selbst nicht besitzen. Es gehört ja mit zum Geiste der gegenwärtigen Zeit, daß auch der Begriff der Sprachfreiheit nahe mit dem der Gesetzlosigkeit zusammenfällt. — Man findet die stärksten Declamatoren gegen die Germanisirung der Sprache und für die Verschmelzung zu einer skandinavischen Neutralsprache unter denen, welche selbst der schrankenlosesten Freiheit in der Uebertretung der Gesetze des Sprach- und Schreibgebrauches huldigen; und was ist der Germanismus in der Sprache Anderes als die Uebertretung des dänischen Sprachgebrauchs? — Aber wo sollen wir wissenschaftliche Wahrung und Schutz für unsere Sprache suchen, wenn sogar einer der gelehrtesten Sprachforscher des Nordens vorschlägt, unseren Sprach- und Schreibgebrauch einem Theil seiner organischen Formen nach aufzuopfern, um die beiden Spracharten und Schriftsprachen des Nordens zusammenzuschmelzen?

22. Wir kommen hier zuletzt auf das Mittel zu sprechen, das man in neuester Zeit als das einzige aufgestellt, die dänische Sprache vor dem Tode, der das Ende ihrer Auszehrung sein sollte, zu retten. Es ist ein heroisches, radicales Mittel, nämlich die Auflösung der Sprache. Sie soll sich nach und nach selbst aufopfern, um nicht das Opfer künftiger Zeiten zu werden. Der Tod selbst, meint man, wäre ein geringeres Unglück, als die Furcht vor dem Tode. — Welcher Art ist denn aber der Zustand unserer Sprache, die Stellung unserer Nationalliteratur? Haben beide schon ihre alexandrinische, oder gar ihre byzantinische Periode erreicht? Ist Mark und Blut vertrocknet, sind Geist und Lebenskraft in einem lebendigen Idiom erstorben, dessen Schriftsprache vor einem halben Jahrhundert noch auf dem Uebergang von der Jugend zum ersten Mannesalter stand? Was bedeutet die hohe Achtung, die man für den dänischen Anders Vedel und Thomas Kingo, für Ludwig Holberg und Adam Oehlenschläger zur Schau trägt? Was bedeutet es, daß Holberg noch nach 130 Jahren lebendig, original und sprachvertraut mit uns geht und steht? — Daß Sneedorfs, Schyttes, Bastholms, Rahbeks, Baggesens, Mynsters, Heibergs und mehre andere Namen bereits nach zwei Generationen eine klassische Bedeutung gewonnen und zwar eben durch jene Schriften, welche die neuere dänische Prosa begründeten? Was bedeutet es, daß diese Dichtersprache Jahr für Jahr an Fülle und Kraft durch einen neuen Zwillingsstamm zunimmt, welcher unter neuen historischen Verhältnissen in Norwegens Literatur freudig und üppig emporschießt? Ist die poetische Lebenskraft einer Sprache schon nach einem Menschenalter oder seit der Zeit verdorben, da Oehlenschläger den alten Stoff aufnahm, und ihm durch seinen Geist junge Lebenskraft zu geben wußte, so daß sich durch ihn und nach ihm auch in andern Sphären eine poetische Sprache entwickelte, wie man sie nie zuvor in Dänemark gekannt hatte*)? Ist das ein Symptom der Lebensgefahr für

*) Annaler for Oldkyndighed. 1844-1845. S. 66.

unsere Muttersprache oder des bevorstehenden Untergangs durch das Deutschthum, daß man gerade in den letzten Jahren die dänische Sprache in England und Deutschland zu studiren begann, daß man dänische Dichterwerke in das Englische und Französische übersetzt, daß man an einer deutschen Universität Vorlesungen über Holbergische Sprachwerke hält und daß einer der bedeutendsten Literarhistoriker dieses Landes die Holbergische Komödie in ihr wahres Verhältniß zur Dramatik des 18. Jahrhunderts zu setzen sucht? Oder — was noch wichtiger und mehr besagen will — ist das ein Zeichen des nahen Absterbens unserer Sprache, daß unsere genialen Dichter endlich verschmähen, neben der eignen in einer fremden Sprache und für eine fremde Literatur zu schreiben? — Endlich, was bedeutet das, daß in unserem Zeitalter die dänische Sprache im Staats- und im öffentlichen Leben wieder zu vollem Ansehen gelangt ist? daß sie, wie vor 200 Jahren, am dänischen Hofe die erste Rolle spielt, dem Sprachunterricht der Jugend zu Grunde gelegt wird und mit unter den ersten Prüfungsfächern zur Aufnahme unter die Zahl der akademischen Bürger steht?

Wir möchten zu allen diesen Fragen nur noch die eine fügen: hat nicht auch das Werth und Bedeutung für die selbstständige Lebenskraft und Dauer der dänischen Sprache, daß sie sich in einer kurzen Reihe von Jahren mit einer Raschheit und Sicherheit, die den Fremden staunen macht, zur Sphäre politischer Verhandlungen, zum Ständesaal und zur öffentlichen Tribüne einen Weg gebahnt, der zwar nicht immer der gerade und richtige ist, aber doch immerhin eine merkwürdige Bildungskraft und Entwicklungsfähigkeit offenbart? — Wir könnten zu dieser Frage noch manche andere fügen, wenn wir eine Antwort darauf erwarten dürften. Aber man wird nicht antworten, wo man im Voraus widerlegt zu haben glaubt. Wir wollen deshalb, um Zeit und Raum nicht durch Fragen zu verlieren, noch einen Augenblick die Beweise für den nahen Untergang unserer Sprache betrachten und dann zu den vorgeschlagenen Rettungsmitteln übergehen.

Die Beweise sind theils sprachhistorische, theils prophetische; von den erstern sind einige bereits in ihrer Schwäche, Grundlosigkeit und Widerspruchsfülle nachgewiesen. Daran mögen sich noch folgende Bemerkungen und weitere Entwicklungen schließen, die freilich den Gegenstand nicht völlig erschöpfen. Die Menge von unkritischen und unhistorischen Voraussetzungen und Behauptungen, welche man in dieser Sache für Beweise gelten lassen soll, ist dazu zu groß. Wir halten uns deshalb an zwei Hauptpunkte: 1) daß die dänische Sprache nicht mehr die Bedingung für eine selbstständige Gegenwart in sich trage, da sie „bereits halb germanisirt sei" und nicht hoffen dürfe, daß eingeborene Schriftsteller, die eine Ehre darein setzen, eben so sehr deutsche Schriftsteller zu sein, als dänische, ihr Leben einem Volke aufopfern werden, bei welchem sie nur wenig oder keine Anerkennung zu erwarten haben. — Und diese Schriftsteller sind selbst nichts Anderes als Sprachverderber, die das Idiom mißhandeln, in welchem sie schreiben, und die dänische Literatur in solchen Verfall gebracht haben, daß keine andere Rettung mehr zu hoffen ist, als daß die letzte, klägliche Periode

dieser Literatur durch die unwiderstehliche Macht der Zeit ihrem Ende entgegengeht und daß mit der Sprachumwandlung und dem Uebergang zu einer neuen, für den ganzen Norden gemeinschaftlichen, Schriftsprache eine bessere sie ablösen werde*).

Wenn eine solche Schilderung des gegenwärtigen Zustandes unserer Sprache und Literatur weniger die Wirkung einer krankhaften Ueberspannung der Phantasie und nicht ein Phantom wäre, das aus der einseitigen Huldigung, die man der Sprach- und Schriftform des Alterthums widmet, und aus der subjectiven Abneigung gegen alle neuere Sprachbildung entspringt; so müßten wir der Ansicht durchaus Recht geben, daß ein solches Sprachverderben, eine solche Erniedrigung und Armuth der Literatur die dänische Sprache und mit ihr die dänische Nation zur Auflösung führen werde. Aber es gibt eine sehende Blindheit, welche weder Heilung will, noch geheilt werden kann, — es gibt ein Vorurtheil und eine Einseitigkeit, die man ihren eigenen Illusionen überlassen muß. Jede, bis zu diesem Grade phantastische Uebertreibung trägt ihre Widerlegung in sich selbst. Auch kann hier nicht die Rede davon sein, eine solche Behauptung als verletzend und kränkend für die Nation zu charakterisiren, in deren eigener Sprache sie ausgesprochen wird; denn die Schriftsteller, welche sich selbst einer Sprachform bedienen, die sie als entartet, verdorben, „halb germanisirt" schildern, — die Schriftsteller, welche selbst einer Literatur angehören, die in ihren Augen so erbärmlich, so tief gesunken ist, gehören ja auch zu jenem Geschlecht, das in dem Regengusse sich behaglich fühlte. Sie haben Theil an der Cultur dieser Nation genommen; sie schreiben in seiner Sprache, sie haben es noch nicht dazu gebracht, entweder der isländischen oder schwedischen oder einer neuen skandinavischen Sprache, statt der so bitter verhöhnten dänischen, sich zu bedienen. Sie schreiben das Dänische zwar bisweilen mit etwas verschiedenen Zeichen, mit einer anderen Buchstabenschrift; im Ganzen ist es aber für den Einzelnen ein ganz unschuldiger Gebrauch von der Schreibfreiheit, von der jedes Land von Zeit zu Zeit seine Beispiele hat. Greifen sie also auch noch so stark die Sprache und Literatur ein, in deren Gegenwart und Leben ihr eigenes Dasein sich bewegt: so beweisen sie mittelbar dadurch auch, daß sie es nicht so schlimm meinen können, als der Ausdruck ihrer Worte lautet.

23. Diese dänische Sprache — die Sprache, welche gebildet in Rede und Schrift dem dänischen Volke in der Mitte des 19. Jahrhunderts angehört und welche Norwegens Redner und Schriftsteller so rein und ächt gebrauchen, als es der Geschmack, die Sprachbildung und der kritische Takt bei einem Volke mit sich bringt, das weder sein gebildetes Idiom, noch seine Literatur von der dänischen getrennt hat — diese Sprache soll, um der drohenden Auflösung zu entgehen, sich selbst in ihrem organischen Wesen auflösen; um später Stoff und Form zu einer neuen allgemei-

---

*) Annaler for Oldkyndighed. l. c. S. 144.

nen oder skandinavischen Sprache zu leihen, soll sie als dänische Sprache untergehen. Das Mittel dazu soll sein, so viel als möglich von den eigenthümlichen, dänischen, grammatischen Formen, Beugungen und Endungen aufzugeben, welche sie noch von der schwedischen Sprache trennen, aber auch diese soll gleicherweise einige von ihren Formen in der Schriftsprache abschleifen und umbilden, um auf diese Weise der dänischen Sprache entgegen zu kommen. Dadurch soll eine neue Gemeinsprache entstehen, an welcher Norwegen, wenn es will, Theil nehmen mag; diese neue nordische Literatur, von Oehlenschläger an gerechnet, wird ihre Geltung haben, bis ein neuer Oehlenschläger ersteht.

Was nun das Letztere betrifft, so fällt von selbst in die Augen, wie sehr es gegen unser Sprachwesen und unsere Sprachhistorie stritte, wollte man den Nestor und Meister unserer gegenwärtigen Poesie zum Gründer der jetztzeitigen dänischen Schriftsprache oder des Styls und der Sprachform des 18. und 19. Jahrhunderts machen. Es ist nachgewiesen oder theilweise schon vorausgesetzt, als keines Beweises bedürfend, daß, so lange es eine lebende Literatur in Dänemark gibt, sie auch die Sprache, welche ihr Organ ist, in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, gebaut auf den dänischen Sprachgebrauch, haben und behalten muß. So lange das dänische Volk und das dänische Reich existirt und existiren wird, so lange muß auch die dänische Sprache ihre Geltung behalten. Schmelzen einmal die drei Völkerstämme des Nordens zusammen, dann braucht es keinen Vorschlag mehr zu einer durch Kunst und gegenseitige Concessionen zu bildenden Mittelsprache und einer nur in der Einbildung möglichen neutralen Schriftsprache, die weder dänisch, noch schwedisch wäre. Beide Sprachen, wie sie jetzt sind und die Sprachbildung sie geformt hat, müssen in allen ihren feinen Eigenthümlichkeiten, in ihren leichten Schattirungen, wie in ihren ausgesprochenen und persönlichen Eigenthümlichkeiten — jede für sich bestehen, so lange die dänische und schwedische Nation zwei Volkseinheiten bilden. Eine neue Schriftsprache, eine veredelte und stehende Sprachform bildet sich nicht in unserer Zeit aus mehren, wie sich jede einzelne in einer roheren Vorzeit aus mehren Dialekten gebildet hat. Die, welche eine solche Ungereimtheit behaupten, sind genöthigt, im selben Augenblicke ihrer eigenen Behauptung zu widersprechen *). Wenn unsere Gegner ferner, um ihre Idee von der Nothwendigkeit einer Sprachumwälzung und einer gemeinschaftlichen skandi-

*) Wie Jütisch, Seeländisch und Schoonisch, die wiederum ihre Unterdialekte hatten, sich in einer gemeinschaftlichen dänischen Schriftsprache sammeln konnten, so muß auch Dänisch, Norwegisch und Schwedisch, als Dialekte einer und derselben Sprache in einer allgemeinen nordischen Schriftsprache vereinigt werden (Annaler for Nord. Oldkynd. a. a. O. S. 115). Aber „offenbar ist diese letzte Aufgabe schwieriger, als die erstere." Gewiß! sie ist nicht allein schwieriger, sie ist unmöglich. Dänisch und Schwedisch sind eben so wenig Dialekte, als Portugiesisch und Spanisch; es sind zwei Sprachen, mit zwei entwickelten Literaturen. Eine neue gemeinschaftliche Schriftsprache, mit zwei Mundarten und einer doppelten Literatur ist eine Fiction, welche einer ausschweifenden Phantasie, aber nicht der Sprachwissenschaft und Historie entstammt.

navischen Sprachfabrikation zu bekräftigen, das Schwedische als noch weiter zurück in der Entwicklung und „auf natürlichem Wege seiner Auflösung entgegen gehend" schildern, so können wir doch ein solches Argument, um uns den Uebergang und die Annäherung zu dieser sich auflösenden Sprache anzuempfehlen, nicht anders als höchst schwach finden, überlassen jedoch schwedischen Sprachkennern und Stylisten, das Wahre an dieser Behauptung zu untersuchen. Dagegen müssen wir nochmals gegen die oft vorgebrachte Appellation an Sneedorf Protest einlegen. Der im Jahre 1761 von ihm hingeworfene Gedanke, eine dänisch-schwedische Sprachvereinigung würde höchst wünschenswerth und nützlich sein, — dieser Gedanke kam von einem Manne, der zwar ein geistvoller, denkender und aufgeklärter praktischer Philosoph war, viel Sprachkunde, Geschmackbildung und Sprachkunst besaß, aber der Sprachgelehrsamkeit gänzlich entbehrte. Sich auf seine Autorität, als auf die eines Sprachkenners und Sprachreformators, bezüglich einer nordischen Sprachreinigung berufen, heißt den Beweis gegen sich selbst führen. Es war Sneedorf so wenig um das nordische Sprachelement zu thun, daß er die skandinavische Verschmelzung nur als einen Nothbehelf betrachtete, „da wir in Dänemark nun nicht mehr dazu kommen können, Hochdeutsch zu sprechen*)."

Aber die hier berührten Widersprüche sind nicht mal die einzigen und größten, die man bei denen nachweisen kann, welche am lautesten von der Entartung und dem bevorstehenden Untergang der dänischen Sprache, von der Armuth der Neuzeit und der Herrlichkeit der Vergangenheit sprechen, zu welch' letzterer wieder zurückgekehrt werden müsse. Bei diesen Danophagen liegt (bezüglich der lebendigen Sprache) noch ein recht gründlicher Widerspruch in ihrer Berufung auf die unwiderstehliche Macht der Zeit, deren rollendes Rad jeden Widerstand der Gegenwart vernichtet und damit auch den Wurm zermalmt, der am Wege liegt und weder vor noch zurück kann. Am beklagenswerthesten sind, zum mindesten in der Orthographie, diejenigen, welche bald vor- bald zurückkriechen; denn ihr Fortschritt ist eigentlich der langsamste. — Aber es ist ja die Macht der Zeit, welche uns das Neue bringen soll, und das Neue ist es, dem sich die armen dänischen Würmer widersetzen wollen, oder in dessen Spur sie weder vorwärts gehen können noch wollen. Im Eifer für die Sache übersieht man, daß es gerade das Neue ist, in welchem wir Alle leben, daß es gerade die Zeit ist, die uns vorwärts geführt hat; daß die neuere Sprachentwicklung es ist, welche uns die Geschichte gegeben und die man jetzt wieder zu älteren Formen und Elementen in Stoff, Wortbeugung, Styl und Schreibgebrauch zurückführen will. — „Ja, das Aeltere muß und soll das Neue und Neueste werden!" — Gut! sagen wir; wenn die Zeit kommt und die historische Nothwendigkeit es gebietet.

*) „Bei der Religionsveränderung wäre es vielleicht eben so unschwer gewesen, das Hochdeutsche hier zu Lande einzuführen, als in Niedersachsen, — aber da dies nicht mehr möglich ist, so wünschte ich zur Ehre der nordischen Nationen u. s. w." Sneedorfs patr. Tilskuer. 1. Bd., S. 281.

Wenn das dänische Volk aufhört, eine eigene Nation zu sein, dann hört von selbst auch eine eigene Sprache, eine eigene Literatur auf. Aber so lange wollen wir uns mit aller Macht gegen germanische und isländische Spracheinflüsse wehren, — nicht aber gegen den Geist beider Völker oder gegen ihren edlen Sprachkern und Sprachschatz, so weit er uns zu Gute kommen oder, was uns eigen ist, bilden und veredlen kann; wir wehren uns nur gegen den Sprachzwang, welcher unsere gebildete Sprache zur Rohheit des Barbarismus zurückführen und für veraltet ausgeben möchte — oder mit neudeutschen und altnordischen Machtsprüchen aufträte. Eben so wenig können wir uns darauf einlassen, das Schwedische zu danisiren oder das Dänische zu schwedisiren. Wenn wir es auch wollten, es wäre vergebens; denn wir könnten es nicht. Die schwedische Sprache hat ihre selbstständige Literatur in Poesie und Prosa, ihre eigene grammatische und stylistische Entwicklung, ihre eigene Schätzung des Sprachgebrauchs und der Sprachgesetze, sowie der klassischen Reinheit und Eleganz bei älteren und neueren vorzüglich geachteten Schriftstellern. Wie sollten wir nun zu der Einbildung kommen, daß ein Volk, das der Zahl nach größer, als das dänische und norwegische zusammen ist, sich seiner Eigenthümlichkeit und Nationalität in Sprache und Literatur entschlagen — mit anderen Worten beide aufheben und vernichten werde, weil die historischen Bedingungen der Sprache und des Landes eine Aehnlichkeit zwischen der dänischen und schwedischen Sprache herbeigeführt haben, in deren feinerer Verschiedenheit gerade das geistige Gepräge der Nationen und beider Literaturen sich ausspricht? Ein geistreicher Sprachkenner, welcher zwar selbst der Ansicht ist, daß Dänisch und Schwedisch nur Dialekte einer Sprache seien, hat dasselbe ausgesprochen; und wir schließen mit seinen Worten: „Wir dürfen uns nicht durch eine leere Hoffnung täuschen lassen, daß man auf diesem Wege (nämlich entweder durch absurde Versuche, die Sprachen zurückzuschrauben, oder durch größere Bekanntschaft mit der Literatur des andern Volkes) zu einer gemeinsamen nordischen Sprache kommen werde; denn, haben sich die Dialekte einsam in dem Grade neben einander entwickelt, so werden sie erst zusammenschmelzen, wenn ein äußerlicher, gewaltsamer Druck die Völkerstämme zwingt, sich recht innig an einander anzuschließen — oder wenn die Stämme, einer Herrschaft unterworfen, ihre Selbstständigkeit verlieren und sich dann der am reinsten entwickelte Dialekt geltend macht. Die Sprachentwicklung wird das dänische Volk zu erreichen streben, so lange es sich seiner selbst und seiner Freiheit bewußt ist und so lange es die Kraft hat, diese zu vertheidigen." —

Englische Mundarten.

Die Theilnahme, welcher sich bei vielen Lesern des Archivs die Aufsätze über englische Mundarten von unserm leider so früh gestorbenen, hochgeschätzten Mitarbeiter Dr. Fiedler (Siehe Bd. V, S. 372) erfreut haben, rechtfertigt wohl den Versuch, eine Fortsetzung jener Untersuchungen anzustellen, und wir lassen hier deshalb eine Behandlung des Mundartlichen folgen von

Devonshire.

Bei dem bedeutenden Umfange dieser Grafschaft ist es nicht zu verwundern, wenn innerhalb derselben selbst schon nicht unbedeutende mundartliche Verschiedenheiten vorkommen; leider ist indessen zur Erforschung dieser Verschiedenheiten noch wenig gethan und höchstens von einem Theile Devonshire's, der Gegend von Exmoor, sind Sprachproben vorhanden. Die wichtigsten Quellen über die Mundart von Devonshire sind:

A Devonshire Dialogue in four parts; to which is added a glossary for the most part by the late Rev. John Philipps, of Membury, Devon. Edited by Mrs. Gwatkin 12. 91 S. Lond. 1839. Die Verfasserin dieser Gespräche ist Mrs. Ann Palmer, die Schwester von Sir Joshua Reynolds. Eine frühere Ausgabe mit Glossar von Mr. Palmer erschien 1837; die zweite in wesentlich anderer Gestalt ist von der Tochter nach den Handschriften der Mrs. Palmer besorgt. Die Sprache in den Gesprächen ist zu ungleichmäßig und kommt bald mehr, bald weniger dem schriftmäßigen Englisch nahe; die Schreibart schwankt sehr oft und läßt nicht immer mit Sicherheit auf die Aussprache schließen; doch ergänzen die verwandten Mundarten leicht das Fehlende. Der Inhalt der Gespräche ist hier gleichgültig; das beigefügte Glossar aber ist mit der äußersten Sorglosigkeit gearbeitet und zeigt deutliche Spuren, daß der Vf. desselben weit entfernt war, die Mundarten zu verstehen.

The royal visit to Exeter, a poetical epistle by John Ploughshare, a farmer of Morton Hampstead, in the county of Devon

(by Peter Pindar). Works of Peter Pindar (Dr. John Wolcott) Lond. 1812, vol. III, p. 465 — 483. Satire auf den König Georg III.

An Exmoor scolding in the propriety and decency of Exmoor language, between two sisters, Wilmot Moreman and Thomasin Moreman, as they were spinning, also an Exmoor courtship. A new edition with notes and a glossary explaining uncouth expressions and int rpreting barbarous words and phrases. London, Russel Smith 1839. 8. VIII u. 57 S. Ein unveränderter Abdruck der von Andrew Brice besorgten Ausgabe, der besten dieses vielfach aufgelegten Büchleins. Der Verfasser derselben war Peter Lock, ein wandernder Fiedler, der um 1725 starb; ein Geistlicher schrieb sie aus seinem Munde auf. Das Glossar ist erst in der Ausgabe von 1771, der achten, hinzugefügt; auch die Schreibart ist dort völlig umgeändert. — Die Gespräche im Exmoor scolding sind wirklich volksthümlich; gemein, oft zu gemein, aber aus dem Leben gegriffen; eine recht ansehnliche Sammlung von Schimpfwörtern läßt sich aus denselben zusammenstellen. Das Glossar ist unvollständig, die Erläuterungen vielfach unrichtig. Weit richtiger ist Halliwells Dictionary of archaisms and provincialisms. L. 1847. 2 Bde.

Die Mundart von Devonshire stimmt vielfach mit der von Somerset überein; auch in ihr haben wir den steten Uebergang des s zu z und des f zu v. Die Behandlung der Konsonanten r und y ist ebenfalls zum großen Theile dieselbe.

Vokale. a. Kurzes a steht häufig für ŏ und ĕ: trat (trot), drap (drop), stap (stop); thare, 'an (then), whan (when), agan (again); seltener für andere Laute: tha (they), chacks (cheeks), fath (faith). Langes a (ê) für ô: bane (bone), drane (drone), clathing (clothing); auch becaze statt because; selten das breite niederdeutsche a statt des reinen: vauther st. father.

e. Kurzes e steht ungemein häufig für agſ. und engl. ı: theng (thing), thenk (think), theck (thick), ded (did), zet (sit), zex (six), perty (pretty), zester (sister), zeck (sick), rex, engl. rush, agſ. risc u. ſ. w. — jest (just), gert (great), ner (nor), bet (but).

ê. wey (with), tey (tea).

ı. git (get), zim (seem); zitch (such).

î. meend (mind), heend (hind), leek (like), lee (lie), deeve (deaf), eend (end), Measter (Master).

ei. hire (hear).

o. hond (hand), hollowin (hallowing), oll (all); olways (always); twonty (twenty).

û. thoose (those).

ea wird häufig zum Doppellaut: mé-an (mean), lé-ave, le-ast, lé-ape, mé-at; das akzentuirte e hat dann den Laut ê. Auch sonst kommen Spaltungen einfacher Laute vor, z. B. mó-ather (mother).

ou häufig für ô: ould (old), tould (told).

Konsonanten. Der Uebergang von s zu z und von f zu v ist in Devonshire ebenso durchgängig, als in Somerset. Auch d für th ist nicht selten, obwohl seltener als in Somerset: droat (throat), farden (farthing), drowd (threw), drekstool (threshold). Das r tritt häufiger als in Somerset unorganisch ein, namentlich an Stelle erstorbener Kehllaute: cort (caught), bort (bought), nort (nought), merty (mighty), neart (night), merst (mightst), zeert (sight), reert (right), leert (light), bleibt aber an seiner eigentlichen Stelle viel fester als in Somerset; nur hosses st. horses, coander st. corner, gess st. arse u. e. a. finden sich. An Versetzungen des r ist auch hier kein Mangel. Das Vorschieben eines y vor Vokale endlich findet sich auch in Devonshire wie in Somerset: disyease (disease), yess (arse), years (ears), yead (head), yearm (arm).

Formenlehre und Wortbildung.

Ebenfalls vielfach mit Somerset übereinstimmend.

Hauptwort. Mehrheitsformen auf en: neighbourhooden, cheesen; kee = cows agſ. cŷ. — Eigenthümliche Bildungen: blunk, sagt Funke, ablautend von blinken; blooth, Blüte, agſ. kein blôdh, sondern blôsma, engl. blossom.

Eigenschaftswort. Die doppelte Steigerung, die schon bei Shakespeare häufig vorkommt, den östlichen Mundarten Englands aber vorzugsweise eigenthümlich ist, kommt hier ebenfalls vor: more humbler. — leet oder lit für little, bei Chaucer lyte, agſ. lyt, lyte. leet rather = a little while ago; handifast unser handfest, mit Bindevokal; lief, gern unser lieb, agſ. leof, bei Chaucer lefe.

Fürwort. Persönliches: 1 sing. Es, ees, I, in Zusammenziehungen ch, z. B. chell (I shall), chudent (I should not), cham

(I am), chave (I have), chont (I wont), chad (I had), chawr (I were). Um diese Formen zu verstehen, muß man sich erinnern, daß engl. I aus agſ. ic, altengl. ich, iche hervorgegangen ist; die Schriftsprache hat den Konsonanten, die Mundart den Vokal fallen lassen. Accus. ma (me). Plur. us nom. und acc. wir und uns.

2. Perf. sing. Nom. und Acc. thee nachdrücklich, sonst tha. Mehrheit ya, ye, Nom. u. Acc.

3. Perf. sing. masc. a nom. he acc. gewöhnlicher en, namentlich in Zusammenziehungen. Fem. her nom. u. acc. Daneben obwohl seltener und mehr der Mundart von Cornwall eigen, che für nom. und acc., neutr. et, Plur. acc. min und mun.

Besitzanzeigendes Fürwort. Hes his; hare her; yer your.

Hinzeigendes Fürwort: theeze = this, theck und thekee (thecka) = that; daneben thate; theeze theng and theky = this and that thing; thate ist auch bezügliches Fürwort, theck und thecky nicht.

Zeitwort. Die 3. Perf. Praes. hat noch das ursprüngliche th. Der Infinitiv erhält wie in Somerset gewöhnlich ein y angehängt, dem Partizipium dagegen tritt a, das deutsche ge vor: arede gelesen = read. — Viele starke Zeitwörter bilden hier wie in Somerset die Vergangenheit schwach: zwear'd statt swore, zud statt saw, drawd statt drew, drade statt threw, gid statt gave, seltener das Partizipium dood statt done. — Von starken Formen sind zu merken brist und bost, engl. burst, Mittelwort borst: ping stoßen, Vergangenheit pung. — To be, Cham, I bant = I am not; we be, we bant = we are not; a es = he is.

Umstandswort. Das engl. then trennt sich in zwei Wörter, thoa, unser da, das sich auf die Vergangenheit bezieht, und than, das sich auf die Zukunft bezieht.

The royal visit to Exeter by John Ploughshare (Peter Pindar).

Part. 1.

1. I promised thee, dear zester Nan
That thee shudst hire vrom brether Jan
About the king, wey speed;

And now I zet me down to write
To tell thee every theng outright
  The whole that I've azeed.

2. Now meend me, o Nan, alt Exter town
Was gapin, rennin up and down
  Nath [1]), jest leek vokes bewitchd.
Lord, how they lang'd [2]) to zee the king,
To hire en zay zom marvlous thing.
  Leek mangy dogs they itch'd.

3. Leek bullocks sting'd by appledranes
Currantin it [3]) about the lanes
  Vokes theese way dreav'd [4]) and that.
Zom hootin, heavin, soalin [5]), hawlin [6]),
Zom in the mucks [7]) and pellum [8]) sprawlin
  Leek pancakes all zo vlat.

4. Hosses and mares, assnegers [9]), mogles [10]),
Leapin the hedges, ditches, stiles
  Hundreds commed in at least;
Gallopin, trattin, spurrin, vallin,
Hallooin, laughin, cryin, squawlin [11])
  Vour mounted 'pon one beast.

5. The ladies vrom the windors all
Poked [12]) vorth their powls [13]) both gert and small
  Ecod, there were a power.
Their hair zo white, I'd zexpence stake
That vrom their powls I'd vairly shake
  A dezen zacks o' vlower.

6. To spoil good vlower, a spendthrift crew!
Ould time wull whitten vast enew
  The locks o'um, never fear;
Bezides, it is a burnin shame
And makin o' God's gifts a game
  Considerin corn's to dear.

[1]) Faith. [2]) longed, verlangten. [3]) currantin it running; it wird bekanntlich auch in der engl. Schriftsprache dann und wann als unübersetzbares Objekt zu Zeitwörtern gesetzt, z. B. to lord it (W. Irving) = herrschen. [4]) drove. [5]) pulling, pushing. [6]) ziehend, schleppend. ([7] mux = Koth. [8]) pellum oder piln Staub. [9]) assnegers = ass, meist wie assinego (Shakesp. Troil. a. Cress. II, 1. als Schimpfwort gebraucht. [10]) mules. [11]) squalling. [12]) thrust, put. [13]) powl Nth. of Engl. pow, Kopf.

7. And get the perty maids, I cow
Make me vorgive, I cant tell how,
Thof tis a zerious matter.
But what wey zich have I to do?
Vor Joan and Nell [14]) and Madge [15]) and Sue [16])
My mouth must only water.

8. But than agan I cant but zay
Iss could look at mun a whole day
They lookd zo vair and vresh
Iss long'd to gee zom hearty smacks
Upon their little rozy chacks,
They zimd zich wholezome vlesh.

9. Well, in a come king George to town
With doust and zweat as nutmeg brown
The hosses all in smoke;
Huzzain, trampetin and dringin [17])
Red colours vleein, roarin, zingin
Zo mad zimd all the voke.

10. Wipin his zweatty jaws and poull
All over doust we spied squire Rolle
Close by the kings coach trattin,
Now shovin in the coach his head
Meanin, we giss'd, it mighd be zed:
The Squire and King be chattin.

11. Now goed [18]) the Alderman and May'r
Zum wey crappd wigs and zum wey hair
The royal voke to ken:
When Measter Mayr upon my word
Poked to the king a gert long sword
Which he poked back agen.

12. Now thoose, that round ould Burnet stood
All zweard, it clumsily was dood;
Yet Squirt, the peepel zay,
Brandish'd his gert horse-glysterpipe
To make un in his lesson ripe
That took up half a day.

---

[14]) Helen od. Ellen, Helena. [15]) Margaret, schott. Mag, Maggy. [16]) Susan. [17]) thronging, pressing. [18]) went.

13 Now down long Vorestreet did they come
Zum hollowin and screechin zum
Now tridged[19]) they to the dean's.
Becaze the bishop zent mun word
A could not meat and drink avoord[20])
A hadn't got the means.

14. A zaid, that az vor he, poor man
A hadnt got a pot nor pan
Nor spoon, nor knive, nor vork,
That he was week and ould and squeal[21])
And zeldom made a hearty meal
And zeldom draed a cork.

15. Indeed a was a moderate man
And zo war all the clergy clan
That with un uz'd to chatter.
Who if a ax'd mun to drink wine
To one the wother they tippd the sign
And beggd his charming water.

16. And az vor rooms, why there agen
A cadn't lodge a cock nor hen
They war zo small he zed
And az vor beds, they wudn't do
In number about one or two
Vor Zelf and Joan the maid.

17. In voolish things a wudn't be cort
Twas stoopid[22]) to treat vokes vor nort
No 'twas not his dezire.
Prefarment too was at an end
The king wud never more vor'n zend
To lift'n one peg higher.

18. And yet they zay's a man of zense
Honest and just but hoardth his pence
Cant peart[23]) wey drink nor meat

---

[19]) trudge, ziehn. [20]) afford. [21]) Die Bedeutung scheint aus dem engl. quail, in Ohnmacht fallen, hervorzugehen. Viele engl. Wörter haben in den Mundarten noch ein s vor sich genommen, wie umgekehrt in den Mundarten bisweilen ein s fehlt, wo es im Engl. vorhanden ist. Daß diese theilweise Vorsetzung eines s durch alle deutsche nicht bloß, sondern auch durch alle indogermanischen Sprachen geht, ist bekannt. [22]) stupid. [23]) part.

And then „what vor“ the people rail:
„To greaze[24]) a vat ould pig in the tail
Old Weymouth of Congleat[25]).“

19. Well, to the dean's bounce in they went
And all the day in munchin spent
And guzlin too, no doubt.
And while the gentry drink'd within
The mob wey brandy ale and gin
Got roarin drunk without.

Part the second.

5. Prayers over now, he spied the ruff[26])
And lookd it round and round anuff[27])
And zoon beginn'd to speak.
Zo zaid: „Neat, neat, clean, very clean;
D'ye mop it, mop it, Measter Dean?
Mop, mop it every week.

6. Zir, zaid Dean Buller to'n agen
Tis not by moppin keepd zo clean
What streekth[28]) your royal eye:
Vor Zir, in all our Exter shops
We never meet wey zich long mops
Our mops dant reach zo high.

7. All people join, to praise the Dean
He did zo well his zel[29]) demean;
No man behaved nore humbler.
Spar'd no expense, bort ev'ry thing
To please forseth[30]) the Queen and King
Vor which the gid'n a tumbler.

8. Vor royal voake, so gert withale
The present zimm'd most merty small
And zo zed all the city.
It was too sneaken[31]), vath and troth,
A poor groat glass between mun both,
No, vath, if waz'nt vitty[32]).

---

24) grief, wehe thun, kneipen. 25) Die Bedeutung dieser Ausdrücke, mit denen, wie ich glaube, der König bezeichnet werden soll, der freilich ziemlich unhöflich a fat old pig genannt wird, ist mir nicht klar. Weymouth soll wahrscheinlich Schiefmaul bezeichnen. 26) roof. 27) enough. 28) strikes. 29) himself. 30) forsooth, wahrlich. 31) sneaking, knauserig. 32) decent, handsome.

Aus Mrs. Palmer's Gesprächen.

Robin Betty.

R. Zo Bet, how is't? How de try[1])? Where hest abe thicka way? Where dost come vrom?

B. Gracious, Rob! you gush'd[2]) me. Ive abe up to vicarige, to vet[3]) a book vor dame and was lookin to zee if thore be any shows[4]) in en, when you wiskd[5]) over the stile and galled[6]) me.

R. And dost thee look zo leek a double rose, when thee ast agalled Bet? What dost thee gook[7]) thee head vor: look up, wo't[8])?

B. Be quiet, let lone my hat, wol ye?

R. What art tozing[9]) over the book vor?

B. Turning out the dogs ears.

R. Ot is it, a story book?

B. I wish twas. I love storybooks dearly; many nearts Ive a zit up when all the vooks have abe abed and arede till es kave had a crick in the niddick[10]) or aburnd my cap.

R. And dost love to rede stories about spirits and witches?

B. I'l tell thee. I was wan neart reding a story book about spirits, that com'd and drawd back the curtains at beds voot. The clock had beat wan, whan an owl screech'd pon the top o the chimley and made my blood rin cold. I zimd[11]) the cat zeed zum o't; the door creaked and the wind huldered[12]) in the chimley like thunder. I pricked up my ears and presently zum o't, very hurrisome, went dump, dump, dump! I would ageed my life vor a varden[13]). Up I sprang, drowd[14]) down my candle and douted[15]) en; and hadnt a blunk[16]) of fire to teen[17]) en agan. What could es do? I was afeard to budge. At last I took heart and went up stears[18]) backward, that nort mert catch me by the heels. I didnt unray[19]) mysel vor the neart nor teend my eyes but healed[20]) up my head in the quilt and my heart bumpd zo, ye could hear en; and zo I lied[21]) panking[22]) till peap o day.

R. Poor Bet! why if a vlea had hopp'd into thy ear, thee wot a swoond.

B. You may well enew laugh at me, but I cant help et, nor vorbear reding the books when I com athort'em.[23]) But Ise tell thee. Ive athort pont zince, that the dump, dump, dump! that galled me zo, was nort else, but our great dog diggin out his vleas against the dresser.

---

[1]) how do you do. [2]) to scare, frighten. [3]) fetch. [4]) pictures. [5]) hurried, sprang (ent=wischen). [6]) frightened. [7]) hang down. [8]) wont you. [9]) pulling. [10]) Genick. [11]) I zim'd = I zeemd to me, I thought. [12]) Mulder = conceal Somers, hier offenbar poltern; vgl. holter-polter. [13]) farthing. [14]) threw. [15]) dout = do out, exstinguish. [16]) spark. [17]) light, anzünden. [18]) upstairs, wohl zu sprechen upsté-ars. [19]) undress. [20]) heal unser hehlen, ags. helan, ver=bergen, zudecken. [21]) lay. [22]) panting. [23]) athwart.

R. Like enew: I marvel that you, who ha zo much indel and oudel[24]) work to do, can vend time vor reding; but then it zeems you rede when you ought to zleep.

B. Why, you must know Dame dosnt like I shad rede zich books; it be other lucker[25]) books us ha vrom the Pason and when us ha done up our chewers[26]) and tis candletanin, Measter takes hiszel to the alehouse, I take up my knitting and Dame redes to me. Good now; us may ha as many books vrom the Pason as us wol, he neer zaid her nay and he hath a power o'em, that a hath.

R. O! Cryle! Bet, I'd a geed ever zo much, had thee azeed the Pason in the wood a leet rather[27]). Thee casnt think what itens and anticks[28]) a had — noddling his head blasting up his ees[29]) drowing out his hand, telling to hiszel and then telling out hard.

B. Well and ot did a zay.

R. Thee goodger[30]) knows what, vor nort cud I make o't. A squat down pon the mores of a great oak and lookt stark at zom mose[31]) a had agrabbld[32]) vro the tree; and I zim a zaid words to't; before a yennd[33]) it away and zeemd in a brown stiddy[34]), poking his stick in the ground. I peepd to zee if a was making any circles or gallitraps[35]), when up a rakd[36]) all to wance and vetchd a vege[37]) to thick a place where you and me zeed the Jackee Lanthern — and took a bard[38]) out o a springle[39]), that zumbody had ateeld; a took en in his hand and told to en, as thof a had abe settlin to a christian and bid en do zumot, I didnt hear what and the poor fool whiskd away wi half his errand. Oh, what a pity tis, vor hes an over good man.

B. Zo, you zim he's maz'd, I'll warnes[41])? No more, lookee, dye zee than you be: maz'd akether[42]).

R. Na dant abe mift[43]), I zay no more than all the parish zaith fegs. Im sure I'd crope upon my hands and knees to do en good ad midneart as zoon as midday. Well what dost thee make out o't?

B. Why I be o Dames meend. Her zaith, that wan of his larning vends orcans o things that gee en pleasure, that other vokes zee nort in, and zum, that may gall en and put en out a' zorts[44]).

---

[24]) indoors and outdoors. [25]) sort. [26]) jobs. [27]) little while ago. [28]) wild gesticulations. [29]) lifting up his eyes. [30]) Devil. [31]) moss. [32]) plucked, snatched. [33]) threw. [34]) study. In a brown study, in Gedanken vertieft. [35]) Die einzige Erklärung dieses Wortes finde ich bei Halliwell (dictionary of archaisms and provincialisms II. L. 1847): „Any frightful ornaments, head-dresses, hoods etc. Glouc.“, woraus sich wenigstens die Bedeutung, hier Hokuspokus, ergiebt. [36]) auffuhr. [37]) vege = a run before leaping = to fetch a vege also = einen Anlauf nehmen. [38]) bird. [39]) Sprenkel, Vogelschlinge. [40]) set, aufgestellt. [41]) warrant. [42]) indeed; nach dem Exm. sc. = quoth he, quoth her. [43]) offended. [44]) to put some body out o' sorts = to put one beside himself.

that other voaks make nort o' — and when you zim hes telling to hiszel, a may be zaying his prayers out a book.

R. Like enew, zure; but I was agest[45]) a was going to conjure.

B. The dickins! If I thort a coud conjure, I'd beg en to conjure the evil spirit out o my measter into the Red Zea. Thee casnt thenk, Rob, what a ranticomscour[46]) us ha had to our houze to day. If I'd avound the Pason at home by now, I had abe up and told en all about it, fegs!

R. Prithee, what was the tantarra[47]) about?

B. Why, you must know the puggin[48]) end o our linney[49]), next the pigs loose[50]), geed way and was slewring[51]) down: Measter was standing by the tallet[52]) when the cobwall sleweird away all to wance and made zich a stewr[53]), that a comd in, heald[54]) wibrist[55]) and grute[56]). Bet, zays a, go vet me the lattin[57]) cup o best drink, the pilms[58]) a go[59]) down my droat and I'm jist a mickled[60]).

R. Choaken[61]); a hath always zom pretence vor gulging in a morning; if a dothn't leve off a will zoon turn up his trotters I'll tell en but that.

B. Dame was zat down to brextfast and zaid to en: You had better drink tey, Jahn Hogg. Burn your tey, a yerrd[63]) to her, tis the ruin o the nation. If I was king, I'd make et treason to drink ort but organtey[64]). Then looking about up on me: Why donte budge? I thort, quoth I, you was going to drink tey. You thort! Marry come up — I'm come to a fine pass indeed, a zaid, to be hamperd and allowancd by Dame and you, what I shall eat and what I shall drink. I'll be Measter or turn the doors out to winders. Wi that the witherly[65]) dolt[66]) up wi his voot and yennd over the teykittle that was but jist hove off the fire and clashd the water over Dame; a takes the teypot and strambang[67]) thicka goes out o the winder and tore I dont know how many quarrils of glass.

R. All the better, let en pay for his quarrils.

B. How smart you be! Then he geed the table zich a jet, that all the things was walving[68]) over; and if I hadnt abe quick and raged it away a wid ajet[69]) over the board and atorn it all to shords[70]). Charming good cream as thick as stodge[71]), a shod[72]) and slotterd[73])

45) frightened afraid North. agast. 46) ranticomscour auch ranscomscour = fuss, ado, Lärm, Skandal. 47) Lärm, Spektakel, ursprünglich vom Trommelschlag gebraucht. 48) gable. 49) linney auch linhay: an open shed attached to a farmyard. 50) sty. 51) falling. 52) haylost. 53) dust. 54) unser hehlen; bedecken, covered. 55) Staub. 56) grit, gravel, Sand. 57) latten = zinnern. 58) Staub. 59) have gone. 60) benumbed. 61) choke, ersticken; may God choke him! 62) gulge oder gulch, schwelgen. 63) swore. 64) pennyroyal, Krausemünze. 65) hasty, übereilt. 66) Narr. 67) violently. 68) roll about. 69) werfen, jeter. 70) shreds. 71) Brei. 72) shed. 73) spattered.

all about and the bread and butter, that many a poor zoul wid a jumpt abew[74]) ground vor, lied smeeching[75]) and vrizzing[76]) in the vire. A slat[77]) and scat[78]) the things about as thof the goodger was in en. Wan wid a thort a was begagged[79]). Never was zich a stirridge zit up vor nort.

An Exmoor courtship.

Andrew. How goeth et cozen Magery.

Margery. Hoh! cozen Andra, how d'ye try?

A. Come let's shake hands, thof kissing be scarce.

M. Kissing's plenty enow; bet chud zo leefe kiss the back o ma hond es eer a man in Challacomb, or yeet in Paracomb; no dispreezo[1]).

A. Es dont believe thate, yeet es believe well too. (Zwop! he kisses and smuggles her.)

M. Hemph! — Oh! tha vary vengeance out o' tha — Tha hast acreemd[2]) ma yearms and amost abost[3]) ma neck. — Well, bet, vor all, how dost try, es zey, cozen Andra? Es hant azee'd ye a gurt while.

A. Why, fath, cozen Magery, nort marchantable, eer since es scoast[4]) atack[5]) or two wey Rages Vrogwele tether day. — Bet zugs! es tremd[6]) en and vaggd[7]) en zo that he'll veel et vor wone while chell warndy.

M. How cozen Andra! Why es thort you coudent avort[8]) zo.

A. Why 'twos oll about thee, mun; — vor es chan't hire an eel[9]) word o tha.

M. How! about me! — Why, why vore about me, good zweet now? — Of a ground ha can zey no harm by ma.

A. Well, well, no mater. Es coudent hire tha arun down, and a roilad[10]) upon zo, and zet still lick a mumchance and net pritch[11]) en vort.

M. Why, what, and be hangd to en, coud a zey o me, a gurt meazel[12]).

A. Es begit[13]) tha words now; bet ha roilad zo, that es cou-

---

[74]) above. [75]) Rauch und Gestank verbreitend. [76]) wohl zischend, knisternd. [77]) schlagen, werfen. [78]) dashed. [79]) bewitched.

[1]) Geringschätzung. [2]) cream, eig. abrahmen, dann so weich wie Sahne zusammendrücken, drücken überhaupt. [3]) burst = broken. [4]) scorsed tauschte, exchanged. [5]) = attack, dann Schlag. [6]) trimmed, schlug. [7]) thumped, walkte. [8]) fought. [9]) evil. [10]) railed. [11]) = prick, stechen. [12]) sow. [13]) offenbar für forget. [14]) lose.

dent bear et. — Bet a dident lost[14]) hes labour, fast; vor es toz'd[15]) en, es lamb'd en, es lac'd en, es thong'd en, es drash'd en, es drubb'd en, es tann'd en to the true ben[16]), fath, Bet stap! cham avore ma story. — Zeth I, „Tha thee art a pretty vella!“ Zes he, „Gar! thee cassent make a pretty vella o ma.“ — „No, agar, zeys I, vor th'art too, ugly to be made a pretty vella, thats true enow.“ Gar, a was woundy[17]) mad thoa. — „Chell try thate,“ zeys he, „As zoon's tha wut,“ zeys I. Zo up a roze and to't we went. Vurst a geed ma a whisterpoop[18]) under tha year and vonway a geed ma a vulch in tha leer[19]) — Ad! thoa es raked up, and tuck en be tha collar and zo box'd en and zlappd en, that es made hes kep[20]) hoppy and hes yead addle[21]) to en.

M. Well, es thenk ye cozen Andra, vor taking wone's peart zo. — Bet cham agest he'll go vor a varrant vor ye and take ye bevore tha cunsabel; and then ye mey be bound over and be vorst to g'in to Exter to zizes[22]); and than a mey zwear tha peace of es, you know. — Es en et better to drenk vriends and make et up.

A. Go vor a varrant! Ad! let en, let en go; chell not hender en; vor there's Tom Vuzz can take his corporal oath that he began vurst. And if he deth, chell ha' as good a varrant vor he, as he can vor me, dont quesson et; vor the turney[23]) into Moulton knoweth me, good now[24]), and has had zum zweet pounds o vauther bevore ha dy'd. And if he's ameended to go to la, es can spend vorty or vifty shillings as well's he. And zo let en go. Bet hang en, let's ha nort more to zey about en; vor chave better bezeneze in hond a great deal. (He takes hold of her and paddles in her neck and bosom.)

M. Come, be quiet; — be quiet es zey, agrabbling o wone's tetties. Es wont ha ma tetties agrabbled zo; ner es wont be mallad[25]) and soulad[26]). Stand azide, come, gi'oer.

A. Lock, lock! How skittish we bè now! You werent zo skittish wey Kester Hosegood up to Daraty Vuzz's upsetting[27]). No,

---

15) Das ganze Buch in der Exmoor-Mundart ist voller Ausdrücke, welche schlagen bedeuten; die wichtigsten mögen hier zusammengestellt werden: toze od. touse eig. ziehen, zerren, lamb od. lam, tüchtig durchprügeln, schon alt (vielleicht lammweich schlagen); lace, besetzen, verbrämen, namentlich häufig in der Redensart to lace one's jacket, einem die Jacke verbrämen, ausklopfen; thong, eig. riemen, mit Riemen auspeitschen; drash = thrash, ausdreschen; drub = throb, pochen, klopfen; tan, gerben; plim, Exm. sc. 4. aufschwellen, schlagen bis zum Aufschwellen, vulch, mit dem Ellbogen stoßen; ting, eig. gurten; pummel engl. pommel, puffen, knuffen; vag; trim, eig. aufputzen; stram, mit großem Geräusche schlagen, aufknallen u. v. a. 16) To the true ben = to the utmost stretch. 17) very. 18) Ohrfeige. 19) Seite. 20) cap. 21) aufschwellen. 22) assizes. 23) attorney. 24) Eine Phrase, die auf mancherlei Weise zu übersetzen ist, hier durch „nämlich“, sonst auch durch „denk Dir, Du mußt wissen, Du weißt doch“ u. s. w.; good sweet now ist in der Bedeutung übereinstimmend mit dem Londoner good gracious! 25) squeezed. 26) pulled about. 27) christening feast. Im Norden die erste Gesellschaft nach dem Wochenbette, das erste Aufsitzen.

no, you werent zo skittish thoa, ner zo squeamish nether. He must mully and soully tell a wos weary.

M. Es believe the very Dowl's in voke vor leeing.

A. How! zure and zure, you wont deny et, wiell ye, whan oll tha voken took noteze o'et.

M. Why cozen Andra, thes wos the whole fump[28]) o the beseneze. Chawr in wey en to daunce: and whan the daunce was out, tha croud[29]) cry'd, „Squeak, squeak, squeak, squeak," as a uzeth to do, you know, and a cort ma about the neck and woudent be azed, bet a woud kiss ma, in spite o ma, do what es coud to hender en. Es coud borst tha tha croud in shivers and tha crouder too, a voul zlave as a wos and hes veddlestick into tha bargain.

A. Well, well, es bent angry, num. And zo let's kiss and vriends. (Kisses her.) — Well bet, cozen Magery, oll thes while es hant told tha ma arrant, and chave an over arrant to tha, num.

M. (simpering.) Good zweet now, whot arrant is et? Es marl what arrant ye can ha to me.

A. Why, vath, chell tell tha. Whot zigniries et ta mense[30]) tha mater? Tes thes; bolus nolus[31]) wut ha me?

M. Ha' ma? Whot's thate? Es cant tell whot ya mé-an by thate.

A. Why than, chell tell tha vlat and plean. Ya know es kep Challacomb Moor in hond; tes vull stated[32]): but cham to chonge a live vor three yallow beels[33]). And than there's tha lant up to Parracomb town: and whan es be to Parracomb, es must ha wone that es can trest to look artes tha gerred-teald[34]) meazels[35]) and to zar tha ilt[36]) and tha barra[37]), and melk tha kee to Challacomb and to look arter tha thengs o tha houze.

M. O varjuice! Why cozen Andra, a good steddy zarrant can do oll thes.

A. Po, po, po! chell trot no zarrants. — And more an zo, than they'll zey by me, as they ded by Gaffes Hill theter day: — „They made two beds and ded g'in to won'e. No, no, es bant zo mad nether. — Well bet look, dest zee, cozen Magery: zo vur[38]) vore es tha wut ha ma, chell put thy live pon Parracomb Down. Tes wor twenty nobles[39]) a year and a puss to put min in.

M. O vile! whot marry? — No chant ha tha best man in Challacomb, nor yeet in Parracomb. Na, chell neer marry, vor ort's know. No, no; they zey thare be more amarry'd already than can

---

28) all the circumstances, der ganze Grund. 29) fiddle. 30) ausschmücken. 31) volens, nolens; ja oder nein. 32) a leaschold estate is full stated when it is held under three fives (auf 100 Jahre). 33) yallow beels = guineas. 34) with bedawbed tails. 35) Säue. 36) gelt sow. 37) Ferkel. 38) far; zo vur vore = as soon. 39) a gold coin worth 6 sh. 8 d.

boil tha crock [40]) o' Zendays. — No, no cozen Andra; es could a' amorst[41]) zwear chudent ha tha best Square in oll Ingland. Bet come, prey cozen Andra, zet down a lit. — Well ye eat a croust o brid and cheeze, cozen Andra?

A. No es thankee, c. M.; vor es eat a crub as es came along; bezides es went to dinner jest avore. — Well bet cozen Magery, whot onser dest gi ma to tha quesson es put rore nowreert.

M. What quesson was et?

A. Why zure ya bant zo vorgetvul. Why tha quesson es put a little rather [42]).

M. Es dont know what quesson ye meean; es begit whot quesson twos.

A. Why to tell tha vlat and plane agen, twos thes: „Wut ha ma, ay or no?"

M. Whot! marry to earteen? Es gee tha zame onser as geed avore. Es wudent marry the best man in oll Ingland. Es cud amorst zwear chud neer marry at oll.

A. Zo good buy, c. M. Chell net trouble ye ager vor wone while, chell warndy. (Going.)

M. (Calling after him.) Bet hearky, hearky a bit, c. A.! Es wudent ha ye go away angry nether. Zure and zure you wont deny to zee me drenk. — Why ya hant a tasted our cyder yet. (Andrew returns.) Come cozen Andra, here's t'ye.

A. Na, vor that matter, es owe no illwill to enny kesson [43]), net I. — Bet as wont drenk, nether, except ya vurst kiss and vriends. (Kisses her.)

---

[40]) pot. [41]) almost. [42]) a little while ago. [43]) christian.

De l'Argot.

Le succès éclatant des **Mystères de Paris** a tourné l'attention du public sur le jargon de cette race immonde, rebut de la population parisienne, qui pullule dans les bas-fonds de la société. Jusqu'alors les termes dont se compose l'idiome étrange qu'on y parle, n'avaient pas franchi l'enceinte des tapis-francs et autres lieux mal famés. La main hardie d'un romancier, en déchirant le voile épais qui cachait tant de turpitudes, a forcé cette langue du vice à se produire au grand jour. Quant à nos chroniqueurs et dramaturges modernes qui semblent avoir pris pour épigraphe ce vers de Boileau avec une légère variante:

„Rien n'est beau que le laid; le laid seul est aimable.“

pour mieux nous initier aux mystères de la vie des bandits, ils en empruntent jusqu'à l'argot, dont ils ornent leurs monstrueux récits.

Quelque répugnance qu'on éprouve à toucher ces haillons ensanglantés et fétides, d'où s'exhale comme une odeur de crime et de corruption qui donne le vertige, il y a pourtant de l'intérêt à suivre l'argot des escrocs dans leurs filiations diverses, à en surprendre les nombreuses métamorphoses, les tropes hardis ou pittoresques, et, le croirait-on? empreints parfois d'une sorte de sensibilité.

Les termes qui composent le vocabulaire argotique, nous semblent avoir pour origine:

1) des mots de l'ancien Français qui, tombés en désuétude et bannis peu à peu du langage classique, sont demeurés, avec leur sens primitif et leur forme originelle, ou après avoir subi de légères modifications, comme l'expression des habitudes et des besoins d'un monde à part, pour qui le mystère est une condition d'existence et une garantie de succès;

2) des expressions figurées, la plupart triviales et grossières, mais toujours pittoresques et animées, et souvent d'une énergie terrible, mettant à nu cette existence aventureuse et pleine de périls, dans laquelle se complaisent ces créatures dégradées que la société repousse de son sein, après les avoir marquées du sceau de l'infamie;

3) des mots étrangers que le changement qu'ils ont subi rend au premier abord méconnaissables, mais dont un examen attentif et réfléchi révèle bientôt la véritable origine;

4) enfin des termes français corrompus à dessein dans le but d'envelopper la pensée d'une brume épaisse que le regard seul des adeptes puisse percer.

Les citations suivantes jeteront quelque lumière sur ces faits mal étudiés jusqu'à ce jour. Nous y avons joint la traduction en argot allemand dans l'intérêt de ceux qui désireraient comparer l'un de ces jargons avec l'autre.

Abattoir m. Guillotine (Todtmacher). Ce terme emprunté au bâtiment où l'on assomme les bêtes à cornes destinées à fournir la viande de boucherie, indique assez le mépris qu'inspire aux bandits de profession cette existence dont le Ciel leur a fait don et qu'ils souillent par les plus hideux excès. Les nombreux synonymes créés pour désigner ce terrible instrument de supplice, sont tout autant de métaphores hardies tirées soit de sa forme, soit de l'usage auquel il est destiné. En voici quelques-uns: bascule, butte, guichet, lunette, deux mâts, grand rasoir, plat ventre, sanguine, trébuchet etc.

Abbaye de Monte-à-regret f. Potence, guillotine (Dolme, Nelle). Cette expression s'appliquait autrefois à l'échelle qui servait à pendre. Depuis lors les argotiers, confondant à dessein cette machine avec les degrés qui conduisent à l'échafaud, ont fait de la partie le tout et désignent sous ce nom l'appareil qui tranche la tête des condamnés.

Abloquir v. a. Acheter des objects volés (köngen, küngen, schärfen). On a dit autrefois abloquir pour Louer des biens.

Abriconner v. a. Tromper, duper (bekasvern, beschuppen). Le verbe a pour racine l'ancien mot bricon on fripon.

Afistoler v. a. Tromper (beramschen, bekappen). Le mot a signifié jadis arranger, disposer avec art.

Agamemnon m. Roi des Grecs ou filous qui trichent au jeu, escroc de haute volée (vornehmer Zoller oder Freischupper).

Alarmiste m. Chien de garde (Kipps, Bömes), ainsi nommé parce qu'il donne l'alarme à l'approche des voleurs.

Aiguille à tricoter. f. iron. Épée (Kohrum, Spaden).

Arche f. Argent (Blech, Moos, Bowi, Kies). Ce mot signifiait autrefois trésor.

Archibigot m. Prêtre (Schwarzfärber, Gallach).

Archipédant m. Instituteur (Doweschalle).

Arlequin de l'Évangile m. Prêtre (Schwarzfärber).

Arquepince m. Garde du commerce (Fleischmann, Schopper).

Arquepincer v. a. Prendre, saisir, arrêter (frank zopfen). La racine de ce verbe est pince, pincer.

Asotter v. a. Tromper, abuser (unterkappen, unterkaufen, untermackeren). Ce verbe s'est dit précédemment pour Rendre sot.

Aspic m. Médisant, calomniateur (Kagall). Allusion au serpent du

même nom dont la morsure est très-dangereuse. Delà: aspiquer, aspiquerie, aspiqueur.

Auber m. Argent monnayé ou blanc (Kies, Moos, Bowi), du latin albus. Ce terme a pour synonymes les mots: beurre, braise, huile, michou, mobilier ou vaisselle de poche, onguent, pécune, poucier, remue-pouce etc.

Autor f. Autorité (Sewerei). Le langage argotique fourmille de ces abréviations familières aux professions où le rapide échange des idées exige que la pensée et la parole marchent du même pas, comme achar pour acharnement, jar pour jargon, es pour escroc etc.

Avaloire f. Bouche (Benum).

Babillard m. Livre de police (Pille). Les filous ont souvent à en redouter les indiscrétions.

Babillarde f. Lettre (Kassiber, Kessiwer). Plus d'un écrit de ce genre a compromis son auteur.

Baccon m. Porc (Kesser, Krunikel). Dans le vieux Français on a dit bacon pour Chair de viande salée, et les Anglais emploient ce dernier mot pour lard.

Bachin m. Bassin (Gorbel).

Bachiner v. a. Bassiner (gorbeln).

Badugeon m. Fard (Fritzen). Ce mot se dit, dans les arts, d'une pâte servant à masquer les défauts des figures sculptées.

Badugeonner v. a. Farder (fritzen).

Bacler v. a. Fermer (klittschen, schränken). Ce verbe s'emploie dans le langage administratif pour Fermer l'entrée d'un port, le passage d'une rivière.

Badoulage m. Trahison (Zickmerei, Baldowerei). S'est dit jadis pour Rapport indiscret, bavardage.

Badouler v. a. Trahir un secret (zickmen, baldowern).

Badouleur m. Traître, délateur (Zickmer, Boldowerer).

Balai m. Gendarme (Schopper, Grandscherrle, Fleischmann). Leurs fonctions les appellent à balayer les rues et les places publiques, c'est-à-dire, à les purger des escrocs qui les infestent.

Balancer le chiffon rouge. Parler (dibbern, schmusten, schranzen).

Banc m. Lit de camp des prisonniers (Senftling), ainsi nommé sans doute à cause de sa dureté.

Barbot m. Barbier des forçats (Feldscherer).

Béquillard m. Bourreau (Kafler, Dalljone, Schnürer).

Bequille f. Potence (Dollme, Nelle). Allusion à la forme de cet appareil de supplice.

Bequiller v. a. Pendre (schnüren).

Bête f. Escroc qui feint de perdre au billard (Fallenmacher).

Bigoter v. n. Prier (benschen, noppeln), des mots bei Gott.

Boite à cornes f. Chapeau (Gische, Obermann). Allusion à la forme de celui de sergents de ville.

Boye m. Forçat chargé de bâtonner les autres galériens (Bollerer). Rabelais s'est servi de ce mot dans le sens de Bourreau.

Bossemar m. Bossu (Afterwitz).

Brancher v. a. Pendre (schnüren). Ce verbe s'employait autrefois pour désigner le châtiment des voleurs qu'on pendait en les attachant à une branche d'arbre.

Bossue f. Montagne (Montane).

Brancheur m. Bourreau. S. béquillard.

Brandillante f. Sonnette (Bim).

Brickmont m. Briquet (Messer).

Bride f. Chaine (Schlange).

Brimborion m. Ordre, décoration (Glänzer). Allusion au sens ordinaire de ce mot qui signifie Colifichet, bagatelle, objet sans valeur.

Bringbal m. Sonnette (Bim). Ce terme a pour origine bringuebale ou brimbale, levier pour mettre les cloches en jeu.

Brisant m. Vent (Bläse). Allusion aux ravages qu'il fait.

Brodage m. Écriture (Fackelei, Faberei).

Broder v. a. Écrire (fackeln, faberen).

Brodeur m. Écrivain (Fackeler, Faberer).

Buer v. a. Faire la lessive (flattern). Ce verbe d'origine fort ancienne se retrouve dans le terme buanderie, lieu dessiné à laver le linge.

Cabasser v. a. Tromper, voler (Falle machen, kaspern, latgenen), du vieux mot cabas, ruse, tromperie.

Cabasseur, se, s. Voleur, voleuse (Fallmacher, Latgener, in).

Caboche f. Tête (Seggel), du latin caput.

Cage à viande f. Panier d'exécution où tombe la tête du supplicié.

Cage à serins f. Couvent d'hommes (Boleet).

Caillé m. Poisson (Flößling, Schwimmerling), par abréviation du mot écailles.

Callot m. Teigneux (Grindkopf). Nom que portaient certains sujets du roi des argotiers, qui allaient mendiant par les rues de l'ancien Paris et se disant miraculeusement guéris de la teigne.

Cambre, Cambriole f. Chambre (Klammine, Schrende).

Cambrioller v. n. Dévaliser les chambres avec effraction (makkenen, Chaßne malochen).

Cambriolleur m. Dévaliseur de chambres (Nachschlüsseldieb, Makkerer, Chaßne- oder Hitze-Malocher).

Carrante f. Table (Klappert). Par corruption, de Carrée.

Case f. Maison (Bayes, Kandig, Kitt, Kusch). De l'italien Casa.

Cayman m. Mendiant (Talcher, Schnurrer, Hochfeller, Darg, Dalfen, Buttschnurr), du vieux mot français quémander pour Mendier.

Caymander v. n. Mendier (fechten, abkaspern).

Châsse f. Oeil (Schein, Schieling, Kickerling), ainsi désigné, par allusion à l'orbite dans lequel il est comme enchâssé.

Chat m. Geolier (Schien), ainsi nommé de ce qu'il guette les prisonniers, comme le chat fait la souris.

Chêne m. Homme (Kaffer), par analogie avec l'arbre le plus vigoureux et le plus durable. Faire suer le chêne (caporen, moll malochnen), faire couler le sang de l'homme, assassiner.

Chevalier de salon ou de tapis vert. Homme qui filoute au jeu (Zoller, Freischupper).

Chèvre et chou m. Juge de paix, ainsi nommé de ce qu'il ménage la chèvre et le chou, c'est à dire, les deux parties en litige. Un poète de nos jours a dit en parlant d'un homme d'état habile à ne jamais se compromettre au milieu des différents partis:

„Il a su ménager, par un suffrage égal,
La chèvre royaliste et le chou libéral."

Cible f. Lune (Lakune), sans doute à cause de sa forme circulaire.

Cigogne f. Bohémien (Schwählemer, Manisch), homme sans domicile, qui court le pays, par allusion aux mœurs de cet animal qui est un oiseau de passage. Peut-être aussi que ce mot est une corruption du terme allemand „Zigeuner".

Ciguë f. Désagrément, désappointement (Pech); métaphore énergique empruntée aux effets meurtriers du suc de cette plante.

Clinquant m. Effets loués aux courtisannes de bas étage par des revendeuses à la toilette (Lehenpump).

Clopinel m. Boiteux (Hinkebeinchen), du vieux mot cloper ou clopiner pour Boiter.

Clôture f. Cri de l'âne: terme emprunté aux habitudes de certains membres des assemblées délibérantes qui demandent à grands cris la clôture pour étouffer la discussion. Les argotiers, plus francs que polis, nomment la chambre des représentants la tour de Babel et arche de Noé certaines académies dites savantes.

Clou m. Prison (Kittchen), lieu où l'on est relégué et comme cloué. Être jeté au clou (begraben werden), être mis en prison.

Colas m. Cou ou col (Langert). Faucher le collas à quelqu'un (kelfen, moll mallochnen), lui couper le cou.

Collantes f. pl. Bottes (Buschetten).

Comble m. Chapeau (Obermann); terme dérivé du mot comble, ou toute construction qui domine un édifice.

Contrôle m. Flétrissure du condamné (Bräten), par analogie avec la marque qu'on applique sur les ouvrages d'or et d'argent.

Coq m. Cuisinier (Baliffer), de l'allemand Koch.

Corbotière f. Séminaire (Bolent), de corbeau, nom injurieux donné aux ecclésiastiques, parce qu'ils sont vêtus de noir.

Cor aux pieds m. Créancier importun (Manichäer). Ce terme allégorique, ainsi que ses synonymes colique, migraine, pierre dans le soulier, point de côté, puce dans l'oreille, rage

de dents, attestent la profonde antipathie que les escrocs éprouvent pour la qualité de débiteurs.

Coucou m. Montre (Cuper). Dans le langage ordinaire ce mot se dit d'une pendule de bois surmontée d'un oiseau qui, quand les heures sonnent, imite le chant du coucou.

Coupe-tête m. Bourreau (Dalljone, Kofler).

Couvre-sot m. Chapeau (Obermann).

Cracher v. n. Parler (schranzen). On trouve dans Rabelais et Molière cracher du grec et du latin.

Cramper v. n. S'enfuir (Schiebes gehen oder machen; rücken, tippen); prendre la fuite en courant jusqu'à en avoir la crampe.

Craint-l'air m. Poisson (Flößling, Schimmerling), ainsi nommé parce que le séjour hors de l'eau lui est mortel.

Craquelin m. Fanfaron (Aufmucker). Craquer, dans le langage familier, se dit pour se vanter, faire l'homme d'importance.

Cravatte de Normand f. Corde à pendre les filous (Halseisen). De nombreux proverbes accusent les habitants de la Normandie de duplicité.

Cravatter v. a. Pendre (schnüren).

Crédo m. Potence (Dolme, Nelle). Ce mot est l'anagramme de corde.

Crins m. pl. Cheveux (Kraut, Sträuber).

Croc m. Voleur au jeu (Freischupper), abréviation d'Escroc.

Croisant m. Gilet (Fischnetz, Walwes), ainsi nommé de ce que ce vêtement croise d'ordinaire sur la poitrine.

Croquer v. a. Embrasser (graunen). Ce mot s'est dit jadis pour Jouir d'une femme. On trouve dans La Fontaine:

„Trop bien croyait, ces sœurs étant peu sages,
Qu'il en pourrait croquer une en passant.“

Cruche f. Se dit ordinairement d'une personne stupide, par allusion à la coutume ancienne de mettre des inscriptions sur les vases sacrés et d'ornement, et de n'en mettre point sur les cruches destinées au service de ménage. Les filous ont donné ce nom aux Sœurs de charité, prouvant par là qu'ils souillent, comme les harpies, tout ce qu'ils touchent, puisque la vertu la plus pure et le dévouement le plus généreux, ne sont pas épargnés dans leur vocabulaire immonde.

Cuir de brouette m. Bois (Kracket). Cette métaphore burlesque s'explique d'elle-même.

Curieux m. Juge d'instruction (Ballmischpet, Mischpetfährer, Ballwerschmai). Ce nom lui vient sans doute de ce qu'il fait subir un interrogatoire aux prévenus.

Danse f. Punition corporelle. Ce mot, au 15e siècle, avait souvent la signification de Moralité, correction, châtiment, et le bourreau, dans Rabelais, s'appelle „l'aveugle qui fait danser.“ Donner une

danse à quelqu'un signifie aujourd'hui le rosser (feilen, zufen).

Daron m. Père (Oltrisch, Kaffer, Patris). Ce mot signifiait, dans l'ancien Français, Vieillard rusé, et s'emploie aujourd'hui dans le langage du peuple pour Maitre du logis.

Darone f. Mère (Oltrisch Muß; Mammer).

Débrider v. a. Ouvrir (aufpletzen, aufschrenken).

Débridoir m. Clef (Tantel, Schaffel).

Décaniller v. n. Décamper (Schiebes machen; rücken, tippen, in Blende scheften). Ce verbe vient du vieux mot canil pour chenil.

Détourne f. Vol (Masematte), action de détourner ou de soustraire des objets.

Détourneur m. Voleur (Schottenfeller).

Dévider v. n. Parler, jaser (diwwern, schmusten). On a dit, au 17e siècle, dévider des chapitres, et l'on trouve dans Mme. de Sévigné: „Sans cesse je vous parcours, je vous dévide et vous redévide". Ceci autorise à penser que le mot ci-dessus, qui signifie converser sur différents sujets, a pu être formé par allusion à un écheveau qu'on dévide.

Diligence de Rome f. Langue (Laller). L'étymologie de ce terme se retrouve dans le proverbe qui langue a, à Rome va.

Dorancher v. a. Dorer (fuchsen).

Douce f. Soie (Baschnecke), ainsi nommée parceque le toucher en est doux et moëlleux.

Douiser m. Flatteur (Bonherr), homme qui cherche à s'insinuer par un patelinage doucereux.

Durs cuirs m. pl. Fèves (Fetcher, Langhülse), par corruption pour dures à cuire.

Enquiller v. a. Cacher entre ses cuisses un objet volé (reiten, Ritt machen), d'esquilles ou cuisses.

Enquilleuse f. Voleuse qui cache entre ses cuisses un objet volé (Reiterin, Rittmacherin).

Enterreur m. Curé (Gallach, Schwarzfärber).

Entraves f. pl. Fers (Schlangen), de ce que les chaînes entravent ou gênent les mouvements du forçat. Entraves à perte de vue, galères perpétuelles.

Épice vinette f. Épicier (Grindkopf). Ce terme burlesque créé à dessein pour rendre cette profession ridicule, n'est qu'une corruption du mot épine-vinette.

Épouser la veuve. Être pendu (geschnürt scheften). Veuve signifie potence.

Fallourder v. a. Tromper (beschuppen, bejauchen, beranschen, bekaspern). Ce terme appartient au vieux langage.

Fallourdeur m. Trompeur (Beschupper, Bekasperer). On trouve

dans Froissard: „Cet antipape d'Avignon, Robert de Genève, fallourdeur orgueilleux."

Faucher le grand pré. Ramer aux galères. Cette locution métaphorique se trouve dans Gilblas de Santillane.

Faucher le colas. Trancher le cou (kirbiſen).

Faucher à la butte. Guillotiner (dalken; Moll malochnen).

Fendant m. Fanfaron qui a l'air de vouloir tout fendre ou briser (Aufmucker). On donnait ce nom en 1524 à des aventuriers fort audacieux qui faisaient partie de la jeunesse de Calais.

Flamme f. Épée (Spaden), ainsi nommée des étincelles qui en jaillissent quand les armes se croisent.

Flottant m. Poisson (Flößling, Schwimmerling).

Fourmillon m. Marché (Gschock); lieu où les acheteurs fourmillent. Fourmillon aux gayets (Zusemgschock), foire aux chevaux.

Fraiche f. Cave (Mattof).

Franc a. Qui ne révéle pas les délits dont il est informé (wittisch).

Franche f. Femme qui fréquente les escrocs et ne les trahit pas (Kochemer-Schicks).

Frappart ou Père frappart m. Marteau (Klopper).

Fretiller v. n. Danser (blattfüßen).

Fretilleur m. Danseur (Blattfüßer).

Fulminante f. Poudre à canon (Kimmel).

Fusil de toile m. Besace (Jalcherkiß).

Gafe f. Gendarme ou garde municipal (Hatschier, Specht), du nom d'une espèce de lance dont les sergents d'armes étaient autrefois munis. Gafe à gaie (Zusem-Specht), gendarme à cheval; gafe de sorgue (Lili-Specht), gardien du marché; patrouille grise; gafe de cambes (Martini-Specht), garde champêtre. Être en gafe (kikenenk malochnen), être en faction.

Gafeur m. Sentinelle (Lampe).

Gaille m. Cheval (Zusem). On a dit autrefois galier pour Rosse, mauvaise monture.

Garde-du-corps m. Pou (Kienum, Jokelcher). Ce nom lui vient sans doute de ce qu'il s'attache au corps de l'homme.

Goulu m. Poêle (Hohland), ainsi nommé à cause de la grande quantité de bois qu'il dévore.

Grattoir m. Rasoir (Kratzholz), allusion aux barbiers maladroits qui laissent la barbe et emportent la peau.

Gratte-papier m. Clerc d'avoué (Feberer).

Greffier m. Chat (Gnegil), de greffir, voler.

Griffonner v. a. Écrire (fackeln, febern).

Griffonneur m. Écrivain (Fackeler, Feberer).

Grippis m. Meunier (Kachaimer); du mot gripper, voler, parceque la mauvaise foi des gens de cette profession est notoire.

Hirondelle de potence ou de la Grève. Gendarme (Schopper),

allusion à la présence de la force armée sur la place des exécutions.

Homard m. Anglais (Rothkopf). Ce nom leur vient sans doute de la rougeur de leurs cheveux et de leur teint.

Holà m. Commissaire de police (Pallopet); celui qui met le holà et fait cesser les disputes.

Hopital m. Prison (Kittchen): lieu où sont renfermés les malades ou condamnés.

Icicaille, Icigo adv. Ici (föng, herrtes, bekannen).

Incommode m. Reverbère (Scheinling); ainsi nommé parceque sa clarté gêne, incommode les malfaiteurs dont il trahit les coupables desseins.

Jar m. Jargon (Jenisch). Dévider le jar, parler l'argot (Jenisch dibbern).

Jambe en l'air f. Potence (Dolme, Nelle), métaphore empruntée à la situation du patient qui reste suspendu, ses jambes n'ayant plus d'appui, au moment où l'on retire le plancher qui le soutenait.

Jaspin adv. Oui (tschi).

Jaspiner v. n. Jaser (dibbern, schmusten, schranzen); s'est dit jadis pour Parler un langage grossier avec volubilité.

Jaspinement m. Bavardage (Schmußerei).

Jaspineur m. Bavard (Massik, Dibberer, Schmuster).

Jean de la suie m. Ramoneur (Schwärzling).

Jean doucet m. Flatteur (Bonherr).

Job m. Niais (Schote, Gamel). Ce terme d'origine fort ancienne est sans doute la racine de jober, railler, jobard, homme simple, crédule, ainsi que de jobisme emprunté de l'Anglais et qui signifie Bonhommie excessive, crédulité.

Jorne m. Jour (Jamm), de l'italien giorno.

Joyeuse f. Épée (Kehrum, Spaden). C'est le nom que portaient celles de Charlemagne et de plusieurs grands capitaines.

Judacer v. a. Embrasser quelqu'un pour le trahir (zickmen, zegmen).

Judacerie f. Trahison (Zickmerei, Zegmerei).

Tubingue, 1. Juin 1851. Prof. **Peschier.**

(La suite au numéro prochain).

Sünden gegen die deutsche Sprache *).

Die deutsche Sprache darf mit Recht eine Ursprache genannt werden. Sie ist freilich nur eine Tochter der germanischen Mutter, aber diese germanische Mutter ist im Grunde nur eine mythische Person. Denn der Name „germanisch" ist einestheils nur ein Sammelname für die verschiedenen Abzweigungen derselben Wurzel, ohne daß es je eine germanische Sprache als solche gegeben hätte; anderntheils bezeichnet man mit dem Namen „germanisch" die Urwurzel nicht nur der deutschen und nordischen Sprachen, sondern auch der griechischen und lateinischen, in welchem Falle man sie auch wohl „indogermanisch" zu nennen pflegt. Soviel ist wenigstens gewiß, die deutsche Sprache hat dasselbe Recht, eine Ursprache genannt zu werden, wie die griechische und lateinische. Alle übrigen Sprachen des gebildeten Europa sind größtentheils entweder Mischsprachen, wie die englische, die aus deutschen und lateinisch-französischen Bestandtheilen besteht, oder Töchtersprachen, wie die italienische u. a., die in ihrer formellen Structur ihrer Mutter sehr ähnlich sehen. Die deutsche Sprache hat sich indeß nicht so rein erhalten, als es ihrem Ursprung geziemte; sie ist vielfältig mit fremdartigen Elementen versetzt worden, was sich bei einer oberflächlichen Betrachtung schon aus der zahlreichen Menge der Fremdwörter ergiebt, die theils ihr vollständiges Bürgerrecht erlangt haben, theils geduldet sind und nicht bloß in der Sprache der Wissenschaft, sondern auch im gewöhnlichen Verkehr der Gebildeten gebraucht werden, ja manchmal sich selbst im Munde des niederen Volkes finden. Aber nicht allein in einzelnen Wörtern, sondern auch in ganzen Redensarten, in Wendungen und

*) Vorlesung, gehalten im literarischen Verein zu Oldenburg.

Darstellung hat die deutsche Sprache viel Fehlerhaftes angenommen, oft ohne daß bei dem Schreibenden oder Sprechenden das Bewußtsein vorhanden ist, daß er eine Sünde gegen den deutschen Sprachgeist begeht. Von diesen Sünden will ich Sie heute Abend unterhalten. Ich will sie nicht in logischer Ordnung, sondern in bunter Reihe besprechen, wie sie mir gerade unter die Feder kommen; auch nicht in schulmeisterlicher Genauigkeit und in Pünktlichkeit, obgleich ich mich meines Standes nicht so weit entäußern kann, daß ich nicht auch Unbedeutendes berühre und pedantisch erscheine. Wozu bin ich denn ein Schulmeister, wenn ich nicht diese Freiheit, Pedant zu sein, haben und gebrauchen sollte?

Adjektiv.

Es ist eine allgemein gültige Regel der deutschen Sprache, daß die Adjektive immer die Art und die Gattung bezeichnen, nicht aber auch das Individuum, wie es in andern Sprachen der Fall ist. Gegen diese Regel wird nicht nur in Uebersetzungen, sondern auch in ursprünglich deutsch abgefaßten Schriftstücken vielfach gesündigt, namentlich bei den Adjektiven, welche sich auf — lich und — isch endigen. Man darf mit Recht sprechen von fürstlicher Pracht, von mütterlicher Sorgfalt, von brüderlicher Eintracht, von großstädtischem Leben, von männlichem Muthe, weiblicher Anmuth, königlichen Worten, weil dadurch gewisse Arten von Pracht, Sorgfalt, Eintracht, Anmuth und Worten bezeichnet werden. Solche Adjektiva werden aber fehlerhaft gebraucht, sobald sie gesetzt werden, um das zu bezeichnen, was ein Individuum hat, besitzt oder ihm eigen ist. So ist es falsch, von dem fürstlichen Wagen zu sprechen, sobald ich dadurch ausdrücken will, daß es der Wagen ist, den der Fürst besitzt. Der frühere König von Preußen fuhr gewöhnlich in einer gelben Kutsche spazieren, die um kein Haar besser war als die eines gewöhnlichen Miethkutschers; sie war durchaus nicht fürstlich. Aber nach dem Sprachgebrauch, wie er jetzt beliebt wird, habe ich ein Recht, selbst den schlechtesten Acker- oder Mistwagen fürstlich zu heißen, sobald er dem Fürsten gehört. Vor mehreren Jahren ist hier eine Reithose aus dem Marstall gestohlen worden. Die Kleidung der Stallbedienten wird von dem Fürsten geliefert, ist also ein Eigenthum des Fürsten. Würde es sich hier rechtfertigen lassen, von dem Diebstahl der fürstlichen Hose zu sprechen, einer Hose, die vielleicht gar

nicht fürstlich war, sondern schon abgeritten, kahl und schäbig? Aber von der großherzoglichen Bibliothek, von dem großherzoglichen Theater zu sprechen fällt uns gar nicht mehr auf. — In Brüssel giebt es eine herrliche Straße, die wahrhaft königlich ist, die rue royale, und es würde verzeihlich sein, wenn man sie durch „königliche Straße" wiedergeben wollte; aber die Berliner Königsstraße in eine königliche zu verwandeln würde ein Unrecht sein, weil in Berlin nur die Linden und allenfalls die Friedrichsstraße diesen Namen verdienen würden. Man wird es mit Recht lächerlich finden, von der mütterlichen Haarnadel, von der brüderlichen Weste, von der schwesterlichen Scheere, dem vetterlichen Buche zu reden; aber in der Rechnungsablage, die über den Gemeinde-Haushalt der Stadt Oldenburg vom Magistrat erstattet ist, liest man alle Augenblicke von dem städtischen Schulhaus, von städtischen Rechnungen, von städtischen Beamten, vom städtischen Antheil, von städtischen Fonds, ohne daß wir eine solche Sprechweise falsch oder auch nur auffallend finden. Nächstens werden wir vielleicht auch von einer räthlichen Apotheke statt von einer Rathsapotheke lesen. Diese letzteren Beispiele habe ich aus nächster Nähe angeführt; wer mehrere derselben verlangt, blättere nur einige Nummern von Zeitungen durch und er wird sie in Menge haben. Da ist die Rede von bäuerlichen Verhältnissen, von buchhändlerischer Ausstattung, von staatlichen Interessen, von dem gegnerischen Anwalt, von mittelstaatlicher Geduld, von künstlerischem Besuch u. dgl. m. Will man ein recht schlagendes Beispiel haben, so denke man an einen Ausdruck, den H. von Kleist gebraucht hat. Dieser spricht von einer „väterlichen Leiche". Man hört wohl von väterlicher Strenge, väterlichem Segen; — aber „väterliche Leiche" — was das für eine Leiche ist, mögen Gott und die Aerzte wissen. Fragen Sie mich, wie man dann sagen muß, so ist leicht darauf zu antworten. Man muß entweder eine Zusammensetzung gebrauchen, wie Staatsinteressen, Stadtschule 2c. oder den Genitiv: des Vaters Leiche. Letztere Art ist in der Volkssprache vorherrschend.

Eine andere Antwort ist es, wenn von Eigennamen Adjektive gebildet werden, um auch Verhältnisse des Ursprungs und des Eigenthums anzuzeigen, da doch auch diese Adjektive, wie alle, nur die Art und die Eigenschaft bezeichnen können. Nur die Adjektive, die von Länder- und Völkernamen abgeleitet sind, machen eine Aus-

nahme. Man spricht richtig von einer macchiavellistischen Politik, von schillerschen Frauencharakteren, von einem Jean-Paulschen Humor, wenn man dadurch eine hinterlistige, treulose Politik, schwärmerische Frauencharaktere und einen keck und toll springenden Humor bezeichnen will. Allein von schillerschen Werken statt von Schiller's Werken, von stüvescher Politik statt von Stüve's Politik zu sprechen, ist fehlerhaft, wenn es auch noch so häufig geschieht und wenn sich auch Beispiele dieser Art bei unsern besten Schriftstellern finden. Ein Gefühl für das Richtige ist uns aber doch noch geblieben. Bei Vornamen pflegen wir uns dieser Unart noch nicht zu bedienen. Wer spricht z. B. in der Familie von der Wilhelmschen Tasse, von dem Gustavschen Butterbrode, von Heinrichscher Milch?

Es ist ferner falsch, wenn Wörter, die nach ihrer Form und Bedeutung Adverbien sind, als Adjektiva gebraucht werden. So ist „theilweise" gewiß ein Adverbium, wie alle Wörter, die mit — weise gebildet sind. Aber wer hat nicht schon von einer theilweisen Fruchtbarkeit des Landes gelesen? Nach dieser Analogie müßte man auch von einem tropfenweisen Regen sprechen dürfen, von haufenweisen Hühnern, von einer gesprächsweisen Bemerkung. Und in der That lese ich auch neulich in der Weserzeitung: die zwangsweise Aushebung der Pferde hat begonnen; Graf Leiningen wird seine vorzugsweise Stellung in Kassel behalten. Schleiermacher hat uns mit dem schlechten Adjektiv „schlechthinnig" beglückt, und die Juristen beglücken uns noch alle Tage mit dergleichen Bildungen. So habe ich in dieser Zeit gelesen: der vorhinnige, ehehinnige Soldat und dergleichen Barbarisches mehr. Ueberhaupt wird gegen die Lehre vom Gebrauch des Adjektivs viel gesündigt. Jüngst stand in der Weserzeitung: der Kissinger Badebesuch. Ist dieser Ausdruck um ein Haar besser als der verrufene: „lederner Handschuhmacher"? Die deutsche Sprache hat freilich viel Freiheit, aber sie hat doch auch ihre Gesetze. Von vielen Substantiven verschmäht die deutsche Sprache Adjektive auf — lich zu bilden, wie von Frau, Jäger, Schiffer, Held u. A. und wenn der Verfasser eines Rechenbuches in der Vorrede von naturkundlichen Aufgaben spricht, so steckt darin ein zweifacher Fehler. Von Kunde wird nur das Adjektiv „kundig" gebraucht, aber nicht kundlich, und, wenn es gebraucht wurde, mußte es nach Analogie von stündlich, kündlich heißen. Warum hat der

Verfasser nicht auf gut deutsch gesagt: „Aufgabe aus der Naturkunde"?

Ich bin mit dem Adjektiv noch nicht fertig. Dieses „naturkundlich" führt mich auf einen andern Punkt. Die Endung — lich bezeichnet ursprünglich ein Adverb, und wird darum stets von einem Adjektiv abgeleitet. Ein aufmerksamer Leser von Luther's Schriften wird finden, daß der Reformator noch genau zwischen falsch und fälschlich, bitter und bitterlich, klug und klüglich, ewig und ewiglich, gewaltig und gewaltiglich unterscheidet. Der Regel nach sollte man also diese Adverbien nicht von Substantiven ableiten. Aber die neuere Zeit will nichts von dieser Regel wissen. Wir lesen folgende Wendungen: Er ist gesundheitlich zerrüttet; er wird steckbrieflich verfolgt; eine Deputation hat sich bittlich an den Kaiser gewandt; er hat sich grundsätzlich aufgelehnt. Wir verwenden außerdem diese Bildungen zu Adjektiven. Aber diese Bildungen lassen sich nur dann rechtfertigen, wenn sie auf einen polarischen Gegensatz hindeuten, wie alle gesunden Adjektive thun müssen. So ist richtig: kümmerlich und reichlich, ehrlich und unehrlich, mündlich und schriftlich, leserlich und unleserlich, oberflächlich und gründlich, und jetzt auch vormärzlich und nachmärzlich. Aber deutet „naturkundlich" auf einen solchen polarischen Gegensatz? Aber nun gar erst die Nachbildungen von diesen fehlerhaften Bildungen! Man spricht von Inhaltlichkeit, Gegenständlichkeit, Zuständlichkeit, Bezüglichkeit, Grundsätzlichkeit, Ungeheuerlichkeit. Wie lange wird es noch währen, daß wir auch von Gesundheitlichkeit, Bittlichkeit, wenigstens lesen? Denn so gesund sind wir noch, daß wir diese Bildungen im mündlichen Verkehr nicht gebrauchen. Und nun zu guter Letzt noch Eins: Ich habe schon gesagt, daß die Adjektive immer einen polarischen Gegensatz bezeichnen. Dieser Gegensatz wird in der Sprache theils durch besondere Adjektive ausgedrückt, weich — hart, schnell — langsam, theils durch die Vorsilbe — un; treu — untreu. Will ich bloß das Prädikat verneinen, so gebrauche ich das Wort „nicht". Ich sage also: „heute ist es nicht kalt"; will ich aber den polarischen Gegensatz ausdrücken, so sage ich nicht: heute ist es unkalt, sondern „es ist heiß". In der neuesten Zeit wendet man aber auch die Bildung mit — un an, wo die Sprache schon ein besonderes Adjektiv zur Bezeichnung des polarischen Gegensatzes besitzt. So liest man wohl

„unschwer, unschön" u. dgl. Das klingt freilich allerliebst neu und geistreich, aber item, es ist ein Fehler.

Particip.

Jedermann liest und spricht von sitzender Lebensweise, fahrender Habe, bleibender Stätte, fallender Sucht, schwindelnder Höhe, von reißendem Abgang der Waaren, ohne im Geringsten Anstoß daran zu nehmen. Und es wäre auch in der That im höchsten Grade pedantisch, diesen Sprachgebrauch ändern zu wollen, der sich einmal so ganz festgesetzt hat und auch historisch, wenn auch nicht logisch, zu rechtfertigen ist. In der Sprache muß aber manchmal die Logik der Geschichte weichen. Ein solcher Gebrauch des aktiven Particips nämlich reicht sehr hoch hinauf. Der Ausdruck „fahrender Schatz" gehört schon dem 10. Jahrhundert an; im 13. finden sich mehrere dieser Art, z. B. das ansehende Leid, lebende Tage, windende Hände u. m. Aus dem 17. und 18. Jahrhundert häufen sich die Beispiele. Da wird gesprochen von essender und trinkender Waare, von einem tragenden Amte, von der melkenden Kuh, von dem stillenden Kinde, vom verkaufenden Brode, Beispiele, die sich noch leicht mehren ließen, wenn ich die Kanzleisprache zu Hülfe nehmen wollte, was ich aus bekannten Gründen unterlasse. Auch bei Göthe finden wir die Ausdrücke „die vorhabende Reise" (im Werther); „eine schlechtschlafende Nacht"; und in neuerer Zeit hat noch der Befehlshaber der bayerischen Truppen, Fürst Thurn und Taris, von seinen unterhabenden Truppen gesprochen — Alles Beweise genug, daß solche Redensarten nicht geradezu undeutsch sind. Aber Vorsicht im Gebrauch ist immerhin nöthig; man hat sich sehr vor neuen Bildungen zu hüten, denn in jeder Sprache hat die Analogie ihre Grenze.

Dagegen ist ein anderer Gebrauch des Particips durchaus verwerflich. Ich will sogleich Beispiele davon anführen. Man sagt jetzt wohl: die sich hier gebildete Sekte; die sich entwickelte Krankheit; die gehabte Unterredung des Lords Ponsonby mit Fürst Schwarzenberg, ja sogar, das ihn betroffene Unglück, und wie vor einigen Wochen in den Anzeigen stand: die mich seit Jahren gepeinigten Hämorrhoidalbeschwerden. Ganz ohne Analogie sind freilich solche Redeweisen nicht; denn in Büchern des 17. und des beginnenden 18. Jahrhunderts finden sich Ausdrücke wie diese: der sich selbst betrogene König; die ihren Mann auf gute Wege gebrachte Frau; der

seinen Rausch ausgeschlafene Soldat; allein zu keiner andern Zeit, und daß diese Zeit nicht als diejenige anzusehen ist, in der das reinste Deutsch geschrieben wurde, ist bekannt. Wollen Sie eine Regel, so ist es die: das Part. Perf. Pass. erlangt die Bedeutung eines Adjektivs und kann mit keinem Objecte verbunden werden und kann auch dann nicht stehen, wenn es das Hülfsverbum „haben" verlangt. So ist es falsch, von stattgefundenen Festen, von überhandgenommenen Krankheiten zu reden. Auch intransitive Verben, die den Dativ regieren, lassen sich nicht im Particip des Passivs gebrauchen, z. B. der König zog in die Stadt ein, gefolgt von einer großen Menschenmenge. Das ist ein reiner Gallicismus; oder „die oft widersprochene Nachricht". Das Particip „geschmeichelt" hat sich indeß so ziemlich einzuschmeicheln gewußt. Im Ganzen ist übrigens unsere Sprache sehr sparsam mit dem Gebrauch der Participien, und wenn sie auch logisch, grammatisch und historisch gebraucht werden, so verursacht doch deren häufiger Gebrauch Schwerfälligkeit des Ausdrucks, wie Jedermann an den Schriftstücken des Königs Ludwigs von Bayern wahrnehmen kann.

Substantiv.

Die Philosophen haben, seitdem sie deutsch dachten und schrieben, die Biegsamkeit und Geschmeidigkeit der deutschen Sprache für ihre Zwecke benutzt. Im Mittelalter und noch tief bis in die neuere Zeit hinein konnte man natürlich nur in lateinischer Sprache philosophiren. Indeß begegnen uns doch schon früh Versuche, auch die deutsche Sprache zu diesem Behufe anzuwenden. Die Mönche des Klosters zu St. Gallen suchten im 10. Jahrhundert die Kategorien und Begriffsbestimmungen des Aristoteles deutsch wiederzugeben; ihre Versuche sind aber nur Versuche geblieben; sie fanden keine Nachfolger. Nur die theosophischen Mystiker legten ihre Gedanken in deutscher Sprache nieder. Erst seit dem Auftreten Jacob Böhme's und nach dem Beispiele des Professors Thomasius hielt man es für anständig, auch in deutscher Sprache die philosophischen Forschungen wiederzugeben. Aber man verstieß dabei häufig gegen die Gesetze der Sprache, manchmal in philosophischem Hochmuth, manchmal aus grober Unkenntniß, manchmal aus falschem Sprachgefühl. Die Philosophen haben es bekanntlich mit den Dingen selbst weniger zu thun, als mit den Begriffen der Dinge, mit

dem Abstracten. Weil aber der Vorrath an abstrakten Wörtern in einer lebendigen Volkssprache immer nur geringe ist und nur, so zu sagen, für den Hausbedarf hinreicht, so sehen sich die Philosophen genöthigt, für neue Gedanken auch neue Ausdrücke zu bilden. Dagegen ist an und für sich nichts einzuwenden, wenn es nur immer richtig geschehen wäre und noch geschähe. Aber man braucht nur das erste beste philosophische Buch aufzuschlagen, und man wird bald auf fehlerhafte Wortbildungen stoßen. Manche von diesen sind durch den fortwährenden Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in allgemeinen Cours gekommen, und es wäre die größte Pedanterie, sie jetzt ganz zurückzuweisen. In neuerer Zeit ist die fehlerhafte Bildung von Abstracten ins Maaßlose gesteigert, und nicht bloß die Philosophen sind die Sünder — obwohl sie die größten Sünder sind — sondern der größte Theil der schreibenden Welt gehört zu den Mitschuldigen — Dichter etwa ausgenommen; und wenn man einen Stand besonders namhaft machen soll, so sind es neben einigen neuen Grammatikern besonders die Zeitungsschreiber, die sogenannten Journalisten. Diese schreiben oder schmieren ihre Nachrichten rasch hin und bekümmern sich den Henker um den Styl, wenn nur ihre Nachrichten brühwarm gedruckt werden.

Erlauben Sie mir einige Fehler vorzuführen, die in dieser Beziehung so häufig gemacht werden. Ich kann im Deutschen Abstrakte auf — ung nur von solchen transitiven Verben bilden, die abgeleitet oder mit Vorsilben zusammengesetzt sind. Ich sage also richtig: Fällung, Führung, Stärkung, Erbauung, Unterdrückung, Verbindung, Erschlaffung, Bekehrung, Verschreibung, Vergebung, Erfindung; aber ich darf nicht reden von einer Findung, Gebung, Kehrung, Schlaffung, Drückung, Bauung, Kaufung, Schreibung 2c. Mehrere dieser Art sind indeß durch stete Anwendung in allgemeinen Gebrauch gekommen und ganz unentbehrlich geworden. Dahin gehören z. B. Haltung, Sitzung, Ziehung, Biegung und seit 1848 die erste und zweite Lesung. Wäre das Verderbniß dabei stehen geblieben, so wäre es noch erträglich, aber in neuer und neuester Zeit ist man noch viel weiter gegangen. Das neueste Recept lautet so: Nimm eine ganze Phrase, bilde daraus ein Verbum, setze die Endung — ung an und das schönste Abstraktum von der Welt ist fertig. Neuestens hat man häufig den Versuch gemacht, die Minister anzuklagen. Wer las nicht in den Zeitungen von einem Antrage auf „Inanklagezustandversetzung der

Minister"? Dahin gehören ferner Abstrakte wie: die Vollzähligmachung des Heeres, die Rückgängigmachung der Mobilmachung, die Insceneſetzung, die Zurannahmebringung. Ein anderes Recept ist: Nimm ein gebräuchliches Substantiv, z. B. Einfluß, bilde davon auf irgend beliebige Weise ein Verbum, z. B. beeinflussen, und daraus mache ein Abstraktum, z. B. Beeinflussung. Nach diesem Recepte werden Worte gebildet: Vereinheitlichung, Inscenirung u. a. Aber alle diese Ausdrücke verdienen die „Zurthürhinausschmeißung" und die „Vondertreppehinunterwerfung".

Ferner werden Abstrakte auf — heit gebildet. Nach der Regel werden sie nur von Adjektiven abgeleitet. In neuerer Zeit bildet man sie auch von Participien, ohne daß diese die Bedeutung von Adjektiven erhalten hätten, d. h. ohne daß sie die Begriffe und Thätigkeiten in polarischen Gegensätzen ausdrücken. Solche falsche Bildungen sind: Zuvorkommenheit, Abgestorbenheit, Verlorenheit, Versunkenheit 2c.

Außer der Bildung durch Ableitungssilben kann die deutsche Sprache dadurch Abstrakte schaffen, daß der Infinitiv mit einem Artikel versehen wird, eine Weise, die nur die griechische Sprache mit der deutschen theilt, wenn auch in ausgedehnterem Maße. Diese Form drückt im Deutschen den abstrakten Begriff der Thätigkeit auf die allgemeinste und unbestimmteste Weise aus. Der substantivirte Infinitiv sollte daher regelrecht auch nicht weiter durch ein Adjektiv, Attribut oder Object näher bestimmt werden. Diejenigen substantivirten Infinitive, die ein Konkretum ausdrücken, wie: das Wettrennen, das Essen, das Andenken, das Schreiben kommen hier natürlich nicht in Betracht; sie werden völlig wie konkrete Substantive behandelt. Die neueste Zeit aber behandelt jeden Infinitiv ohne Weiteres wie ein konkretes Substantiv; sie glaubt genug gethan zu haben, wenn sie nur den bestimmten Artikel vorsetzt, und verknüpft ohne Weiteres Attribute jeder Art damit. Das ist durchaus fehlerhaft, so bequem es auch sein mag, wie denn überhaupt die falschen Bildungen sehr bequem zu gebrauchen sind, aber freilich den Geist der deutschen Sprache sehr verletzen. Wenn Jemand sagt, er wolle das Aufgehen der Sonne sehen, so macht er einen Sprachfehler, er müßte sagen: den Aufgang der Sonne; ebenso wenn er sagt: das Trinken sauren Bieres ist ungesund, statt: saures Bier zu trinken ist ungesund. Wir lesen aber jetzt in Zeitungen: Das Stürzen der

chinesischen Monarchie ist gewiß; oder mit einem doppelten Fehler: das Inslebentreten der Unionsverfassung ist unmöglich. Nur wenn keine dem Begriffe entsprechende substantivische Form vorhanden ist, kann man den substantivirten Infinitiv mit einem Attribut verbinden, z. B. das Weinen eines Kindes rührt, das Sprechen im Schlafe rc., oder auch in dem Falle, wo der Infinitiv mit dem Objekt zu Einem Worte verschmolzen ist, z. B. Brodbacken, Schlittschuhlaufen, Tabakrauchen rc.

Aber gerade sich auf diesem Spielraum so zu bewegen, daß man die Grenzen des Erlaubten niemals überschreitet, ist eine Kunst, die durch keine Regeln gelehrt werden kann, sondern dazu ist ein feines Sprachgefühl und ein feiner Geschmack nöthig.

Sie erlauben mir, an den Nachweis dieser falschen Bildungen eine allgemeine Bemerkung zu knüpfen, die eine ganze Richtung der Schreibweise neuerer Zeit betrifft. Denn in Einem fort von diesen trockenen Regeln zu sprechen, ist für Sie ermüdend und langweilig.

Es zeigt sich nämlich schon seit längerer Zeit das Bestreben, die deutsche Sprache zu vergeistigen, oder negativ ausgedrückt, die sinnliche Anschaulichkeit der Wörter zu unterdrücken, ihre leibliche Existenz, so zu sagen, zu vernichten. Dies ist in der deutschen Sprache eine Unart und zwar aus folgendem Grunde. Weil sie eine Ursprache ist, so hat sich die sinnliche Bedeutung der Wörter in den meisten Fällen erhalten, und wir sind nicht bloß im Stande, die sinnliche Wurzel bei der Mehrzahl der Wörter auf eine gelehrte Weise nachzuweisen, sondern die Wurzelwörter selbst sind bei uns noch vielfach im Gebrauch, und in den meisten Fällen fühlen wir die Kraft der Wurzel noch lebendig wirken. Die englische und französische Sprache, als Misch- und Töchtersprachen, sind in dieser Beziehung im entschiedenen Nachtheil gegen die deutsche. Beide Nationen haben, durch die geschichtliche Entwickelung genöthigt, viele Wörter in ihren Wortvorrath aufnehmen müssen, deren eigentliche Bedeutung ihnen ganz fremd war; daher denn auch Wörter von demselben Stamm in beiden Sprachen eine verschiedene Bedeutung erhalten haben (travailler, travel, contenance, countenance). Sie konnten die Wörter nur als einmal angenommene Zeichen für gewisse Begriffe und Verhältnisse betrachten, gewissermaßen als eine Art mathematischer Formel, die nichts Anschauliches mehr für die Sinne hat, sondern deren Bedeutung durch Uebereinkunft einmal festgesetzt ist und nur für das Wissen,

das Auge des Geistes, erkennbar ist. Bei den Engländern zeigte sich diese Erscheinung mehr in einzelnen Wörtern, bei den Franzosen mehr in ganzen Phrasen. Es liegt auf der Hand, daß dies eigentlich unnatürlich ist und von dem gewöhnlichen Laufe der Sprachbildung abweicht. Wo nämlich die Sprache und der Wortvorrath sich organisch, ohne Störung von außen, entwickelt hat, da ist immer der Begriff der geistige Ausdruck der sinnlichen Erscheinung und das Wort die leibliche Ausprägung dieses aus der Sinnenwelt stammenden Begriffes; und selbst da, wo die Begriffe nicht sinnlicher Dinge in der Sprache dargestellt werden, sind die Wörter von sinnlichen Erscheinungen hergenommen oder es wird statt des nicht sinnlichen Dinges ein Gegenbild aus der sinnlichen Welt gesetzt. Wo wir Gelegenheit haben, die Geschichte einer Ursprache ziemlich weit zurück zu verfolgen, da werden wir immer finden, daß der Wortvorrath extensiv viel kleiner, aber intensiv viel reicher ist. Dies können wir auch noch jetzt beim Volke wahrnehmen, das in der Ausbildung der Sprache nur sehr langsam vorwärts geht. Es hat bei Weitem nicht einen solchen Reichthum an Wörtern, wie die Gebildeten, aber im Einzelnen, Konkreten ist es Herr eines viel größeren Wortschatzes. Die sinnliche Lebendigkeit der Sprache kann sich aber nur so lange in ihrer vollen Kraft behaupten, als das Volk, das sie spricht, im innigsten Verkehr mit der Natur bleibt. Die Kultur indeß, die mehr oder weniger immer ein Abweichen von dem Wege der Natur ist, macht Fortschritte; der Kreis der Begriffe und Gedanken erweitert sich, es fehlen die entsprechendsten Wörter, man greift zu neuen Bildungen und Wendungen, die entweder gar nicht mehr aus der sinnlichen Wurzel abgeleitet sind, oder wenigstens so lose mit der Wurzel zusammenhängen, daß sie nur höchst mühsam erkannt und beim häufigen Gebrauch des Wortes ganz vergessen wird; und manchmal wird unmittelbar das Wort aus der fremden Sprache genommen. Das Wort ist so nur ein Zeichen, eine konventionelle Form des Gedankens geworden. Deutsche Sprachforscher, die mit Vorliebe das Alterthum behandeln, sehen darin einen Verfall der Sprache und man kann ihnen in der That nicht ganz Unrecht geben; denn die Sprache wird dadurch aus dem natürlichen Boden, auf dem sie erwachsen ist, losgerissen und auf einen künstlichen verpflanzt; sie verliert den poetischen Reiz, weil solche Wörter und Phrasen gar nicht auf die Phantasie wirken. Aber auf der andern Seite ist auch nicht

zu verkennen, daß die Bestimmtheit des Ausdrucks dadurch gewonnen hat, wie auch eine mathematische Formel den Gedanken kürzer und bestimmter ausspricht, als es auf irgend eine Weise geschehen könnte. Es kann aber diese Vergeistigung auf eine Stufe getrieben werden, die unausstehlich ist, wie zuweilen im Geschäftsstyl. Sie sollte eigentlich nur da eintreten, wo der Gedanke selbst dazu nöthigt, wo die bisherige Weise des Ausdrucks den Gedanken nicht scharf und genau wiedergeben würde, also hauptsächlich in der Sprache der Wissenschaft. Aber jeden alltäglichen Gedanken in eine solche Form zu kleiden, um ihn herauszuputzen und ihm den Anschein wissenschaftlicher Tiefe zu geben, ist geradezu widerlich. Aber man kann heut zu Tage fast keinen leitenden Artikel einer Zeitung lesen, ohne auf solche vergeistigte Ausdrücke zu stoßen, in deren Gebrauch etwas gesucht wird. Diese Vergeistigung zeigt sich, um ein Beispiel zu geben und zugleich an das Vorige anzuknüpfen, in einer unnatürlichen Anhäufung von Abstrakten, deren Gebrauch durch die Leichtigkeit, womit sie im Deutschen gebildet werden können, und durch die Freiheit, die man sich nimmt, so sehr begünstigt wird. Mit den Zeitungsschreibern wetteifern unsre sogenannten geistreichen Schriftsteller, die nur, um geistreich zu erscheinen, den natürlichen und gewöhnlichen Ausdruck verschmähen. Es sollten doch diese Herren mehr darauf achten, wie man im gewöhnlichen Leben spricht, wo wir uns frei und ohne Zwang ausdrücken, namentlich auf die Ausdrucksweise gebildeter (aber ja nicht gelehrter) Frauen, deren Sprachgefühl viel reiner und zarter ist als das der Männer, bei denen es durch Verkehr mit fremden Sprachen, durch flüchtiges Lesen flüchtiger Uebersetzungen, durch Zeitungslektüre und sonstige Einflüsse getrübt und verhärtet ist. Oder wenn ihnen dies zu niedrig erscheinen sollte, so mögen sie an Lessing's und Göthe's Prosa lernen, wie man deutsch zu schreiben hat, denn beide sind die bis jetzt noch unerreichten Meister des prosaischen Styls.

Formen des Prädikats.

Sie werden beim Lesen häufig auf Ausdrücke gestoßen sein, wie folgende: „die Nachricht ist eine irrige. Der Gesundheitszustand des schleswig-holsteinischen Heeres ist ein vortrefflicher. Die Vorstellung war eine gelungene. Sein Bestreben ist ein anerkennenswerthes. Die Aufnahme des Herrn von Manteuffel in Olmütz war eine

überaus glänzende". Solche Ausdrücke sind nichts als geschmacklose Neuerungen, die durch nichts gerechtfertigt werden, als durch die Sucht der neueren Zeit, durch ungewöhnliche Formen der Rede einen vornehmen Schein zu geben. Und das ist eine sehr schlechte Rechtfertigung. Warum sagen die Schriftsteller nicht auf gut deutsch: die Nachricht ist irrig, die Aufnahme war glänzend u. s. w.? Diese Neuerung ist übrigens erst in der letzten Zeit vielfach aufgekommen; den Ursprung weiß ich mir nicht zu erklären, vielleicht soll die Weise der Engländer nachgeahmt werden; die ähnlich sagen — a great one.

Aus derselben vornehmen Sucht erklärt sich auch die Vorliebe der neueren Zeit, das Prädikat durch eine Phrase auszudrücken, statt durch das einfache Verbum. Der Ausdruck bekommt natürlich, wenn man eine Phrase gebraucht, einen größern Umfang und fällt mehr ins Gewicht. Es müßte daher die Umschreibung auch nur dann gebraucht werden, wenn dieser Zweck erreicht werden soll. Allein das geschieht nicht, sondern die gewöhnlichsten Gedanken werden in einer Phrase ausgesprochen. Statt zu sagen; die Urkunde ist verloren, heißt es: die Urkunde ist in Verlust gerathen; statt: dieser Paragraph kann wegfallen, dieser Paragraph kann in Wegfall kommen. Dahin gehören die Ausdrücke: Der Minister will von einem weitern Einschreiten Umgang nehmen; den Uebergriffen abhülfliche Maßregeln schaffen; Preußen will von jeglicher Beschränkung der Souveränetät der kleineren Fürsten Absehen nehmen; ferner: zur Anmeldung bringen; Aufenthalt nehmen; Rechnung tragen u. a. m., die größtentheils alle Modeausdrücke sind und die man ebenso gegebraucht, weil sie Mode sind, als wie man Kleider nach der Mode trägt, wenn man auch weiß, daß sie geschmacklos und unedel ist.

Wortstellung.

Die Prediger pflegen in dem Punkte der Wortstellung am meisten gegen die allgemeinen Regeln zu fehlen. Das ist leicht zu erklären. Die Prediger haben nämlich meistens ein Publikum vor sich, zu dem sie nicht in vergeistigten Ausdrücken und in abstrakten Phrasen reden dürfen, wenn sie anders verstanden werden wollen. Sie sind deshalb gezwungen, sich der Sprache des gewöhnlichen Lebens zu bedienen oder, wie man es nennt, populär zu sein. Aber eine Predigt soll zugleich die Niedrigkeit des gewöhnlichen Ausdruckes

vermeiden, weil ihr Inhalt, der sich auf einem höheren Lebensgebiete als dem der Alltäglichkeit bewegt, auch einen höheren Ausdruck in der Sprache verlangt. Die richtige Grenze zwischen dem zu hohen und dem zu niedrigen Ausdruck zu finden, ist äußerst schwer und junge Prediger namentlich haben ihre Noth damit. In ihrer Verlegenheit greifen sie — wenn sie nicht etwa bloß durch den gehobenen Ton des Vortrages ihrer Rede eine höhere Würde verleihen — zu einem Mittel, das allerdings richtig und, zu seiner Zeit gebraucht, seine Wirkung nicht verfehlt. Es ist indeß nur zu häufig der Fall, daß es ohne Wahl und übermäßig stark angewandt wird. Dies Mittel ist die Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung. Wir haben freilich keine so gebundene und starre Wortstellung, wie die Franzosen und Engländer, allein sie ist doch nicht so frei, daß sie ganz willkürlich wäre. Die Wortstellung gehört zu den schwierigsten Punkten der deutschen Stylistik und zwar deshalb, weil sich freilich für die grammatische Wortstellung bestimmte Regeln aufstellen lassen, wir aber in jedem Satze, den wir reden oder schreiben, diese Regeln übertreten und die logische Wortstellung gebrauchen können. Ein kurzes Beispiel mag genügen, um dies deutlich zu machen. „Ich kann es nicht loben", ist grammatisch richtig gestellt; aber ich darf auch sagen: „loben kann ich es nicht", oder auch mit dichterischer Freiheit: „Nicht loben kann ich es". Welche Wortstellung in jedem gegebenen Falle richtig ist, hängt einestheils von der Bestimmtheit und Klarheit des Denkens, anderntheils von dem Geschmacke und dem musikalischen Gefühl des Schreibenden ab; und es darf daher mit Recht gesagt werden, daß sich in einer korrekten Wortstellung ein gebildeter und feiner Geist zu erkennen giebt, wie andererseits Verschrobenheit des Gedankens wie des Geschmackes sich auch in einer verschrobenen Wortstellung zeigt. Es ist klar, daß jede Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung nur in dem logischen Werthe des Gedankens oder des Begriffes ihren Grund haben muß, daß sie ohne logische Nöthigung fehlerhaft ist. Nur Dichter setzen auch ohne logische Nöthigung, des Rhythmus und des Reimes wegen, die Wörter anders, freilich manchmal auf sehr anstößige Weise. Der Fehler wird mit dem Mantel der poetischen Freiheit zugedeckt, der ja so vieles Fehlerhafte zudecken muß. Die Prediger — und manche andre Schreibende und Sprechende mit ihnen — wenden die freiere Wortstellung ohne logische und

rhythmische Nöthigung an. Der wahre Grund, wenn sich auch der Schreibende und Redende oft gar nicht dessen bewußt ist, liegt häufig darin, daß die Popularität des Ausdrucks dadurch verschleiert und dem Gedanken ein größerer Werth gegeben werden soll, als er von Haus aus besitzt. Im Leben wie in der Wissenschaft muß jede Abweichung vom Gewöhnlichen ihren Grund haben, der sie rechtfertigt. Wo dieser fehlt, kann man mit Recht Unkenntniß oder Eitelkeit als Ursache vermuthen. In der Sprache ist es nicht anders. Es würde hier nicht am Platze sein, die Bedingungen anzugeben, unter welchen die gewöhnliche Wortstellung verlassen werden darf, abgesehen davon, daß es sich oft gar nicht angeben läßt, daß es so zu sagen das Geheimniß des schönen Styls ist, dem man sich mit Regeln eben so wenig nahen kann, wie der dunkeln Quelle der Poesie. Es wird aber Jeder fühlen, daß Wortstellungen, wie: „das ewige Leben, das mit dem Glauben empfangen und angefangen wird hier", oder: „Eine Kirche, die das leistet, kann durch und durch verderbt nimmer sein", die häufig in ähnlicher Art in Predigten vorkommen, nicht schön, sondern anstößig sind. Wollte man sich die Mühe geben, in Uebersetzungen nachzusehen, die so in aller Eile gemacht werden, um sie möglichst schnell auf den literarischen Markt zu bringen und einem gleichen Unternehmen zuvorzukommen, so würde man auf eine große Menge falscher Wortstellungen stoßen. Die Uebersetzer ahmen zu leicht die fremden Sprachen nach, und durch ihre tagtägliche und stündliche Beschäftigung mit den ausländischen Schriftstellern verlieren sie das feine Gefühl für die richtige Wortstellung ihrer Muttersprache.

Vermischung der Stylarten.

Wie muß der Styl beschaffen sein, um gut im weitesten Sinn genannt werden zu können? Darauf läßt sich keine bestimmte Antwort geben, nicht bloß deshalb, weil die Menschen je nach ihrer Bildung und ihrem Geschmacke anders urtheilen, sondern weil es verschiedene Stylarten giebt, von denen jede ihre besonderen Gesetze hat. Der Handlungs- und der Kanzleistyl sind himmelweit verschieden von dem Kanzel- und Rednerstyl, und so ist auch ihre Güte sehr verschieden und läßt sich nicht nach Einem Maße messen. Man darf aber behaupten, daß eine Stylart um so besser ist, je reiner sie sich hält; daß, wenn eine Stylart in die andre überspringt und die

Sphäre verläßt, die ihr ihrer Natur nach angemessen ist, aufhört, gut zu sein. Handelsnachrichten im Rednerstyle, Kanzelreden im Style der Kontrakte, Pfandbriefe und Protokolle sind sicherlich schlecht. Frage ich aber nach der Schönheit des Styls, so läßt sich eine etwas bestimmtere Antwort geben. Den Handelsstyl, den Kanzleistyl wird Niemand schön nennen können, und warum nicht? Darum nicht, weil beide Stylarten gar nicht darauf ausgehen, bei dem Leser Wohlgefallen zu erwecken, sondern weil sie einem äußern Zwecke und nur diesem dienen, das Schöne aber niemals sich der Herrschaft eines äußerlichen Zweckes unterwirft, sondern sich selber Zweck ist. Das Schöne kann wohl zugleich mit einem Zweckmäßigen verbunden sein, obwohl es in seiner höchsten Vollendung alles Zweckmäßige von sich streift, aber es kann sich nie dem Zweckmäßigen völlig unterordnen, ohne sich selber zu vernichten. Ein Gefäß, ein Geräth, ein Gebäude kann schön sein, obwohl es dem äußerlichen Gebrauche dient; es ist aber nicht darum zweckmäßig, weil es schön ist, noch deshalb schön, weil es zweckmäßig ist. Die Schönheit und Zweckmäßigkeit sind nur mit einander verbunden, aber durchdringen sich nicht. Wenden wir dies auf die Sprache an, so würden wir nur die Darstellung im höchsten Sinne schön nennen können, die keinen andern Zweck hat, als sich selber. Damit kommen wir aber nicht sehr weit. Denn somit würde nur die poetische Darstellung, sei sie in Versen oder ohne Verse, gereimt oder nicht gereimt, Anspruch auf Schönheit machen können; es wäre aber doch möglich, daß auch prosaische Darstellung, obwohl sie im Ganzen nur der Zweckmäßigkeit dient, schön sein könnte, daß sich zu der Zweckmäßigkeit Schönheit gesellte, und daß folglich auch dem Handels- und Kanzleistyl die Möglichkeit verbliebe, sich zur Schönheit der Sprache zu erheben. Und zugleich wäre der Einwurf nicht zurückgewiesen, ob denn jede poetische Darstellung, bloß weil sie poetische Darstellung ist, schön sein müsse, und ob nicht auch sie gegen die Schönheit verstoßen könne?

Um hier den richtigen Weg nicht zu verfehlen, müssen wir uns vor Allem daran erinnern, daß die Sprache ein Naturprodukt und kein Kunstprodukt ist. Die Sprache ist keine Erfindung, die etwa zuerst in späterer Zeit von den Menschen durch Zufall gemacht oder durch äußeres Bedürfniß hervorgetrieben ist, sondern der erste Mensch hat auch gleich, wie er anfing zu denken, Sprache gehabt. Sprechen

und Denken ist im tiefsten Grunde dasselbe; das Sprechen ist lautes Denken, und Denken ist innerliches Sprechen; beide Funktionen werden auch in mehreren Sprachen durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt. Das Sprechen ist darum eine organische Verrichtung des Geistes, wie das Gehen eine organische Verrichtung des Leibes ist, und hat mit den Naturlauten der Thiere, namentlich dem Gesange der Vögel, Aehnlichkeit, insofern auch diese durch die Natur des thierischen Organismus, ohne äußeres Bedürfniß und ohne Zwang von außen hervorgebracht werden.

Wenn dies zugegeben ist, fahre ich mit Becker fort, wenn die Sprache eine organische Verrichtung und die Rede der organische Ausdruck des Gedankens ist, so sind die Formen, in denen sich der Gedanke in der Regel darstellt, organische Formen, d. h. Formen, welche ihren Grund in der Natur des Menschen, nämlich in den organischen Gesetzen seines Denk- und Sprachvermögens haben. Die Formen der Darstellung werden daher nicht mit Willkür und um eines äußeren Zweckes willen geschaffen und zugerichtet, sondern entwickeln sich mit einer innern Nothwendigkeit. Die Darstellung der Gedanken hat zwar, weil der Gedanke die freieste That des menschlichen Geistes ist, größere Freiheit als alle andern organischen Verrichtungen, aber diese Freiheit findet in den Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens ihre natürliche Beschränkung. Die Form der Darstellung ist um desto vollkommener, je vollkommener sie den organischen Gesetzen unseres Denk- und Sprachvermögens entspricht. Jede organisch vollkommene Darstellung wird „schön" genannt. Soweit Becker.

Die Schönheit ist nämlich nicht allein in den Werken der Kunst, sondern auch in den Werken der Natur zu finden, oder, um bestimmter zu reden, in den organischen Naturprodukten; nur stellt sie sich hier anders dar. Alles Schöne muß erscheinen, muß geschaut werden. Nun ist aber nicht alles Erscheinende schön, sondern nur das, was eine Idee, in der höhern Auffassung des Wortes, wie sie bei uns Deutschen gebräuchlich ist, zur Anschauung bringt, und das Erscheinende ist um so schöner, je mehr die Idee in der äußeren Erscheinung aufgegangen ist, und es erreicht den Gipfel der Schönheit, wenn Idee und Erscheinung, um einen mathematischen Ausdruck zu gebrauchen, sich vollkommen decken. Ein Kunstprodukt ist schön, wenn die Kunstidee, die der Künstler gemacht hat, äußerlich

in seinem Werke ausgeprägt ist; ein Naturprodukt ist schön, wenn die göttliche Idee, die in ihm, wie in allem Göttlichen, zu Grunde liegt, in leiblicher Erscheinung vor unser Auge tritt, oder mit andern Worten, ein Naturprodukt ist schön, wenn sein Organismus sich vollkommen gesund entwickelt hat. Zur Auffassung alles Schönen ist aber erforderlich, daß die Idee, die einem Kunst- oder Naturprodukt zu Grunde liegt, erkannt oder doch wenigstens geahnt und gefühlt werde; es muß der Mensch in der sinnlichen Erscheinung den Widerschein des Geistigen sehen. Das schönste Gedicht und das schönste Gemälde wird keinen Eindruck auf unsre Moor- und Haidebewohner machen, oder wenigstens nicht den, den es seiner Natur nach machen sollte. Das Gedicht wird vielleicht nur durch seinen rhythmischen Tonfall, durch den Reim, das Gemälde nur durch seinen Farbenreiz auf ihn wirken. Er bleibt in der sinnlichen Erscheinung stecken. Aehnlich geht es allen Menschen bei vielen Naturprodukten z. B. den Kröten, Krokodilen, dem stachlichten Rochen, dem Klippenfisch und sonstigen unförmlichen Geschöpfen. Wir bleiben bei diesen auch in der sinnlichen Erscheinung stecken und vermögen nicht, in ihnen einen Widerschein des göttlichen Naturgedankens zu entdecken, nicht, wie Göthe sagt, die heiligen Lettern der Göttin Natur zu entziffern. Denn es ist nicht bloß die Vorstellung des Schädlichen und Giftigen, was uns diese Thiere widerlich und häßlich macht, sonst müßten die Raubthiere, wie Löwe und Tiger, uns niemals schön sein können, was sie doch in der That sind, abgesehen davon, daß es auch ein furchtbar Schönes geben kann; es erscheinen uns die genannten Bildungen, weil wir das richtige Maß nicht haben, sie zu messen und nun falsch messen, abnorm und krankhaft. Alles Krankhafte ist seiner Natur nach häßlich. Die verkrüppelten Zwergeichen, die in der Sager Haide*) stehen, findet Jedermann häßlich, der es weiß, daß die Eiche ihrem Organismus gemäß ihren Stamm hoch treibt und ihre Aeste und Zweige kraftvoll nach allen Seiten ausbreitet.

Kehren wir wieder zur Sprache zurück, so werden wir sie dann schön finden, wenn sie g e s u n d ist, d. h. wenn sie, ihrem organischen Bildungstriebe folgend, sich darstellt. Jede Sprache hat aber ihren besondern Organismus, ja, man kann sagen, fast jeder Dialekt,

*) Haidegegend zwischen Oldenburg und Vechta.

trotzdem daß sich in allen Sprachen im tiefsten Grunde nur Ein Organismus thätig zeigt, weil die Sprache ja nur die sinnliche Aeußerung des Einen menschlichen Geistes ist:

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern,
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel.

Die einzelnen Sprachen sind als die einzelnen Arten einer und derselben Gattung anzusehen, die zwar einen Grundorganismus, aber jede für sich ihren besondern Organismus haben. Es ist daher möglich, in allen Sprachen, ja auch in den Dialekten schön zu schreiben und dies geschieht, wenn der Schriftsteller den organischen Bildungs- und Darstellungsgesetzen, die der Sprache oder dem Dialekt, in dem er schreibt, zu Grunde liegen, folgt: wenn er den ureignen Geist, der die Sprache beherrscht, auch über seine Darstellung herrschen läßt.

Das erste und unumgänglichste Erforderniß einer schönen Darstellung ist daher die Korrektheit, grammatische Richtigkeit. Die Regeln der Grammatik sind die Grundlage, auf denen sich ein schöner Styl auferbaut, aber auch nichts mehr als die Grundlage. Wer wider die Grammatik fehlt, schreibt niemals schön; wer ihre Regeln beobachtet, schreibt darum noch lange nicht schön, sondern, wer schön schreiben will, muß erst richtig schreiben. In der grammatisch richtigen Darstellung ist nur ein unerläßliches Mittel einer schönen Darstellung gegeben, aber die Gedanken finden ihren adäquaten Ausdruck nicht in der Korrektheit allein, sondern es sind noch viele andre Erfordernisse dazu nöthig. Und diese sind verschieden je nach der Stylart. So wird im Geschäftsstyl Verständlichkeit, Deutlichkeit und Präcision des Ausdrucks verlangt, im erzählenden Style Lebendigkeit, im historischen Style Würde, im pathetischen Style Erhabenheit — Alles Erfordernisse, die von der grammatischen Richtigkeit unabhängig sind und mit ihr weiter Nichts zu schaffen haben.

Sehen wir uns nun, nachdem wir einen andern Maßstab für die Schönheit gewonnen haben, wieder nach dem Handels- und Kanzleistyle um, so muß man zugeben, daß er allerdings schön werden kann. In Wirklichkeit ist er es aber nie; denn er bewegt sich thatsächlich in dem Organismus der deutschen Sprache nur soweit, als kaum zu seinem Leben hinreicht; nur im Ganzen und Großen

hängt er mit dem allgemeinen Leben der Sprache zusammen; im Einzelnen ist fast Alles verknöchert und ertödtet. Die Präcision des Ausdrucks hat zu einer Kürze verführt, die jedem Andern als dem Mann von Fach lächerlich erscheint; der Satz ist abgeschnitten und über's Knie gebrochen. Wenn es in den Handelsnachrichten heißt: Honig und Häute still; Reis angenehm; Thran flau; Tabak eher ruhig, aber fest; Thee in guter Meinung; Wallfischbarten sehr belebt; Pottasche ohne Geschäft; Rüböl sogleich, unverändert; Salz sehr gedrückt; Brotstoffe träger; Zucker matt; Cacao beständig; Corinthen eher angenehmer; Syrup, in dieser Süße wenig Umgang; Klippfische ganz vernachlässigt und zuletzt zu 84 Schill. gemacht; Java Indigo in sehr fester Stimmung; Terpentin in steigender Haltung; Bohnen sind reichlich behauptet; Talg ohne Leben; im Robbenthran ist wenig geschehen; — so fühlt Jeder leicht, daß er krankhafte Erscheinungen vor sich hat und daß ein solcher Styl kaum noch ein Styl zu nennen ist. Andrerseits hat die Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, die in dem Kanzleistyl nöthig ist, weil oft von der Fassung eines einzigen Wortes Ehre, Eigenthum und Leben einzelner Personen und der Friede und die Wohlfahrt ganzer Länder abhängt, dazu verleitet, weitläuftig zu werden. Da nun aber die Bestimmtheit des Ausdrucks zugleich durch Kürze gewinnt, so ist aus diesem Widerstreit zweier entgegengesetzter Anforderungen ein Styl erwachsen, der in Seltsamkeit seines Gleichen sucht. Man schiebt die große Mannichfaltigkeit der weitläufig ausgedrückten Begriffsbestimmungen und Gedanken in Eine einzige Periode zusammen, die dadurch einen so unförmlichen Umfang erhält, daß sie oft über mehrere Seiten weggeht. Die deutsche Sprache hat aber, im Gegensatz zur lateinischen, von jeher einen langen Periodenbau verschmäht, und Jeder, der noch irgend ein Sprachgefühl gerettet hat, wird den unnatürlichen Zwang fühlen, der in Verordnungen, Entscheidungen, Urtheilen und Rechtsdeduktionen der Behörden unsrer Sprache angethan wird. Und dazu werden noch so viele fremdartige und unverständliche Ausdrücke untergemengt, daß ein solches Schriftstück zum Räthsel für den uneingeweihten Leser wird.

Es wird aber jeder Geschäftsstyl, zu welchem man auch im weiteren Sinne den Fachstyl rechnen kann, d. h. den Styl, der in einer speciellen Wissenschaft, z. B. Medicin, Mathematik gebraucht wird und nur für Männer vom Fach bestimmt ist, etwas Krankhaftes

an sich tragen. Wie die Sprache ein allgemeines Gut ist, woran Jeder gleichen Theil hat, so sollten eigentlich alle Erzeugnisse der Literatur von Jedermann verstanden werden. Die Zeit aber, in der dies möglich war, liegt längst hinter uns und fällt eigentlich mit dem Urzustande des Volkes zusammen oder wenigstens mit der Zeit, wo es noch nicht von der Kultur berührt ist. So mögen noch die amerikanischen Rothhäute Alles (wenn sie anders etwas Literarisches produciren) in allgemein verständlicher Sprache schreiben; in einem gebildeten Volke aber, wo es so mannichfache Kreise des Wissens giebt und wo besondere Stände sind, die nur Einen Theil der allgemeinen Wissenschaft pflegen und pflegen können, wird sich innerhalb dieser geschlossenen Kreise eine Sprechweise bilden, die von dem Draußenstehenden nicht verstanden wird. Es ist vielfach versucht worden, eine allgemein verständliche oder populäre Darstellung der verschiedenen Zweige des Wissens zu geben; aber diese Versuche sind vielfach mißlungen und beide Theile sind selten zufriedengestellt. Die Laien verstehen die Sprache und damit die Sache doch nicht recht und die Männer der Wissenschaft sehen solche populäre Darstellungen immer als eine Herablassung an, die der Würde und dem Ernste der Wissenschaften Abbruch thut, was in der That auch nur zu häufig der Fall ist.

Es giebt indessen Gebiete des Wissens und der Literatur, welche allen Gebildeten auf gleiche Weise zugänglich sind und gerade auf diesen Gebieten kann sich die Sprache frei und fessellos, ihrem Organismus gemäß, entfalten und braucht sich keinen Zwang von der äußeren Zweckmäßigkeit auflegen und keine Verrenkung, Verkürzung und Beschneidung gefallen zu lassen. Dahin gehört unter Anderen die Geschichte, so lange sie die Geschichte dessen ist, was ein allgemeinmenschliches Interesse in Anspruch nimmt, vor Allem aber die sogenannte schöne Literatur mit ihrer Krone, der Poesie. Die Dichter haben darum gerade eine solche Bedeutung für die Sprache eines Volkes, weil sie zu Allen reden, oder wenigstens, seitdem wir nur eine Kunstpoesie mehr besitzen, zu allen Gebildeten reden, nicht zu den Männern eines bestimmten Faches oder Geschäftes. Sie müssen daher alles Fremdartige abthun und dürfen nur aus dem innersten Sein und Leben eines Volkes heraus reden; und dies können sie nur, wenn sie das Organ, durch welches sich das geistige Leben des Volkes kund giebt, die Sprache, so gebrauchen, wie der Schöpfer

des Organs selber, der Volksgeist, es eingerichtet hat. Es geben uns daher die Dichter nicht bloß ein Verständniß dessen, was ein Volk im Innern hegt und bewegt, sondern sie veranschaulichen uns zugleich, wie ein Volk sein inneres Leben kund giebt; sie sind darum die besten Schlüssel, um uns den Sprachgeist eines Volkes zu eröffnen. Darum sind gerade Dichter so schwer zu übersetzen; die Schwierigkeit liegt nicht bloß in der gebundenen Darstellung, in Maaß, Vers und Reim, sondern hauptsächlich darin, daß der Sprachgeist, der vorzüglich in der Poesie seinen Ausdruck findet, bei jedem Volke verschieden ist und nur in der Sprache seines Volkes selber die angemessenste Aeußerung hat. Während ein Buch über Mathematik, Physik ꝛc., das aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt ist, in allen seinen Theilen vollkommen verstanden wird, giebt uns eine Uebersetzung des Shakespeare doch nur ein ungefähres Bild von seiner Sprachweise und seinem Geiste wieder. Es wird darum mit Recht verlangt, daß, wer die Schönheit eines Dichters genießen will, ihn in der Ursprache lese; und mit gutem Grunde wird daher in den Schulen, die fremde Sprachen lehren, ohne für ein specielles Fach vorzubilden, die Lectüre der Dichter an die Spitze gestellt, wenn sie auch niemals die ausschließliche Lectüre sein darf.

Die Bedeutung aber, welche die Sprache der Dichter hat und der Reiz, welcher in ihr liegt, hat auch in Prosa eine Darstellungsweise erzeugt, die von Einigen mit dem Namen „Monstrum" charakterisirt wird, die „poetische Prosa". Sie findet sich besonders in den literarischen Erzeugnissen, welche auf der Grenze zwischen Poesie und Prosa liegen, in den Romanen, unseren modernen Epen. Sie ist eigentlich ein Erbstück aus der Hinterlassenschaft der zweiten schlesischen Dichterschule, die durch ihren schwülstigen überladenen Styl so übel berüchtigt ist; denn vorher war eine poetische Prosa unbekannt. Luthers Prosa ist reine, unverfälschte Prosa; sie erhebt sich freilich manchmal zu dichterischem Glanze, aber das macht sie noch lange nicht zu einer poetischen Prosa. Erst in den Romanen, deren Entstehung in das 17. Jahrhundert fällt, begegnen wir ihr; und hauptsächlich in den Romanen, welche die Meister und Jünger der zweiten schlesischen Dichterschule schrieben. Alle Mittel, welche von dem Dichter gebraucht werden und nur dem Dichter erlaubt sind, verwandten sie auf die Darstellung der Prosa; und da sie das Charakteristische der Poesie in Schwulst, Ueberladung und Bombast fan-

den, so ward auch ihre Prosa schwülstig, überladen, bombastisch. Seitdem sind wir mit der poetischen Prosa behaftet geblieben und in den Augen mancher Leute ist der prosaische Styl nur dann gut, wenn er recht blühend ist. Denn das ist der Ausdruck, den man zur Bezeichnung der Schönheit eines solchen Styls gebraucht. Die Blüthen aber sind meist nur taube Blüthen, welche die Frucht der Schönheit nicht hervorbringen; sie bestechen das Auge durch ihren schillernden Glanz und ihre gleißende Oberfläche; und da sich Blüthe an Blüthe reiht, so sieht das Auge nichts als ein solches Meer von Blüthen, auf dem es trunken ruht, und ihr Geruch betäubt das Gehirn. Denn ein solcher Styl hat etwas Berauschendes und in Revolutionszeitaltern drängt sich ein solcher Styl auch in politische Schriften ein, um die Gemüther zu entzünden, wie denn auch die Jugend, die am leichtesten vom Enthusiasmus berauscht wird, einen solchen Styl liebt und nach Kräften reproducirt. Aber der Ausspruch, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur Ein Schritt ist, findet in der Sprache seine volle Wahrheit. Der Effect, nach dem die Schriftsteller haschen, wird oft ein ganz anderer, als den sie erwarten; statt den Leser zu rühren, zu erschüttern, fortzureißen, bringen sie ihn zum Lachen.

Man ließe sich eine solche poetische Prosa noch gefallen — falls der Inhalt und der Stoff dazu Veranlassung gäben, — wenn nur die poetischen Mittel mit Bedacht und Umsicht gebraucht würden. Allein die angeblich poetischen Floskeln grenzen häufig an Unsinn oder gehen wirklich in Unsinn über. Viele Leser sind aber von solchen Ausdrücken entzückt und staunen über die Pracht der Sprache, während sie auf gesunde und unverbildete Naturen nur einen widrigen Eindruck machen. Man ist indeß durch den leider so häufigen Gebrauch solcher Redeweisen so abgestumpft worden, daß man oft gleichgültig darüber hinweggeht und sich ruhig solchen blauen Dunst vormachen läßt.

Soll denn aber die Prosa sich niemals über den gewöhnlichen niedrigen Ausdruck und die alltägliche Darstellungsweise erheben dürfen? Soll sie immer am Boden bleiben? Muß sie denn stets nüchtern, trocken, dürr sein? Auf solche Einwendungen läßt sich die Antwort geben, die auf jede Art des mündlichen oder schriftlichen Ausdrucks angewandt werden kann. Alle Darstellung muß wahr und natürlich sein; der wahrste und natürlichste Ausdruck ist immer

der beste und schönste. Die Prosa ist diesem Gesetze ebenso unterworfen, wie die Poesie; weil sie größtentheils auf dem Gebiete des praktischen Lebens angewandt wird, und praktischen Zwecken dienen soll, so muß sie auch größtentheils diesem Zwecke angemessen sein und entsprechen; sie muß darum deutlich, bestimmt, präcise sein, die logischen Verhältnisse genau bezeichnen und leicht verstanden werden. Will man diese Durchsichtigkeit und Klarheit nüchtern und trocken finden, immerhin, sie sind die wesentlichen Erfordernisse einer praktischen Prosa. Die Prosa wird indeß auch da gebraucht, wo keine praktischen Zwecke verfolgt werden sollen, sondern auch in freien Schöpfungen des Geistes. Aber auch hier muß die Grenze beobachtet werden, die Poesie von Prosa scheidet; freilich läßt sich die Grenze nicht genau abstecken; aber ein gut gebildetes Sprachgefühl wird schon wissen, wo sie anfängt. Es macht eine klare Einfachheit, wie sie der Prosa geziemt, mehr Wirkung auf den gebildeten Leser und Zuhörer, als aller Schmuck und aller Firlefanz, mit welchem Schriftsteller ihre Gedanken auszurüsten pflegen. Jeder gesuchte und geschraubte Ausdruck ist an und für sich widrig; am widrigsten aber in der Prosa, weil in ihr der Widerspruch der Form mit dem Inhalt am auffälligsten ist. In der Poesie hebt uns Maaß, Vers, Reim, und Rhythmus von dem Boden der Alltäglichkeit weg und versetzt uns in eine andre Sphäre; wir verzeihen es daher einem Dichter eher, wenn seine Sprache auf Stelzen geht; aber in der Prosa, der Form des Ausdrucks im täglichen, gewöhnlichen Leben, ist ein solcher Stelzengang stets affektirt und alle Affektation, stamme sie aus windiger Eitelkeit oder verschrobener Bildung, ist widerlich. Es ist darum nicht gesagt, daß die Prosa sich immer der gemeinen Ausdrucksweise bedienen soll; es ist zwischen der platten, gemeinen und der dichterischen Darstellungsweise noch immer Spielraum genug, auf welchem sich auch die Prosa, die nicht im Dienste eines äußern Zweckes steht, bewegen kann. Aber wie in allen Darstellungen des Schönen, so muß auch hier angeborner Takt und Geschmack immer das Beste thun.

Aus dem Wenigen, was ich bisher angeführt habe, geht hervor, daß gut und schön deutsch zu schreiben, keine kleine Aufgabe

ist. Die Zahl der guten deutschen Schriftsteller ist daher auch nur klein und selbst den besten lassen sich noch Fehler nachweisen, die sie gegen den deutschen Sprachgeist begangen haben. Das ist aber durchaus keine auffallende Erscheinung, sondern sie erklärt sich naturgemäß aus der ganzen deutschen Geschichte. Wie Deutschland niemals einen politischen Mittelpunkt gehabt hat, so ist auch niemals in Deutschland ein Mittelpunkt gewesen, von dem eine dauernde Herrschaft über die deutsche Sprache ausgegangen wäre. Wie dies einerseits die Erstarrung der Sprache verhindert hat, so hat es andererseits verhindert, daß sie Festigkeit und Entschiedenheit erhielt. In Folge dessen schwankt das Sprachgefühl hin und her, es wurde nur zu häufig durch den Einfluß des Auslandes bestimmt und beherrscht. Der ächte deutsche Ton ging wohl gar manchmal ganz verloren und eine Verwilderung der Sprache trat ein, wie sie andern Sprachen unerhört ist. Kann es uns daher wundern, daß noch manches von dem Fremden und Fehlerhaften zurückgeblieben ist, selbst bei denen, die Meister der deutschen Sprache sind? Es ist viel leichter, eine Sprache in ihrer Reinheit zu erhalten, als eine verwilderte wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Es nistet sich da so manches Fremde und Falsche fest, daß selbst der größte Sprachpedant, der größte Purist nicht weiß, wie er daran ist, ob er ächt Deutsches vor sich hat oder nicht, ja daß er selbst genöthigt ist, von den fehlerhaften Formen Gebrauch zu machen. Es sollte aber billigerweise die Aufgabe eines jeden deutschen Schriftstellers sein, so rein wie es nur immer möglich ist, zu schreiben, um auch seinerseits die so vielfach bedrohte Ehre und Unabhängigkeit seines theuren Vaterlandes zu wahren.

Oldenburg.

A. Lübben.

Zur
englischen Wortbildungslehre.

Fortsetzung aus Bd. VIII. Hft. 1.

3. Ueber like und die Bildungssilbe ly.

§. 1.

Da die nachfolgenden Bemerkungen keineswegs den Zweck haben, einen Wortstamm bis zu den äußersten Wurzelfasern hinab zu verfolgen, sondern nur dazu bestimmt sind, einzelne bereits dem Boden entwachsene Aeste und Zweige auseinander zu halten, und einer näheren Betrachtung zu unterwerfen, da ferner auch zu gleicher Zeit weitgreifende sprachvergleichende Untersuchungen dem Plane dieser Zeitschrift fern liegen, so müssen wir es an diesem Orte unterlassen, die Grundbedeutung des von Grimm B. 2, p. 15, Nr. 183 aufgeführten starken Verbum laikan, láik, likun aus den verwandten Sprachen zu entwickeln. Grimm a. a. O. vermuthet als solche jungere; höchst wahrscheinlich aber war dieselbe sehen, aussehen, gestaltet sein. Demzufolge würde das aus dem Laute der Wurzel gebildete Substantivum goth. leik, st. n. [Gr. 1. (2) 605] ursprünglich „Gestalt", „forma" bedeuten, obschon es in allen germanischen Mundarten im Allgemeinen die von corpus aufweist. Im Einzelnen steht es im Goth. namentlich für *σῶμα* u. *σάρξ*, z. B. Luc. 7, 27. Eph. 2, 11. 5, 28. 2. Cor. 12, 2. 3. 1. Cor. 12, 17. Skeir. 37, 15 u. s. w., bedeutet also, Körper, Leib, Fleisch, im Gegensatz zum Geiste [*πνεῦμα*] genommen); jedoch selbst auch den entseelten Leib (*πτῶμα*) Marc. 6, 29. Dieselben Bedeutungen zeigt das an. lîk n. 1) corpus, 2) caro, 3) cadaver, funus; daraus entstand schw. lik n., dän. lig, liig n. Das Ahd. unterscheidet bereits zwischen lîh, n. u. lîh, f.; die Bedeutung *σάρξ* dauert für beide Formen; das Femininum steht häufig für corpus. Im Mhd. ist lîch f. caro u. cor-

pus, während das Compositum lîcham, lîchnam, welches im Ahd. gewöhnlich corpus (vivum u. exanime) bezeichnete, sich meistentheils schon auf die Bedeutung von cadaver u. funus beschränkt hat. S. Gr. 3, p. 397. Graff, Ahd. Sprachsch. 2, p. 160 ꝛc. Im Mhd. endlich heißt leiche f. nur cadaver und funus; die alte Bedeutung von caro tritt jedoch noch in dem Compositum leichdorn (Hühnerauge) hervor. In den älteren friesischen Sprachdenkmälern findet sich das Wort lik einfach nicht vor; wie aber aus den Compositionen lîkrâf, Körperberaubung, Richth. Altfries. Wtb. p. 902, a. likfellinge, Leichenbestattung, Begräbniß, ib. p. 901, b. likmissa, Leichenmesse, Todtenamt ib. p. 902, a. lickwei, lichwey, Leichenweg ib. hervorgeht, hatte es die Bedeutungen von corpus u. cadaver. Letztere hat sich im nfrs. lyck erhalten. Im Altsächs. läßt sich lîc, lik n. theils in der Bedeutung von caro Hêl. 149, 19, theils von corpus ib. 5, 8. 6, 14. 170, 19, theils von cadaver (vom Leichnam des Lazarus) 124, 18. nachweisen. Mehr Belege bei Schmeller, Gloss. Saxon. e poëmat. Hêliand. Monach. 1840. 4. p. 70 ꝛc. Die erstere Bedeutung bezeugt auch das Compositum lîcwunda f. ulcus Hêl. 103, 1. Endlich im Angs. bedeutet lîc, st. n. (gen. lîces, dat. lîce), 1) den Körper, im Gegensatz zur Seele, z. B. Ve lungre tô lysan lîc and sâvle Andr. 151. sâvel mid lîce Cod. Ex. 233, 12. sâvla mid lîce ib. 237, 3. lîc and sâvel ib. 64, 13. 81, 27. 367, 9. El. 889. sâvel in lîce Cod. Ex. 51, 23. 65, 34. 2) als Sitz des Lebens thonne mîn sceacedh lîf of lîce. Beow. 5481 (ed. Kemble); daher 3) der vergängliche, sterbliche Theil des Menschen, Cod. Ex. 235, 27. Cädm. 69, 22. Beow. 4156. 4250. lîces hryre, post corporis ruinam Cod. Ex. 167, 26. Andr. 229. vith thâm lîce gedaelan, d. i. sterben, Cod. Ex. 102, 6. lîces gedêl, corporis, carnis mors. ib. 241, 4. from lîce onlysed, a carne solutus. Bed. 5, 7. — 4) caro, im christlichen Sinne (opp. spiritus), lîces vynne, corporis voluptates Cod. Ex. 79, 28. lîces leáhtor, vice of body Cod. Ex. 166, 29. 5) der Körper, Leib, im Gegensatz zu den Gliedern, ne lîc ne leóthu Cod. Ex. 278, 3. lîc end leomu ib. 172, 25. 232, 27. leomu lîc samod 232, 28. 6) Der Körper als verwundbarer Theil des Menschen, Cod. Ex. 189, 16. A. 1474. 1239. 1404. 1477. Beow. 5460. lîces lael, corporis vulnus Cod. Ex. 143, 34. 7) Der entseelte todte Körper, lîc orsâvle Cod. Ex. 173, 28: corpus exanimatum; so in Cod. Ex. 283, 33. eordhe

svealh saedberendes Sethes lice Cädm. 69, 32. leofes mannes lîc eall forswealg Beow. 4156. Leg. Ethelr. V, 12. VI, 21. Leg. Cnut. Eccl. 13. Edg. Can. 36. p. 358. (ed. Lond. 1840 fol.) thaer thäs haelendes lîc âled wäs. Joh. 20, 12. häs nân hûs on eallum Egipta lande, thê lîc inne ne läge. Ex. 12, 30. Es stimmt somit in der Hauptsache zu den übrigen älteren germanischen Mundarten. Wenn Bosworth, Anglosax. Dict. p. 216, a, auch die Bedeutung sepulcrum anführt und dafür Beda 5, 7: tô thäs hâlgan Ôswaldes lîce als Beleg beibringt, so beruht dies nur auf einer freieren Uebersetzung. Im heutigen Englisch ist das Wort bis auf einige verdunkelte Reste in Compositis ausgestorben. Aus der älteren Sprache, so wie es scheint, auch aus den Mundarten, läßt es sich noch belegen. Vergl. z. B. leik, body Haveloc. (ed. Roxburgh Club, 1828) v. 2793. bei Halliwell, Dict. of Archaic and Provincial words, Lond. 1847. II, p. 512; b. lyche, dede body, funus. Promptorium Parvul. (ed. Alb. Way) Lond. 1843. 4. T. I., p. 302, b. Z. 8; auch erwähnt von Halliwell. 2, p. 517, b. und Flügel, im Engl. Wörterb. 1, p. 808, b; Alb. Way in einer gelehrten Bemerkung zu Prompt. Parv. p. 302 ꝛc. Anmerk. 4 belegt die Formen lyche, liche und leik. Bei Flügel l. c. werden folgende veraltete oder landschaftliche Zusammensetzungen angeführt: 1) lichfield, erst das Leichenfeld und dann eine Stadt dieses Namens in Staffordshire. Dieser Städtename ist jedoch keineswegs als „Leichenfeld“ zu erklären, weil der Name im Angelſ. nicht lîcfeld, sondern licedfeld (s. die urspr. Formen bei Bosw. p. 216, b) lautet. 2) lichgate, „das Leichenthor“, d. i. das Thor einer Kirche oder Begräbnißstätte, durch welches die Todten eingebracht wurden. Sieh A. Way, l. c. p. 303. Halliw. 2, p. 517 ꝛc. 3) lichowl, die Leicheneule, das Leichenhuhn, aus dessen Geschrei die Abergläubigen einen Todesfall herleiten (so Flügel). Dasselbe bedeutet jedenfalls auch lichfoul (angelſ. etwa lîcfugl), „the night-raven“ bei Halliw. 2, p. 517, b., vielleicht auch schon das Goth. hráiva dûbô. Luc. 2, 24. 4) lichwale, die Meerhirse (bei Cotgrave: liche-wall). Der gewöhnliche Name für diese Pflanze (lithospermum officinale Linn.) ist Gromwell; siehe Halliw. 1, p. 420. Way z. Prompt. Parv. p. 213 ꝛc. Ein anderer Pflanzenname ist das von Hallw. 2, p. 518 angeführte lichwort „the herb pellitory“. 5) lichwake, nach Flügel a) die Leichenwache, b) im Schott.

der Gottesacker. Bei Chaucer Cantb. T. 2960. steht lichewake. Im Agſ. würde das Wort lîcväcce f. lauten. Im Norden von England, wo man lakewake sagt (s. lakewake „watching a deed body" Grose, a provinc. Gloss. Lond. 1811. gr. 4. p. 33. vgl. auch Brockett s. v.), herrscht noch jetzt der Gebrauch, die Todten bewachen zu lassen, s. Halliw. s. v. lakewake B. 1, p. 502, b. Tamieson Scotch Dict. s. v. likwaik. A. Way l. c. p. 302 ꝛc. Andere Composita mit lyche, lich sind noch: lychebells, campanae manuales pro mortuis. leachway (im Westen von England), der Weg, auf welchem die Leichen zu Grabe getragen werden (cf. oben afrſ. likwey). Derselbe Weg heißt in Cheshire: lichroad (s. Way l. c.).

§. 2.

Wie in den übrigen germanischen Sprachen (s. Gr. 2, p. 465 ꝛc.), so finden sich auch besonders in dem zu Compositionen außerordentlich geneigten Angelsächs. viele Zusammensetzungen mit lîc. Es sind etwa folgende (vergl. Grimm l. c. Bosw. p. 216, a. Leo, Angs. Leseb. p. 191): lîcbëorg, sarcophagus, lîchryre, corporis destructio (vergl. lîces hryre. Andr. 229), lîcreste, sepulcrum Gen. 23, 20. lîclëod, lîcsang, epicedium Mone (Beiträge zur Gesch. der deutsch. Spr. u. Literat.). Gl. 943. 944. lîctun. coemeterium Beda 3, 17. leg. Aethelst. I, 25. lîcman, a man who provides for funerals. Bosw. lîc-thênung, exsequiae. lîc throwere, a martyr leper, Bosw. lîc-theotan, body-canals, the pores. lîcsâr n. die Körperverletzung. Beow. 1624. Cod. Ex. 87, 25. lîcleothu, corporis membra Cod. Ex. 216, 14. lîcsyrce f. a body shirt, coat of mail Beow. 1095. lîcwigelung necromantia. Edgar Canon 16, p. 396. lîclael Andr. 1443 (s. Grimm z. St. p. 131 ꝛc. u. vergl. lîces lael Cod. Ex. 143, 34) „shart of body". vyrmlîc, „der Wurmleib", Cod. Ex. p. 292, 13. ist nicht der Leib eines Wurmes, sondern der für die Würmer bestimmte Leib. Außerdem finden sich noch einige Composita, welche nur Umschreibungen des Simplex sind: lîcfät, „the body" Cod. Ex. p. 167, 20. 184, 12. lîchord, „the body" ib. p. 163, 13. 159, 19; und endlich lîchoma, lîchama. Dieses Wort, welches verhältnißmäßig häufiger auftritt, als das einfache lîc, wird ganz wie dieses gebraucht, jedoch nur selten in der Bedeu-

tung von cadaver (z. B. Marc. 15, 43). Belege sind: laene lìchoma Cod. Ex. 231, 14. 213, 5. on adligum lìchaman, in aegroto corpore Gl. Rel. Antiqq. I, p. 10. sâvle gedaelan vidh lìchoman Cod. Ex. 115, 33. vergl. noch Cod. Ex. 124, 23. 111, 30. 122, 21. 130, 4. 127, 2. 32. 125, 26. 113, 29. 267, 14. 135, 12. 367, 21. 375, 10. 43, 9. 140, 23. 233, 1. 87, 8. 39, 27. 64, 4. 66, 9. 47, 14. 68, 5. 74, 21. 80, 31. 90, 36. 147, 27 rc. Dieselbe Composition ist das ahd. lìhhamo, m. mhd. lìcham, lìchnam nhd. entstellt leichnam (von welcher Form jedoch schon im Mhd. ja selbst im Ahd. Spuren). Bereits im Mhd. bedeutet das Wort gewöhnlich cadaver, während es im Ahd. auch corpus im Allg. bezeichnet. Im An. lautet die Form stark und schwach lìkamr, lìkhamr, lìkami m., woraus das schwed. lokamen m. und das dän. legeme n. entstand. Im Afrs. bezeichnet likkoma, lichoma, likma (saterl. licnam, nfrs. lichem), s. Richthofen p. 902, a. corpus, ohne den Nebenbegriff des Todtseins. Ebenso das altf. lìchamo, lìkhamo m. corpus (s. die vielen Stellen bei Schmeller, l. c. p. 70, b. 71, a). Fast ausschließlich den todten Körper bezeichnet das mnl. lìchame, lachame, das nnl. ligchaam n. u. das mnd. licham, m., z. B. den hillyghen lichamen Detmar, Lub. Chron. I, p. 426, 4. (ed. Grautoff), de doden lychnamen ib. II, 4, 18. 22. Lappenberg, Bremer Geschichtsquellen, p. 68, 24. 87, 24 u. s. w. Die Grundbedeutung des Wortes ist „corporis induviae", die Körperhülle. Gr. 2, 496. Denn es ist gebildet wie das häufig in den alten Gedichten daneben erscheinende flaesc-homa Andr. 154. 160. Beow. 3135. Cod. Ex. 79, 29. 89, 32. 124, 29. 137, 13. 163, 35. 271, 28. 311, 18 rc. Vergl. noch fyrdhoma, lorica. Beow. 3007. fedherhoma Cod. Ex. 217, 14 u. a. m. bei Grimm 2, p. 496. Im Englischen ist lic und lichoma hauptsächlich durch body und corpse verdrängt und ersetzt worden. Einige Nachweisungen über das Vorkommen in alt-englischen Schriftstellern gibt Halliwell s. vv. licame und licham. Bd. 2, p. 517, b.

§. 3.

Neben jenem starken Neutrum goth. leik entwickelte sich aus der Wurzel auch noch (vergl. Gr. 3, 487) das schwache Mascul. goth. lika, ahd. lìhho, agf. lìca, welches jedoch außer der Zusammensetzung nicht nachgewiesen werden kann. Man erkennt es in den

Compositis goth. manleika, ahd. manalîhho (s. Gr. 2, 505. 415), ags. monlîca (einigemal im Cädmon), altengl. monliche (? Rell. Ant. I, p. 234, 35) und in ags. swînlîca Beow. 2905. Es hat die Bedeutung von forma, figura, daher monlîca, statua, imago und swinlîca, eine forma apri. Mit letzterem fällt in der Bedeutung eoforlîc zusammen, welches in der bis jetzt einzigen bekannten Stelle Beow. 604, jedoch stark flectirt erscheint und deßhalb wohl für eine Composition mit dem obigen lîc (also Eberleib) zu halten sein dürfte. Hierher zu rechnen sein würde wohl auch slidhelîca, imago sculptilis. Bosw. p. 334, c. führt jedoch slidhelice als Neutrum auf mit dem Belege aus Ps. 105, 19 (der hs. Uebersetzung im Trinity College): gebaedon thät slidelîcan; es scheint jedoch das Thema nur aus dem thät des Citates gefolgert zu sein, welches jedenfalls in thonne oder tham zu emendiren sein wird.

§. 4.

Außer diesen Substantiven erzeugte dieselbe Wurzel ohne hinzutretende Ableitung noch das Adjectivum leiks, welches aber in den uns übriggebliebenen gothischen Sprachdenkmälern nicht als selbstständiges Wort erscheint. Es muß ursprünglich bedeutet haben: aussehend, gestaltet, beschaffen, ähnlich (s. Anmkg. 1.). Das Wort kann in der Sprache nie eigentlich isolirt existirt haben, denn die Bedeutung ist so vag und unbestimmt, so allgemein und farblos, daß das Wort unmöglich in der Sprache selbstständig einen Halt gewinnen konnte; auf der andern Seite war es aber gerade dadurch ganz vorzugsweise geeignet zur Temperirung anderer schärferer und bestimmterer Begriffe, indem es sich mit andern Nominibus verband, auch konnte es selbst eine nähere Bestimmung und Modification durch vortretende Partikeln erfahren. Eine solche nun erlitt das einfache leik durch die Partikel ga, welche ursprünglich Identität und Vergesellschaftung bezeichnet. Es würde demnach das goth. galeiks bedeuten: dasselbe Aussehen habend, von derselben Beschaffenheit seiend; mithin von dem Simplex logisch etwa so unterschieden sein, wie unser nhd. gleich und ähnlich. Diese Bedeutung behält das Wort in allen deutschen Sprachen. Es lautet ahd. kilîh, gilîh, mhd. gelich, nhd. gleich; das Gegentheil ist unkilih, ungilih: ungelich, ungleich. Das ags. gelic hat die Bedeutung unsers hochdeutschen gleich. Es steht kaum ohne einen abhängigen Casus.

Wie in allen Mundarten ist dieser der Dativ. Z. B. goth. hvamma galeiks ist Luc. 6, 47, galeiks dhamma ist Joh. 9, 9, galeikái sind barnam, Luc. 9, 32, galeik ist barnam, Matth. 11, 16 u. s. w. Beispiele aus dem Ahd. und Mhd. gibt Grimm 4, p. 747 u. 48, altſ. dubhon gelica, Hêl. 57, 9: columbis similes, gilih drohtine minumu ib. 28, 12: similis domino meo etc. Altfriſiſche Stellen bei Richthofen s. v. lik nr. 3, p. 901, agſ. në aom ic dëófle gelic, Cädm. X, 41 (Leo p. 53). thê gelicne, Andr. 494. mägvlithe mê gelicne, formam mihi similem, Cod. Ex. 84, 35. mânum mägvlite veordhan gelic ib. 87, 30. gelic thâm wisan vere, similis prudenti homini, Matth. 7, 24. thät ic waere the gelic, Cod. Ex. 87, 27. thät he bëo folces mannum gelic, Leo, Agſ. Leſeb. p. 23, 21. thät ge scyppende sceoldan gelice wesan, Cod. Ex. 141, 33. Ebenſo in der alten Poeſie oft der Superlativ: stâne gelicast, Cod. Ex. 219, 5. fugle gelicast, ib. 237, 5. fugole gelicôst, A. 497. vättre gelicôst, A. 953. vexe gelicôst, A. 1146. (vergl. is thon gelicast, Cod. Ex. 227, 17. 53, 15. A. 501.) Auch altſ. wintarcaldon snêwe gelicost, Hêl. 171, 32. In naläs hy him gelice lâre baeron, Cod. Ex. 109, 10, gehört him zum Verbum und gelice ſteht ohne Caſus. Nur vereinzelt findet ſich die Conſtruction mit an, z. B. altſ. was an is dadion gelic, war in ſeinen Thaten gleich, Hêl. 171, 31 (ebenſo im Ahd., z. B. hôdk. Ps. 39, 6), und mit agſ. with, z. B. vith thê gelic, Cod. Ex. 275, 13. Natürlich conſtruirt ſich ebenſo ungelic, z. B. bide tham tvam daelum ungelice, El. 1307. Cod. Ex. 77, 28. he väs ungelic vräce tham thê thê chaldêas bärndon, Alfred p. 20, 14 (Leo); cf. altfr. unlik, bei Richth. p. 1105, b.

§. 5.

Hieraus bildet ſich das Adverbium goth. galeikô, z. B. Phil. 2, 6, pariter, similiter, ahd. chilihho, gilihho, mhd. geliche, Gr. 3, 114. 4, 930, oder gliche, nhd. gleich (in mehrfachem Sinne), afrſ. like, Richth. p. 901, s. v. lik nr. 5, altſ. gelico, Hêl. 54, 23. 55, 7. 79, 22. 105, 13. 20. med. like, lik, gleichſam, wie Brem. Geſchichtsqu. p. 139, 13. 113, 7. 63, 2. 101, 24 u. a., agſ. gelice, z. B. sunnan gelice, gleich der Sonne, wie die Sonne, Cod. Ex. 238, 9. thät we gelice scëolon leánum hleotan, Cod. Ex. 4919. vudu bid gelice blêdum gehongen, ib. 200

8; das Gegentheil bedeutet ungelice, z. B. Cod. Ex. 56, 34. 11. 283, 31. 83, 29, altſ. ungelico, Hêl. 55, 19, dissimiliter, diverse. Durch größere Abstraction des Begriffs wird es auch Conjunction in der Bedeutung von ut, sicut, z. B. Elpendes hyd will drincan wätan gelice ân spinge clêdh. an elephant's hide will imfibe water as a sponge doth. Oros. 5, 7. p. 189, 29 ed. Bar. Dem deutschen gleichwie entspricht im Agſ. gelice svâ svâ, z. B. gelice svâ svâ heo bebeád, likewise as she commended. Beda 4, 19; svâ gelice svâ (svâ gelîc svâ, adj. talis, qualis), pariter ac, siehe Stellen bei Bosw. p. 365, c. In andern Mundarten gehören hierher unter den andern nhd. gleichsam, schw. liksom, Gr. 3, 283, nhd. gleichwohl, schw. likväl; gleichwie, wenngleich, obgleich, Gr. 3, p. 286, altſ. gelic iac, Hêl. 6, 23: wie auch, so wie; afrſ. lich ief, gleich als wenn, Richth. 901, b, med. gelyke wol, gleichwohl, Michelsen, Dithm. Urkundenb. p. 79, 3, allyke wol, dennoch, Detmar's Lüb. Chr. II, p. 23, 12. u. ſ. f.

§. 6.

Die agſ. Vorsilbe ge ist im Englischen bis auf Spuren völlig untergegangen; es wird demnach dem agſ. gelic das engl. like entsprechen müssen, ſ. Gr. 2, p. 750. Im ältern Englisch jedoch wird das agſ. ge durch y oder i, bisweilen auch durch e vertreten, siehe Gr. 2, p. 750 ꝛc. Halliwell p. 472; vergleiche die ähnliche Abschleifung im Frieſ. bei Richth. p. 838, a. Daher lautet das agſ. gelîc hier ylike oder ilike. Die Schreibung ist verschieden; man findet z. B. ylych, adv. Octav. 92 (ed. Percy Society 1843), bei Halliw. p. 947, b. iliche, adv. Rel. Ant. 1, p. 64. ilyche, adv. Alfr. Prov. in Rel. Ant. 1, p. 172, 23. iliche, adv. ib. 1, p. 181, 34. Halliw. p. 437, a. elech, adv. Halliw. 331, a. eliche, ib. 331, b. ilyk, adj. Rel. Ant. 1, p. 59, 9 u. ſ. f. Im northhumbrischen findet sich noch jetzt elik adv. nach Halliw. p. 331, b; daneben finden sich aber auch Formen ohne alle Vorsilbe, z. B. liche, adv. alike, Halliw. 517, b. liche unto the cock, Halliw. s. v. Laverock. p. 508, b (zu beachten die Construction mit unto für das heutige to). liker, lyker, more like, ib. p. 520, 2. lyke, hoc instar; lyke, in lykenesse, similis, Prompt. Parv. p. 384, b, 3. 18. 19. Da nun im Agſ. neben gelic auch noch ein unzusammengesetztes lic (z. B. von Bosworth s. v. p. 216, a, jedoch ohne Be-

leg) angeführt wird, ebenso wie neben einigen andern der von Grimm 2, p. 747 angeführten Formen (z. B. neben gesund ein sund Bosw. 363, 6, neben gehâl ein hâl ib. 171, a, neben gefâh ein fâh ib. 107, c. u. s. w.) vorkommt: so könnte man veranlaßt sein, das engl. like wie auch die Adj. sound, whole, foe, für die Nachkommenschaft der einfachen Formen zu halten. Allein es sind jene agſ. einfachen Formen nicht die wirklichen Primitive zu den präfigirten Formen; sondern secundär, indem sie erst durch Abwerfung des ge entstanden. Denn 1) haben einige solche Bildungen durch ge, wie gemâd, engl. mad, agſ. gemët, engl. meet, u. a. in keiner germanischen Mundart (mit Ausnahme des Nordischen, s. Gr. 2, 751) eine einfache Form neben sich, ein einfaches mâd oder mët würde sich doch sicher in einer Spur erhalten haben, wenn es wirklich je isolirt existirt hätte. Ferner findet 2) eine solche Abwerfung das ge mehr oder minder in allen deutschen Mundarten statt (Gr. 2, p, 750, e); ganz besonders häufig ist sie aber in den sächsischen Sprachen, wie z. B. der friesischen und niederdeutschen, zu deren Umfang auch das Angelsächsische gehört (siehe Anmkg. 2). Das Englische hätte übrigens gewiß nicht so consequent das ge abwerfen können, wenn dieses Gesetz nicht schon im Agſ. vorbereitet gewesen wäre. Hätten ferner 3) den mit ge zusammengesetzten Adjectiven von jeher auch einfache zur Seite gestanden, so würde sich sicherlich ein merklicher Unterschied in der Bedeutung festgesetzt haben, wie z. B. zwischen goth. raihts, rectus, und garaihts, justus, eingetreten ist (vgl. oben goth. leiks und galeiks); ein solcher Unterschied läßt sich aber in den angeführten Beispielen durchaus nicht wahrnehmen. Dazu kommt 4) noch der Umstand, daß die einfachen Worte weit seltener als die zusammengesetzten vorkommen, und, wie es scheint, vorzüglich nur in den jüngeren Sprachdenkmälern angetroffen werden. Wenigstens scheint lic in keinem der älteren Gedichte vorzukommen. Auch das Altnordische hat wie das Engl. durchgängig das ge eingebüßt (s. die Beweisführung bei Grimm 2, p. 734 ꝛc., 754). Es kann sich hier demnach auch nur ein likr (schw. lik, dän. lig) finden. Allein eine Form glikr erscheint Edda Saem. 254, b, eine der wenigen Spuren von dem früheren Vorhandensein dieser Partikel in dieser Mundart. Zugleich geht daraus hervor, daß die Vorsilbe in diesem Worte, weil es sich so lange gegen das herrschende Gesetz sträuben konnte, für den Begriff wesentlich war. Der gleiche Fall findet sich hier

noch bei einem andern, mit gelic begreiflich in dieselbe Kategorie gehörigen Adjective, nämlich nôgr (dän. nok, schw. nog), woneben gnôgr, Edd. Saem. 152, a. 260 b, goth. ganôhs, ahd. kannoc, gannoc. Im Agſ. lautet die Form ganôg, ganóh, woneben, von Bosw. p. 254, c, eine Form nôg belegt wird. (Vergl. altſ. ginôg, ginôh, ginnog. Schmeller Gl. p. 84, a., altfr. enoch, anog, anoegh, Richth. 708, a, mnd. ghenuch, Brem. Geschichtsqu. p. 151, 9 ꝛc.). Da nun in keiner german. Mundart ursprünglich bei diesem Worte eine einfache Form angetroffen wird, ja selbst das Alte hier noch das Präfix bewahrt hat, so kann das agſ. nôh (das afrieſ. noh nur in 2 Stellen als Variante) nur durch Abwerfung des ge entstanden sein. Dieses wird noch durch das Englische bestätigt, wo sich einzig und allein gerade in diesem Worte noch ein Rest das agſ. ge erhalten hat. Es lautet nämlich das adj. und adv. agſ. genôh, im Altengl. inouh, innowe, Halliw. 476, b, inughe 477, b, ynewe p. 947, b, enow, enog 335, b, in Devonshire eneugh, p. 334, b, im Westen anow, anough, Halliw. p. 66, a, anoth ib. p. 65, b, anew, in versch. Dial. p. 62, b, im heutigen Englisch enough. Es stehet demnach lic (nôh, sund u. ſ. w.) auf gleicher Stufe mit dem mnd. lik, lyck, z. B. Brem. Geschichtsqu. p. 71, 13, welches bei denselben Schriftstellern in denselben Verbindungen mit gelyk (z. B. Michelsen, Dittm. Urkdb. p. 53, 28. Brem. Geschichtsqu. p. 121, 18 u. ſ. w.) wechselt, z. B. nênen gheliken, Br. Geschqu. p. 56, 13, neben nênen liken, ib. p. 135, 27. Ebenso auch im Altfrieſ. gelik (nfrſ. gelyck), Richth. p. 774, a, neben lik, ib. p. 901, a ꝛc.

§. 7.

Wenn wir so eben die Ursprünglichkeit der Form lic zurückwiesen, so berücksichtigten wir dabei bloß das Adjectivum. Denn es findet sich daneben noch ein Substantivum lic in der Formel on lice in Cod. Ex. 214, 21. Dieses entsprang nicht aus dem Adjectivum, sondern unmittelbar aus der Wurzel, und ist nach Gr. 3, p. 494 zu beurtheilen. Diese adverbiale Formel, welche wir für den Augenblick leider nicht zahlreicher belegen können, und eigentlich „in Gleichheit, im Gleichen“ bedeutet, dauert im Englischen fort, wo sie sich natürlich dem früher besprochenem Gesetze unterwerfen und die Präposition on in a verkürzen mußte. Daher im altengl. aleiche, bei

Halliw. 41, a, alyche (bei Gower ed. 1532, fol. 70), ib. p. 51, b, und im neugl. alike: gleich, ähnlich, ebenso, wie. Nicht völlig identisch mit diesem Adverbium ist das Adjectivum alike, welches z. B. in alike minded und anderwärts erscheint. Denn es lautet letzteres im altengl. alyke, z. B. alyke or evinlyke, equalis, Prompt. Parv. p. 10, a, 6. evyn, alyke, equus, equalis, ib. p. 143, b. alyke, or lyke, yn lykenes, similis, ib. p. 10, a, Z. 9, und geht auf das agf. adj. onlîc, anlîc, similis, aequalis zurück. Die identischen Formen sind im ahd. analîh, mhd. anelîch, nhd. ähnlich. Es entstand aus einer Zusammensetzung von lîc mit der Präposition on (s. Gr. 2, 711. 712. 713). Bosw. p. 24, c. leitet es von dem Zahlworte ân ab und mischt es daher mit ânlîc, aenlîc (s. Anmkg. 3). Gebrauch und Bedeutung sind derselbe wie bei gelîc; es construirt sich wie dieses mit dem dat. Beispiele: Boeth. 37, 1. Elen. 99. onlîcost, Cod. Ex. 219, 25. Das Wort ist übrigens im Agf. weit lebendiger als im heutigen Englisch. Noch im Altengl. lieferte es an Derivaten anlicnes, imago. Gl. Rel. Antt. 1, p. 11. vgl. anlyckenes, similarity, bei Halliw. p. 51, b (anlicnes, resemblance, image ib. p. 64, b). Dieselben Bedeutungen hat auch das agf. anlîcnes, onlîcnes, f. 1) simulacrum, imago, Andr. 713. 717. 731. Aelfr. praes. in Genes. p. 17, 23, Leo; 2) similitudo, Matth. 22, 20; cf. Bosw. p. 24, 2. Wenn in der Stelle Gen. 1, 26 steht: God gesceop thâ man tô his andlîcnisse, so würde diese Composition (Grimm 2, 715) zwar möglich sein und keinen unpassenden Sinn geben, muß aber dennoch bei dem Mangel an weiteren Belegen und dem Vorhandensein des Subst. onlîcnis verworfen werden. Ein ferneres Derivat geanlîcian, assimilare, belegt Bosworth durch Marc. 4, 30, vergl. dazu: thê läs the he sig geanlîcod thâm hunde, ne adsimuletur cani, in Vergleich stellen, sich ähnlich machen. Edg. Conf. c. 2, p. 346. Das Compositum agf. ongelîc, angelîc (bei Bosw. ohne Beleg), ebenso das ahd. anachilîh, z. B. Isid. 23, 14. Grimm 2, 711. 4, 748, ist in der neueren Sprache untergegangen. Nichts mit diesem ongelîc zu schaffen hat das agf. ongelîcnes, bei Bosw. 265, 2, mit der Bedeutung as it were, like as if aufgeführt; denn es ist eine adverbiale Verbindung der Präposition mit obigem gelîcnes, ähnlich dem älteren und einfacheren on lîce.

§. 8.

Neben diesem stark flectirenden lic besteht fast in allen Mundarten noch ein schwaches Substantivum, goth. galeika (aus dem Adjectiv gebildet nach Gr. 4, 256), z. B. Eph. 3, 6 (über welche interessante Stelle Gr. 4, p. 586; hier ist jedoch in das Wort zugleich der Begriff von leik, n. corpus mit aufgenommen, denn es übersetzt griech. σύσσωμος), ahd. gilîcho, mhd. gelîche, nhd. der Gleiche, mit der Bedeutung von par, aequalis, s. Gr. 3, 81. 4, 748. Es erscheint im nhd. desgleichen, dergleichen, desselbigengleichen und mit unorganischem Genitiv des Possessivs in meinesgleichen, seinesgleichen etc. Da sich dieselbe Ausdrucksweise schon mnd. in Schriften des 14. und 15. Jahrh. findet, z. B. derghelyk, Michelsen, Dittm. Urkdb. p. 33, 39 (v. J. 1447), der ghelikes, ib. p. 42, 1. (v. J. 1447), dessulven gelyk, ebenfalls ib. 31, 14. desgelik, ib. 84, 11. 29, 8 (v. J. 1384), Detm. Lüb. Chr. II, 31, 8. des gheliken, Br. 141, 21, so kann sie hier nicht erst durch Luthers Bibelübersetzung, wie Grimm 3, 81 meint, aus dem Hochdeutschen eingedrungen sein; vielleicht stammt sie hier erst aus dem Niederdeutschen. Jedoch mag sie in das Holländische aus dem Hochdeutschen gelangt sein; hier findet sich z. B. desghelîken, dierghelîken, desselvenghelîken, mînsghelîken, u. s. w. Im Agf. heißt das Substantiv gelîca, z. B. hë sôhte his gelîcan, Apollon. p. 33, 10, Leo. thînre gelîcan, Cod. Ex. 250, 17 ꝛc. Im Engl. ist natürlich das Substantiv vom Adjectiv kaum zu unterscheiden. Für unser genitivisches desgleichen gebraucht der Engländer den accusativischen Ausdruck the like; für his gelîcan, mhd. seinesgleichen, bleibt his like, wo like Substantivum ist. In einer bei Halliwell p. 519, b angeführten Stelle: Rat in a mannes lyke, the devel to this megde com, ist lyke ebenfalls Substantiv, jedoch in der Bedeutung von imago, Gestalt, = likeness.

§. 9.

Ebenfalls findet sich dieses schwache Substantivum gelîca in der Formel begelîcan, z. B. bei Egbert, Conf. cap. 2, 3. p. 345, 9 (ed. Lond.). Formell entspricht im Engl. belike adv. vermuthlich. Nach Halliwell p. 161 b, findet es sich in verschiedenen Mundarten mit den Bedeutungen certainly; likely; perhaps. Die noch adverbialischere Form (s. später) belikely gebraucht Bischoff Hall; das Sub-

stant. belykelyhood belegt Halliwell p. 163, a unter der Bedeutung probability. Diese Wendung der Bedeutung (s. nachher §. 62) gestaltete sich jedoch erst im Engl. Aehnliche präpositionale Adverbien sind nhd. ohnegleichen, sondergleichen, ingleichen, vergl. med. ym geliken, Michelsen l. c. p. 85, 28 (v. J. 1488). Wohl von diesem schwachen Mascul. gelîca ist das starke Neutrum gelîc zu unterscheiden. Es findet sich z. B. Cod. Ex. 225, 11: thisses fugles gecynd fëla gelîces bi thâm gecôrnum cristes thëgnum, etwa das nhd. viel ähnliches, viel gleiches (zur Construction s. Gr. 4, 760). Es ist bis auf das Präfix identisch mit lic (§. 7). Dasselbe Neutrum findet sich auch im mnd. lik ausgebildet, jedoch mit modificirter Bedeutung: 1) das Billige, das Recht, die Billigkeit, z. B. myt groterem like unde besceyde dôn, Br. Geschichtsqu. p. 134, 13. wer se dyt myt lyke mochten dôn edder nicht, Detm. II, p. 48, 1. to like und to rechte, ib. p. 31, 11. 2) (concret) die Genugthuung, die Ausgleichung: nên wandel efte lik heft mögen irlangen, Michelsen, p. 83, 16. liik unde wandel eschende, Michelsen p. 40 13. hirumme bovt hie der stad altovele likes, Brem. Geschqu. p. 99, 5. Daß lik n. bloß durch Abfall der Vorsilbe entstanden ist, beweist das Gegentheil ungelik n., das Unrecht, die Unbilde, Brem. Geschqu. p. 81, 29. Nicht auf ein sächliches Substantiv, sondern auf ein weibliches geht das Adverbium ahd. zelihhe zurück. S. Gr. 3, p. 775, vergl. m. p. 147 u. 502. Es ist im Mhd. äußerst selten; desto häufiger aber das nhd. zugleich; es wird also ahd. lihhi, f. wohl für gelihhi, nhd. die Gleiche (aequitas, aequalitas), stehen. Sicher ist dies im mnd. to lyke, Detm. II, 22, 2. Brem. Geschqu. p. 83, 29. 97, 26, und im altfr. to lika, to like, bei Richth. p. 901, s. v. lik n. 4. Aus dem Agf. ist uns nichts Analoges erinnerlich. Zu unterscheiden ist übrigens von diesen verschiedenen Substantiven der substantivische Gebrauch des Adjectivs, wie z. B. im goth. thata galeikô, Gal. 5, 21, agf. së gelica u. s. w., s. Gr. p. 4, 527. Bes. p. 546 ꝛc.

§. 10.

Soweit für jetzt die Nominalbildungen. Es bleiben nun noch die Verben zur Erörterung übrig. Vor allen ist hier zu erwähnen das st. Verbum mhd. glichen, mel. geliken, nhd. gleichen, Gr. 1, p. 937. 1025. Es findet sich nur in diesen Mundarten. Die Bedeutung ist im Mhd. placere, comprobare; abweichend davon im

Nhd., wo das Verbum in Uebereinstimmung mit dem Adjectiv die von aequiparare, similem esse besitzt. Zwar in der Bedeutung, aber nicht in der Form stimmt zu dem mhd. glichen das goth. Verbum der 3. schw. Conj. leikan, galeikan, s. Gr. 1 (2), p. 850, placere alicui, z. B. Joh. 8, 29. Marc. 6, 22. Luc. 1, 3, vergl. Gr. 4, p. 698. Im Ahd. lichên, gilichen, placere, Graff, Ahd. Sprachsch. 2, p. 120 ꝛc., im Altſ. licon, placere, Hêl. 98, 10. 97, 1. 30, 50, so wie im Altnd., Ps. 55, 19. 67, 17. 68, 14. 32. Dazu stimmt das an. lika, placere. Im Altfries., s. Richth. p. 901, b, heißt likia theils aequiparare, theils similem esse, theils placere, während das nfries. lyckjan, saterl. lica, s. Richth. p. 902, a, nur die beiden ersteren Bedeutungen bietet. Für diese nun findet sich im Goth. das schwache Verbum der 2. Conj. (Gr. 1, p. 849) galeikôn, aequiparare, z. B. 2. Cor. 3, 18, welches im mhd. gelichen wieder erscheint, aber im Nhd. untergegangen ist und seine Bedeutung an das zuerst erwähnte starke Verbum abgetreten hat. Ebenso findet sich auch im Afrs. ein galeika, gleichen, Richth. p. 774, a, neben dem erwähnten likja, und im med. liken, similem esse, Br. Geschqu. p. 65, 25. vorliken, nhd. vergleichen, ausgleichen, durch einen Vergleich schlichten, Michelsen, p. 64, 31. Detm. II, 8, 10. Im Agſ. bedeutet lìcjan, gelìcjan bloß placere, delectare und entspricht ganz dem goth. Verbum, z. B. in Marc. 6, 22; vergl. noch Bosw. s. v. p. 216, c. gelician, placuisse, Gl. Rel. Ant. I, p. 10. gode lìcian, deo placere, stehende Formel. Cod. Ex. 66, 34. 82, 6. 232, 36 u. s. w., hû ëór lìcadh thëos späec? Aelfr. dial. p. 13, 15 (Leo) u. s. f. So auch im Altengl. to like, Jemandem gefallen, angenehm (recht) sein, z. B. more him likede, Halliw. s. v. isode 1, p. 479, a. likede swithe ille, gefiel ihm sehr übel, Haveloc v. 1165. lovin him and likin (Cod. B. lykyen), Alfr. Prov. Rell. Antt. I, p. 170, 17. lykynn or have lyste or plesy, delector, Prompt. Parv. p. 304, b. Ȝ. 24, to like, to please; to deligh; to be pleased, Halliw. 519, b. Ebenso das heutige Englisch, s. Flügel p. 812, b. Ob lìcjan im Agſ. auch die Bedeutung von aequiparare oder similem esse mit in sich schloß, können wir für den Augenblick wegen Mangel an Belegen nicht entscheiden; in den Wörterbüchern findet sich dieselbe nicht angegeben. Nur Lye und nach ihm Bosw. p. 697, a führen ein gelìked, likened an. Möglich wäre es, da schon im Altengl. to like in der Bedeutung

von to compare nach Halliw. p. 520, a gebraucht wird; vergl. noch cemelyn or lykyn, assimulo, Prompt. Parv. p. 66, a, 5. Auch Flügel kennt die Bedeutung: gleichstellen, als veraltet. Im Engl. wird jetzt für die Bedeutung von 1) comparare, 2) similem esse, das Verbum to liken gebraucht, welches im Goth. galeikinôn, Luc. 8, 2 (vergl. über diese Verbalbildung durch n Gr. 1, p. 854. 2, p. 166. 4, p. 23 2c.), im Altfrs. alikna (d. i. gelikna), gleichstehen, gleichkommen, s. Richth. p. 599, b lautet, im Agf. aber gelicnjan lauten würde. Im Altengl. findet sich bereits lyknyn, similo, assimilo, Prompt. Parv. 305, a, 9. likne, to imitate; to mimic; to liken or make a simile, Halliw. 520, a. licken, to compare; to liken, ib. p. 518, a. to licken, 1) to liken, to compare with, 2) to appear, to pretend, The Craven Dialect. (Lond. 1828. 2 vols. 8.), Bd. 1, p. 287. Derivate sind lykened, assimilitatus, Prompt. Parv. 305, a, 8. Hallw. 520, 8. Craven Dial. 1, p. 287. 290; dann lyknynge, assimilatio, Prompt. Parv. 305, a, 10, jetzt likening, das Vergleichen, die Vergleichung; endlich lykenare, assimilator, assimilatrix, Prompt. Parv. 305, a, 1. Mit diesem to liken (agf. gelicnian?) darf das an. Verbum likna, parcere, nicht zusammengestellt werden, da dieses nur ein Denominativ (Gr. 2, 170) zu dem Subst. likn, f. clementia (Gr. 2, p. 159) ist, welches sich nebst likndi n., probabilitas, von dem Verbum lika, placere, comprobari herleitet. Wenn wir nun diese Gruppe nochmals überblicken, so erscheint stets die doppelte Bedeutung: gefallen und gleichen; von welchen jene ursprünglich dem starken, diese dem schwachen, vom Adj. gelic ausgehenden Verbum zugehört. (Anders Leo. p. 191.) Schon frühzeitig muß das starke Verbum schwach geworden sein und mit seiner Bedeutung in das schwache Verbum der 3. Conj. galeikan übergegangen sein, da sich vor dem Mhd. kein starkes Verbum nachweisen läßt. Auch im Agf. fehlt es; war aber vielleicht mundartlich vorhanden, wenn man dialektische Formen, wie liken (st. partic. praet.) likely in Suffolk nach Halliw. 520, a für ein Ueberbleibsel halten will. Die Bedeutung ging ebenfalls wie im Goth. und Ahd. auf den schwachen Stamm über und pflanzte sich hier bis ins Engl. fort, obgleich to like nicht bloß das agf. lician, goth. galeikon, sondern auch das goth. galeikôn zu vertreten hat. Sonderbar ist der Tausch im Nhd., wo die in allen übrigen Mundarten der schwachen Form angehörige Bedeutung auf den starken

Stamm geimpft ist, so daß die Grundbedeutung des letzteren ganz und gar gewichen und verschwunden ist. Eine secundäre Bildung besitzt das Agſ. in dem Verbum licetan, licettan (auch gelicetan), „das Gleiche suchen", dissimulare, heucheln, ahd. lihhazan, Gr. 2, 218, mhd. gelichesen, im Nhd. wie im Engl. untergegangen, s. Gr. 2, 218. 995 ꝛc. Davon leiten sich weiter ab die Substantive licetere m., hypocrita, z. B. liceteras and leogeras. Leg. Cnut. Saec. 7, p. 163, 2 (ed. Lond.), und licetung, dissimulatio, hypocrisis. Weitere Belege bei Bosw. p. 216, b.

§. 11.

Noch sind einige Nominalbildungen zu besprechen übrig. Wir erwähnen zuerst das engl. liking, Subst. und Adj., welches als unmittelbare Ableitung aus dem Verbum to like auch die Bedeutungen desselben umschließt. Flügel, im Wb. l. c. gibt als Bedeutungen des Adj. 1) angenehm und 2) wohlgenährt (veraltet), und des Substantives 1) die Neigung, der Wunsch, das Verlangen; 2) die Genehmigung, der Beifall; 3) die Wohlbeleibtheit (veraltet), und 4) das gerichtliche Verhör. In letzterer ist das Verbum to like als gleichstellen, gegenüberstellen, aufgefaßt; in der 1. und 2. Bedeutung entspricht es dem Verbum so wie dem agſ. gelîcung, lîcung, voluptas, placatio. Man vergl. für das Altengl. lykynge or luste delectatio, Prompt. Parv. 304, b. 27; him most to please is my likynge, Rel. Ant. I, p. 137, 23. Halliw. p. 520, a. Für das Adj. lykyng or lusty or craske (crasse?), gibt das Prompt. Parv. p. 304, b, Z. 29 die Bedeutungen delectativus or crassus. Das Wohlbeleibte wird öfter als etwas angenehm in die Augen Fallendes, Gefälliges, Schönes, betrachtet (s. Anmkg.). Vielleicht spiegelt sich auch in diesen Worten das agſ. lîc, corpus ab, so daß liking, etwa mit dem deutschen „beleibt" zu vergleichen wäre.

§. 12.

Ein Derivat des Adjectivum like ist noch das Adj. likely (altengl. und dialekt. likely, Halliw. 518, a., ligly, im Nordengl. ib. 519, b, comparat. licliare, ib. p. 518, a, licklier, superl. lickliest, Crav. Dial. 1, p. 287), welches, besonders in zwei Bedeutungen auftritt: 1) angenehm, hübsch, gefallend, und 2) wahrscheinlich, vermuthlich, s. Flügel, p. 812, b. Hallw. p. 520, a. In erste-

rer Bedeutung schließt es sich an das Verbum to like, in der zweiten ist es auch begreiflich Derivat von like (s. §. 34), welches bisweilen schon als Adverb und Adj. die Bedeutung von: vermuthlich, wahrscheinlich hat. Es ist dieselbe aber weiter nichts als eine Abstraction der Grundbedeutung aequus, similis, indem man die Gleichheit nicht Sachen und Personen, sondern Zuständen und Verhältnissen zuschreibt. Wenn man z. B. sagt: he is like to die, und dieses übersetzt durch: er wird wahrscheinlich sterben, so läßt sich dieses, für unser Gefühl freilich etwas steif und ungewöhnlich, auch ausdrücken durch: er ist gleich einem sterben Wollenden, es hat das Aussehen, als wollte er sterben. Man vergleiche die vulgären Redeweisen: es sieht dir ähnlich, du siehst so aus, als wolltest du sterben. Dieselbe Uebertragung des Begriffes zeigt auch das Derivat likeliness und likelihood, welchen von Flügel l. c. die Bedeutungen 1) Anschein, Schein, Wahrscheinlichkeit, 2) Aehnlichkeit (veraltet, cf. auch Halliw. p. 520, a, resemblance), 3) die Annehmlichkeit (ebenfalls jetzt ungebräuchlich); unlikely, 1) ungleich, unähnlich; 2) unwahrscheinlich, nebst unlikeliness, unlikelihood, Unwahrscheinlichkeit und Unähnlichkeit. Ein likeful, pleasant bietet nur das Altengl., Hallw. p. 520, a. Die Adverbien likely, wahrscheinlich, vermuthlich, unlikely, unwahrscheinlich, stellen sich zum Adj. likely, könnten aber auch von like abgeleitet sein, da dieses dieselbe Bedeutung hat. Daneben findet es sich auch noch in anderer Bedeutung in allelikely (cf. al-ready etc.) or wynly (like wise or wynly), equaliter. Pr. Parv. 10, a, 17.

§. 13.

Von dem Adj. gelic, engl. like, bildet sich durch das unendlich häufige Suffix ness, s. Gr, 2, 325 ꝛc. das Subst. ags. gelicnes f. (holl. geliknis, altſ. gelicnussi, similitudo, Ps. 57, 5), 1) similitudo, die Aehnlichkeit, Gleichheit; 2) simulacrum, das Ebenbild, lâmes gelicnes, Bild aus Lehm gemacht, Cod. Ex. 368, 9. 418, 25 etc., an äples gelicnes, Cod. Ex. 213, 16; 3) parabola, das Gleichniß, Luc. 4, 23. Ps. 143, 15. Bosw. p. 138, c. Aehnlich das engl. likeness, 1) die Gleichheit, Aehnlichkeit; 2) die Copie, das Abbild; 3) die Parabel, das Gleichniß; 4) der Schein, die Außenseite; altengl. lykenesse, similitudo, effigies, assimilatio, instar. Prompt. P. 705, a, 3; likenesse, figure or forme, figura,

forma, ib. 305, a, 5. Den Gegensatz bildet ungelicnes, f. unlikeness, beide natürlich bloß in der Bedeutung dissimilitudo, Unähnlichkeit. Eine andere Bildung, jetzt nur den westlichen Dialekten eigen, ist likes, likelihood, prospect. Halliw. 520, a, auch Lykusse ib. 535, b. Sie entstand aus dem Adjectivum like durch Anfügung des romanischen Suffixes esse, ess, z. B. emperess etc., welches in den roman. Sprachen äußerst lebendig ist und aus dem latein. -tia (z. B. justesse, justice, justitia) stammt, s. Gr. 2, p. 329. Diez, Gramm. d. Rom. Spr. B. 2, p. 296 ꝛc. Antritt romanischer Suffixe an germanische Stämme ist ja im Engl. durchaus nichts Seltenes.

§. 14.

Das Adj. gelic, nhd. gleich, erscheint auch in Zusammensetzungen. Dabei ist es theils das modificirende, theils das modificirte Glied. Freilich kann von diesem Unterschiede nur erst im Nhd. die Rede sein, da in den älteren Mundarten das Wort überhaupt nur selten in Composition zu treten pflegt. Der erstere Fall findet statt im ags. gelicgemaca, m. compar, socius, bei Bosw. s. v. (nach Somner); ein ahd. Beispiel ist etwa chilihsam, simulatus, Gr. 2, p. 664. Das an Compositionen so arme Englische, kann natürlich nur Weniges bieten; Flügel führt nur likeminded, gleichgesinnt, an. Denn likewise ist keine eigentliche Zusammensetzung, sondern nur die Zusammensprechung zweier Nomina im Acc., welche adverbial verwendet werden. Gr. 3, p. 141. Eine andere adverbiale Redensart ist in like manner. Aehnlich sind das nhd. gleichfalls und ebenfalls (unorganisch für gleichen, ebenen Falls), genitivische Adverbia, s. Gr. 3, 131, vgl. m. 774. Im Ned. entspricht likerwys z. B. Br. Geschqu. p. 71, 13, nicht vollständig, da dieses genitivisch ist. Aus dieser Mundart dürften unter andern vielleicht noch anzuführen sein gelyckludent, gleichlautend, bei Michelsen, l. c. p. 76, 17, und das Subst. lykendelrer pl., Seeräuber, z. B. Detm. Lüb. Chr. II, p. 31, 31. 25, 15 u. s. w., eine unorganische gebildete, volksmäßige Benennung der Seeräuber, weil dieselben die gemachte Beute zu gleichen Theilen vertheilen. Ungemein häufig sind solche Zusammensetzungen im Nhd. theils vor Adj., gleichgross, gleichalt, gleichfest, gleichgesinnt, theils vor Subst. gleichmuth, gleichgewicht, theils vor Verben gleichstellen, gleichmachen, gleichsetzen u. s. w.

Es ist diese Erscheinung zum Theil daraus zu erklären, daß gleich im Nhd. das in früheren Mundarten so häufige eben zugleich mit vertreten muß. Denn letzteres wird jetzt nur noch in seiner sinnlichen Bedeutung gebraucht, während es früher schon im Goth., s. Gr. 4, p. 572, Anm., theils πεδινός, theils ἴσος bezeichnet, und häufig in Composition, wenn auch fast ausschließlich nur im ersten Gliede, auftritt. Fast ebenso selten sind in den älteren Mundarten die Fälle, wo gleich das modificirte Glied ist; mehr Beispiele bietet das Mhd., eine Unzahl des Nhd., z. B. gottgleich, löwengleich. Es läßt sich hier theoretisch mit einem jeden Substantivum verbinden. In den älteren Mundarten bediente man sich nicht der eigentlichen, sondern der uneigentlichen Composition. Man sagte miliche gelîh, ahd. für das nhd. milchgleich. (Vgl. Gr. 2, p. 621 ꝛc.)

§. 15.

Genau wie die hochdeutschen Mundarten verhalten sich auch die sächsischen; erst im Englischen finden sich häufige Composita mit like im zweiten Glied. Diese entsprechen dann in Form und Bedeutung genau den nhd. Zusammensetzungen mit gleich. Es sind jedoch im Englischen zwei Classen zu unterscheiden; die erstere zahlreichere umfaßt solche Composita, in denen like wirklich das Adj. like, ags. gelic ist. Die zweite sehr schwache Classe bilden dagegen solche Adjectiva, welche nur scheinbar mit dem like zusammengesetzt sind, eigentlich aber aus ags. Derivaten mit lic entstanden, welches sich bis auf die neuere Zeit herab erhielt und sich in solchen Fällen den Adjectiven der ersten Classe äußerlich assimilirte. Zur ersten Classe gehören unter andern: beastlike, bearlike, clerklike, childlike, cowardlike, cowlike, doglike, dovelike, deathlike, friendlike, friarlike, fishlike, ghostlike, godlike, fellowlike, gentlemanlike, hoblike, girllike, kinglike, lawyerlike, ladylike, manlike, mistlike, moorlike, matronelike, nymphlike, owllike, pedantlike, princelike, priestlike, soldierlike, queenlike, ruffianlike, saintlike, sealike, wenchlike, whorelike, womanlike, workmanlike, etc.*). Eine Abstraction der

*) In vielen Fällen gibt like dem damit zusammengesetzten Worte eine verächtliche Bedeutung, wie das deutsche —mäßig, —haft, oder wenigstens verbindet es sich gern in ähnlicher Weise, so to prate lacqueylike (Bulwer), the hatchi-like intoxication which serves to conceal so much that is loath-

Bedeutung scheint like zu enthalten, wenn es mit abstracten Substantiven in Verbindung tritt, z. B. lifelike, wie lebend, courtlike, nach Hofmanier, hofartig, höflich, frenchlike, nach französischer Art, swisslike, nach Schweizerart, churchlike, einem Geistlichen geziemend. In den meisten der so eben angeführten Beispiele wird durch like mehr eine Aehnlichkeit des Wesens und Charakters angedeutet, weßhalb ihnen meist Adjectiva auf —ly zur Seite stehen (s. §. 30), während es sonst mehr die Gleichartigkeit und Gemäßheit in Form und Gestalt bezeichnet. Ganz besonders häufig ist letzteres in der wissenschaftlichen Kunstsprache der Fall, wie z. B. wormlike, wurmförmig, wurmartig, shiplike, schiffähnlich, shieldlike, schildförmig, finlike, Floßfedern ähnlich, atomlike, brushlike, cedarlike, woodlike, holzartig, ringlike, ringförmig, rushlike, binsenartig, sunlike, sonnenartig, swordlike, schwertförmig, trumplike, trompetenförmig, wavelik, wellenförmig &c. In solchen Fällen müssen sich unsere Naturhistoriker und Mediciner der Adjectiva regeren Sinnes, wie eben: förmig, artig, bedienen. An Adjectiva pflegt like nie compositionsartig zu treten.*) Fälle wie whitelike sprechen nicht dagegen, denn dieses ist vom Subst. the white, das Weiß, albedo, gebildet, obgleich es in der Bedeutung, im Ganzen genommen, nicht viel von whitish absteht. Ueber die zweite Classe der Adjectiva auf like werden wir unterm §. 55 zu sprechen haben.

D. Piltz.

(Fortsetzung folgt.)

---

some (Mrs. Gore); es hängt sich like auch an Eigennamen, so: this is a very Robin-Hood-like scene (James), that word is too Gloucester-place like (Bulwer) etc.

*) Nur scheinbare Ausnahme machen Wörter wie French-like, hieroglyphic-like characters, etc., wo der erste Bestandtheil substantivisch zu fassen ist. Aber ganz entschiedene Ausnahme macht die Volkssprache, die das like in dem Sinne von gleichsam mit der größten Freiheit nicht nur an Adjectiva und Adverbia, sondern sogar an Verba anhängt. Von Belegen, die in Dickens u. A. Werken zahlreich zu finden sind, ist im Augenblicke nur der folgende zur Hand: he was so frank and so desperate-like that I could not well refuse (James, the Convict, II, 185).

Studien über den Geist der französischen Sprache.

Zweiter Artikel *).

Im „jardin de Flore“ des Versailler Parks liest sich ein Alexander Dumas'scher Roman mit inniger Behaglichkeit. Wenn man aus den steifen langweiligen Alleen oder von den klassischen Ufern jenes „carré glauque et moiré“, welches bis auf den heutigen Tag den Namen „pièce d'eau des Suisses“ führt, sich an diese liebe, duftige Stätte geflüchtet hat, wo in buntem Gemisch und in reizender Unordnung neben schattigen Bosquets Flora's Kinder uns entgegenlächeln: da ist man ganz in der richtigen Stimmung, die freie, ungebundene Manier zu würdigen und zu genießen, die uns in den Werken jenes Mikrokosmos der französischen légèreté entgegentritt. Nur ein niederes Stacket scheidet jenes freundliche Asyl Flora's von dem übrigen Park, dem Sinnbild der kalten Etiquette. Die starre Convenienz hat die légèreté in die letzte Position zurückgeworfen, — im Parke, wie in der französischen Literatur. Wie klein ist doch das Segment dieses großen Kreises, welches sich rühmen könnte, so getreu wie der Mund des „petit peuple“, jene légèreté des alten „bon temps“ bewahrt zu haben? Der alte chansonnier von Passy, einige Komödiendichter und wenige Romanschriftsteller, — das ist Alles. Unter den letzteren ist unstreitig Alexander Dumas der würdigste Repräsentant jenes Nationalzuges, und darum gewann ich ihn lieb seit jenem Junimorgen im jardin de Flore. Harmonischer als er, spiegelt kein französischer romancier unserer Tage in der Wahl seiner Sujets, in der Behandlung derselben, sowie in der Diction, welche uns besonders interessirt, die nationale légèreté wieder. „La poésie

*) Zuvor bitten wir, folgende störende Druckfehler des ersten Artikels gütigst zu verbessern, Bd. IX (Heft 3 und 4): p. 347 Z. 16 v. o. ist hinter „die“: maisonnette einzuschalten. p. 348 Z. 22 v. o. l. savoureuse statt fav. p. 352 Z. 2 v. u. l. propriété statt propreté; p. 357 Z. 22 v. o. ist hinter singulière der Punkt zu streichen, p. 361 Z. 20 v. o. l. ne vous épouvantez statt n'épouvantez-vous. p. 362 Z. 9 v. u. ist hinter „Construction“ einzuschalten: „im Neufranzösischen.“ (Im klassischen acc. c. inf. gehört der acc. eng. zum infin., wie schon die Wendungen: bonum esse etc. zeigen. p. 367 Z. 3 v. u. (Note) l. éreinter statt creinter und in der folgenden Zeile l. grabuge statt grabage.

d'amours, sagt J. Janin, n'est pas de notre temps, pas plus que la poésie en général; pour avoir le droit d'être poète, il faut la rejeter dans les vieux temps" Wo hätte es aber wohl in der französischen Vorzeit eine Periode gegeben, in welcher der Träger jenes poetischen abenteuerlichen Lebens, die légèreté, so entschieden ausgeprägt wäre, als in der langen, thatenlosen Regierungsepoche Ludwig XV., wo nach kurzem Waffenlärm Duelle an die Stelle der Kriege traten und Liebeshändel die „exploits" ersetzen mußten. In dieser Zeit, die uns in der That selbst in Geschichtswerken wie ein großer Dumas'scher Roman entgegentritt, zu dem die Régence die etwas scabröse Einleitung à la Crebillon fils bildet, schöpfte Dumas seine besten Motive (Louis XV., la Marquise de Chevreuse, les trois mousquetaires). Namentlich der letzte Roman mit seinen Fortsetzungen ist als nationales Charaktergemälde ein Meisterstück und der Dichter hätte in der Einleitung nicht die d'Artagnan'schen Memoiren der bibliothèque royale citiren zu brauchen, um dem Kinde seiner Phantasie eine historische Folie zu geben*). „Le collier" schildert uns trefflich die französischen Zustände kurz vor Ausbruch der Revolution, auch in diesem Roman harmonirt die Behandlungsart vollkommen mit dem Sujet; der legère Stoff erscheint in legèrer Form. („Paris fidèle à son caractère chansonna la mort par le dégel comme il avait chansonné la mort par la famine." Le collier). Das ist jedenfalls ein Vorzug vor dem vielgepriesenen Montechristo, jenem tugendhaften Corsaren — einer Monstruosität à la Karl Moor —, der, in seinen heiligsten, menschlichen Gefühlen verletzt, sich misanthropisch von der Welt abschließt und sich von da an berufen fühlt, in einen geheimnißvollen Nimbus gehüllt, die Vorsehung zu spielen. Solch gewichtiger Stoff paßt nicht in den Rahmen eines Dumas'schen Romans, der, schwelgend in sinnlicher Lebensfülle, über die Oberfläche der Ereignisse mit leichtem Fuße dahinschwebt und den Leser fortwährend in Athem hält, ohne durch Reflexionen und lyrische Ergüsse den Lauf der Erzählung zu unter-

*) Als eine wahre Profanation dieses Werks erscheint mir das Birch-Pfeiffersche Drama, welches den Charakterroman zu einem Intriguenstück umgeformt und zu dem Behufe, statt lebendiger Gestalten „die ferrets de diamants" in den Mittelpunkt gestellt hat. Wie unbeholfen nimmt sich doch diese deutsche légèreté neben ihrer französischen Schwester aus!

brechen. Diesem, auf gegenwärtiges Sujet wenig anwendbaren Princip bleibt aber selbst hier Dumas treu; nur zweimal, wenn ich mich recht erinnere (einmal bei der Aussicht auf Paris und dann wieder bei der Schilderung des Unglückshauses im quartier St. Germain), weicht er davon ab, um seine Subjectivität hervortreten zu lassen. Daß aber der Dichter selbst in Italien gewesen, vergißt er nicht, auf ächt französische Weise, in den Roman einzuflechten. Auch die dramatisirten „la dame de Monsoreau, la reine Margot, le chevalier de la maison rouge“ zeigen denselben, wenn ich so sagen darf, ächt nationalen Charakter. Nur vingt-ans après und der chevalier d'Harmental, der übrigens Maquet zum Mitverfasser hat, streifen mehr an das lyrische Genre*); doch ist im letzteren der gute Bibliothekar Buvat „homme de cinq pieds un pouce, aux yeux bleu-faïence et aux plis rebondis de son double menton, une de ces figures, dont à 10 pas de distance on ne distingue pas les traits“ eine prächtige Figur à la Dumas**). Mag auch in diesen Producten die légèreté des Dichters zuweilen in nonchalance und Nachlässigkeit ausarten***); mag auch der écrivain, wie dies aus dem seiner Zeit so famösen Processe Dumas hervorgeht, sich mitunter zum écrivassier herabgewürdigt haben; mag auch A. Dumas heut nicht mehr der geniale Autor sein, dessen Namen durch die geistreichen Kritiker der revue des deux mondes der Obscurität eines Krämerladens, ähnlich unserem Freiligrath, entrissen wurde; so viel steht gewiß fest, daß in der Sphäre des Romans uns kein Schriftsteller unserer Tage jenen Grundzug des französischen Nationalcharakters, die légèreté†), so plastisch und objectiv darstellt, als A. Dumas. Wenden wir uns nun zu seiner **Diction**, bei deren genauerer Betrachtung wir finden werden, wie so Manches, das man geneigt sein könnte, für individuelle Licenz anzusehen, vielmehr tief im Grunde des fran-

---

*) Selbst das collier, dessen Sujet doch einen so tragischen Hintergrund hat, läßt letzteren **sehr selten** in ahnungsvoller Weise durchblicken.

) Man muß den bekannten Schauspieler **Numa im théâtre historique in dieser Rolle gesehen haben, um sie vollständig zu würdigen.

***) Man denke z. B. an die doppelte Schilderung der italienischen Räuberhöhle in Montechristo.

†) Nicht zu verwechseln mit Frivolität, als deren moderne Repräsentanten Paul de Kock, Alex. Dumas Sohn rc. auf dem Gebiete des Romans gelten können.

zösischen Volkslebens wurzelt und in der historischen Sprachforschung seine volle, objective Berechtigung erhält. Weit entfernt von der Manier V. Hugo's und anderer Romantiker, die oft, nur von individueller Caprice geleitet, aus der Rüstkammer der Sprache so manche rostige Waffe hervorholen, die doch niemals wieder durch den Gebrauch blank werden wird: schöpft A. Dumas nur aus dem lebendigen Sprachquell des gegenwärtigen Volkslebens und kann darum wohl für den getreuesten Ausdruck der jetzigen sprachlichen Phase überhaupt, vorzugsweise aber der französ. légèreté gelten. Ja, selbst jene ihm geläufigen Wendungen, die einem mehr familiären Tone angehören, wie est-ce pas? (c'est pas etc.), sein „un mien domestique", der trauliche Artikel in den Anreden und Ausrufungen l'ami, l'abbé, l'horreur! (= quelle horreur), la belle aumône! sind nur Trümmer jener prächtigen légèreté, mit welcher frühere Perioden der franz. Sprache Negationen, Pronom und Artikel handhabten*)! Aecht volksmäßig ist auch die Anwendung des Pron. Possess. der ersten Person im Plural vor Vocativen: Bien, notre hôte, merci, ein Beispiel, das schon Mätzner l. c. I, 183 aus unserem Dumas anführt. Mit welcher, weniger durch Convenienz, als durch feine Nüancirung des Gedankens bedingten Freiheit Dumas auch anderweit im Gebiete des Artikels schaltet, zeigen folgende Beispiele: C'était miracle; elle a bon bec; la petite (sc. comtesse de) Valois; je donnai adresse et renseignement; les glaciers formaient ruisseaux et dépavements; elle remue ciel et terre; il prit rigoureusement assiette et couteau; ce serait peine superflue; elle ouvrait porte et fenêtres, avoir souvenir du nom, il ne voyait que touffes d'herbe entre les pavés et mousse sur les dalles, — Wendungen, wodurch der Ausdruck sich jener Energie nähert, die uns bei Rabelais so oft bezaubert oder (wie im zweiten Beispiel) eine köstliche Naivetät**) erreicht. Der Satz: „Je ne sais quoi me dit que vous patinez" kann ebensowohl durch Freiheit im Gebrauch des Artikels

*) Ueber die Begründung jener Wendungen im Altfranzösischen cfr. das vortreffliche Werk von Mätzner, Syntax der neufranzösischen Sprache, ein Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung I, 388; I, 444 und I, 182 (in Bezug auf letzteren Fall auch Diez, Grammatik der romanischen Sprachen III, 21).

**) Cfr. auch das Béranger'sche: J'ai bonne mémoire; il avait petit chapeau; se sers piquette et pain bis.

(= un je ne sais quoi) als durch freieren Gebrauch des quoi erklärt werden. Wie bedeutend die schon im Altfr. beliebte Wiederholung des Pronoms Personnel (ohne besondere Emphase) *) zur Lebendigkeit des Ausdrucks namentlich in den Dumas'schen Dialogen beiträgt, zeigen die Worte des Versailler Posten, der so stoisch der Königin erwidert: si l'on me fermait la porte de la caserne au nez, je trouverais bien un gîte, moi, allez! Eine doppelte légèreté zeigt die proverbiale Wendung: Ne meurt pas empoisonné qui veut, indem einmal darin nach alter Weise qui ohne vorausgegangenen Demonstrativbegriff gebraucht**), und außerdem eine Inversion der Sätze eingetreten ist. Daß ein Autor wie Dumas den Attractionen besonders geneigt ist, läßt sich aus dem Charakter seiner Diction leicht schließen. Seine Schriften liefern uns dazu die interessantesten Belege. Besonders glücklich ist die Restauration jener früher so beliebten Relativconstruction, worin der Substantivbegriff des Hauptsatzes nach dem Relativ im Nebensatz in Folge einer Attraction wiederholt wird: „laquelle reine aime les crises; lequel chevalier d'Aubigny devait épouser“***). Auch eine andere altfranzösische Attraction, wonach ein Attribut des Hauptsatzes in den relativischen Nebensatz herübergezogen wird†), ist nicht, wie Diez und Mätzner II, 238 irriger Weise behaupten, im Neufranzösischen verloren gegangen, sondern noch von A. Dumas in dem vollkommen correcten Satze: „après un repas qu'elle fit léger“ (Collier, Brüsseler Ausgabe II, 64) angewendet. Häufig begegnen wir der auch sonst im Neufranzösischen vorkommenden Attraction, welche die einem substantivischen Nebenbegriffe zukommenden Adjective zum subjectivischen Hauptbegriffe zieht. Beispiele wie: „portrait frais de peinture, figure admirable de contours; l'hiver riche de son manteau blanc; homme blond de cheveux, haut d'épaules; cabriolet haut de roues etc. zeigen, daß Dumas dieser Wendung besonders hold ist††). Endlich liebt Dumas besonders eine Attraction des Adverbs

*) Je connais ça, moi. Ein Analogon bietet: c'est mon opinion à moi.

**) Cfr. die seltenen Spuren: qui pis est, qui plus est, Mätzner l. c. I, 30. In unserem Fall nähert sich qui der Bedeutung von quiconque.

***) Cfr. Mätzner II, 239.

†) Sa vois qu'il ot clere Diez III, 345.

††) Zu den in meinem ersten Artikel erwähnten, für das franz. génie charak-

durch das Subject oder Object des Satzes, welche jenes als Attribut heranziehen. Eins von den vielen hierher gehörigen Beispielen aus Dumas wird schon von Mätzner I, 366 angeführt („que je dormisse tranquille“). Ein Analogon bietet auch der Gallicismus „un beau parleur“, wo das Adjectiv ebenfalls adverbialen Sinn hat. Besonders frei schaltet Dumas mit dem Gebrauche der Conjunctionen, getreu seinem Charakter zieht er die leichte, einfache Form der zusammengesetzten vor. So steht que für afin que („Vous lui direz de monter que je sache de lui-même“, Mätzner II, 198), nach der Analogie des auch sonst von neueren Schriftstellern statt depuis que und parceque angewendeten que*). Concretere Conjunctionen zieht er den abstracteren vor und liebt darum, nach dem Vorgange des Altfranzösischen und der Volkssprache vu que mehr als puisque (Je m'appèle Lorrain vu que je suis da la Lorraine, Mätzner II, 160). Hierher gehört auch der unserm Dumas so familiäre Gebrauch von après = selon (après tout, après cela); avec = malgré (avec cela). Aus ähnlichem Grunde finden temporale Adverbien mehr Gnade vor seinen Augen als die conclusiven, und es darf uns nicht wundern, wenn donc so oft von alors verdrängt wird oder ein pleonastisches alors an seiner Seite dulden muß**). Hinsichtlich der Casus findet sich namentlich der freiere Gebrauch des Accusativs, als des einfachsten casus obliquus, bei Dumas sehr häufig: „Aussitôt le dîner“ ist ihm sehr geläufig; auch bei

---

teristischen Attractionen relativischer Natur kommt (außer dem bekannten lequel de moi ou de vous) noch eine hinzu, welche durch einen älteren Typus der franz. légèreté Molière belegt ist. Sie besteht darin, daß bei umschreibenden Sätzen mit c'est que das prädicative Verb an den ausgeschiedenen Begriff nicht durch que, sondern durch ein in gleichem Casus stehendes Relativ angeknüpft wird. Ce n'est pas de ces sortes de respects dont je vous parle (Mätzner I, 27). Analoga bieten Mätzner II, 256: La pluralité des dieux est une chose qu'on ne peut s'imaginer qui ait été; sowie Mätzner II, 188 quelque chose qui arrive. In beiden Fällen beruht die Verwandlung der Partikel que in ein attributives Relativ auf einer Attraction. — Als Analogen zu dem von mir im ersten Artikel aufgeführten „la porte fut toute grande ouverte können die von Diez III, 9 herangezogenen neufr. Beispiele: une nouvelle venue, des fleurs fraîches cueillies“ betrachtet werden.

*) Mätzner II, 148 und II, 151.

**) Cfr. Mätzner II, 89, wo auch Beispiele aus Dumas gegeben sind. — Aehnlich steht auch seulement sehr häufig für cependant.

intransitiven Zeitwörtern kommt derselbe in großer Ausdehnung zum Vorschein (parler toilette etc.); die absoluten Participialaccusative treten häufig in temporaler Bedeutung an die Stelle der latein. abl. absol.: nous partis, il s'enfonça; cela dit, il rentra etc.; oder der Accusativ eines eigentlich in Dativ- oder Genitivbeziehung vorkommenden Substantivs wird anakoluthisch vorangestellt: „Toquet sur la tête, oeil mat, barbe pointue, fraise au col, ce portrait se recommande etc. (= Ce portrait au toquet, à l'oeil etc.)*); près und hors werden in räumlicher Beziehung vorzugsweise mit dem Accusativ verbunden. Der legère Dativ Posseß. tritt wie im Altfranzösischen (cfr. Orelli, altfranz. Grammat. 2. Aufl. p. 39) oft an die Stelle des Genitivs (la cuisse à Abraham, des gens à vous)**), während letzterer dadurch sein Gebiet erweitert, daß er die verschiedensten attributiven Beziehungen ausdrückt und in solchen Fällen oft mit dem vorangehenden Substantiv seine Rolle vertauscht (quel diable de metier). Rechnen wir zu diesen Proben der légèreté noch die bei Dumas gewöhnlichen Ausdrucksweisen: „certainement que je suis, apparemment que j'ai", so haben wir einen neuen Beweis, wie die légèreté die Energie des Ausdrucks bedeutend erhöhen kann, während das uns so oft bei Dumas als pleonastisch erscheinende mais uns bei genauerer Betrachtung stets darauf hinführt, einen vermittelnden Gedanken aus der jedesmaligen Situation zu ergänzen (mais oui; mais Monsieur etc.). Leicht würde sich unser Register durch Beispiele von transitiven Zeitwörtern, die Dumas mit Glück als intr. gebraucht (plier etc.), ergänzen lassen, wenn es noch eines weiteren Beweises dafür bedürfte, daß die vielgeschmähte légèreté auch ihre Lichtseiten darbietet. Wenn auf irgend einem sprachlichen Gebiete, so ist gewiß in der Wort- und Satzstellung durch die neuere Entwicklung der französ. Sprache der légèreté am meisten Eintrag geschehen. Alle romanischen Sprachen ohne Ausnahmen zeigen hier größere Freiheit als die französische, die freilich gerade durch die starre Logik, die hier waltet, sich den wohlbegründeten Ruhm

*) Aehnlich tritt auch oft der Nominativ anakoluthisch an die Spitze des Satzes. Das Cellier beginnt gleich mit den Worten: L'hiver de 1784, ce monstre qui dévora un dixième de la France, nous n'avons pu le voir chez Mr. le duc de Richelieu etc. und öfters.

**) Mätzner I, 497 und 493. — Der auffallende Gebrauch des Dativs in Zahlbestimmungen: nous allons à nous deux ist allgemein.

der klarsten Sprache der Welt erworben hat. Allenfalls nur in Bezug auf die Stelle des attributiven Adjectivs ist der elastische Charakter der lateinischen Sprache nicht verwischt, und es gebührt namentlich der neuesten sprachlichen Phase des Französischen der Ruhm, hier manchen conventionellen Zopf abgeschnitten zu haben. Auch Dumas hat Theil an diesem Ruhme und wagt es sogar zum Schrecken der Grammatiker, wenn rhetorische Gründe ihn bestimmen, das participe passé dem Substantiv voranzustellen (un signalé service). Auch das prädicative Adjectiv tritt kühn voran: „grandes furent en ce moment la terreur et la confusion"*) — eine Wortstellung, die an Rabelais Zeiten erinnert. In selbstständigen Sätzen steht gern in der Erzählung das Verb vor dem Subjecte: Vint alors etc., eine im Altfranz. außerordentlich häufige Inversion. Hinsichtlich der Satzstellung, worin das Französische, wie die meisten neueren Sprachen, weit hinter der Gefügigkeit der Alten zurückgeblieben ist, zeigt Dumas ebenfalls eine relativ bedeutende légèreté, und selbst manche der bei Mätzner als selten angeführten Satzstellungen (wie z. B. II, 428 die Stellung des Adjectivsatzes zwischen Substantiv und anderweitiges Attribut, wie z. B. la résolution qu'il prit de s'expatrier), lassen sich aus Dumas mit zahlreichen Beispielen belegen.

Daß das Wörterbuch unseres Dumas besonders reich sei, läßt sich nach dem über ihn Gesagten erwarten; auch es ist ein treuer Spiegel der légèreté. Wahrhaft unerschöpflich ist der Dichter, wo es gilt, die geringsten Details der in der betreffenden Epoche herrschenden Moden mit ihren alten technischen Namen aus dem Grabe heraufzubeschwören; la mule fourrée, le calèche sur le visage, la brouette-chaise etc. dienen als historischer Hintergrund für die Epoche der Halsbandgeschichte. Ueberhaupt liebt Dumas in seinen Ausdrücken die größtmögliche Anschaulichkeit und er schiebt deshalb oft das edlere Wort bei Seite, wenn ihm das familiäre treffender scheint. Chiquenauder la poussière (= souffler); déguerpir; bourrer des coups; courir le chaland; faire clapper la langue; se faire embrocher; acheminer qn. vers la reine; avoir de ses lunes rousses (wilde Launen); causer en tout bien tout honneur; mort de tous les diables; la poitrine d'un galbe plus riche; en

*) Im gewöhnlichen Leben ist jetzt wohl nur noch „où bon vous semble" Zeuge der früheren Freiheit.

voici bien d'une autre; maître drôle etc. sind Wendungen, die durch ihren drastischen Effect unsern vollen Beifall gewinnen. Eine auffallende Erscheinung bleibt es dabei immerhin, daß selbst der durchaus nationale Dumas meistentheils, wo er durch einen neuen selteneren Ausdruck komische Wirkung hervorbringen will, an den klassischen Sprachschatz appellirt; so sehr sind die Traditionen der ère gauloise erloschen. Das Kurmachen nennt er eine génuflexion et prestidigitation; dahin gehören ferner: „la force centrifugale (= aspect rebutant), germaniser = parler allemand;" so kommen auch se solidifier und la flaccidité in komischem Sinne vor. Dieses Phänomen erklärt sich einestheils aus der vogue des studentischen jargon's, welcher ganz mit solchen sprachlichen intrus klassischen Ursprung gespickt ist, anderntheils aus der größeren Bildungs- und Lebensfähigkeit der klassischen Wurzeln. So lesen wir bei Dumas les folioles elliptiques de la ravenelle, le folliculaire, semicurieux (statt demic.), colloque, économiser le bois, das neuerdings im figürlichen Sinne so beliebte recrudescence, opaque, méandres (auch im bildlichen Sinne) etc.*). Unter den Ableitungsendungen sind, wie in der französ. Tagesliteratur überhaupt, age für die Substantive, able für die Adjective auch bei Dumas bei Weitem am fruchtbarsten. Criage (Lamartine), le rappelage de l'auteur (Revue de Paris Octobre 1851) arrivages (als Pluriel = provisions arrivées, Dumas) und die unzähligen, dem Gebiete der Industrie angehörigen Ausdrücke: marchandage (travail à la tâche), cabotage, chômage, étalage, arbitrage, sable à moulage etc., sowie éclairage,

---

*) Cfr. die Lamartine'schen, sämmtlich aus der histoire de la révolution de 1848 entlehnten Neologismen: discors (adj.); départager les partis (sonst nur terme, de barreau), le peuple bifurquant (als verbum neutrum); repatriation intérimaire als adjectif; famélique (sonst nur ironisch gebräuchlich); fruste (früher nur terme technique); se reclasser; délétère (früher nur in der Medicin); alterner les cris avec le silence; spasmodique (au figuré); conjecturer l'avenir etc. élucidation (früher nur terme techn. en méd.) Guizot; indigitation, Nerval; se contorsionner und das jetzt wieder häufigere se remémorer M. du Camp; s'ingérer à und pour (= s'ingénier), idem; interloqué (= interdit) öfters bei Balzac; formalisme (das substantivirte se formaliser), Charles; s'emperler, Houssaye; se teinter (früher term. tech. en peint.); dénudé und caractériel, Gautier; repère und similaire, früher nur technisch, Cormenin. — Cfr. auch den nächsten Artikel, das génie pittoresque.

chauffage etc. **) geben hinlänglich Zeugniß von dieser Superfetation; unter den Adjectiven möchten: exerçable (Cabet), modifiable (Lamartine) (beide dem dictionnaire de l'académie von 1835 noch unbekannt), insondable (Montepin) die neuesten sprachlichen Producte sein.

Noch freier als A. Dumas zeigt sich auf sprachlichem Gebiete Béranger, „le bout-en-train des fous“ wie er sich selbst nennt; er hat das doppelte Privileg der légèreté als Dichter und als „homme du peuple“.

„Ma Muse et moi nous portons pour dévise
Je suis du peuple ainsi que mes amours.“

Eine manierirte Diction würde schlecht zu einem Glase aï oder Beaume oder zu dem regomme der Marketenderin passen. Von dieser vortheilhaften Position hat denn auch Béranger vollen Gebrauch gemacht*). Mit kühnem Griff holt er seine Worte aus den tiefen Schichten des Volkslebens, und was bei einem obscuren Autor als niedrig und zu familiär erscheinen würde, adelt er durch die Macht seines Genies. Molière, Lafontaine und Béranger verstehen allein das Mysterium dieser Kunst. So geht denn namentlich in der Wortstellung Béranger weit über die Dumas'sche légèreté hinaus. „Point n'invoquais (= je n'invoquais pas), oui, libre enfin, que le monde respire“, sowie die Verse:

„Des poisons qu'un flatteur distille
C'était à qui le nourrirait“

werden dies hinlänglich beweisen. In noch größeren Proportionen zeigt sich die légèreté wohl in folgender Blumenlese aus seinem Lexikon: ban (komisch in feudalem Sinne), suppôt, luron, biset, caraco, basin (ein beliebter Corsetstoff), la pepie (von Menschen), vilain im alten Sinne, vavassaux, la gent hypocrite, le croqu'mort, traitant (als Subst.), pourchasser, vaillance, embrassade, fesser et

---

**) Schon in einer „usine de filature“ gibt es: l'épluchage, l'étirage, le dévidage, le battage à la main, le débourrage, l'aiguisage (des pointes), le tissage.

*) „Du moment en effet qu'il y avait jour pour Béranger de faire entrer sa pensée entière en chanson, que lui fallait-il de mieux? Quel bonheur, quelle nouveauté qu'un tel genre! Pas d'étiquette apprise, pas de poétique et **tout le dictionnaire**.“ Ste.-Beuve, nouveaux portraits et critiques littéraires I, 89. Cfr. die Béranger'sche chanson: „Ma nacelle“:

S'ai pris pour passagère
La muse des chansons
Et ma course légère
S'égaie à ses doux sons etc.

refesser, mijaurée, le broc de surène, nos discords, étoffé (ventre étoffé), robin, forban, Escobards (als nomen appell. = cagots, cafards), écumer (les diners), la simarre du juge, bourlet, Siméon l'anodin, nebst den charakteristischen Phrasen: un sot tout du long, sonner l'âge du vin, courir les tendrons (nach der Analogie von courre le cerf), chiffonner la commère, les sots revêtus, pilier de coulisse; le vin use trop la bobine; la bouche d'un ardre ou d'un chien; le ton m'affriole; je ferai courte et bonne; suivre les traces de tels saints sur son gai califourchon; un air paterne; les Dieux du bel âge renouvèlent vers moi; la noblesse est trop abusive; on s'en fiche etc., nargue des vertus; à la guingette, être en goguettes etc. In das Gebiet der Familiarität gehören: „leux femmes" (cfr. den Molière'schen Don Juan), p'têtr', profit-z-à faire (das bekannte Pariser cuir) sowie das köstliche:

„Faut que Lord Villain-ton ait tout pris
Y n'a plus d'argent dans c'gueux de Paris"

nebst den launigen Refrains: Turlurette, Landerinette, la farira, dondaine, o gué, zon-zon, ton-ton, biribi etc.

Unter den bekannten Romanschriftstellern des Tages hat dies sprachliche Genre Louis Reybaud mit dem größten Glück cultivirt (J. Paturot à la recherche de la meilleure position sociale, J. P. à la recherche de la meilleure république). Mögen diese Producte vor dem Richterstuhle der höheren Kunstkritik auch wenig Gnade finden, so bieten sie in sprachlicher Hinsicht doch ein besonderes Interesse. Da hört man nirgends den langweiligen, conventionellen Salonton, jede Schichte der Pariser Gesellschaft spricht mit dem Leser in ihrem traulichen, legèren Jargon. Der honorable fabricant des „casques à mèche", le philosophe incompris, le rapin chevelu, le troupier à l'air ric-à-rac, le guérisseur empirique, (le Fontanarose des carrefours), le cavalier à barbiche, le croqu'note (dont le feuilleton musical est un assaut de croches et de doubles croches), le jeune stagiaire et la toque rouge, — sie alle haben ihr eigenes parler*). Die ganze Scala der franz. Sprache von dem

---

*) Das „argot de voleurs", welches durch V. Hugo (le dernier jour d'un condamné) und durch E. Sue in die Tagesliteratur eingeführt ist, findet am besten, nicht bei der légèreté, sondern bei dem coté pittoresque des französischen Sprachgeistes seine Berücksichtigung.

„grand style, le vrai style, le suprême style, style à ciselures, style chatoyant et miroitant, empruntant au ciel son azur, à la peinture sa palette, à l'architecture ses fantaisies, à l'amour sa lave, à la jalousie ses poignards, à la vertu son sourire, aux passions humaines leurs tempêtes“ (Persiflage der Romantiker)*) bis zum patois der ouvriers der ateliers nationaux im parc de Monceaux herab ist hier durchlaufen. Folgende Zusammenstellung möge eine Probe aus seinem familiären Sprachschatze und somit ein Barometer seiner légèreté sein: Muguet, sapin, pingre (sämmtlich Schimpfnamen), avoir du bagout (bas gout), se dégonfler (en parlant), éduquer un mari (einen Mann ziehen), se cloîtrer dans une maison, les socques plus ou moins articulés (eigentl. Malerausdruck), s'amuser à la Gaieté (= au théâtre de la G.), faire son petit magot (auch se réserver une poire pour la soif), c'est de la drogue (schlechte Waare), auch droguer le public (betrügen), battre monnaie (gagner de l'argent), battre une mauvaise marche (auf schlechtem Wege gehen), allumer (donner le signal de l'applaudissement); est-ce battu ces entrechats, est-ce tricoté? avoir un article tué sous soi (ihn nicht anbringen können); rompre la glace avec qn. (devenir familier); un abbé pomponné comme un Watteau, une certaine désinvolture dans le style; Ça pose un homme (donner de l'autorité); faire litière des talents supérieurs à une médiocrité; se démancher le bras; un air compassé (abgezirkelt); jeter la pierre à qn. (den Stab brechen); un souffre-douleur, strabiste pour les yeux (auffallender Pleonasmus); grossoyer; la „dive bouteille“ de Rabelais; les tabellions d'opéras; battre en retraite (bei einem Besuche); le canal auditif (= oreille); il y avait gala (es ging hoch her); émarger (Geld aus der Staatskasse beziehen); tu m'en diras tant (Du erzählst mir so viel Unglaubliches); vin à douze (sc. sous)**); c'est toisé (abgemacht); un ministre foncière-

---

*) Cfr. auch „Je me proposais de revêtir mon idée de toutes les ciselures de mon style, d'y prodiguer ces arabesques capricieuses qui sont le sceau de l'artiste, son cachet et son blason; je me promettais tantôt de faire osciller ma phrase dans le balancier de l'antithèse, tantôt de la faire chanter comme un triolet, ou bien de la faire bondir sur la cataracte de l'énumération, au milieu de substantifs bruyants et d'épithètes écumeuses.“

**) Das Volk rechnet stets nach sous, auch bei frcs.; vingt sous (= 1 frc.); une pièce de cent sous (5 frc.) etc.

ment*) aristocratique; c'est mon espécialité; couleuvre (injure); tocant; plus souvent (daraus wird nichts!); on sort d'en prendre (= on vient de ce pas d'en prendre); se lancer (se pousser dans la carrière); les yeux en papillote (verschlafene Augen); la buffleterie (als Insignien der Nationalgardisten); des mots ronflants; arriver aux deux épaulettes (Capitän werden; la graine d'épinards, Obristenepauletten); tricorne (= chapeau tr.), omelette à fines herbes (schlechtes Gemälde); fringale (Mahlzeit). Une compagnie (de soldats) ficelés (gute Haltung). C'était une marqueterie (das sah bunt aus!); astiqué; marcher à qn. sur le ventre (übertreffen); coût (prix); donner du fil à retordre aux plus fendants; s'encrôuter (verbauern); le babil reverdissait; se caparaçonner (sich putzen); la botte vernie (die vornehme Welt); se fixer sur qch. (Auskunft geben); détacher du Schubert (Schubert'sche Musik spielen); caporal (schlechter Taback); mettre son gazon de travers; durandal (épée); faire ses frais (seine Rechnung finden); c'est tout ce qu'on connait de plus Richelieu; calumet (pipe); sowie die populären Wendungen: sur quelle herbe avez-vous donc marché ce matin (bist Du mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden?); faire sauter la grenouille de la société (mit der Kasse durchgehen) etc.

Auf gleichem Grade der niederen lègèreté stehen die dramatischen Pièceen, „qui font les frais du Vaudeville (sc. du théâtre d. V.)." Die verschiedenen Nummern der „foire aux idées" beweisen dies hinlänglich. Zur Probe hier nur die vorzugsweise für die légèreté charakteristischen Wendungen, welche von Neuem darthun, wie sehr durch jene die sinnliche Anschaulichkeit des Ausdrucks gehoben und gefördert wird: Echauder qn. (einem hart zusetzen); se mettre sur son 36 (= se faire très beau); tant que ça? (So lange noch?); ans son Elbeuf (redingote de bon drap d'Elbeuf, ville en Normandie); parler sans anicroche (geläufig reden); c'est du vertige (übertrieben); je m'appelai rue Notre-Dame de Lorette, crac, on me change; mettre du foin dans ses bottes (Geld unterschlagen); je n'ai pas de levain (Haß) contre vous; bien go-

---

*) So liebt er auch die Adverbien: bougrement, bigrement (phalanstèrement, systématiquement, désespérément kommen anderwärts oft vor). „Le vin est crânement bon" ist in Paris sehr beliebt, auch quasiment ist nicht selten.

diche; patauger (barboter, im Schlamm waten); coûtance; chauffer dur; dorlotter (caresser); mijotter (cuire à feu doux); se gendarmer contre qn.; happer (wegschnappen); nous n'entendons plus de cette oreille-là (nicht mehr auf die Art); ingurgiter; être coulé (= foutu, fiché, verloren sein); non qu'on vous dit (nein, und abermals nein); être retors (ein Teufelskerl). Auch das seiner Zeit so beliebte Vaudeville „la propriété c'est le vol“ liefert der légèreté ein reiches Contingent durch seine Verben: agripper qn.; asticoter qn., sincoper qn., aller en grippant, en chippant etc.

Kehren wir jetzt auf das Gebiet der Romanliteratur zurück, welches durchaus nicht in seiner Gesammtheit zu dem rayon der légèreté*) gehört, so fällt in die eben geschilderte, niedere Sphäre derselben vorzugsweise noch der bekannte Paul de Kock. Die Urbilder seiner Helden sind in den Magasins der Straßen St. Martin oder St. Dénis, oder an einem schönen Sonntage im bois de Boulogne zu finden „où l'on fête le patron d'un membre de famille.“ Da trifft man jene 50jährigen garçons oder ehrsamen Ehemänner, die sich noch etwas darauf zu Gute thun, à faire des folies, à trancher du beau fils; qui rôdent à pas de loup dans le bois, où les cris „c'est fait“ du jeu de Cache-cache se font entendre à l'ombre; da findet man die ehrsamen „bourgeoises qui se chargent de former et de pousser dans le monde le jeune commis du magasin où elles se fournissent“ (eine ächt Pariser Wendung!). Wer kennt nicht seinen Mr. Dupont portant de la poudre et une queue parcequ'il trouve que cela lui va bien et que son perruquier lui a dit que cela devenait très distingué!“ Schon die Ausdrücke „marronner, colas, pardi (pardine), ben (bien), l'air si dadais, des hommes farces, se faire bousculer, je poursuis (= je continue); die häufigen legèren Constructionen: demander après qn., attendre après qn., sowie die Phrasen: il m'en a fait tout plein, mettre un quartier en l'air (en émoi), je leur aurai fait voir de quel bois je me chauffe (ich werde ihm übel mitspielen), würden genügen, um aus der Diction den Charakter seiner Romane

*) So ist gewiß in den Romanen von G. Sand, Ch. Nodier, Toepfer, auch bei Eugène Sue und Féval die légèreté nicht die hervorragendste Eigenschaft. J. Janin und Theoph. Gautier werden, so nahe sie auch an unser Gebiet streifen besser bei der délicatesse besprochen.

erkennen zu lassen. Die légèreté wird hier zur frivolité und zur fadaise.

Nicht viel besser steht es mit A. Dumas Sohn: „Une mère chargeant l'ami du fils de surveiller celui-ci dans ses premières liaisons, seulement parceque sa santé à lui est faible“ fällt doch wohl unter den Begriff der Frivolität, während für die fadaise die in der Anmerkung herangezogene Stelle aus „Antonine“ *) einen schlagenden Beweis liefert. Ich denuncire hiermit feierlichst jene abgenutzten Bände der Pariser cabinets de lecture, in denen das graue, schmutzige Papier dem Gesammteindruck vollständig entspricht —: la vie à vingt ans, Antonine und wie sie all' heißen mögen; überlaßt sie den lorettes d'outre Seine! Ist doch der Verfasser stolz darauf, das Leben zu copiren, statt es zu idealisiren: „Le roman est plus qu'un miroir, c'est un avertissement. Si l'on en fait une lorgnette enchantée montrant à ceux qui regardent dédans la nature sous un faux jour, ou même une fausse nature il fera plus de mal encore que si, sans un autre commentaire que le fait, il reproduit comme une glace ce qui passera devant lui.“ Edler Moralist! Solche Grundsätze erscheinen uns bei A. Dumas Sohn wie der moralische Schluß eines Paul de Kock'schen Romans oder wie das Ende der Thümmel'schen Reisen im mittäglichen Frankreich. N'est-ce pas choyer le vice, möchte ich ihm zurufen, que de le peindre sous un demi-jour séducteur? Daß die Liederlichkeit des Inhalts auch eine liederliche Diction im Gefolge hat, ist für Jeden, der eine richtige Ansicht vom Genie der Sprache hat, eine ausgemachte Sache: „Elle se demanda ce qu'elle allait répondre à Edmond quand il allait venir à deux heures savoir des nouvelles“ ist ein Satz, vollkommen würdig einer Dumas'schen Richette. „Elle avait 39 ans et en paraissait 35 ans au plus“; elle était d'une innocence telle que, le lui eût-on dit, elle eût encore hésité à le croire; il n'était pas coutumier de ces habitudes;

*) „Mademoiselle, dit Edmond, en s'approchant d'elle en la saluant, en lui remettant l'objet tombé et en la dévorant, voici un gant que Vous venez de perdre. — Merci, Mr., balbutia la jeune fille en rougissant et en baissant les yeux, et elle reprit son gant. — Le vieillard voyant sa fille causer avec quelqu'un s'arrêta, regarda et dit: Qu'est-ce que c'est? Mon père, repondit la jeune demoiselle, c'est Monsieur qui a eu la bonté de ramasser et de me rendre un gant que j'avais laissé tomber.“ (Ne voilà-t-il pas joli?)

un nom de chatte (zärtl. Spitznamen) sind dazu würdige „pareils“ (bei Dumas Sohn = pendants).

In den Romanen des Xavier de Montépin lernt man „comme on fait son droit à Paris“ (ein bekannter Stahlstich). Ein Tag in der Chaumière und ein Montépin'scher Roman gleichen sich wie ein Tropfen Wasser dem andern*). „Les viveurs d'autrefois“ gründeten seinen Ruf; les Lansquenets („noceurs“ du quartier latin ainsi appelés d'après ce fameux jeu de hasard) mit ihrer Fortsetzung „Pivoine“ haben ihn weiter verbreitet. Les reines de Mabille (= du jardin de M.); le théâtre Bobino**) avec ses jobards de l'orchestre et ces ingénues fabriquant à grand renfort de blanc de céruse et de rouge végétal un teint de lis et de roses; les bals masqués avec leurs débardeurs et leurs Pierrots, leurs chicards et balochards, leurs flambards et soiffeurs, und im Vordergrunde der Held „l'étudiant au gibus pur-sang, à l'allure talon-rouge avec un noeud ébouriffant ayant massé les boucles luxuriantes et solidifié avec du vernis les courbes conquérantes de sa moustache**), — das ist die Welt Montépin's! Er führt uns „dans la mansarde du rapin pur-sang“ und schildert uns mit besonderem Behagen „le ratelier de pipes, garnie de la courte-queue, du bloc d'écume, de la pipe turque, du calumet, de la brule-gueule qui contient encore un culot***); il y traîne sur la commode les cigarettes, le chibouque et quelquefois le caporal.“ Armer Musensohn! „Le ciel n'est pas plus pur que le fond de tes poches; il se trouve une effrayante solution de continuité entre plusieurs de plis de ta chemise, quand on vérifie le degré de ta conversation.“ Wendungen wie „ce serait d'un commun! une polka torrentueuse; nom d'un petit bonhomme d'un son (Ausruf des Aergers); l'intrigue s'enchevêtre; il est temps.“ — „De quoi faire“? esbaudissement, défripper une feuille charak-

*) „Les romans daguerreotypent l'image de la société“; Montépin, les viveurs d'autrefois II, 272.

**) Familiäre Namen für das théâtre Luxembourg. Aehnlich nennt man auch das théâtre (du passage) Choiseul oft: théâtre Conte (Namen des Eigenthümers); das théâtre des Italiens — théâtre Favart, das Vaudeville — théâtre de la place de la Bourse etc.

***) = Philister (pipe culottée, angerauchte Pfeife).

terisiren am besten das Montépinsche Genre der légèreté, welche schon an das pittoreske Gebiet angränzt.

Ein anderes Bild französischen Lebens nicht minder legèrer Natur rollt uns Ch. Bernard auf, dessen Romane*) übrigens hinsichtlich der Diction denen des ältern A. Dumas würdig zur Seite stehen. Hier haben wir in dem bekannten „Gentilhomme campagnard“ das kleinstädtische Treiben einer Provinzialstadt bis in seine kleinsten Details. Da fehlt weder der „juge de paix“ noch der curé, sein Rival, noch „le club des femmes de la Chaussée d'Antin Châteaugironnaise**) avec ses médisances et ses jalousies“, wo die gute Madame Giraud sich weidlich mit der frömmelnden Madame Bergeret herumzankt, noch der „jacobin d'ancienne roche à la veste en carmagnole“***), noch der alte Landedelmann à la cravate de guingan négligemment roulée autour du cou, veste ronde de drap bleu qui remplissait à la fois l'office d'habit et de gilet, pantalon de coutil, souliers de chasse renforcés de sabots. Dort oben auf der Terrasse flanquée de Jean-Fracasse et du Reveille-matin (zwei alten Kanonen) wandelt die ehrwürdige Gestalt „à la barbe touffue à laquelle eût convenu l'épithète de pie.“ La réception solennelle du jeune gentilhomme accompagnée de pétards, de discours, d'arcs de triomphe et de couplets; le château à ses 4 petites tours rondes supposées par des encorbellements à sa cour d'honneur, son fossé et son terreplein; les armes parlantes de l'écusson gironné d'or et de gueules au chef d'azur, chargé d'un château d'argent ajouré, maçonné et essoré du premier émail — sind Schilderungen, welche den feinen Cervantes'schen Humor athmen und uns den lieben Don-Quichote vor die Seele zaubern. Zur weiteren Charakterirung der légèreté in seiner Diction merken wir noch an: pincer la bouche en coeur (den Mund spitzen); s'exécuter (ruhig etwas ertragen); minauderie vieillotte; relever qn. (Jemanden abtrumpfen)

---

*) Un beau père; le noeud Gordien; Gerfant; le paravent; les ailes d'Icar, la peau du lion et la chasse aux amants; l'écueil; un homme sérieux etc.

**) In Châteaugiron spielt der Roman.

***) Gilles, hôtelier du Cheval patriote, au nez en bec-à-corbin et au menton de galoche.

ainsi nous l'avons dit (= ainsi que nous etc.); les coups de sabre m'auraient haché comme une julienne (= zu Karbonaden hauen); se démener comme le diable dans un bénitier (verzweifelt); passer l'éponge sur qch. (vergeben und vergessen); tout autant (wie Sie sagen), faire des salamalecs (Reverenzen); aplatir qn. (bildlich), dire que ... (ist es nicht schändlich, daß zc.); âne bâté (= oiseau bridé); ménager la chèvre et le choux; circonvenir qn. (tromper), sa bête noire (sein Schreckbild), ton cassant (aigu) porter l'oreille basse (blamirt sein); je ne prétends pas dire, tourner le sang à qn. (Schrecken einjagen); rageur etc.

Eine andere Reihe von Romanschriftstellern des Tages steht nur noch mit einem Fuße in der légèreté, während sie andererseits, in Verwandtschaft mit den französ. Romantikern, sich gewisse Seiten des deutschen génie angeeignet hat. So liebt Elie Berthet besonders ländliche, idyllische Gemälde à la Auerbach*), deren ächt deutscher Charakter gegen seinen sonst legèren und coulanten Styl auf eine, uns wohlthuende Art, absticht. Die Vendée und ihre „bossis**), les canaux sillonnés par la yole du batelier qui s'avance lentement dans la direction indiquée par la ningle, triste domaine des foulques et des castagneux"; die charakteristischen Gebräuche bei den Hochzeiten und anderen Festlichkeiten, die menetriers jouant „les vèzes" en téte, — das ist die Scene des herrlichen Romans „la fille du cabanier"***). Nahe verwandt mit Berthet ist Jules Sandeau, bei welchem der lyrisch-idyllische

*) „Le sol (so heißt es von der Vendée) couvert d'une herbe fine et serrée est émaillé au printemps de renoncules et de parnassies. L'eau qui circule à l'entour est cachée par des bouquets d'osier et des sureaux surmontés d'une double rangée de peupliers et de saules. Les teintes pâles de l'aurore s'étendant sur le ciel au-dessus de ces arbres jaunis donnent à ce paysage un caractère de simplicité et de grandeur. Un léger brouillard l'enveloppe mollement et semble en glacer les teintes. Rien n'est calme comme ce petit désert, où l'on n'entend d'ordinaire d'autre bruit que le cri des râles d'eau et des marouettes se jouant sur les larges feuilles des nénuphars."

**) Chausseen längs der Kanäle, ningle ist die Stange der Schiffer, die zur Lenkung der yole dient.

***) Cabanier bedeutet einen reichen Pächter in der Vendée. Andere Romane von Berthet sind: la ferme de l'oseraie, le braconnier, la belle drapière, Richard le fauconnier, la fille du Chiffonnier, le chevalier de Clermont, Justin et l'Andorre, le parte de famine, le nid de cicogne.

Charakter oft die französ. légèreté noch mehr zurücktreten läßt. Daneben steht diesem Autor in noch höherem Grade ein ächt deutscher **Humor** zu Gebote, den wir namentlich in dem komischen Romane „la chasse au roman“ bewundern können. Wie Berthet die Vendée, so liebt er vorzugsweise „son pays marchois“: Limoges mit dem schönen Creusethal. Neben „Valcreuse“ ist es besonders sein Roman „Cathérine“, der uns dort einführt. Fast der ganze erste Theil dieses Romans ist eine idyllische Dorfgeschichte, in welcher der Dichter sich in die Nähe seiner Vaterstadt Aubusson zurückversetzt. Wie geht ihm das Herz auf, wenn er uns das trauliche Dorf St. Sylvain schildert: Que j'aime ce village de St. Sylvain, cachant sa misère sous le manteau de feuillage qu'avril et mai lui jettent sur les épaules; les liserons étoilent les haies, les cérisiers sécouent leur neige odorante sur la marge des sentiers, et les toits de chaume se transforment eux mêmes en parterres où croissent et vivent en bonne intelligence des familles de violiers et de joubarbes, de campanules et pariétaires“! Welche ächt deutsche Naivetät zeigt die liebliche „Paquerette“ *)! wie rührend ist die Geschichte des armen Claude**). Und neben dieser Tiefe des Gemüths findet sich — das ist die Seite des Dichters, die uns hier zunächst berührt — eine Leichtigkeit des Humors, die schon in der Diction unsere Bewunderung erregt. Prächtig zieht er in seiner „Chasse au roman“ gegen die falsche Sentimentalität zu Felde, gegen jene „êtres éthérés qui ne mangent autre chose que quelques biscuits qu'elles grignottent quand elles sont en appétit; qui s'attendrissent sur le perdreau qu'elles reconnaissent sur la table sous la cuirasse de lard rissolé. Les joues plus blanches que les péta-

---

*) Trefflich weiß hier S. die Sprache der Situation anzupassen. La petite rougit „comme une pivoine, comme une rose de Provins, comme une fraise; elle devint plus rouge qu'une fleur de grenadier, que la crête d'un coq. Elle était alerte comme une pochée de souris; elle le câlinait, le cajolait, le dorlottait, le bichonnait“ etc.

**) S'il lui arriva maintes fois dans sa chasse en ces jours de trouble, de prendre les A pour les B, qu'il lui soit beaucoup pardonné, parcequ'il a beaucoup aimé! — Ein würdiges Seitenstück zur fille du cabanier und zur Cathérine ist die mare au diable von Georg Sand, worin uns die champs Nivernais so herrlich geschildert werden, wie auch das Sand'sche Drama le Champi (= Findling), welches in dem Dörfchen Berri, dem Geburtsorte der Dichterin, spielt

les d'un camellia“ erinnern uns lebhaft an die „milchweißen Patschhändchen“, mit denen Hauff gegen Clauren zu Felde zog. Unvergleichlich erscheint unser Held, dem kein Roman (weder ein „roman d'intrigue, ni r. d'analyse, ni r. passionné, ni r. intime, ni r. pastoral, ni r. maritime, ni r. de cape et d'épée) entgangen ist, in der Situation am Wasser, als er den frommen Wunsch zum Himmel schickt, seine Geliebte möge hineinfallen, damit er sie ritterlich retten könne. „Puissances célestes, faites que l'abime l'attire que je puisse disputer son beau corps aux tritons s'efforcant de l'entraîner au fond de' leurs grottes humides, 'qu'il me soit accordé de le déposer sur le rivage comme un lis brisé, mais qui doit se relever et refleurir au souffle des zéphyrs caressants“! Der sich durch den Roman hindurch ziehende Refrain von der histoire „de la belle marquise de Miraflor, si lâchement abandonné par l'infâme Clochebourde“ erhöht den komischen Effect außerordentlich. Schließlich Proben von der légèreté der Diction: Il n'y allait pas par 4 chemins (macht keine Umstände) se mettre en quatre (Alles aufbieten); son rêve mutilé ne battait désormais que d'une aile; ne savoir sur quel pied danser (= à quel saint se vouer); on n'en étreint q'une imparfaite image, tenir sa femme en charte privée, être au calme plat (bildlich), lancer un brocard à qn. (sticheln); là là (= doucement), vrais moutons de Panurge (Nachbeter) mettre la main sur qn. (= rencontrer) pli (= billet); il ne mordait pas à ses raisons (er biß nicht an) être aux champs (außer sich sein), lamper un verre de vin; faire consigner qn. à la porte (Jemandem die Thür verbieten); être de saute-ruisseau (Springinsfeld); faire sa classe (Schule halten); quelques minois lutins (von Schulknaben); ce bêta de Claude; les cheveux en broussaille; faire les cornes (= tirer la langue à qn.); le canard (falscher Ton); courir la prétentaine; être joli comme un coeur; tigre (= groom); à son coeur défendant analog dem familiären: à son corps défendant etc. In diese auf der Grenzscheide der légèreté stehende Kategorie der Romanschriftsteller gehört auch Alphonse Karr in einzelnen seiner literar. Producte z. B. „sous les tilleuls“ (meistentheils in brieflicher Form geschrieben), — ein Roman, der, wie schon die deutschen, freilich mitunter verunstalteten Motto's (Wergissmeinnicht) beweisen, trotz seiner stylistischen légèreté in ein ernsteres Gebiet hinüberstreift.

In sprachlicher Hinsicht sind namentlich einzelne legère Wendungen des Altfranz. mit Glück restaurirt: D'aucuns = quelquesuns; une nôce et les conséquences d'icelle; à cause que sehr häufig für parceque; adonc; das Adjectiv tritt in seiner elastischen Natur öfters an die Stelle des Adverbs, siffler aigu (nach der Analogie von parler haut); ça rapporte gros etc.; brouille (jetzt nur noch familiär); enforcir (jetzt auch selten, in neutralem Sinne). Besonders legèr sind: sucrez-vous (prenez du sucre), elle se laissa faire (se rendit); avoir de la marge (vollauf zu thun haben).

Wir beschließen hiermit die Reihe der literarischen Repräsentanten der französ. légèreté, indem wir dem geneigten Leser überlassen zu dürfen glauben, die anderen hierher gehörigen Erscheinungen, z. B. die Werke des geistreichen Psychologen Balzac, des bekannten Fréd. Soulié, der so manchen leichten Pfeil gegen den belgischen Jesuitismus verschossen hat, die Romane der Gräfin Dash, v. Houssaye ꝛc., von diesem Gesichtspunkte aus näher zu beleuchten. Wir haben uns ohnehin in dem jardin de Flore lange genug verweilt, möge die Betrachtung der Blumen, die wir besonders in's Auge gefaßt haben, den Spaziergänger veranlassen, auch deren Schwestern, jede in ihrer Art, zu bewundern!

Nehmen wir also Abschied von jener lieblichen Stätte! Wir durchschneiden die „grande avenue" und gelangen auf die rechte Seite des Kanals. Am Ende einer langen Pappelallee erblicken wir ein Gitterthor, den Eingang zum Schlosse du grand Trianon. 1671 erbaut (wobei das bekannte, schiefe Fenster jene verhängnißvolle Rolle spielte), 1683 erneuert, ist es namentlich vor 2 Decennien in seinem Inneren durch Louis Philipp verschönert worden, welcher es neben Neuilly zu seiner Lieblingsresidenz erkoren hatte. In dem hufeisenförmigen rez-de chaussée verbindet die galerie du centre die beiden Flügel, deren rechter unter den Namen „Trianon sous bois" sich im rechten Winkel in das Grün des Parks von Trianon verliert. Der dortige Billardsaal gewährt einen reizenden Blick auf die üppige Kastanien-Esplanade. Im Park selbst ist durch die Kunst le Notre's ein schwieriges Terrain meisterhaft benutzt. Die zwei Parterre's *)

*) Besondere Hervorhebung verdienen das achteckige Bassin des 2ten Parterre, und das Bassin des amphitéâtre des marronniers mit seiner Gruppe der quatre pucelles (4 Nymphen).

mit ihren schönen Bassins, die von reizenden Statuengruppen umgeben sind; die Kaskade mit ihrem Neptun, ihrer Amphitrite und ihren Löwen; „les salles“ an Zahl 10, unter ihnen das herrliche „amphithéâtre des marronniers“ mit seinen grünen Lauben und römischen Statuen, die seit der letzten Revolution ihrer marmornen Zierde beraubte „salle des trois salons“ bilden herrliche Erinnerungen für jeden Besucher von grand-Trianon. Lassen wir uns an der lieblichsten Stätte, in der frischen salle de marronniers nieder; sie, wenn irgend eine Stelle, ladet uns zu Betrachtungen über die Seite des französischen Sprachgeistes ein, welche hier in so manchem zarten Worte ihre Triumphe gefeiert hat, wir meinen die délicatesse. De Versailles à Trianon il n'y a qu'un pas — comme de la légèreté à la délicatesse. Wie jene durch ihre lebendige, freie Beweglichkeit wesentlich zur Anmuth und zarten Grazie des französischen Sprachgeistes beiträgt, so gibt andererseits diese erst jener Schwester ihren Reiz. Diese délicatesse aber ist zunächst eine äußere, musikalische. Das Ohr des Franzosen ist nicht weniger delicat, als sein esprit. Mag auch im Laufe der Zeit*) diese Zartheit des Idioms bedeutend verloren haben, so sind doch die delicate Unterscheidung zwischen weichen und harten Consonanten, der feine Hauch des franz. h aspiré, die Grazie der l mouillés sowie der voyelles nasales, jener eigenthümlichen Vermittlerinnen zwischen Vocalen und Consonanten**) die zarten Nuancen in der Aussprache des s und x (= cs, gz, ss, c, z), sowie in der von o, eu, a, und dem ausnahmsweise hinter q lautbaren u, welches je nach dem darauf folgenden Vocale bald ou, bald u klingt***) das Fehlen der Consonantenhäufungen, die liaison, äußere Vorzüge, welche die „grâce semillante et la coquetterie toujours au vent des Parisiennes“ trefflich zu benutzen versteht. Doch die délicatesse der französischen Sprache hat auch ihre geistige Seite. Wie viele hierher gehörige Züge bietet schon die Gram-

*) Cfr. das geschichtliche résumé in unserm ersten Artikel.

**) „D'apres l'analogie qui existe entre l'échelle diatonique de nos voyelles et les notes de musique je les considère comme les véritables bemols du langage“ (Dupuis).

***) Dieser Gesichtspunkt ist der grammaire des grammaires entgangen, wiewohl aus den (Brüsseler Ausg. 1851 p. 19) angeführten Beispielen die euphonische Regel sich ergibt, daß u vor den dunkeln Vocalen, gleichsam durch Attraction, selbst dunkel (= ou) vor den hellen Vocalen hell (= u) gesprochen wird.

matik dar! Betrachten wir z. B. das Zeitwort! Aeußerst fein drückt hier der Sprachgenius den durch die Conjugationen hindurchgehenden dualistischen Charakter (Beziehung auf die Gegenwart des Redenden oder nicht) in den Biegungsformen aus, indem die erste Reihe durchweg sich an das Präsens auch äußerlich anschließt*). Auch in den feinen Nuancen von imparfait und défini**); in dem delicaten Gebrauch des Futur (faites comme vous voudrez) sowie in Höflichkeitswendungen &c.***) spiegelt sich namentlich jener Zug des Sprachgeistes; von den zusammengesetzten Zeitformen ist der Gebrauch des plusquep. I. statt unseres Perfect (J'avais cru que etc.)†) der des plusq. II. in den von aussitôt que etc. eingeleiteten Nebensätzen, sowie die Anwendung des zusammengesetzten futur hervorzuheben. Die Krone der verbalen délicatesse bieten aber unstreitig die beiden Conditionnels, oder, wie sie Mätzner richtig nennt, die Future der Vergangenheit, sowohl in unabhängigen Sätzen, wo sie der politesse besonderen Vorschub leisten††), als in Nebensätzen. Man denke ferner an die zarte Schattirung, welche durch den Gebrauch von avoir und être bei intransitiven Zeitwörtern hervorgebracht wird (échapper etc.), an den feinen Unterschied, der durch die Umschreibung mit „être" cum partic. pres. hervorgebracht (être agissant und agir†††), mag auch die letztere Ausdrucksart dem Franzosen weniger geläufig sein als dem Engländer), an die feine, orthographisch ausgedrückte Scheidung des eigentlichen (gerundivischen) und adjectivischen Particips excellant-excellent, différent-différant etc.)*†). Besonders zahlreiche Belege zur délicatesse des französ. Sprachgeistes liefert auch das Kapitel vom Pronom, namentlich dessen Scheidung

*) Mätzner I, 56.

**) Cfr. namentlich auch das imparfait in Nebensätzen, Mätzner I, 81.

***) Mätzner I, 73.

†) Mätzner I, 102.

††) In diesem Falle sind sie als elliptische Hauptsätze zu betrachten, zu denen ein hypothetischer Nebensatz ergänzt werden muß. Mätzner I, 109.

†††) Mätzner I, 41. Hierher gehört auch der eben ebensowenig von Mätzner, als von anderen Grammatikern erwähnte feine Gebrauch des partic. passif für unser hier ungenaues partic. actif. grammaire comparée, anatomie comparée etc., während der im Gebrauch einiger part. prés. (air chantant = leicht zu singende Arie und couleur voyante) liegende Gallicismus unter den Begriff der légèreté fällt.

*†) Mätzner I, 353.

in conjoint und disjoint, die sich selbst bis auf die unbestimmten pronom: chaque, quelque herab erstreckt. Hinsichtlich dieser feineren Nuancirung übertrifft das Französische an délicatesse alle anderen romanischen Idiome*). Dasselbe gilt von den Negationen, die deßhalb auch Diez**), abweichend von seinem sonstigen Verfahren, für die französische Sprache getrennt behandelt hat. Die charakteristischen Schattirungen einer halben und ganzen Verneinung, dann wieder die Verstärkung der vollen Negation durch point etc. an der Stelle von pas, der von besonders feiner Anschauungsweise zeugende Gebrauch der Negation in abhängigen Sätzen, die delicate Anwendung von jamais***), rien etc. in scheinbar positiven Sätzen geben uns hinlänglich Gelegenheit, die Superiorität des französischen Genius in dieser Hinsicht zu bewundern. Aus der Sphäre der Präpositionen deute ich nur den feinen Unterschied zwischen en und dans (namentlich im temporalen Sinne), sowie besonders die Feinheit der Beziehungen an, in denen die französ. Präposition sur vorkommt†); auch die von uns bei der légèreté erwähnten Doppelpräpositionen††) erweisen der délicatesse des Ausdrucks besondere Dienste. Auch der Abschnitt vom Artikel ist eine reiche Fundgrube für unsern Zug des Sprachgenius. Namentlich die Behandlung des Artikels bei Eigennamen (les peuples de la France, les villes de France)†††) kann sehr fein verschiedene Gesichtspunkte des Sprechenden andeuten; der dem Neufranzösischen eigenthümliche Gebrauch des Artikels vor quel, wenn nach einem oder mehreren Individuen aus einer bestimmten Anzahl gefragt wird (lequel de etc.), die feinere, durch den Gebrauch oder Nichtgebrauch des Artikels hervorgebrachte Schattirung des Gedankens beim attributiven Genitiv oder Dativ (les plantes à fleurs, marché aux fleurs) mögen hier statt vieler Belege stehen. Besonders hervorzuheben sind noch die feinen Nuancen, die durch die Wortstellung

*) Mätzner I, 461.

**) Romanische Grammatik III, 401.

***) „Mettre pour jamais habit bas“ (Béranger) = mourir; avez-vous jamais été à Paris? sind für uns rein positiv gedacht.

†) Mätzner I, 299—303.

††) Auch andere sprachliche Erscheinungen können zu beiden Eigenschaften des franz. génie gezogen werden, z. B. „du veau“ nebst seinen Analogien, eine ebenso legère, als delicate Ausdrucksweise (cfr. du canon etc.).

†††) Mätzner I, 429.

(namentlich bei Adjectiven) hervorgebracht werden, sowie die Delicatesse, die sich in der bestimmten Aufeinanderfolge verschiedener adverbialer Bestimmungen zeigt*); neben der später zu besprechenden Klarheit sind hier hauptsächlich Wohllaut und Symmetrie, die beide in das Gebiet der délicatesse fallen, entscheidend. Aus der Satzfügung gehört das uns pleonastisch erscheinende et in Wendungen wie: „cette profession périlleuse et que la mère détestait“ ebenfalls hierher.

Der letztbesprochene Punkt führt uns von selbst auf das Gebiet der Stylistik hinüber. Wir werden hier wiederum eine mehr äußerliche délicatesse (galanterie und politesse) sowie eine geistigere délicatesse zu unterscheiden haben. Die erste zeigt sich namentlich in der im Französischen besonders beliebten Anwendung der dritten Person statt der angeredeten (Monsieur veut-il etc.), in dem höflichen Gebrauche des Imperativs von vouloir „veuillez voir par vous-même“, in dem ausgedehnten Gebrauche des: s'il vous plait, womit selbst der Kellner beehrt wird, in Wendungen wie: Cela se fait pour vos beaux yeux, il fait un temps de demoiselle deux amours de (allerliebste) robes etc. Nahe verwandt damit sind die Euphemismen. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht en. „Il en a reçu, „en imposer“ liefern dazu Belege**). So tritt prendre an die Stelle von boire; manger bien an die Stelle von beaucoup; aimer bedeutet: gern essen, gern trinken, in dîner und souper hat der Franzose den Begriff des Essens ganz verwischt. „La donner bonne,“ „la garder bonne“ gehören ebenfalls hierher***). Eine Menge von mehr oder weniger euphemistischen Wendungen liefert das Lexikon. Nicht als ob der Franzose besonders prüde wäre! Natürliche Dinge nennt er gern beim rechten Namen; allaiter un enfant, enfant du premier lit, faire des enfants (accoucher), nourrir du propre lait gelten im Munde einer Dame durchaus nicht für anstößig. „Le lait lui est monté à la tête“ kommt in einem Hugo'schen

---

*) Mätzner II, 334 ff.

**) Ueberall ist hier en Stellvertreter eines Genitivs. Man vergleiche die Phrasen: On en vient aux mains (sc. des paroles), on en appèle à un tribunal (sc. d'une cour inférieure); j'en suis là (sc. à ce point de ce sujet); il s'en est allé (sc. de ce lieu); je l'ai châtié, mais il n'en est pas devenu moins méchant (sc. de ou par cette punition).

***) Cfr. die auf den Tod bezüglichen Euphemismen im ersten Artikel.

Gedichte vor und sevrer, sevrage werden gern auch im bildlichen Sinne gebraucht*). Dagegen sucht er, „s'il a pris du monde", moralische Schwächen und sociale Mißstände aus politesse gern durch Euphemismen zu verdecken. Folgende Beispiele mögen genügen: Etre entre deux vins, se griser, commencer à verdir, avoir une pointe, une chique etc.**) dienen zur Bezeichnung der verschiedenen Grade der Trunkenheit; selbst der ouvrier hat sein „prendre une rincette (auch un canon), un petit verre, se mettre en ribotte" Coffrer qn. flanquer qn. à l'ombre = emprisonner***); un individu bouché, boutonné, au jugement épais, un homme qui est bien de son village" sind Ausdrücke für Einfältigkeit; être en délicatesse avec qn. (= être brouillé). Eine Dame, „qui a de l'usage" wird statt „amoureuse" lieber frappée oder höchstens éprise gebrauchen. „Un mariage au 13 arrondissement (wilde Ehe), mari (oncle) à la mode de Bretagne (ebenso); faire bien ses orges (sein Profitchen machen)†), graisser le marteau sowie das familiäre graisser la patte à qn., faire haut le pied (montrer les talons, fausser compagnie), avoir la tête fêlee (verrückt sein), un tour de maître Gonin; le pot aux roses; prendre de l'humeur, prendre le bonnet vert; eau benite de cour; à d'autres; avoir du guignon (du malheur); aller sur le termin (sich duelliren); on le relèvera bien de sa sentinelle; aller son petit bon homme de chemin" gehören ebenfalls hierher.

Die eigentlich geistige Seite der délicatesse wird aber durch die feine Synonymik repräsentirt, welche die unbedeutendste Verschiedenheit der Ausdrücke benutzt, um daran Nuancen des Sinnes zu knüpfen. Die Armuth der französischen Sprache hat hauptsächlich zu dieser Feinheit beigetragen. Man vergleiche nur das treffliche Werk Lafaye's††) über die Synonymen „à radicaux identiques dont

---

*) Sevrer la monde de poésie. „L'esprit revolutionnaire même dans les plus bouillants ne va guères (sc. en Allemagne) au delà de l'allaitement du premier enfant et finit avec le sevrage" (Marc-Girardin).

**) In der Schweiz unterscheidet man chique fédéral und cantonale.

***) Aehnlich wird auch die Vorladung vor die police correctionelle in Paris familiär durch die Nummer des Zimmers bezeichnet.

†) Cfr. die oben angeführten: mettre du foin dans les bottes und faire sauter la grenouille de la société.

††) Synonymes français par Benjamin Lafaye vol. I, Paris 1841.

toute la différence extérieure provient de divers caractères grammaticaux on se borne à la diversité des préfixes et des terminaisons.“ Die Mehrzahl der feinen, hier erzielten Nuancen läßt sich ohne Umschreibung nicht wiedergeben. „Se noircir — noircir etc.; attaquer qn. — s'attaquer à qn. etc.; prétendre qch. — prétendre à qch.; préférer mourir — p. de mourir; parler musique — parler de musique etc.; commencer de — commencer à etc.; avoir peine — de la peine etc.; vivacité — vivacités etc.“ deuten einige der Kategorien an, welche hier in Betracht kommen. Zur Probe von dem bei dieser Unterscheidung bewiesenen feinen Takte gebe ich die Regel, welche Lafaye über die besonders wichtige zweite Klasse von Synonymen (Unterschied zwischen dem verbe actif und dem verbe pronominal saisir qch. — se saisir de qch.) aufstellt. „Le verbe actif indique le fait ou l'acte en lui-même ou rélativement à l'objet. Le même verbe devenu pronominal implique l'idée d'un rapport particulier au sujet; il représente l'action comme plus personnelle, il exprime un retour vers le sujet, il fait penser à lui, aux sentiments qui l'animent, à ses efforts, aux idées qu'il conçoit *)“.

All' die verschiedenen Stufen der délicatesse, vereint mit der légèreté, bilden die Factoren der französischen causerie, dem getreuen Ausdruck des specifischen „esprit.“

Drüben in den schattigen Laubgängen von Petit-Trianon, dem Lieblingsaufenthalte der geistreichen Marie Antoinette, das in jener Periode entstand, welche die causerie von M. de Sévigné „cette blonde rieuse, fort enjouée et badine“ geerbt hatte, — können wir in ungestörter ländlicher Einsamkeit über diese goldene Frucht der vereinten lègèreté und délicatesse nachdenken. Klein-Trianon war nicht immer so still und einsam; sein „hameau champêtre“, der jetzt so öde und verfallen daliegt, war einst voller Leben und selige Paare ergingen sich an den Ufern seines kleinen Sees. „Ce jour (so ruft Marie-Antoinette, an einem glücklichen Tage, bei A. Dumas aus) me rappèle mes premiers jours dans mon Trianon chéri, et les escapades que nous faisions, Andrée et moi; ce jour me rappèle

*) Mitunter freilich, wie z. B. in der Unterscheidung zwischen on und l'on, von denen er letzteres für das allgemeinere hält, raisonnirt er subjective Ansichten in die Sprache hinein.

mes roses, mes fraises, mes verveines, les oiseaux que j'essayais à reconnaitre dans mes parterres. Tout jusqu'à mes jardiniers chéris dont les bonnes figures signifiaient toujours une fleur nouvelle, un fruit savoureux et M. de Jussieu et cet original de Rousseau qui est mort...." Klein-Trianon ist inmittelst verödet, aber ewig frisch quillt noch der lebendige Strom der „causerie", die hier einst ihren Mittelpunkt hatte. Der Franzose wirft dem Deutschen gern „le sentiment et la pipe" als Nationalzüge vor, während er für sich „le champagne et l'esprit" in Anspruch nimmt. Dieser specifische „esprit", der im Grunde genommen nichts als den Nationalgenius von der Seite der légèreté und der délicatesse darstellt, gilt mit Recht für den Vater der französischen causerie. Während dieser esprit im bon-mot*) in nuce erscheint und durch schlagende Kürze zu bezaubern sucht, drapirt er sich in der causerie mit einem „manteau flottant tout parsemé d'étoiles." Da gilt es „des riens" durch die Kunst der Darstellung zu heben und durch das glänzende Feuerwerk des Styls die Unbedeutendheit des Stoffes geschickt zu verdecken. Unterhält man sich doch nur, eben um sich zu unterhalten! Und worin liegt das Mysterium dieser Kunst, die der Franzos so meisterhaft versteht? Vor Allem in der beweglichen légèreté des französischen Geistes, der von einer Blume zur andern schwebt und deren verschiedene Quintessenzen zu einerlei Honig vereint. In der That bildet die bunte Zusammenstellung diametral entgegengesetzter Gedanken, tragischer und komischer Effecte unter einem rein zufälligen, unerwarteten Vereinigungspunkte eine der blendendsten Seiten des französischen esprit: „L'homme a le triple privilège, sagt Theophile Gautier in seinem Fortunio, de boire sans soif, de battre le briquet et de faire l'amour en toutes saisons." Bald darauf fährt er in einer seiner „bouffeés d'impiété", wie sie St. Beuve nennt, fort: „Je ne hais que mes amis et me sentirais assez porté à la philanthropie, si les hommes étaient des singes. Je croirais volontiers en Dieu, s'il ne ressemblait pas tant à un marguillier de paroisse et je pense que les roses sont plus

*) Si mon chapeau savait ce que ma tête pense, je le flanquerais tout de suite au feu (Louis XI). Paris vaut bient une messe (Henri IV). L'état c'est moi (Louis XIV). Il n'y a rien de changé en France, il y a seulement un Français de plus (Louis XVIII).

utiles que les choux.*) Neben solchen Gedankenkontrasten oder Gedankensprüngen, bildet namentlich der Kontrast zwischen Form und Gedanken eine der bedeutendsten Ressourcen der causerie. Pomphafte Worte für gewöhnliche, alltägliche Dinge**), ein nie versiegender Strom der Rede bei höchst luftigen, windigen Gedanken, — das ist eine Kunst der causerie, die man am besten von Jules Janin***) lernt. Ganze Seiten lang unterhält uns der Autor von seinem Hunde, den er bis in den Himmel erhebt (cela bondit, cela pleure, cela rit, cela joue avec vous et comme vous) von seiner petite jument „si vive, si espiègle, si agreste, si butor, si aimable en un mot; er braucht fast einen Bogen, um uns à la Heine seine peinliche Verlegenheit um den Stoff aus einander zu setzen, während der Drucker schon auf den Bogen wartet und der Verleger drängt; er gesteht uns frei heraus, daß er „faute d'idées“ uns mit „folies“ unterhalten muß — et enfin il se moque de votre complaisance qui suit son esprit capricieux tout brillant de fuseés et de girandoles. „Je crois aussi me rappeler,“ sagt er bei Gelegenheit einer Kritik der bekannten Parisienne „que Mr. Casimir Delavigne outre sa ballade fit aussi une Messénienne sur les trois jours; c'était une mauvaise Messénienne si je m'en souviens à moins que je ne confonde la Messénienne avec la ballade. Quoiqu' il en soit, ballade ou Messénienne, si la ballade n'est pas la Messénienne et si la Messénienne n'est pas la ballade, ce que je puis affirmer c'est que la ballade valait la Messénienne et la Messénienne la ballade; rien de plus, rien de moins!“ †) Nicht minder wichtig für die causerie ist die Kunst

*) Cfr. folgende Stellen aus Töpfer, nouvelles Génévoises: (Après une magnifique déscription du lac de Gers) „Je m'assis au bord et à l'instar de Narcisse je m'y regardais. Je m'y regardais manger une aile de poulet, sans que le plaisir de contempler mon image me fit perdre un seul coup de dent“ (Le lac de Gers). Sowie: Va à l'incendie et, au retour, n'oublie pas d'acheter de l'eau de Cologne (L'héritage). „J'oubliai mes amours et je retrouvai mon chapeau“ (La peur).

**) Peuple batrachien = grenouilles, armée souriquoise = souris, Cétacées = carpes etc.

***) Cfr. namentlich die Contes nouveaux.

†) So sagt Fr. Soulié: „Il porte des favoris, des favoris, entends-tu? Comme en porte... ma foi, je ne connais plus personne au monde qui porte des favoris; du prieras ton mari qui passe pour avoir été un des beaux de l'empire de t'expliquer ce que c'est.“

„de parler à demi-mot, de faire entendre quelquechose.“ „Si l'on vous ordonnait de vous marier . . . je ne dis pas . . . mais on vous le défend . . . . que ce n'est pas un ennemi . . . . au contraire . . . . et lui obéir n'est pas si difficile . . . (La Duchesse). On va penser . . on va croire . . . Il serait possible que Votre Majesté oubliât à ce point . . .“ so lautet ein Theil des Dialoges im Scribe'schen „verre d'eau“, welches für die Würdigung der französischen causerie von besonderem Interesse ist.

Nachdem wir so auf analytischem Wege verschiedene Reize der causerie, so weit dies bei solch' einem, ich möchte sagen, ätherischen Sujet möglich ist, im Einzelnen betrachtet haben, schließen wir mit einem Gesammtbilde derselben, daß wir aus Alfred de Musset's Lustspiel „Il ne faut jurer de rien“ entlehnen, mit dem Wunsche, dasselbe möge auf den Leser denselben Eindruck machen, als auf den Verfasser, der, wenn je irgendwo, an dem Abend der Aufführung im théâtre de la République die französische volubilité de langue zu bewundern Gelegenheit hatte.

„Elle est bien élevée, dites-vous? Quelle éducation a-t-elle reçue? La conduit-on au bal, au spectacle, aux courses de chevaux? Sort-elle seule en fiacre le matin, à midi, pour revenir à 6 heures? A-t-elle une femme de chambre adroite, un escalier dérobé? A-t-elle vu la tour de Nesle, lit-elle les romans de Mr. de Balzac? La mène-t-on aprés un bon dîner, les soirs d'été, quand le vent est au sud, voir lutter aux champs Elysées 10 ou 12 gaillards nus aux épaules carrées? A-t-elle pour maître un beau valseur, grave et frisé, au jarret Prussien, qui lui serre les doigts, quand elle a bu du punch? Reçoit-elle des visites en tête-à-tête, l'après-midi, sur un sofa élastique sous le demi-jour d'un rideau rose? A-t-elle à sa porte un verrou doré, qu'on pousse du petit doigt en tournant la tête et sur lequel retombe mollement une tapisserie sourde et muette? Met-elle son gant dans son verre, quand on commence à passer le champagne? Fait-elle semblant d'aller au bal de l'opéra pour s'éclipser un quart-d'heure courir chez Musard et revenir bâiller? Lui-a-t-on appris, quand Rubini chante, à ne montrer que le blanc de ses yeux, comme une colombe amoureuse? Passe-t-elle l'été à la campagne chez une amie pleine d'expérience qui en répond à sa famille et qui le soir la laisse au piano, pour se promener sous les charmilles en chuchotant avec un hussard? Va-t-elle aux eaux? A-t-elle des migraines?“ —

Wir nehmen hiermit von der délicatesse und zugleich von Petit-Trianon Abschied, mit dem Versprechen, vielleicht in einem weiteren Artikel den Geist der französischen Sprache von seiner pittoresken Seite genauer zu beleuchten.

Kassel. **Dr. Falckenheiner.**

Beurtheilungen und kurze Anzeigen.

Ueber den Unterricht in der deutschen Sprache.

(Fortsetzung.)

1. Lehrbuch der Rhetorik für die oberen Classen der Gelehrtenschulen. Von Heinr. Richter, Prof. d. Philos. a. d. Univ. und viertem Collegen a. d. Thomasschule zu Leipzig. Dritte Aufl. Leipzig 1850.
2. Anleitung zur deutschen Redekunst in den oberen Classen der Gymnasien. Von Dr. Alex. Kapp, Prof. am Gymnas. zu Soest. Berlin 1848, bei K. Reimarus.
3. Lehrbuch des deutschen Stiles. Von Dr. Karl Ferd. Becker. Herausg. von Theod. Becker. Frankf. a. M. 1850, bei Kettembeil.
4. Die Geschichte der deutschen Literatur in ihrer organischen Entwickelung, in e. leicht überschaul. Grundriß bearb. von Dr. Georg Weber, Prof. der Gesch. u. deutschen Sprache und Literatur bei d. höheren Bürgerschule in Heidelberg. — Zweite bis auf die Gegenwart fortgeführte Aufl. Leipzig 1850 bei Engelmann.

Unserem Vorsatze gemäß werden wir die vorliegenden Schriften nach ihrer Bedeutung für die Zwecke des Unterrichts zur Beurtheilung ziehen, und fassen dieselben zusammen, sofern sie sämmtlich nur der obersten Stufe des Gymnasialunterrichts zu dienen bestimmt sind. Hier müssen wir jedoch bei der großen Verschiedenheit der Anforderungen an den Unterricht im Deutschen, namentlich auf der obersten Stufe, eine nähere Erklärung über unsern Standpunkt vorausschicken. Indem wir glauben, bei dem Unterricht in der Muttersprache vorzugsweise praktische Zwecke in das Auge fassen zu müssen, fordern wir für solche auch auf der obersten Stufe neben der Anleitung zum Verständniß unsrer Klassiker angemessene Uebungen im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Muttersprache. Auch hier ist es also wieder das „legere, scribere, dicere," auf welches uns Alles ankommt; doch haben wir von vorn herein selbst bei dem Unterricht auf den niederen Stufen anerkannt, daß eine theoretische Unterweisung neben den praktischen Uebungen unentbehrlich ist, und es fragt sich hier nur, ob die Theorie lediglich in vorkommenden Fällen an die veranstalteten Uebungen geknüpft, oder im wissenschaftlichen Zusammenhange vorgetragen werden solle. Wir tragen indeß kein Bedenken, uns für das Erstere zu entscheiden, ja selbst bei Anordnung der Uebungen auf das Ziel einer wissenschaftlichen Vollständigkeit zu verzichten. Es ist hier nicht der Ort, zu einer ausführlichen Begründung dieser Ansicht; neben dem, was darüber in unseren früheren Recensionen gesagt ist, möge hier zuerst nur daran erinnert werden, daß das Gesammtgebiet der Poetik, Rhetorik (Stylistik) und Literaturgeschichte, auf welches sich die theoretische Belehrung zu erstrecken haben würde, extensiv und intensiv in dem Gymnasialunterricht unmöglich genügend absolvirt werden kann; besonders aber auch an die wohl allgemein zugestandene Bestimmung der Gymnasien, nach welcher dieselben nicht Mittheilung einer abgeschlossenen Summe von Kenntnissen, sondern

formale Geistesbildung als ihr Ziel anzuerkennen haben, mithin Erweckung und Leitung des Nachdenkens auch in dem Gebiete der Muttersprache, ohne daß eine vollständige Kenntniß alles dahin gehörigen Lernstoffes gefordert werden darf. Ein praktisches Zugeständniß dieser unserer Ansichten finden wir schon darin, daß auf unseren Gymnasien fast immer nur eine oder die andere der hier in Betracht kommenden Disciplinen in den Unterrichtsplan aufgenommen ist, meistens nur die Rhetorik, am Seltensten eine Poetik, da diese mehr an die in neuerer Zeit in den Vordergrund getretene Literaturgeschichte geknüpft zu werden pflegt. Möge nun in dem Folgenden auf Veranlassung der uns zur Berichterstattung überwiesenen Werke zugleich geprüft werden, wie weit jeder der in denselben behandelten Zweige der Sprachwissenschaft berechtigt sei, die noch dazu oft so karg zugemessene Zeit für den Unterricht im Deutschen ausschließlich oder vorzugsweise in Anspruch zu nehmen.

1. Wir wissen es wohl, wie sehr der Werth eines Lehrbuchs durch die praktische Benutzung gewinnen kann, insbesondere wenn dasselbe, wie das in der dritten (unveränderten) Auflage vor uns liegende Richter'sche, die Grundzüge einer Wissenschaft nur in compendiarischer Kürze zusammenstellt. Und wir sind keineswegs gewillt, die schon in der ersten Ausgabe ausgesprochene Behauptung in Frage zu stellen (S. III): „Welchen Nutzen das kleine Lehrbuch J. A. Ernesti's über die Rhetorik den Schulen gebracht, davon werden noch in unseren Tagen ältere und jüngere Zeugen dankbares Bekenntniß ablegen;" eben so wenig die Anerkennung von Richter's ähnlichen Verdiensten, zu der sich der Herausgeber der 2. und 3. Aufl. (Schuldirector) Grosse, gedrungen gefühlt hat. Aber eben indem der Letztere selbst bemerkt: „Wer das vorliegende Werkchen mit dem Griffel einer superklugen Kritik meistern möchte, dem wünschte ich Nichts, als daß er das Glück gehabt hätte, den Meister der Pädagogik sein Lehrbuch der Rhetorik beim Unterrichte benutzen zu sehen," so ist damit schon indirect zugestanden, daß hier der pädagogische Takt in Benutzung des dargebotenen Leitfadens von der wesentlichsten Bedeutung ist. Wir würden es deßhalb für höchst verdienstlich gehalten haben, wenn der Herausgeber uns über die von dem Vf. befolgte Methode bei dem Unterricht in der Rhetorik Näheres überliefert hätte, freuen uns jedoch, aus den Andeutungen, welche Richter selbst in der Vorrede zu Aufl. 1 giebt, wenigstens zu ersehen, daß auch ihm die praktische Uebung unter gehöriger theoretischer Leitung als die Hauptsache galt. Denn darum eifert er, mit Recht, gegen die statt der Ernesti'schen Methode eine Zeitlang (?) Sitte gewordene Einführung des Studiums der Philosophie auf Schulen, und fügt treffend hinzu: „Ein Anderes ist philosophische Methode im Unterricht, ein Anderes philosophische Wissenschaft; wenn die Schule jener durchaus nicht entbehren kann, so mag sie dieser wohl füglich entrathen." Dies sind gesunde pädagogische Ansichten; eben so, wenn er weiter darauf hinweist: „Die Jugend liebt Gestalten; an ihnen bildet sie sich auffassend, zerlegend, gestaltend und schaffend," und daraus herleitet: „Wie großen Nutzen auch geistreiche (und darum in jedem Falle wirksame) Männer durch Unterricht in der Philosophie den Schulen bringen mögen, größeren werden sie durch fleißige Erklärung der ewigen Muster, durch Nachahmung derselben in eigenen Schöpfungen der Lernenden, durch Einführung der Jünglinge in die Kunst, Gedanken zu entwickeln und zu bearbeiten, stiften, ohne das Studium der Muster und Gestalten aber fruchtlos edle Kräfte verschwenden." Nur ist es eine nicht hinreichend begründete Folgerung, wenn der Verf. unmittelbar fortfährt: „Es möge also (!) an die Stelle philosophischer Wissenschaft in Schulen — gründliche Rhetorik (!) treten," wobei es freilich als die Aufgabe dieser Wissenschaft im Allgemeinen bezeichnet wird, „den Geist in der Kunst des Nachdenkens, dessen vor Allem die Philosophie bedarf, zu stärken," was dann bei den drei Theilen der Therorik: I. der Topik, II. der Lehre von der Bearbeitung und Anordnung, und III. der Lehre vom Styl seine Anwendung finden soll. Hier aber erfahren wir (ad I) über die vielbesprochene Topik weder aus der Vorrede noch aus dem Lehrbuche selbst etwas Anderes, als daß „wie groß auch das Gebiet der Gegenstände sein mag, welche das Nachdenken umfaßt, dieselben sich auf wenige Gesichtspunkte (die s. g. „Topen," die S. 15—29 besprochen werden) zurückführen

lassen, von welchen aus sie erforscht und dargestellt werden." Für jede Topik scheint uns dagegen die Hauptsache zu sein, dem Schüler praktisch und theoretisch den Weg zu bezeichnen, auf welchem der Mensch zu den verschiedenen Arten der Erkenntnisse, zu deren Erweiterung und Begründung gelangt. So fruchtbar es aber in dieser Beziehung ist, auch den Schüler zu dem Bewußtsein zu erheben, daß es, wie hier S. 15 ff. ausgeführt wird, überhaupt nur zwei Classen von Gegenständen giebt, welche (durch die Sprache) dargestellt werden können: 1. das genus rationale und 2. das genus historicum, so können wir es doch erstens schon nicht methodisch richtig finden, daß hier zuerst von dem genus rationale (von der Behandlung der „Begriffe"), und dann erst von dem genus historicum (der Behandlung der „Facta") die Rede ist; weil bei der Erwerbung unserer Kenntnisse das Einzelne vorangeht und aus diesem erst die Begriffe gebildet werden. Was aber ferner die „Topen" betrifft, auf welche das Nachdenken zur Auffindung des Stoffes in jeder dieser Gattungen gerichtet werden soll, so sind dieses ja nur abstrakte Begriffe, die in der That wohl geeignet sind, an denselben zu prüfen, ob die in die Behandlung eines Thema's aufgenommenen Gedanken dem Gebiete desselben wirklich angehören oder nicht, auch wohl das Einzelne, das dem Begriffe untergeordnet ist, in die Erinnerung zu rufen, keineswegs aber den noch nicht vorräthigen Gedankenstoff zu erzeugen; denn mit dem Einzelnen ist dem Nachdenken das Allgemeine gegeben, nicht aber mit dem allgemeinen Begriff auch die Kenntniß des Einzelnen. Dabei kann eine vollständige Topik in der herkömmlichen Weise den minder Nachdenkenden selbst irre führen, denn wie der Verf. sagt: „Die Topik der Alten war ein Schematismus der allgemeinen Begriffe, welche bei einem Gegenstande entweder sämmtlich oder zum Theil berücksichtigt werden müssen;" ob nun aber das Eine oder Andere eintritt, und welche Topen in jedem einzelnen Falle zu berücksichtigen sind, wird stets der besondern Beurtheilung überlassen bleiben müssen, die nur durch vielseitige Uebung geschärft werden kann. Zu dem Zwecke, Gedanken zu erzeugen, erscheint uns überhaupt ein Schematismus, wie er hier dargeboten wird, wenn auch manchen Naturen zusagend, doch im Ganzen nur geeignet, die freie Geistesthätigkeit einzuengen; wogegen um diese zu befördern, was uns als das Hauptziel der Topik oder vielmehr der Anweisung zur Gedankenentwickelung gilt, Nichts wichtiger ist, als einerseits, namentlich für das genus historicum, die Hinweisung auf eigene Beobachtung, und andrerseits Mittheilung von Gedanken, die eben sowohl durch ihren Inhalt, als durch ihre Form zur Anleitung für das Nach-Denken in ähnlichen Gebieten dienen. Auf eine solche Mittheilung soll aber die Unterrichtsweise in allen Lehrzweigen der Schulen berechnet sein („philosophische Methode" s. o.), und zu demselben Zwecke ist die Lesung der Musterwerke bestimmt; bei jener wie bei dieser mögen dann die Topen, auf welche es ankommt (wie: Erklärung, Beweis, Beurtheilung, Anwendung u. s. w.), durch abstrakte Hervorhebung allmählich zu deutlichem Bewußtsein gebracht werden. Hiermit stimmt es freilich wieder im Wesentlichen überein, wenn der Verf. zum Schlusse seiner Topik sagt (§. 18): „Um die Erfindung zweckmäßiger Gedanken zu befördern, muß (2) fleißiges Nachdenken über das Wesen jedes zu behandelnden Begriffes und Gegenstandes (1), sorgfältige Beobachtung der in der Erfahrung vorkommenden Gegenstände und (ad 1 und 2) anhaltendes Lesen und Nachahmung der besten Muster in jeder Art von Darstellung hinzukommen" (vielmehr vorangehen!). Die Regeln jedoch, welche er in der „Schlußbemerkung über die Topik" giebt, sind in der That nur geeignet, das Nachdenken vor Abschweifungen zu bewahren, nicht aber einen reichen Gedankenvorrath herbeizuschaffen oder gar zu erzeugen.

Hinsichtlich des Theiles II. „der Lehre von der Anordnung und Bearbeitung" bemerkt der Verf. selbst in der Vorrede (S. VII): „Welcher Bildungsstoff ferner in der Lehre von der Bearbeitung liege, weiß jeder Schulmann, der seine Schüler in dieser (der) Gymnastik, Gelesenes zu analysiren und dessen Ausführung zu beurtheilen, eigene Gedanken weiter zu entwickeln u. s. w. übt und anleitet." Und weiter heißt es mit einem freilich unklaren Ausdruck: „Wie viel weiter hilft hier eine geringe (?) Unterstützung durch Regeln [als in besonderen Vorträgen der Logik das ganze Gerüste ihrer Vorschriften!" Wir dürfen

den letzten Satz dreist so umgestalten: „Wie viel weiter hilft es, die Regeln der Bearbeitung und Anordnung bei Gelegenheit von vorliegenden Schriftwerken (seien es nun Musterstücke oder Aufsätze der Schüler selbst) zu entwickeln, als dieselben systematisch in besonderen Vorträgen der Rhetorik zusammenzustellen!“ Und daraus folgern wir denn, daß ein Lehrbuch der Rhetorik für den Lehrer sehr nützlich, ja unentbehrlich sein kann, ohne daß es zweckmäßig ist, dasselbe in systematischer Folge mit den Schülern durchzugehen. Der Lehrer soll allerdings in klarem und vollständigem Besitze der Theorie sein, damit er aus dem reichen Schatze seines Wissens das für jeden vorkommenden Fall Erforderliche herauszuheben vermöge; es kann dabei auch wünschenswerth werden, in einzelnen Fällen dieses oder jenes Capitel der Rhetorik ausführlicher zu besprechen, oder den Schüler auf Nachlesen desselben in einem auf seine Fassungskraft berechneten Lehrbuche zu verweisen. Nur bleibe die Uebung immer das Erste und Hauptsächlichste; eine theoretische Belehrung in systematischer Form wird selbst dann ihren Zweck nicht erreichen, wenn sie ihre einzelnen Regeln mit wohlgewählten Beispielen belegt; vielmehr bilde stets ein zusammenhängendes Schriftwerk die Grundlage, und besondere Vorzüge oder Mängel an diesem mögen die Veranlassung geben, dieselben aus theoretischen Regeln begreifen zu lassen. Nur dann wird der Schüler die Regel mit rechtem Interesse auffassen und Nichts wird mehr als dieses die klare Einsicht und die künftige praktische Anwendung unterstützen.

Das eben Gesagte gilt auch von Theil III. des Lehrbuchs, „der Lehre von dem Ausdrucke der Gedanken (Styl)“ oder einer Stylistik (im engeren Wortsinn); doch möge in demselben namentlich die Lehre von den Tropen, die der Verf. mit besonderer Vorliebe behandelt, zum Nachlesen empfohlen werden.

Wir können hier den Werth des vorliegenden Lehrbuchs für die von uns aufgestellten Lehrzwecke nicht weiter in's Einzelne verfolgen; allerdings giebt dasselbe in Th. II. und III. manche treffliche Winke für den erfahrenen Lehrer, doch wird es auch diesem durch seine (allzu) compendiarische Form in vielen Punkten dunkel, ja völlig unverständlich bleiben, und vorzüglich nur Denjenigen nützen, die mit der praktischen Durchführung der Methode des Verf. aus eigener Erfahrung vertraut sind. Der Verf. selbst gesteht: „Dem Lehrer wird die Benutzung der angezogenen Stellen (aus den Alten) noch reichern Lehrstoff, als der Raum des Buches umfaßt, gewähren“ (IX), und auch wir halten die reichen Citate aus den Alten für einen Hauptschatz des Buches. Zu den von unserer Zeit nicht genug zu beherzigenden Mahnungen des Verf. gehört das, was er (bereits im J. 1831) bei Gelegenheit der „extemporanen Beredsamkeit“ einerseits über die Nothwendigkeit der Uebungen in mündlicher Rede, andrerseits über die Gefahren des Extemporirens sagt (S. 83): „Man bewahre sich diese Uebung als die Vollendung des Studiums der Beredsamkeit auf, lasse sie aber nicht den Anfang sein! Nur versäume man über dem Denken und Schreiben auch nicht die Uebung, über durchdachte Aufgaben in Gegenwart von Hörern zu sprechen, damit das freie Wort, dessen unser Volk so sehr bedarf, und mehr und mehr gewürdigt wird, nicht in dem Dunkel der Studirstube verstumme, sondern als bereite Waffe im Glanze öffentlicher Versammlungen seine Kraft zu treffen und zu vertheidigen bewähre!“

2. Das zweite der uns vorliegenden Lehrbücher soll nach dem allgemeinen Titel: „Der deutsche Unterricht in den oberen Classen der Gymnasien“ (von Dr. Alex. Kapp) den „ersten Theil“ eines größeren Werkes bilden, doch ist uns eine Fortsetzung desselben bisher nicht bekannt geworden. In dem „Vorwort“ bestimmt der Verf. die „Bedeutung des deutschen Unterrichts für die oberen Classen der Gymnasien“ sehr allgemein dahin, „daß deutscher Geist und deutsches Leben in Sprache und schöner Literatur (zu deren Verständniß die klassische Literatur des Alterthums nur das Mittel sein solle) immer mehr die Nahrung der Jugend werde;“ er glaubt (seit dem J. 1848) „einer Erweiterung jenes Unterrichtszweiges die gewissеste Aussicht versprechen zu dürfen,“ und meint, dieselbe seinerseits durch Ausarbeitung eines Lehrbuches fördern zu müssen. Als die leitende Idee, die seine Arbeit von früheren unterscheiden soll, bezeichnet er sodann eine „wissenschaftliche Auffassung und Darstellung,“ versteht aber unter dieser im Gegensatz gegen die empirische in

den bisher gebräuchlichen Werken (von denen er besonders Falkmann's und Herling's Arbeiten eine höhere Geltung zuspricht) eine unter dem Einflusse der „Philosophie der Gegenwart" (d. i. Hegel's!) gestaltete systematische Darstellung der Sprachwissenschaft, als deren Theile er „Rhetorik, Poetik und Literaturgeschichte" bezeichnet. Auf diesem Wege soll aber nicht nur eine wissenschaftliche Einheit des Unterrichts in der Muttersprache gewonnen werden, sondern indem der Verf. anerkennt, daß dieser nur zu der Aufgabe aller Erziehung mitzuwirken habe, bezeichnet er als die Grundlage des deutschen Unterrichts: „die Lehre, die den ganzen Menschen von Anfang bis zu Ende in der Mitte zwischen der Theorie und Praxis im Auge behält, den ganzen Menschen, welcher denkt und mit dem Denken zugleich seinen Stoff zum Reden schafft, und welcher zugleich mit dem denkenden Schaffen des Stoffes spricht und schreibt, oder sich seinen Styl bildet, und welcher endlich zugleich mit dem stylistischen Ausdruck des Gedachten sich selbst den äußeren Vortrag in Ton und in Mienen und Geberden gestaltet." Dabei beruft der Verf. sich darauf, daß er „aus seinem Geiste heraus danach (nach der in seinem Lehrbuch dargestellten Anleitung) verfahren sei, und sich hinsichtlich der dadurch herbeigeführten stylistischen und selbst allgemeinen Erfolge nur eines angenehmen Bewußtseins erfreue," will jedoch seine Arbeit nur als einen „Versuch, eine neue von der Wissenschaft geforderte Bahn zu betreten," betrachtet wissen, und empfiehlt sie zunächst „Lehrern an Gymnasien" (nicht an Realschulen) wie „zum Gebrauche bei akademischen Vorlesungen und damit verbundenen praktischen Uebungen über Styl und Redekunst." Für den letzteren Zweck wird das Buch natürlich nur von Anhängern der Hegel'schen Philosophie benutzt werden, und über deren Berechtigung auf den Akademieen können wir hier nicht streiten; für den Gymnasialunterricht aber erscheint es uns überhaupt als völlig verfehlt, eine bestimmte philosophische Schule zur Grundlage zu wählen, vor Allem aber von der schwerverständlichen Methode oder gar von bestimmten Philosophemen Hegel's auszugehen. Wir wollen indessen auch hier nicht bestreiten, daß der Verf., welcher nicht nur „der auf empirischem Wege errungenen Einsicht," sondern auch der „praktischen Uebung" ihre Geltung läßt, bei seinem eigenen Unterricht gute praktische Resultate erzielt haben mag, nur glauben wir, daß dieses nicht in Folge, sondern guten Theils trotz seines Strebens, den Schüler auf dem Wege Hegel's zu bilden, erzielt sei.

Aber der Himmel bewahre unsre Gymnasien vor der Einführung solcher Lehrbücher! Und dieses müssen wir nicht nur auf die theoretischen Ansichten in Kapp's Rhetorik beziehen, sondern zu einem großen Theile auch auf die praktischen und methodischen Winke in demselben; denn wir gestehen, daß uns nicht leicht eine solche Mischung von geistreichen Gedanken und schiefen Ansichten vorgekommen ist, als sich bei unserem Verf. findet. Der Hauptgrund aller Verkehrtheiten desselben liegt aber in dem Drange des Hegelianismus, Alles auf die philosophische Folter der Begriffe zu spannen.

In gelinderer Weise giebt sich dies schon in der „Einleitung" kund, wo, um das empirisch Gegebene philosophisch zu begründen, behauptet wird: „Indem der Redende bei Andern über sich und die Welt entweder bloß seine Erkenntniß oder sein durch Erkenntniß angeregtes Gefühl, oder auch seinen durch Erkenntniß und Gefühl hervorgerufenen Willen wiedererzeugt, wird die Rede im ersten Falle zur Prosa, im zweiten zur Dichtkunst (vielmehr Dichtung), im dritten zur Redekunst" (Kunst-Rede, Rede im eng. Sinne). Dies ist wenigstens nicht unbedingt wahr, obgleich es — auch nach des Ref. Erfahrung — methodisch zweckmäßig ist, in der Einleitung zum deutschen Unterricht psychologisch nachzuweisen, daß sich die Mittheilung durch die Sprache entweder vorzugsweise auf Erkenntnisse (bei dem Lehrer), oder auf Gefühle (bei dem Dichter), oder auf den Willen (bei dem Redner) erstreckt. Richtiger ist es, wenn der Verf. nun weiter aus Gründen der Zweckmäßigkeit „für den Schulunterricht wenigstens" die Lehre von der Prosa in den Bereich der Redekunst hineinzieht und diese so der Poetik gegenüberstellt.

Für völlig unbrauchbar und den Schüler (wie selbst manchen Lehrer) nur auf

Irrwege führend, müssen wir aber Dasjenige erklären, was hier im „Ersten Theil" als „Lehre von der Entwickelung der Gedanken" geliefert wird. Denn indem der Verf. von dem Satze ausgeht: „Der Begriff eines Gegenstandes bedingt alle Gedanken über ihn," stellt er zwar mit Recht zunächst die Frage auf: „Wie gelangt der Sprechende zu richtigen Begriffen?" Hier aber ist seine Antwort nur: „Der Sprechende gelangt zum Begriffe eines Gegenstandes, wenn er das Wesen desselben mit Ausscheidung alles ihm Zufälligen auffaßt u. s. w." Hinterher wird freilich bemerkt: „Die bereits vorher durch das Leben und den Unterricht gewonnene Bildung setzt den Schüler in Stand, jeden beliebigen Gegenstand (!) — (erstens in der Natur, und zweitens in der Menschheit) zu denken und aufzuzeigen," und weiter wird in Bezug auf die Formen des denkenden Geistes vorausgesetzt: „wenn ihre Bedeutung und Stellung dem Schüler noch nicht für sich allein, enthoben dem Materiale des Unterrichts, zum Bewußtsein gebracht sind, so werden sie es doch gleichzeitig durch den Unterricht in der Psychologie und Logik." Wir gestehen indeß, daß wir die Verwirklichung aller dieser Voraussetzungen auch auf der höchsten Stufe des Gymnasialunterrichts weder möglich noch zweckmäßig finden. Wäre sie aber vorhanden, so können wir doch der hier in der Rhetorik (§. 5) gegebenen „Methode Behufs der Entwickelung der Gedanken" durchaus nicht beitreten, denn hier sind als einzige Anleitung für die Behandlung eines Gegenstandes die Sätze aufgestellt: „Für den Menschen, der sich mit Kenntniß des Inhalts der Dinge, d. i. mit Gedanken bereichern will, um damit auf die Welt zu wirken, ist vor Allem die Erkenntniß der Form (?!) in ihrer Entwickelung wichtig; — die Form der Entwickelung aber besteht darin, daß der Gegenstand durch drei unterschiedene Stufen hindurch immer ein anderer wird, aber — nur um stets bei sich selbst zu bleiben, ja immer mehr zu seiner Wahrheit zu kommen" (!). Dies ist ein Philosophem, bei dessen Anwendung die Auffassung der Wirklichkeit (der Erfahrungskenntnisse) den unnatürlichsten Zwang erleiden muß, und das dem Schüler trotz aller Uebung an Beispielen nicht zum selbständigen Denken, sondern höchstens zur mechanischen Nachahmung Hegel'scher Formen (und zum Theil widerspruchvoller Terminologieen) verhilft. Man vergleiche nur die hier ausgeführten Beispiele, die den Schüler „mit dieser Form vertraut machen" sollen, zuerst (S. 6) vom Menschen. „Auf der ersten (Stufe) ist er (jeder Gegenstand) sein Anfang, das, was er noch nicht ist, aber werden kann, der Gegenstand in seiner Unwahrheit, und bloß formellen Allgemeinheit, wie z. B. das neugeborne Kind erst ein formeller, allgemeiner, noch nicht mit Inhalt erfüllter Mensch, und unterschieden von seiner nächsten Stufe, dem Jünglinge, und noch mehr von seiner dritten, dem Manne, ist. — — Dieser trägt die nach Außen gehende Sinnlichkeit des Kindes und die bloße Innerlichkeit des Jünglings" (als ob das Kind bloß „Sinnlichkeit," der Jüngling bloß „Innerlichkeit" besäße!) aufgehoben in sich" u. s. w. — Aehnlich heißt es bei dem Beispiele von der Menschheit: „Der antike Mensch ist der unmittelbare, äußerliche, über dessen sinnliche Natur hinaus sich noch keine geistige (!) geltend gemacht hat (Griechen — !! —), also (!) der nach äußerem Besitz strebende Mensch (Römer — !); der mittelalterliche ist schon der vermittelte, innerliche, und der moderne ist der äußerlich-innerliche oder der einige ganze Mensch" u. s. w. — „In der Geschichte der Griechen" soll „dieselbe dreifache Unterscheidung gegeben sein (S. 7, 8); ebenso „im geschichtlichen Leben der Römer" (S. 9); noch dunkler und willkürlicher aber ist, was über „die gegenwärtig lebenden Völker" (S. 9, 10) gesagt wird. Es folgen dann noch Beispiele von „Staat, Schule, Unterrichtsgegenständen," wobei auf die willkürlichste Weise überall jene dreifache Stufe angenommen wird nach dem allgemeinen Satze (S. 11): „Ueberall sehen wir vom Begriff erst seine Position, hierauf deren Negation und endlich die Negation der Negation wiederum als Position, aber als die wahre, erfüllte und nicht die unwahre und bloß scheinbare" (!!). Und hiervon sagt der Verf. selbst: „so schließt unsre Denkmethode gleich einem Zauberstabe (utinam!) den Inhalt der Begriffe ohne Schwierigkeit auf," und er giebt den Wink: „Uebrigens bildet dieser Leitfaden in seiner ganzen Durchführung ein System von derartigen (!)

Beispielen," womit denn schon im Voraus unser Urtheil über diese Beispiele (Aufgaben) bestimmt sein würde. Der einzige gesunde Gedanke, der dieser Denkmethode zum Grunde liegt, ist doch am Ende der ganz einfache, hier aber nur verdunkelte und verschrobene: Wer von einem Dinge (einem Erfahrungsgegenstande) reden will, muß seine Geschichte kennen; — diese aber soll nicht nach einem Begriffsschema construirt, sondern rein erfahrungsmäßig aufgefaßt werden.

Im „zweiten Theil" wird nun die Lehre von der planmäßigen Anordnung und Bearbeitung der Gedanken behandelt. Dem „Abschn. 1: **Allgemeine** Regeln für die planmäßige Anordnung" (noch nicht Bearbeitung) sind in „Abschn. 2: Regeln für die Bearbeitung" (nicht Anordnung) „der **einzelnen** Redeformen" gegenübergestellt. In jenem werden das genus rationale und das genus historicum unterschieden, was mit Recht schon für die Behandlung von Theil I. (der Heuristik oder Topik) die wesentliche Grundlage gebildet haben würde. Auch die hier gegebenen Vorschriften und Beispiele erscheinen uns größtentheils nur für Hegelianer brauchbar. Warum geht der Verf., dem das praktische Bedürfniß der Gymnasien nicht unbekannt geblieben ist, nicht schon bei diesem Abschnitt von demselben richtigen Grundsatz aus, den er für Th. III. — die Lehre vom Styl — doch auch erst gegen den Schluß desselben (§. 65) aufstellt: „Soll der Schüler allmählich seinen Styl ausbilden, so sind ihm Abhandlungen und Reden, (welche die geforderten Gesammteigenschaften an sich tragen) zur Anschauung und Erkenntniß zu bringen." Wird doch dabei mit Recht hinzugefügt: „Es wird ihm dann nicht schwer werden, die Disposition herauszufinden" u. s. w. Hierin liegt ja eben die praktische Grundlage zur Belehrung über Anordnung und Bearbeitung der Gedanken. Statt dessen geht aber der Verf. bei dieser wieder nur darauf aus, den Schüler nach Hegel'schen Schematen seine Gedanken ordnen zu lehren. Allerdings gilt auch für jeden andern Standpunkt die Regel (§. 10), daß die Disposition aus der Natur des Gegenstandes selbst hervorgehen soll; der Verf. aber setzt bei jedem Gegenstande die Hegel'sche Auffassung als die einzig mögliche voraus (so auch wohl bei dem gesammten Unterrichte, in Geschichte, Geographie, vgl. S. 46, Sittenlehre, S. 32 ff.); daneben kommen indeß auch noch andere Sonderbarkeiten und Verkehrtheiten vor, die sich nicht aus dem Hegel'schen Standpunkte erklären; so z. B., daß für die „Beschreibung," hier eines „Löwen," folgende Disposition als die einzig natürliche vorgezeichnet wird: „1. Größe nach Länge, Breite, Höhe, 2. Glieder, Leib und Kopf" (welche Reihenfolge!) „und 3. das Ganze, durch Größe und Theile bedingt;" ferner das Thema (unter „Beschreibung" bei dem genus historicum): „Das Meer, ein Bild des menschlichen Herzens: 1. in dem Zustande der unruhigen Ruhe; 2. in d. Zust. der unruhigen Unruhe; 3. in d. Zust. der ruhigen Ruhe!" Heißt das nicht, die Schüler gewöhnen, in Widersprüchen zu denken! Auch der Inhalt der in reicher Menge mitgetheilten Aufgaben geht meistens weit über den Horizont von Schülern hinaus. Insbesondere gilt dieses von den Thematen für das genus rationale, die hier (beispielsweise) „auf die Theorie der Sittlichkeit beschränkt" sind. Ref. ist seinen Erfahrungen gemäß schon längst der Ueberzeugung, daß nur sehr wenige (der gebräuchlichen) Themate aus diesem Gebiete für den Kreis der Schule passen, welche die stylistische Darstellung überhaupt vielmehr an gehöriger Behandlung von Gegenständen der äußeren und inneren Anschauung (aus dem Gebiete der Geschichte und Dichtung (Charaktere), der Geographie (nach C. Ritter), der Naturwissenschaften, der Erfahrung des Schülers selbst) zu üben hat: die hier aufgestellten Beispiele aber, größtentheils tiefsinnige Dichteraussprüche, zeigen vollends bei genauerer Prüfung, daß sie nur erst bei sehr gereifter Lebenserfahrung besprochen werden können, und daß deßhalb der Schüler sie nur dann zu behandeln vermag, wenn er des Lehrers Besprechung darüber mechanisch nachahmt. Und dabei werden ihm von dem Verf. wiederum eine Menge unverstandener und unverständlicher Hegel'scher Terminologieen überwiesen, z. B. „daß die Schule den Staat schon an sich hat" (S. 24, vgl. 25), „Verstandeserklärung und Vernunftvermittelung" (S. 26), „unmittelbare Vermittelung" (S. 30), und „vermittelte Vermittelung"

(S. 31); „wer Geist hat, hat die Einheit von Allem in sich" (S. 33), der Gegensatz von „Wesen und Wirklichkeit" (S. 100) u. s. w.

Nur mit Mühe hatte sich Ref. durch die grauenhaft dunkel-„graue Theorie" bis zu Abschn. 2 des zweiten Theils durchgearbeitet, als zu seinem Troste die Darstellung concreter und praktischer, und damit lichter zu werden begann, obgleich auch jetzt noch zuweilen die Hegel'schen Nachtgestalten umherspukten. Der Verf. theilt die „einzelnen Redeformen" in „A. die einfache Darstellung," bei der er besonders die „Abhandlung" bespricht, „B. die durch persönliche Bezüglichkeit vermittelte Darstellung — Brief und Dialog" (die philosophische (!) Begründung der „Bestimmung des Briefes" beginnt: „Der Mensch ist nicht, wie das Thier, bei seiner Geburt schon das, was er sein soll." Dann spinnt sich die Deduktion fort: „in dem „Du" geht dem Einzelnen die ganze Welt des Menschenthums auf" u. s. w.). C. „die kunstvolle Rede," für welche manche angemessene Vorschriften aufgestellt werden (S. 56 — 67). Angehängt sind: „Einige Winke für die Ausbildung der freien Rede" (S. 67 — 74), wobei diesem noch zu sehr vernachlässigten Unterrichtszweige mit Eifer das Wort geredet wird, auch manche zweckmäßige „methodische Regeln" ertheilt werden. Wenn aber der Verf. sagt: „Zu den mündlichen Uebungen möchten in nicht wenigen Fällen dieselben Gegenstände, wie zu den schriftlichen, zu wählen, und in der Regel vor ihnen zu behandeln sein," so können wir ihm wenigstens hinsichtlich des letzteren Rathes durchaus nicht Recht geben. Auch läßt er sich durch den Begriff: „freier Uebungen" zu der Folgerung verleiten: „deshalb darf nicht nach einem Niederschreiben (oder Memoriren) des Inhaltes gesprochen werden." Wir beziehen uns dagegen auf die in unsern früheren Rezensionen angedeutete Stufenfolge solcher Uebungen. Bei der Wahl der Beispiele können wir es nur als eine Taktlosigkeit bezeichnen, wenn dem Schüler als Gegenstand zur Redeübung: eine „tröstende Zusprache an einen Mitschüler, der seinen Vater verloren hat," oder der „Ausdruck der Theilnahme für einen Lehrer bei einem ihn betreffenden freudigen oder traurigen Ereignisse" aufgegeben wird.

Wohlthuend überrascht die einfache und wahrhaft praktische Behandlung der „Lehre von dem angemessenen Ausdruck der Gedanken" in Theil III., besonders in „Abschnitt 1. Vom Style." Hier wird zunächst die richtige Methode für den früheren Unterricht im Deutschen gefordert: „daß die Regeln und Gesetze aus den Uebungen im Lesen und Schreiben und Reden wie von selbst hervorgehen," und ebensowohl der „bloß empirische Weg der Uebung," als der „bloß theoretische, der vom lebendigen Sprachorganismus ein losgerissenes Glied nach dem andern betrachtet," verworfen; sodann aber in gedrängter Kürze eine „Wiederholung" der Hauptregeln über den Styl „unter dem Charakter des Fortschritts" gegeben, die in der That sehr viel Praktisches enthält. So hebt der Verf. vortrefflich „diejenigen Regeln heraus, deren Nichtbeachtung sich [unsre] Schüler vorzugsweise zu Schulden kommen lassen," und weist vor Allem (S. 95) auf praktische Benutzung von Mustern hin. Die Lehre von den „Tropen und Figuren" ist sehr umfassend und doch mit möglichster Kürze, — in der That mehr praktisch, als philosophisch genügend dargestellt (S. 96 — 118). „Abschn. 2. Von dem mündlichen Vortrage," insbesondere „A. von der Deklamation, B. von der Action," enthält manche gute neben manchen allerdings überflüssigen Bemerkungen, und geht, was besonders zu loben ist, von der allgemeinen Wahrheit aus: „Wird von vorn herein die klare Erkenntniß aller Gegenstände des Schulunterrichts gefördert, so wird in ihr, als der Vorbedingung, schon im Voraus auch der mündliche Vortrag mit gefördert. — Stimme, Miene, Geberde und Haltung des Körpers, sie müssen auf die für einen bestimmten Gegenstand in angemessener Rede zweckmäßig verwandten Gedanken und die dafür aufgeregten und gewonnenen Gefühle so gewiß und gut folgen, wie die Blüthe auf die Knospe, die Frucht auf die Blüthe. — — Indeß ist nichts desto weniger auf das Aeußere eine bestimmte Sorgfalt um seiner selbst willen zu verwenden," und darum bedarf es der Uebungen im mündlichen, insbesondere freien Vortrage, die keinem Gymnasium unserer Zeit erlassen werden können! — Was der Verf. hierüber an mehreren Stellen, besonders S. 74 sagt, zeugt davon,

daß er den Unterricht im Deutschen mit stetem Hinblick auf die Bedeutung desselben für die Gesammtbildung ertheilt, und von diesem Gesichtspunkte aus empfehlen wir sein Lehrbuch trotz aller Mängel desselben zum Studium für denkende Lehrer, so wenig wir es als Leitfaden bei dem Unterrichte zweckmäßig finden können.

3. In dem bekannten größeren Werke Karl Ferd. Becker's: „Der deutsche Stil" (Frankf. a. M. 1848), das „zunächst eine theoretische Richtung hat," verhieß der Verf. ein „praktisches Lehrbuch" zum Gebrauch „für den Schüler." Der Tod hat ihn jedoch kurz vor Vollendung dieses jetzt vor uns liegenden Buches hinweggerissen, und so ist uns dasselbe von der Hand seines Sohnes überliefert, der „nur die letzten Paragraphen" selbst ausarbeitete. Eine nach der Absicht des Verf. dem Lehrbuche beizugebende „Sammlung von Musterstücken" war indeß nur im Entwurfe vorhanden, und eine Ausführung desselben liegt nicht in dem Plane des Sohnes. Eben damit fehlt aber der eigentlich praktische Theil, und das „Lehrbuch" allein, das kaum etwas Anderes ist, als ein Auszug aus dem größern theoretischen Werke, kann schon deßhalb, insbesondere von unserm Standpunkte aus, durchaus nicht als ein angemessener Leitfaden für den Unterricht betrachtet werden.

Wir können hier nicht näher auf eine Kritik der bekannten Becker'schen Methode eingehen und erinnern nur, daß das Charakteristische derselben ist, die Sprache als einen „Organismus" aufzufassen, und die Gesetze welche sie befolgt, begriffsmäßig zum deutlichen Bewußtsein zu erheben. Das Letztere soll nach der Absicht des Verf. bei gleichzeitiger (doch auch vorausgehender Bildung des „deutschen Sprach- und Stil-Gefühls" S. 2) schon auf den unteren Stufen des Unterrichts geschehen und wird, wenn man es auf die rechte Art betreibt, einen unverkennbaren Nutzen für Geistesbildung überhaupt, wie insbesondere für den Gebrauch der Muttersprache gewähren. Hier wird uns nun, offenbar für die höheren Unterrichtsstufen, ein Lehrbuch der „Stilistik" geboten, für welche der Verf. eine neue Begriffsbestimmung festzustellen versucht hat. Doch hat er dabei einerseits theoretisch die Gränzen nicht scharf gezogen, andrerseits das praktische Bedürfniß unsrer Schulen nicht streng in das Auge gefaßt, für welches hier theils zu wenig, theils zu viel gethan zu sein scheint. In theoretischer Beziehung bemerken wir, daß er (S. 3, wie „deutscher Stil", Vorr. S. VII) „die Stilistik gewissermaßen (!) als eine Ergänzung der Grammatik" betrachtet; S. 65 des größeren Werkes erklärt er freilich etwas bestimmter, daß die Stylistik, die mit Recht überall in den Schulunterricht für die gebildeten Stände aufgenommen werde, zu lehren habe: „wie man überhaupt seine Gedanken in Wort und Schrift schön darstellen soll" (vgl. Lehrb. S. 2, wo der „gute" und der „schöne" Stil identifizirt werden). Vergleicht man aber die Darstellung der Stylistik in unserem „Lehrbuche", so erfüllt dieselbe doch weder alle Anforderungen an den Unterricht im Deutschen, in welchem namentlich auch die Anleitung zu Auffindung des Gedankenstoffes und zur Anordnung desselben ein unerläßliches Moment bildet, — noch kann es praktisch nützlich erscheinen, alle hier gegebenen Regeln aus der höheren Grammatik (auch abgesehen von der Prüfung ihrer Richtigkeit) ausführlich mit dem Schüler zu besprechen. Ueberhaupt aber können wir nicht umhin, bei aller Anerkennung von Becker's Verdiensten seine philosophischen (insbesondere psychologischen) und grammatischen Begriffsbestimmungen vielfacher Unklarheit und Willkürlichkeit anzuklagen, wie dieses bereits mehrfach von dem Begriff des „Organismus," der seiner gesammten Auffassung der Sprachwissenschaft zum Grunde liegt, nachgewiesen ist. Dieses bestätigt sich auch bei dem vorliegenden Buche. Schon in der „Einleitung" ist viel Halbwahres, woron wir hier nur die sehr anstößige Behauptung (S. 8) hervorheben: „Je weiter in einem Volke die geistige Bildung vorschreitet, desto mehr scheiden sich diejenigen Stände, welche an der geistigen Bildung Theil haben, von dem ungebildeten Volke," — was wohl von dem faktischen Zustande, aber doch nicht als Gesetz oder gar Ideal für alle Zukunft gilt; wogegen gleich hinterher (S. 9) mit Recht anerkannt wird: „Der Schriftsteller beweist seine Meisterschaft durch Nichts so sehr, als wenn er die geistreichsten Gedanken in der lebendigen Anschaulichkeit der Volkssprache darstellt." Insbesondere aber finden wir Unklarheit und Willkürlichkeit in der bekannten Unterscheidung Becker's, welche

er zur Grundlage für die Eintheilung der gesammten Stilistik benutzt hat, s. §. 9: „Man unterscheidet in Beziehung auf die Darstellung der Gedanken drei besondere Momente, nämlich den Inhalt der Gedanken, ihre Form (;) und die logischen Verhältnisse der Gedanken in dem zusammengesetzten Satze," (s. u.) wobei wir noch rügen müssen, daß hier wie an mehren Stellen das „Lehrbuch" (das doch für den „Schüler" bestimmt ist) ohne die Erläuterungen des größeren Werkes völlig unverständlich ist. Die drei bezeichneten Momente werden zunächst, in der „allgemeinen Stilistik," behandelt, worauf als zweite Abth. die „besondere Stilistik" folgt. In jener enthält: Abschn. I: „Stilistik des einfachen Satzes; Cap. 1. Darstellung des Inhalts, Cap. 2. Darstellung der Form. — Abschn. II: Stilistik des zusammengesetzten Satzes; Cap. 1. Arten der zusammengesetzten Sätze, Cap. 2. Darstellung des Inhalts, Cap. 3. Darstellung der Form." Wie unangemessen es ist, die allgemeinen Regeln für den Stil (also nach herkömmlicher Weise: Sprachrichtigkeit, Reinheit, Würde, Lebhaftigkeit u. s. w.) nach der hier gewählten Eintheilung der Satzformen zu besprechen, erhellt auf den ersten Blick; und wohin dieses führen mußte, erkennt man sogleich bei der buntscheckigen Inhaltangabe der „Stilistik des einfachen Satzes," die auch wahrlich kein Muster einer logischen Anordnung ist, z. B. „Wortformen, Zusammensetzungen, Abstrakte, Wohlklang und Wohllaut, Orthographie, Satzverhältnisse, Korrektheit des Stils, Bestimmtheit, Präzision, Figuren des Inhalts" u. s. w. in unmittelbarer Reihenfolge). Wie willkürlich ferner die Gränzen zwischen der Stilistik des einfachen und der des zusammengesetzten Satzes gezogen sind, zeigt schon der Anfang von §. 95 des größeren Werkes („der deutsche Stil," S. 311): „Die Stilistik **des** zusammengesetzten Satzes hat **diejenigen** zusammengesetzten Sätze zu betrachten, in denen zwei oder mehr Gedanken des Sprechenden, die mit einander in einem logischen Verhältnisse stehen, zu Einem Gedanken verbunden werden," u. s. w. In dem „Lehrbuche" fehlt aber sogar diese Erläuterung völlig, und der Schüler wird ganz irre, auf welchem Gegensatze die Trennung von Abschn. 1 u. 2 beruht.

Ueber die Art, wie die allgemeine Stilistik hier behandelt ist, wollen wir nur zwei Bemerkungen hinzufügen: 1) Von Anfang bis zu Ende bildet dieselbe eine Anhäufung von grammatischen und stylistischen Regeln, die beim Unterrichte nur dann mit Nutzen durchgenommen werden können, wenn sie einzeln in geeigneten Fällen an die Lektüre von Mustern oder Durchnahme der Schüleraufsätze geknüpft werden, bei fortlaufender Besprechung aber den Schüler nicht nur ermüden, sondern ihn, gerade wenn er sie gewissenhaft anzuwenden versucht, bei seinen eigenen Compositionen mit Aengstlichkeit und Befangenheit erfüllen müssen, und so jeden freien Aufschwung niederhalten. Außerdem aber sind 2) diese Regeln zu einem sehr großen Theile völlig oder halb willkürlich, und beruhen auf einer selbstgemachten Grammatik, welche die Sprache nicht, wie sie sich im Gebrauche der besten Schriftsteller gebildet hat, gelten läßt, sondern ihr nach theoretisch-„logischen" Forderungen eigenmächtig Gesetze vorzeichnet. Wir können hier nicht näher in's Einzelne eingehen und weisen zunächst nur darauf hin, daß der Verf. nicht ohne Selbstgefälligkeit schon in der Vorrede zu dem größeren Werke (der deutsche Stil, S. X) erklärte: „nicht nur die ephemeren Produkte der neueren Literatur, sondern auch klassische Schriftsteller haben ihm reichlich Beispiele fehlerhafter Formen dargeboten;" unter diesen hier besonders: Goethe, Schiller, Lessing, Klopstock u. s. w. So ist denn die erste Abth. des „Lehrbuchs" dem überwiegenden Theile nach mit dergl. angeblich fehlerhaften Formen erfüllt, die meistens nur mit der zum Ueberdruß wiederkehrenden Formel: „es ist sehr anstößig," aufgezählt werden. Beispielsweise deuten wir nur an, was S. 50—53 über den Unterschied zwischen „der" und „welcher" gesagt ist, wobei besonders Goethe der Sündenbock ist; die Unterscheidung zwischen „wie" und „als," S. 48 (wogegen wie bei dem Folg. die Lexikographen, z. B. Campe, zu vergleichen sind); die Verwerfung der Adv. „brieflich, hoffentlich, wissentlich," S. 24, der Adj.: „unlustig, unweise, unschwer" u. s. w., wogegen „unsanft, unklar, unfreundlich" gebilligt werden (S. 37), der Substantive: „Staatseisenbahnbau, Luftschweremesser," die

der Verf. unverständlich findet, und „Sündhaftigkeit, Lügenhaftigkeit," die ihm wegen unrhythmischer Form anstößig sind, u. s. w., u. s. w.!!

Die Sprache wird hier wahrlich nicht minder der grammatischen Willkür zum Opfer gebracht, wie bei dem Hegelianer Kapp die Gedanken sich dem Begriffsdespotismus beugen müssen. Doch fand sich Ref. zum Glück bei beiden Verf. für die Mühe, sich bis zu dem zweiten Theil durchgearbeitet zu haben, in ähnlicher Weise belohnt. Und so verwerflich wir es finden würden, das gesammte Becker'sche „Lehrbuch" als Leitfaden für den Unterrichtsgang zum Grunde zu legen, so zweckmäßig erscheint uns Vieles in der „besonderen Stilistik" auch für den Schüler, so daß wir ihn gern — wiederum gelegentlich, — auf die eigene Lektüre einzelner Abschnitte verweisen würden. Auch hier fällt freilich Dasjenige, was unter den beiden Capiteln: „Prosaischer Stil" und „Poetischer Stil" gegeben ist, nur theilweise mit einer „Rhetorik und Poetik," wie sie für die oberen Gymnasialklassen wünschenswerth ist, zusammen. Dunkel und unpraktisch erscheint sogleich wieder der (zweifache!) Eintheilungsgrund: „Man unterscheidet nach den besonderen Arten der Gedanken, welche dargestellt werden, und nach dem besonderen Zwecke der Darstellung besondere Arten des Stiles;" die Eintheilung lediglich nach dem Zwecke der Darstellung würde weit verständlicher und anwendbarer sein. Wo der Verf. die „Poetik" und „die Lehre vom poetischen Stil" zu unterscheiden versucht, sagt er (S. 269): „Wie ein poetisches Kunstwerk hervorgebracht werde, (?) lehrt die Poetik; — die Aufgabe der Stilistik beschränkt sich eigentlich (?!) darauf, daß sie nachweist, wie der poetische Gedankenstoff auch in poetisch schöner Form der Darstellung ausgedrückt wird." Die Vorschriften, die er über den prosaischen Stil giebt, knüpft B. an die Eintheilung: „Verstandesstil" und „Gemüthsstil," mit Berufung auf das: a potiori fit denominatio, giebt dadurch aber namentlich dem Schüler zu mancher verkehrten Auffassung Anlaß. Bei dem poetischen Stil behandelt er als „Arten der Poesie: A. Epische Dichtung, B. lyrische Dichtung, C. dramatische Dichtung, D. komische Dichtung (?!), — eine mindestens nicht logische Eintheilung! Die Theorie aber, die er über die Dichtungsarten aufstellt, würde nur in einer Poetik am rechten Orte sein, und ist hier in der That ein hors d'oeuvre. Doch ist gerade hier manches für den Schüler sehr Nutzbare gegeben (z. B. über die Epopöe, Tragödie; über den Begriff von Humor läßt sich mit dem Verf. streiten). Nach unserer Ansicht werden jedoch die Lehren aus der Poetik bei dem Unterrichte theils an Lesung von Musterwerken, theils an Besprechung der Schüleraufsätze, theils an eine Literaturgeschichte zu knüpfen sein.

Ref. gesteht, daß er nach sorgfältiger Prüfung der besprochenen Lehrbücher sich nur in der schon länger von ihm befolgten Methode befestigt hat, nach welcher er es für das Zweckmäßigste hält, bei dem Unterricht in der Muttersprache von einer **psychologischen** Grundlage auszugehen, wie dieses z. B. in Hurtel's „Grundriß der Aufsatzlehre" (Wien 1824) geschehen ist. Es wird dazu kein wissenschaftlicher Cursus der Psychologie gefordert, vielmehr denken wir hier an eine Besprechung der Seelenkräfte schon in den unteren Klassen, die uns auch für den Religionsunterricht, ja den Unterricht in jeder Sprache u. s. w. nicht minder wichtig erscheint, als für den Unterricht in der Muttersprache, für diesen aber unerläßlich ist. Wie dabei eine wiederholte Besprechung auf jeder höheren Stufe stets Dasjenige herauszuheben hat, was dem Entwickelungsstandpunkte des Schülers angemessen ist, so werde dieselbe insbesondere in den höheren Klassen benutzt, um darauf theils die wahre Topik, theils die Dispositionslehre zu begründen; denn für jene ist Nichts wichtiger, als die psychologische Nachweisung, wie wir zu den verschiedenen Arten unserer Erkenntnisse gelangen, und hier lassen sich Winke für Selbstbildung anknüpfen, die der Primaner nicht mehr entbehren kann, wie er durch Anschauung, geregelte Kultur der Phantasie u. s. w., kurz durch allseitige und zweckmäßige Bildung der Geisteskräfte die verschiedenen Zweige des Schulunterrichts zu benutzen und sein Selbststudium einzurichten habe. Was von Sub- und Coordination der Begriffe, der Grundlage der Dispositionslehre, zu sagen ist, schließt sich an die Besprechung des Verstandes, bei dessen Thätigkeit man am Längsten verweilen muß,

und je nach der Vorbereitung des Schülers in den unteren Klassen (durch Uebungen im Klassifiziren, Disponiren u. s. w.) die erforderlichen Uebungen anzustellen hat. Als die passendste Zeit für Besprechung dieser psychologischen Vorkenntnisse bieten sich gleichsam von selbst die ersten Stunden jedes Semesters dar, wo in der Regel keine Aufsätze zur Durchnahme vorliegen werden. Späterhin aber bleiben die Uebungen in jeder Hinsicht die Hauptsache, woneben für die oberste Klasse ein Cursus der Literaturgeschichte aufzunehmen ist.

4. Eine Geschichte der deutschen Literatur kann, namentlich für den Schulunterricht, aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten behandelt werden. In der jüngsten Zeit wird es immer mehr beliebt, den rein sprachlichen Standpunkt zu wählen, oder doch besonders herauszuheben, wie dieses sich an der schon fast üblichen Eintheilung der gesammten Literaturgeschichte nach der „herrschenden Sprachform" in „die Zeit des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen" (oder gar „althochdeutsche Zeit" u. s. w.) zeigt; so z. B. bei W. Wackernagel und H. Kurz. Wir fragen hier nur, ob man auch geneigt sein würde, die Perioden der griechischen Literatur nach den vorherrschenden Dialekten zu benennen? Ein anderer Standpunkt ist der vaterländische, der sich mit dem vorigen häufig verbindet, zugleich aber nur allzuoft in Deutschthümelei ausartet, indem er mit einseitiger Vorliebe nur das „rein Deutsche" im Gegensatz zu der Werthschätzung allgemein menschlicher Bildung gelten läßt; eine solche Behandlung setzt sich aber in Widerspruch mit der rein geschichtlichen Auffassung, da es nun einmal in dem (von der Vorsehung geleiteten) Entwickelungsgange des deutschen Volkes lag, seine Bildung nicht allein sich selbst und der ihm ursprünglich eigenthümlichen Richtung, sondern vielmehr der Aneignung des Besten und Schönsten aller Zeiten und Völker zu verdanken*). Hierher gehört das Eifern gegen das durch die Verbindung mit Italien (Römerzüge u. s. w.) gewonnene römische Bildungselement, in dem doch auch das christliche eingeschlossen ist; so z. B. bei Kurz, wenn er von Karl d. Gr. sagt: „Während er auf diese Weise" (durch Herzubringung der Sachsen zum Frankenreiche, und Besiegung der muhamedanischen Araber) „die deutsche Nationalität neu begründete, legte er auch zugleich den Keim zu ihrer Auflösung, indem er das abgestorbene römische Kaiserthum zu neuem Leben hervorrief, welches die Quelle alles nachfolgenden Unglücks (!) wurde," — aber doch überwiegenden Segens! — „das deutsche Land oft bis an den Rand des Abgrunds brachte, und noch in unsern Tagen seinen unheilvollen Einfluß äußerte." Welche unhistorische Einseitigkeit! — Ein dritter Gesichtspunkt ist der künstlerische oder ästhetische; an diesen erinnert die Anordnung der Literaturgeschichte nach den drei Dichtungsgattungen (Epos — Lyrik und Didaktik — Drama), von der z. B. Gervinus in seinem kleineren „Handbuch" ausgeht, der jedoch dabei eine unbefangene historische Darstellung giebt. — Bloß äußerlich und am Wenigsten für die Schule geeignet, ist die rein literarische oder bibliographische Behandlung. Endlich kann die Literaturgeschichte aus dem kulturhistorischen, und eben damit weltgeschichtlichen Standpunkte dargestellt werden. Für Gesammtbildung erscheint jedenfalls die letztere Behandlungsweise als die fruchtbarste; die Literaturgeschichte wird mittels derselben aus ihrer Isolirung herausgerissen, die in der Literatur hervorgetretene Manifestation des Nationalgeistes zeigt sich nun in ihren Wechselbeziehungen zu dem ganzen Leben der Nation; wir lernen die Literatur aus der Gesammtbildung des Volkes begreifen, und sehen, wie jene auf diese zurückgewirkt hat. Für den Pädagogen scheint daher die kulturhistorische Tendenz bei Behandlung der Literaturgeschichte durchaus geboten zu sein, und mit diesem Standpunkte lassen sich auch alle übrigen, so weit es für die Schule gehört, vereinigen.

Da jedoch die deutsche Literaturgeschichte zunächst für die Zwecke des deutschen Sprachstudiums in den Schulunterricht aufgenommen ist, so lag es allerdings nahe,

---

*) Und „gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf andern Seiten reichlich wieder gewonnen wird." Gervinus IV, 1. S. 473.

den gesammten Vorrath unserer Literatur zunächst für die Sprachkenntniß selbst zu benutzen; und dieses wurde die vorherrschende Tendenz, besonders seitdem die Gebr. Grimm dem geschichtlichen Studium der Muttersprache Bahn brachen. Damit hängt dann die Ueberschätzung unsrer älteren Nationaldichtungen zusammen, und wie man auf der einen Seite anfing, auf den Schulen die älteren Sprachformen um der in denselben abgefaßten Dichterwerke willen zu lehren, so benutzte man auf der andern Seite die Lesung der letzteren, um den Schüler in eine geschichtliche Kenntniß unserer Sprache einzuführen, in einem Maße, wie sie (auch nach J. Grimm's Urtheil) nur für den gelehrten Sprachforscher gehört. Man ist jedenfalls häufig in beiden Beziehungen zu weit gegangen. Hinsichtlich der vielfach beliebten Lesung der Nibelungen dürfen wir uns kurz auf die gewichtige Autorität von Gervinus beziehen, der über dieses Nationalepos sagt (I, 369): „Zur Bildung der Frühjugend halte ich seinen Gebrauch — um es offen zu sagen, eher für schädlich, als für nützlich," ja hinzufügt, überhaupt möchte er dabei „zur äußersten Vorsicht rathen," und die Einführung „höchstens in der obersten Klasse räthlich finden. — Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Mark der ganzen Menschheit nähren will, kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildungs- und Unterrichtsmitteln gönnen." (Vgl. die ganze Stelle S. 369 — 372.)

Und indem wir wie G. mit fester Ausdauer die alten Sprachen als Grundlage unsrer Gymnasialbildung betrachten, haben wir uns auch zu hüten, daß wir dem historischen Studium der Muttersprache nicht zu viel Zeit auf unsern schon so vielfach zersplitterten Gymnasien einräumen, und diese dem Studien der alten Sprachen oder unserer deutschen Klassiker entziehen.

Mittels dieser allgemeinen Ansichten über die Art, das Studium der Literaturgeschichte zu betreiben, schließen wir uns im Ganzen der in „Weber's Grundriß" befolgten Methode an. In diesem ist überall das Sachliche hervorgehoben, und die kurzen Inhaltsangaben der größeren Literaturwerke sind sehr zweckmäßig und oft vortrefflich. Der kulturhistorische Standpunkt ist um so mehr festgehalten, da das Büchelchen ursprünglich nur ein „Anhang" des „Lehrbuchs der Weltgeschichte" von demselben Verf. als Ergänzung der in das letztere aufgenommenen literarhistorischen Abschnitte. Und so erscheint uns dieser Grundriß als ein sehr angemessener Leitfaden für den Unterricht in der Literaturgeschichte „für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung," besonders wenn zugleich das früher verheißene und jetzt im Erscheinen begriffene Sammelwerk desselben Verf. benutzt wird, um Proben aus den besprochenen Literaturprodukten kennen zu lernen.

Im Einzelnen können wir freilich nicht in allen Stücken mit W. übereinstimmen, abgesehen noch davon, daß hier das Sprachliche und Literarische fast gänzlich bei Seite gesetzt ist. Insbesondere sind die Eintheilungen oft verwirrend, und die Entwickelung des Einflusses, den die Gesammtlage der Nation auf die Literatur, wie diese auf jene übte, vielfach ungenügend. In Bezug auf das Letztere deuten wir hier nur an, daß §. 45 (bei Beginn der „neueren Literatur" Anf. saec. XVII) nur auf den Einfluß der Fremdherrschaft, nicht aber auf die Einwirkung der inneren Verhältnisse Deutschlands hingewiesen wird; daß §. 52 (wie §. 60) „einige hochbegabte Männer, Leibnitz u. s. w.," wie Dii ex machina hervortreten u. s. w. — Die im „Grundriß" befolgte Eintheilung und Anordnung wollen wir etwas genauer prüfen und ihr eine andere uns faßlicher scheinende gegenüberstellen. Schon die Haupteintheilung in drei Abschnitte: 1. „Altdeutsche Dichtung, 2. die deutsche Volksliteratur im 15. und 16. Jahrh., 3. neuere Literatur," ist nicht geeignet, eine klare Uebersicht zu befördern. Wir schließen uns in der Literaturgeschichte, die ja ein Theil der allgemeinen Geschichte ist, lieber möglichst an die Epochen der letzteren an, und führen so I. die Zeit der altdeutschen Dichtung bis zu Ende des Mittelalters fort, der wir sodann II. die neuere Dichtung gegenüberstellen. Eine schroffe Abgränzung der Perioden darf übrigens in der Literaturgeschichte noch weniger als in der allgemeinen Geschichte gefordert werden; da die Literatur äußere Umgestaltungen vorbereitet, wird in derselben das

Herannahen eines großen Zeitabschnitts schon vor dessen wirklichem Eintritt kenntlich werden; so das Streben nach der Kirchenreformation schon in den letzten Zeiten des Mittelalters, das politische Freiheitsstreben schon seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

I. Den Anfang der altdeutschen Dichtung macht jedenfalls 1) „die heidnische Volkspoesie" (d. h. eine Dichtung, die dem ganzen Volke, nicht einer einzelnen Klasse angehörte); sodann kam, seitdem mit Einführung des Christenthums die Geistlichen zuerst eine höhere Bildungsstufe erreichten, 2. die Poesie in die Hände der Geistlichkeit. (Wir können es nicht zweckmäßig finden, daß nur der äußeren Gleichförmigkeit wegen bei unserm Verf. unter „A. die heidnische Volkspoesie und die Dichtungen der Geistlichkeit," zwei so wesentlich verschiedene Erscheinungen zusammengefaßt werden, obgleich sie allerdings in besonderen Unterabschnitten behandelt werden. Die weitere Abtheilung (§. 3 ff.) hätte dann auf die Kaiserhäuser: Karolinger — Sachsen — Franken, bis zu Anfang der Kreuzzüge, Bezug nehmen sollen.) Zunächst wird jetzt 3. mittels des Christenthums der Adel in den Kreis höherer Bildung hineingezogen, und so folgt: „die ritterliche Minnedichtung" (die der Verf. unter B. begreift, doch paßt es wieder nicht, daß hier als Unterabtheilungen „III. Lehrdichtung und IV. Uebergang in die Volksliteratur" erscheinen). Die ritterliche Dichtung ist noch theils episch, theils schon lyrisch, und es ist hier zu zeigen, wie das Epos sich naturgemäß zuerst, dann erst die Lyrik (das Innerliche) ausbildet. Die Lehrdichtung, welche nach der Blüthezeit des Minnesangs, d. i. gegen das Ende der Kreuzzüge, hervortritt, zeigt uns bereits, wie die Poesie gleich der Bildung überhaupt 4. allmählich an den Bürgerstand übergeht; die Lehrdichter dieser Zeit gehören theils noch wie „Freidank" dem Adel, theils der Geistlichkeit, wie der Bettelmönch Boner, theils aber schon dem sich bildenden Stande der Gelehrten, wie der Rektor Hugo v. Trimberg, theils schon dem eigentlichen Bürgerstande an, wie Stricker. Der Meistersang zeigt uns den Bürgerstand bereits in vollem Besitze der Poesie, und hierin ist eben der Fortschritt in der Bildung der Nation zu erkennen, wenn auf der andern Seite auch nicht zu leugnen ist, daß an poetischem Werthe der handwerksmäßige Meistersang hinter den freien Minnesang des Adels zurücktritt. — Gegen den Schluß des Mittelalters sehen wir endlich 5., als die mittelalterliche Bildung sich unter allen Klassen des Volks auszubreiten begonnen hatte, nochmals eine Volkspoesie entstehen (und hierher gehört erst „das historische Lied, Veit Weber" u. s. w., das der Verf. in den Abschnitt B., „ritterliche Minnedichtung," aufnimmt, und so dem „Meistersang" in seinem „Abschnitt II." voranstellt.) — Die Erneuerung einer wahren Volkspoesie ist mithin das Ergebniß der mittelalterlichen Bildung. Die Poesie bleibt nun aber allerdings noch Volkspoesie im Anfang.

II. der neuen Zeit, deren Charakter es ist, daß sie uns eine freiere Entwickelung des ganzen Volkes ohne den beeinträchtigenden Einfluß der Geistlichkeit und des Adels zeigt. Wir ziehen in die neue Zeit namentlich die volksthümlichen Dichtungen, welche sichtlich die Reformation vorbereiten halfen. Dahin gehören nun auch schon die „Schwänke und Volksbücher" (Abschn. II, 3 — bei denen hier mit Unrecht S. 24 schon die Faustsage erwähnt wird, die so in ein ganz falsches Licht treten muß, da sie erst der Zeit der Reformation selbst angehört und nur durch dieses Ereigniß erklärlich wird), ferner ganz besonders die „satirische Lehrpoesie" (Abschn. III, 4). — Dann sollte aber sogleich von Luther selbst und seinem „Einfluß auf die deutsche Literatur" gehandelt sein, was hier zu spät (Abschn. III, 7) geschieht. Denn schon die „Fabeldichtung" (Abschn. III, 5) von „Burkard Waldis" an steht unter seinem Einfluß, und „Hans Sachs" (Abschn. III, 6) kann nur aus der Einwirkung von Luthers Einfluß begriffen werden. Ferner wird hier zwar auf die „dramatische Dichtung hingewiesen und die früheren Anfänge derselben nachgeholt; doch fehlt theils die Nachweisung, wie naturgemäß das Drama sich erst in der späteren Periode eines Volkslebens entwickelt, wo nach Ausbildung des Epos und der Lyrik das Volk selbstthätiger in die öffentlichen Angelegenheiten (Kirche oder Staat u. s. w.) eingreift und seine Thätigkeit im Abbild zur Darstellung gebracht sehen will, theils ist im Verlaufe

des Buchs die überwiegende Wichtigkeit, welche von dem Reformationszeitalter an das Drama behauptet, nicht hinreichend im Auge behalten. Dies zeigt sich auch darin, daß der Verf. die Bedeutung der Bühne selbst, wo sie keine hervorragende Literaturprodukte in's Leben rief, und des bei gesunkenem Wohlstande (seit dem dreißigj. Kriege) an ihre Stelle tretenden Marionettentheaters übersieht. Doch wir können darauf hier nicht weiter eingehen. Wir bemerken nur noch, daß Weber die Stellung unserer neuen Poesie zu dem Volke nicht genug hervorhebt. Die Fortschritte der Gesammtbildung, welche mit der Reformation begannen, wurden zunächst wieder durch eine Klasse gefördert, welche dieselbe, wie einst die Geistlichkeit, erst nach und nach unter die ganze Masse des Volks verbreitete. Dies war der Gelehrtenstand (protestantische Hierarchie und Büreaukratie sind die Ausflüsse davon). Der Fortschritt gegen das Mittelalter bestand aber darin, daß jetzt theils die Forschung selbst völlig freigegeben war, theils der Gelehrtenstand in freierem und zugleich innigerem Verhältniß zu den übrigen Volksklassen stand, als die mittelalterliche Geistlichkeit. Dennoch ist die Poesie, die vor Allem das Mittel bildet, die höhere Bildung zum Gemeingut zu machen, seit dem Zurücktreten der von der Reformationsbewegung getragenen Volkspoesie bis auf den heutigen Tag vorzugsweise in den Händen der Gelehrten geblieben, und selbst unsre klassische Literatur des vorigen Jahrhunderts zeigt uns nur das Wiedererwachen des Sinnes für wahre Volkspoesie und die Anfänge einer solchen. Als Aufgabe der Zukunft für unsere Nationalliteratur erscheint uns hiernach, daß sie noch einmal volksthümlich werde, und zwar daß sie, wie es bei den Fortschritten unsers öffentlichen Lebens gefordert wird, ein volksthümliches Drama erzeuge. Wir leben der Hoffnung, daß die Zukunft diese Aufgabe zur Lösung bringe und daß nicht, wie Wackernagel meint, ein lediglich kritisches, alexandrinisches Zeitalter für uns gekommen sei. Wir müssen es aber hierbei zugleich als ein herrschend gewordenes Mißverständniß bezeichnen, alle Volkspoesie schlechthin in eine Klasse zu werfen. Die Volkspoesie jedes Zeitalters wird den Charakter der Bildung desselben an sich tragen, und wenn allerdings der Charakter der Volkspoesie zu allen Zeiten Volksthümlichkeit, d. h. allgemeine Verständlichkeit und wahre Gemüthlichkeit bleibt, so ist doch von der Volkspoesie der hochgebildeten Neuzeit als Resultat unsrer modernen Bildung eine ganz andere edlere Gestaltung zu erwarten, als die sie am Ende des Mittelalters, oder gar in den Urzeiten unsres Volkes gezeigt hatte.

Nach dem angedeuteten Gange scheint sich die kulturhistorische Bedeutung unsrer Literaturgeschichte faßlich genug darstellen zu lassen. Ja neben einem wohlgeordneten Geschichtsunterricht werden die Schüler unsrer höheren Klassen wohl nur eine kurze Uebersicht unsrer Literaturgeschichte bedürfen. Mittheilung von charakteristischen Literaturproben (so weit die dem deutschen Unterricht zugemessene Zeit dieses gestattet), vor Allem aber Anreizung und Anweisung zu eigener Lektüre darf daneben nicht versäumt werden. Benutzt man außerdem die schriftlichen Aufsätze und die freien Vorträge der Schüler zur Behandlung von Literaturgegenständen, so wird der Zweck der Schule, in das Verständniß unserer modernen klassischen Literatur einzuführen, auf angemessene Weise erreicht werden; zugleich aber wird bei Besprechung poetischer Kunstwerke auch die Gelegenheit nicht fehlen, die für Schüler erforderlichen Lehren der Poetik am gehörigen Orte einzuschalten.

Dr. **W. Aßmann.**

---

1. Theoretisch-praktische Taschengrammatik zur leichten und schnellen Erlernung der russischen Sprache, mit einer reichhaltigen Wörtersammlung, Redensarten, Gesprächen, Aufgaben und Lesestücken, von Demeter Folimonoff. Wien 1849. 12.
2. Theoretisch-praktische Grammatik zur Erlernung der slowakischen Sprache für Deutsche. Mit Gesprächen, Aufgaben und Lesestücken, von Kaspar Dianiska. Wien 1850. 8.
3. Theoretisch-praktische Grammatik der illirischen Sprache. Mit vielen Gesprächen, Uebungsstücken zum Uebersetzen und einem Wörterverzeichnisse von R. A. Fröhlich. Wien 1850. 8.

Drei grammatische Schriften, augenscheinlich ins Leben gerufen durch die letztjährigen Völkerbewegungen im österreichischen Kaiserstaate und durch die unnatürliche Zusammensetzung desselben. Wahrlich ein seltsamer und gewiß kein naturwüchsiger Staat, in welchem die Bewohner der einzelnen Provinzen erst theoretisch-praktische Grammatiken durchstudiren, Vokabeln und Dialoguen auswendig lernen, und Redensarten sich einprägen müssen, um sich nothdürftig mit einander zu verständigen. Dies aber ist der Hauptzweck der vor uns liegenden drei Sprachlehren. Sie sind zu allernächst für die deutschen Bewohner Oesterreichs bestimmt, denen sie den sprachlichen Verkehr mit den russischen Bundesgenossen, so wie mit ihren slowakischen und illirischen Mitunterthanen eröffnen sollen. Sie sehen es auf möglichst schnelle Erlernung des Wichtigsten der Sprachlehre ab, machen also auf eigentlich wissenschaftliche Behandlung der Sache keinen Anspruch.

Nr. 1 scheint nur zur Erleichterung des vorübergehenden Verkehrs bestimmt zu sein. Denn zur eigentlichen Erlernung auch nur des Nothwendigsten aus der so schwierigen russischen Sprache, dürfte diese Taschengrammatik schwerlich genügen. Der eigentlich grammatische Theil des Buches enthält auf kaum 90 Duodezseiten das Wichtigste über Aussprache der Buchstaben, Flexion der Haupt- und Zeitwörter und einige wenige Bemerkungen über den Gebrauch der Casus und der Tempora, ist also kaum hinreichend, um die mechanische Einübung der darauf folgenden Dialoguen zu erleichtern. Wir wünschen den Oesterreichern von Herzen, daß sie nie einer gründlicheren Arbeit über russische Sprache bedürfen mögen, als diese Taschengrammatik.

Der Verf. von Nr. 2 beklagt sich in der Vorrede mit Recht über das Chaos der slowakischen Dialekte, und über die Ungewißheit unter den Slowaken selbst, welcher dieser Dialekte sich am besten zur Schriftsprache eigne. Diese Verwirrung hat namentlich darin ihren Grund, daß die profane Literatur, welche die Slowaken seit einigen Jahrzehenden besitzen (wenn anders einige politische Zeitungen und Gelegenheitsgedichte überhaupt den Namen einer Literatur verdienen), fast durchgängig in der rein slowakischen, aber in unzählige Dialekte gespaltenen Sprache abgefaßt ist, anstatt in der kirchlichen oder czecho-slowakischen Sprache, für welche allein seit älterer Zeit eine constante Form existirt. Die Verschiedenheit jener Dialekte hat die neue slowakische Schriftsprache bis jetzt nicht zu einer bestimmten einheitlichen Gestalt in Hinsicht auf Orthographie und Wortbildung kommen lassen, und die Vorschläge Einzelner, daß auch die Profanliteratur zu der alten Kirchensprache zurückkehren möge, haben bis jetzt wenig Eingang gefunden. Die dadurch für den Verf. einer Grammatik entstehenden Schwierigkeiten dürfen bei Beurtheilung der vorliegenden nicht gering angeschlagen werden, indem dieselbe bei dem fühlbaren Mangel guter Vorarbeiten über diesen interessanten slavischen Sprachzweig wenigstens für den ersten Unterricht immerhin Anerkennenswerthes leistet. Der Verf. hat sich den ostslowakischen Dialekt, als den verbreitetsten, zur Darstellung gewählt, giebt aber zu gleicher Zeit eine kurze Uebersicht der Abweichungen desselben von der Mundart der Westslowaken. Jedem Abschnitte der Grammatik sind eine Anzahl zweckmäßig ausgewählter Uebungsstücke zum Uebersetzen ins Slowakische beigefügt.

Auch Nr. 3. ist ein für den ersten Unterricht in der so schönen wie interessanten illyrischen Sprache ganz brauchbares Buch, wenn gleich für diesen Zweig des slavischen Sprachstammes gediegenere Arbeiten in Berlitsch's und besonders in Wuk Stephanowitsch's Grammatik vorhanden sind. Die Formenlehre ist durch ihre Uebersichtlichkeit der beste Theil des Buches; die Syntax dagegen hat der Verf. ziemlich stiefmütterlich behandelt. Die angehängte kleine Chrestomathie mit erklärenden Anmerkungen ist eine willkommene Zugabe. Wir wünschen, daß das Buch dazu beitragen möge, auch außerhalb Oesterreichs auf diese schöne, wohlklingende, und durch ihre poetische Volksliteratur interessante illyrische Sprache aufmerksam zu machen und in das Studium derselben einzuführen. —e.

Neues deutsch-französisches Gesprächbuch zum Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Emil Otto. Stuttgart. Verlag von Ebner u. Seubert 1850. 7 Bogen. broch.

Wenn es gleich richtig ist, daß sich seit etwa einem Jahrzehnt die Zahl der Lehrbücher für den Unterricht in den neuern, besonders in der französischen Sprache sehr vermehrt haben, was als eine Folge der größern Ausbreitung dieses Lehrgegenstandes in Real-, höhern Bürger- und erweiterten Stadtschulen anzusehen ist, so kann man doch nicht leugnen, daß sich darunter meistens Grammatiken, Sprachbücher, Lesebücher und Chrestomathien befinden, kurz solche, welche mehr den formalen Zwecken des Sprachunterrichts dienen. Die Zahl derjenigen Hilfsbücher, welche ausschließlich den praktischen Zweck, nämlich das Französischsprechen im Auge haben, ist verhältnißmäßig immer noch gering. Nun wird aber Niemand in Abrede stellen, daß bei aller Berechtigung der vorherrschend formalen Behandlung des Sprachunterrichts in Schulen den meisten jungen Leuten noch das weitere und letzte Ziel gesteckt ist, daß sie die neuern Sprachen, besonders die französische, auch sprechen lernen. Man kann darüber streiten, ob dies in gelehrten Schulen zulässig, oder auch nur wünschenswerth ist; hinsichtlich der Real- und höhern Bürgerschulen aber, Privatinstituten u. s. w., kann darüber gar kein Zweifel obwalten.

Um dieses Ziel zu erreichen, bedarf es freilich einer eigenen Behandlung des Unterrichts in den neuern Sprachen; es bedarf vor Allem tüchtiger Lehrer, welche selbst fließend die Sprache sprechen. Aber es gehört dazu noch etwas Wesentliches, nämlich ein geeignetes Hilfsbuch, das dem Lehrer wie den Schülern das erforderliche Material in geordneter Stufenfolge an die Hand gibt. Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß man Sprachübungen an die grammatischen und stylistischen Aufgaben so wie an die Lectüre anknüpfen kann; allein eben dieses Anknüpfen hängt zu sehr von zufälligen äußern Umständen ab, als daß man ihm großen Werth beilegen könnte, ganz abgesehen davon, daß sie auch alles innern Zusammenhanges entbehren, und daß den Schülern die nöthigen stufenmäßigen praktischen Vorkenntnisse fehlen. Es läßt sich hiernach durchaus nicht umgehen — soll anders etwas Tüchtiges erreicht werden —, daß in den genannten Schulen ein solches Hilfsbuch, eine methodische Anleitung zum Französischsprechen, eingeführt und gebraucht werde. Nicht jedes erste beste „französische Gesprächbuch" läßt sich aber dazu gebrauchen, und mancher Lehrer ist schon durch einen gemachten, aber nur von geringem Erfolg begleiteten Versuch von dem Lehren des Französischsprechens abgeschreckt worden. Allein sicherlich lag davon die Schuld nicht an dem Gegenstand, sondern an dem Hilfsbuch. Denn nirgends ist es schlimmer, mit der Thür in's Haus zu fallen, als beim Französischsprechenlehren in deutschen Schulen. Wo dabei nicht ein methodischer Stufengang stattfindet, da liegt allerdings die Gefahr nahe, daß der Gegenstand dem Lehrer wie dem Schüler bald verleide. Es bedarf also, kurz gesagt, eines eigenen für Schulen bearbeiteten Gesprächbuchs; und ein solches ist das oben angezeigte „Neue deutsch-französische Gesprächbuch zum Schulgebrauch,

bearbeitet von Dr. Emil Otto," welches nicht verfehlen dürfte, manchen Lehrern zur Erreichung des mehrgenannten Zweckes willkommen zu sein. Da sowohl die Behandlungsweise des Stoffes als dieser selbst neu ist, so glauben wir am besten zu thun, wenn wir aus dem Vorwort einige hierauf Bezug habende Stellen anführen. „Der Schüler bedarf zum Französischsprechen zunächst eines ansehnlichen Materials, d. h. er muß für die am häufigsten vorkommenden Wörter aus den verschiedenen Redetheilen den entsprechenden französischen Ausdruck kennen lernen. Hat er durch Auswendiglernen einer nicht allzu großen Anzahl von sorgfältig gewählten Wörtern ein solches Material inne, so beginnt die zweite Stufe damit, daß er sie unter einander verbinden lernt. Er muß zu diesem Behufe eine Anzahl verschiedener kleiner Uebungssätze lernen, wodurch ihm das Verbinden des Materials zu kleinern oder größern Sätzen — — mit möglichster Vermeidung von Unregelmäßigkeiten geläufiger wird."

„Ist dieses durchgemacht, so gelangt man in der dritten Stufe an die Gesprächsform. Die eigentlichen Gespräche bestehen nämlich nicht bloß überhaupt aus Wörtern und Sätzen, wie andere Reden auch, sondern auch aus einer Summe von Redensarten, die in den verschiedensten Wendungen sich wiederholen und das eigentliche Wesen der Gesprächsform ausmachen. Auch von diesen Redensarten und Ausdrücken muß der Schüler, wenn er sich später selbstthätig im Gebiete der französischen Sprache bewegen will, einen gewissen Vorrath sich aneignen. Sie sind der eigentliche Schlüssel zum lebendigen Verkehr mit Französischredenden. Ihr Besitz hilft auch den jungen Leuten am leichtesten die gewöhnliche Scheu überwinden, indem sie ihnen eine Menge der verschiedenartigsten Anknüpfungspunkte gewähren, um welche dieselben in der Regel am verlegensten sind." Es folgt dann das Auswendiglernen der gebräuchlichsten eigenthümlichen Redeweisen oder Gallicismen, und jetzt erst in letzter Stufe das Erlernen leichterer, allgemeiner zusammenhängender Unterhaltungen und förmlicher Gespräche und Dialogen.

Verdient nun die vorliegende praktische Anleitung zum Französischsprechen schon durch diesen methodisch geordneten, auf pädagogischen Grundsätzen beruhenden Stufengang den Vorzug vor andern Gesprächbüchern, so unterscheidet sie sich aber auch noch auf's Vortheilhafteste von denselben durch die Auswahl des Stoffes. Denn gerade in dem Stoffe lag bisher ein Hauptgrund, warum die Jugend an dem „Gesprächlernen" keine Freude hatte. Wer hierin nur einige Erfahrung gemacht hat, der weiß, wie „langweilig" die fast in allen Gesprächbüchern wiederkehrenden Dialogen: „Mit dem Tapezier," „mit dem Schneider," „Zollbeamten" u. s. w., für Knaben sind, deren Lebenskreisen natürlich solche Unterhaltungen noch ferne liegen.

Em.

Chrestomathie française en prose et en vers avec des notes grammaticales, biographiques et littéraires etc., par Schwob-Dollé, Professeur (Lektor) à l'Université et à l'École navale de Kiel. 2. Partie. Kiel (Schroeder) 1850.

En publiant cet ouvrage, M. Schwob-Dollé s'est proposé de donner, à la jeunesse des écoles allemandes, un livre utile, intéressant et sans danger pour les moeurs; c'est pour cela qu'il s'est vu souvent obligé de porter le scalpel sur le vif des morceaux en prose et en vers qui en composent le fond, et dont plusieurs sentent le rechauffé.

Je ne vois dans ce pêle-mêle d'auteurs des dix-septième, dix-huitième et dix-neuvième siècles, nul ordre méthodique, nulle marche progressive. L'Habit de Sédaine s'y pavane auprès de la Laurette de Vigny; Le Violon brisé de Béranger y figure à côté de la Bataille de Hastings; Racan et ses bergers y donnent la main à Paul Louis Cou-

rier et les Chiens et le Vieux Soldat de Viennet s'y placent entre le Bélisaire de Marmontel et le Lépreux du comte de Maistre. S'il y a là de la méthode, je ne m'y connais plus.

Tous les jours la librairie allemande est inondée de Manuels, de Chrestomathies, *de Lesebücher*, *d'Elementarbücher* français. L'un veut enchérir sur l'autre, et dans tout ce fatras, on n'en trouve pas dix de bons. La plupart de ces livres sont de méchantes compilations, des spéculations de libraires: l'insuffisance des uns donne naissance à l'insuffisance des autres. Les premiers, exactes reproductions de la langue d'un autre âge, sont arriérés, et en dehors de toute raison; les seconds, sortant du cadre des ouvrages élémentaires, ne peuvent servir de base aux besoins de l'enseignement. Je sais très-bien qu'il faut du temps, du goût et un certain esprit d'investigation pour compulser les livres dans lesquels on choisit ses morceaux; je sais encore que fabriquer une chrestomathie, est un travail ingrat et très mal payé: mais celui qui s'y soumet, ne doit pas avoir pour but de gagner des gros sous, mais de développer l'intelligence et d'enrichir l'imagination de ses élèves. Destiné à agrandir la sphère de leurs idées, son livre ne doit pas être étroit et mesquin, se borner à des contes plus ou moins amusants, à quelques chansons passées de mode, mais renfermer, sous une forme concise, quelque chose de substantiel et d'utile. Une bonne Chrestomathie française devrait initier les élèves aux us et coutumes de la France; un Traité de Littérature, les introduire dans le sanctuaire de la Littérature française. On diviserait celle-là en Descriptions et en Narrations: les Descriptions seraient prises dans la Géographie, les Voyages, les Ouvrages sur la politique, le commerce, les inventions etc.; les Narrations, se bornant à des scènes historiques, dans l'Histoire de France, les Mémoires du temps, les Biographies etc. L'élève y gagnerait beaucoup, car il apprendrait l'histoire et les moeurs du pays dont il étudie la langue.

Je ne crois pas que la Chrestomathie de Mr. Schwob-Dollé réponde aux besoins de l'époque actuelle. Les notes et les remarques qui se trouvent au bas des pages, sont fort insignifiantes, les étymologies indiquées, pas toujours de bon aloi. En voici quelques unes: P. 246 2) Pain bis; bis ne dérive pas du latin, mais du celtique bis, noir; ce qui est plus naturel, puisque la langue française renferme une foule d'éléments celtiques (V. Mary-Lafon, Ampère, Bruce-Whyte). P. 1. Tante ne vient pas d'amita; c'est une onomatopée; v. fr. ante (que Vous donnez); il ne faut pas voir du latin partout. P. 12: altérer, que Vous faites dériver d'alter, vient d'alterare. P. 29: „Brama, dites-Vous, vient sans doute de bramer, onomat. sign. crier.“ Non, mais du grec βρέμειν, dont la racine se retrouve dans le sanscrit. P. 32: Aube ne vient pas d'albus, mais du provençal alba, formé du lat. alba (Cassiod. Orthog. c. VI). P. 36: Aucun (primitivement alque du lat. aliquem); erreur: alque n'est pas la forme primitive de aucun, c'est alquant, qui disparaît de bonne heure au XIII. Siècle, et se transforme successivement en alquens, alcuens, alcun, alcune. On trouve dans S. Bernard ancuens, et anchuns dans le roman de Mahomet. Aucun signifiait quelqu'un, et dérive de aliquis unus. Alque, cité par Vous, avait quelquefois la signification de oncques (unquam), comme dans ce vers: Et qui n'ama auques nul jor. Fabl. et Cont. (V. Fallot Recherches sur les Formes gr. de la L. fr. au XIII. Siècle. Paris, Impr. Royale).

Les remarques que Vous auriez dû faire, ce sont des remarques sur le style des écrivains et les locutions vicieuses qui se rencontrent çà et là dans les morceaux extraits de leurs oeuvres. J'ouvre le livre au hasard, et trouve dans la Prière de Lamartine p. 189 v. 13:

Pour moi c'est ton regard qui, du divin séjour,
S'entrouvre sur le monde et lui répand le jour.

Répandre (expandere) est verbe transitif: répandre des larmes (On vit répandre des larmes aux braves lanciers polonais). Le locatif se construit avec dans et sur, jamais avec à, du moins n'en trouve-t-on pas d'exemple: Je répands ma douleur dans votre sein (syn. d'épancher). Il répand des grâces sur les matières les plus abstraites (Barth). Massillon a dit: répandre des esprits de souffrance et de martyre, et Fénélon, parlant de Fr. Xavier: il allait répandant partout la bonne odeur de J. Christ; locution qui se voit dans les Epîtres de St. Paul. Une telle remarque était nécessaire.

P. 189 v. 1—4.

Mon âme est un rayon de lumière et d'amour,
Qui, du foyer divin détaché pour un jour,
De désirs dévorants loin de toi consumée,
Brûle de remonter à sa source enflammée.

L'ancienne édition porte consommée, la contrefaçon de Bruxelles, consumée. Votre note est incomplète; il fallait parler de la proposition adjective séparée de son antécédent, blâmer ou justifier l'emploi du qui.

Voilà des remarques comme il en faut faire, et non pas de ces notes que tout élève trouvera dans son Dictionnaire ou dans son Chapsal.

P. 5, 1) Vous auriez pu compléter la remarque sur l'article: la Lescombat, la Brinvilliers, le Mazarin (V. Wey Remarques sur la Langue française).

Je m'arrête-là; mais me réserve d'examiner la Chrestomathie de Mr. Schwob-Dollé avec plus d'attention, lorsqu'il aura répondu à ma critique ou fait paraître la troisième partie de son chef d'oeuvre.

G. de Castres.

Machat, J. B., ehemal. Professor der k. k. Ingenieur-Akademie, Französische Sprachlehre, in einer ganz neuen und sehr faßlichen Darstellung, mit besonderer Rücksicht für Anfänger. Herausgeg. von G. Legat, k. k. Professor. 22. unveränd., nach dem Dictionnaire de l'Académie verbesserte Aufl. Wien 1851. R. Lachner. 8. 508 Seiten.

Als Herr Machat im Jahre 1820 diese Sprachlehre herausgab, war dies etwa das dreißigste Regierungsjahr des seligen Meidinger. Er hoffte mit seinem Werke jenem Schultyrannen einen Stoß zu versetzen, von dem er sich nicht erholen sollte. Es gelang ihm, und obgleich er selbst nur die zweite Auflage erlebte, wirkte er doch nach seinem Tode in immer neuen Auflagen fort; wir haben gegenwärtig die 22. zu betrachten, die seltsamer Weise eine unveränderte und doch auch wieder eine verbesserte sein soll. Es ist ordentlich rührend, ein solches Buch in die Hand zu nehmen und die Fata libellorum zu überdenken. Meidinger entthront von Machat; Machat seit 30 Jahren de facto anerkannter Gebieter in Hunderten österreichischer Schulklassen; sollte es nun nach den in menschlichen Dingen waltenden Gesetzen nicht mit Machat auch bald vorbei sein? Eine dreißigjährige Herrschaft möchte Vielen unverschämt lange vorkommen. Schaffer, der mit Machat große Familienähnlichkeit hat, hat es noch lange nicht zu 22 Auflagen gebracht, und muß sich doch schon gefallen lassen, von jüngeren parvenus vom Throne gestoßen zu werden; wie viel Jahre dürfte sich Machat denn noch versprechen! Wer weiß? In Oesterreich entwickeln sich die Dinge anders als bei uns zu Lande; wir können uns selbst des Verdachts nicht erwehren, daß Machat nur darum Meidingern vom Throne stoßen konnte, weil er eigentlich zu derselben Dynastie gehörte und den alten abgetragenen Rock seines Vorgängers nicht wegwarf, sondern nur aus-

bürstete, ausflickte, hin und wieder neu betreßte, so daß das Publikum kaum merkte, daß in dem aufgeputzten Rocke genau genommen noch immer der alte liebe Meidinger steckte.

Das ist nun freilich keine Recension, nicht einmal eine Anzeige, aber der Leser weiß doch, woran er ist.

F. Callin.

El nuevo lector español. Zusammengestellt von Mariano Velasquez de la Cadena. — Mit deutschen Anmerkungen von Friedrich Funk. 1851. Frankfurt. Jügel.

Ein praktisches Buch, dem Inhalte nach durchaus verschieden von Franceson's Tesoro. Spanische Sprüchwörter bilden den Anfang, dann folgen Sprüche und Anekdoten; hieran schließen sich, häufig aus modernen Autoren und Zeitschriften geschöpfte auserwählte Stellen, enthaltend: Gespräche, Betrachtungen, Erzählungen, Geschichtliches, namentlich der spanischen Geschichte entnommen, eine Breve descripcion de España; diversidad de carácter de las provincias españolas, Reden, Briefe; ein schätzenswerther Dialog, der familiaire Ausdrücke enthält, welche so sehr in das Genie der Sprache führen und die immer leider das Letzte sind, was man bei Sprachstudien zu hören bekommt (wir nennen als beachtenswerth: Que si quieres! Gehorsamer Diener. Canario, merkwürdig); ein Dialog, der die populaire Aussprache des Castillanischen, namentlich in der Auslassung des Consonanten r veranschaulicht; Geschäftsbriefe, Rechnungen, Wechsel, Einladungsbillets, Briefadressen. Hieran schließt sich eine kleine hübsche Sammlung spanischer Synonyme; dann ein, etwas dürftiges, grammatisches questionnaire. Den zweiten poetischen Theil leitet eine Abhandlung über spanische Versification ein. In den Gedichten sind die zu betonenden Vokale mit fetter Schrift gedruckt, die nicht auszusprechenden mit liegender. Den Schluß macht ein Wörterbuch.

Ein interessantes, reichhaltiges Material bietendes Buch, ganz dem Bedürfnisse Bruder Jonathan's, für den es eigentlich geschrieben ist, angemessen, und welches für den Gebrauch der Deutschen so praktisch eingerichtet zu haben, ein anerkennenswerthes Verdienst des Hrn. Funk ist.

Dr. **G. Büchmann.**

Französische Grammatik für Gymnasien und andere höhere Lehranstalten, von C. A. Herrmann. Leipzig. X und 168 S.

Eine reine Sprachlehre, d. h. ohne Uebungsstoffe, nach Beckerschem Bau. Die Einrichtung ist folgende. Erst wird der Gesammtbau (System) kurz dargestellt, wobei die Beckerschen Unterscheidungen sich wieder geltend machen; dann folgt der erste Theil, welcher die Formen behandelt, und hierauf der zweite, welcher die Satzformen entwickelt (Syntax). Ueberall sind die bekannten Kunstausdrücke nach Beckers Sprachlehre angewendet. Anhänge bilden 1. der Versbau, 2. die Wortbildung (welche offenbar in den ersten Theil gehörte).

Die Ausarbeitung schließt sich, wohlverstanden mit Rücksicht auf die Unterschiede beider Sprachen, möglichst genau an Becker an. Wer mit dessen Lehrgang vertraut ist, muß sich auch in diese französische Sprachlehre leicht finden. Der Ausdruck ist in dieser Voraussetzung vielleicht etwas zu kurz gehalten, doch giebt der Verf. da, wo er von Becker abgeht, nähere Andeutungen.

Eine bereits erworbene Kenntniß der Sprache bildet augenscheinlich die nothwendige Grundlage, und die ganze Sprachlehre ist hier nicht ein Unterricht zur Erlernung der Sprache, sondern vielmehr eine Erklärung aller in derselben sich kund gebenden Erscheinungen. Dies sagt der Verfasser im Eingange ausdrücklich.

Wenn er nun dabei von dem richtigen Satz ausgeht, daß die Sprache einen nothwendigen Organismus bildet, so müßten wir allerdings erwarten, daß alle Erscheinungen eben aus dem Denk-Organismus des französischen Geistes, oder wenn derselbe, wie es hier den Anschein hat, mit dem des deutschen Geistes gleichgesetzt wird, als aus den allgemeinen Denkgesetzen fließend ihre Erklärung finden. Das ist aber eine völlige Unmöglichkeit, und unser Verfasser hat es auch nicht so gemeint. Er hat vielmehr bloß das Beckersche Formwesen zum Grunde gelegt, und nur dargestellt, wie fern die Erscheinungen der französischen Sprache nach demselben Fachwerk betrachtet werden können. Eine wissenschaftliche Erklärung der Worte und Redeformen, wie §. 1 verspricht, ist aber diese Sprachlehre keineswegs, dazu hätte es schon vieler geschichtlichen Erörterungen bedurft, wie sie Becker selbst fürs Deutsche in seiner umfänglichern Sprachlehre zu geben strebte, wovon sich aber hier höchst selten einmal eine Andeutung findet.

Indem wir nun in der angegebenen Beziehung dem Verf. Sachkenntniß und Fleiß gern zugestehen, indem wir die ungeheure Mühe einer völligen Umstürzung der gewöhnlichen Anschauungsweise anerkennen, fragen wir uns: gewinnt die Uebersicht und Durchsicht des Sprachbaues durch die Anschauung des Verf. für die zu belehrende Jugend an Klarheit und Zusammenhang? Wir haben das Werk mit redlichem Fleiße durchgenommen, ja zu unsrer eigenen Belehrung danach gestrebt, uns recht hineinzudenken. Es ist uns nicht gelungen, diese Frage zu bejahen; vielleicht deßhalb, weil der Verf. überall es verschmäht, die systematische Fügung der einzelnen Glieder darzustellen, und sich bloß mit Ueberschriften begnügt, denen alsdann trockene Regeln folgen, oft im Ausdruck hart und schwerfällig, so daß er dem Unterrichte es vorbehalten zu haben scheint, diesen wirklich todten Körper zu beleben.

Wir wollen diese Aeußerung mit einigen Beispielen erläutern, vielleicht hat das den Erfolg, daß eine zweite Auflage manche zweckmäßige Aenderung aufweist.

S. 17 heißt es: Die Wortarten und ihre Flexion. A. Das Geschlecht der Substantiven. Wir finden schon hierin eine Eilfertigkeit. Es war nämlich, da es in der Einleitung nicht geschehen ist, eine kurze Uebersicht der Wortarten herzusetzen, wie sie nach diesem Systeme sich als besondere Formen unterscheiden lassen. So aber muß man sie aus der Einleitung zusammensuchen und bleibt ungewiß über den Begriff Wortart. Dann auch tritt plötzlich das Geschlecht hervor, ehe noch die Rede ist von dem, was die Flexion überhaupt am Substantiv bezeichnet. Auch vermissen wir die Erklärung des Begriffes der Flexion, denn was in der Einleitung §. 12 gesagt ist: „Flexion und Formwörter (Ueberschrift). Beiderlei (!) Ausdruck hat gleichen Zweck und gleiche Bedeutung.“ ist durchaus unverständlich (was heißt das: Zweck eines Ausdrucks?) und ungenügend. Becker drückt sich darüber klar aus. — Die nun folgende Darstellung sagt uns ebenso wenig zu; sie lautet: „Der Unterschied des Persönlichen und Sächlichen im Begriff des Seins, wird im Fr. durch zwei Geschlechter bezeichnet.“ Sieht das nicht aus, als ob man sagen wolle, m. bezeichne Person und f. Sache?

„An der Endung ist nur das m. mit größerer Bestimmtheit zu erkennen, nicht so das f., bei welchem Regel und Ausnahme sich ziemlich die Wage halten.“ Abgesehen von der seltsamen Ausdrucksweise, fehlt hier wieder die Eintheilung: das Geschlecht erkennt man theils an der Wortform (Endung ist hier nicht richtig, denn eau, chaux, chair, faim u. s. w. sind Bildungsformen, nicht Endungen), theils an der Bedeutung, welches letztere nachher auch besonders herausgestellt wird.

Die Aeußerung, S. 18, daß das lateinische n. zum m. geschlagen wurde, und daß arbor das Geschlecht der Species annahm, was auf eine absichtliche Umwandlung deutet, können wir nicht billigen. Schwerlich ist das genus von arbre erst dem der Species gefolgt.

S. 18 wird gesagt eur aus or sei mit Ausnahme der angegebenen, durchweg f. Das ist nicht richtig. Schon tor — teur mußte bemerkt werden; wir haben aber auch eine Menge anderer auf eur, die m. sind, wie außer den Personennamen intérieur, extérieur u. s. w.

Außerdem ist die ganze Regel höchst dürftig ausgestattet. Es fehlen darin die wichtigsten Angaben, die aus Girault-Duvivier u. A. leicht herbeizuschaffen waren.

S. 23. Vom Artikel heißt es: „Vor Personennamen hat er gewöhnlich den Zweck der Hervorhebung ausgezeichneter Individualität; z. B. le Dante, le Tasse.“ Wenn das wahr wäre, müßte er sich doch viel häufiger auch bei Nicht-Italienern so finden, während der Verf. selbst S. 26 nur zehn Namen angiebt, die den Artikel haben. Es ist dies augenscheinlich nur eine von Italien hergenommene Bezeichnungsart, eine bloße Unregelmäßigkeit, die Beschränkung auf 10, worunter Canove, der immer Canova heißt, mit Unrecht aufgeführt ist, und Pétrarque den Artikel nicht immer hat, — muß als ein Irrthum bezeichnet werden, denn es giebt noch sehr viele italienische Dichter- und Künstlernamen mit dem Artikel. — Uebrigens ist nur trockene Regel gegeben, ohne alle Begründung, während gerade beim Artikel die innerste Anschauung scharf bezeichnet werden kann. Es wird zwar am Ende auf die Syntax verwiesen, dort aber ist vom Artikel als solchem gar nicht die Rede.

S. 28 wiederholt sich die Bemerkung, daß bei Stoffnamen u. s. w. die Funktion des Artikels keine andere sein kann, als Geschlecht und Casus zu bezeichnen. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall, denn im Plural unterscheidet sich ja kein Geschlecht, und der Casus liegt ja auch nicht im Artikel, sondern wird durch Präpositionen verdeutlicht. Der ganze Begriff des article partitif paßt auch nicht ins Beckersche System.

S. 29 ist die Regel seltsam genug: „Das Geschlecht der Adjektiven“ beschrieben. Dann heißt es: „Der Form nach ist das Geschlecht der Adj. nur bei denen (!) darstellbar, die nicht schon im m. ein stummes e haben, da eben dieses stumme e als Zeichen des f. betrachtet wird. Sonach wären die adj. agréable ... als geschlechtslos anzusehen.“ Kann man wohl diese einfache Sache ungeschickter ausdrücken?

S. 31. Der Numerus. Hier ist von den Formwörtern, die der Verf. §. 46 als Adj. betrachtet, gar nichts erwähnt, obwohl es zum System gehörte. Dafür stehen sie §. 54 bei den Zahlwörtern.

Bei der Comparation, die der Verf. erst auf plus und le plus beschränkt, erscheint auf derselben Seite auch moins und le moins. Seltsam ist die Erklärung: der Positiv stehe außer der Vergleichung, und der Superlativ ohne alle Vergleichung.

S. 32 heißt es, plus petit betreffe den Umfang, und moindre den Werth; statt Umfang war hier zu setzen, das Größen-Maß. — Majeur und mineur nennt der Verf. Comparative mit eingeschränkter Bedeutung; dann hätte er auch intérieur und extérieur u. s. w. angeben müssen; es sind dies aber nur herübergenommene und durch Form eingebürgerte Fremdwörter, in denen der comparative Begriff zurückgetreten ist.

Bei den Zahlwörtern finden wir S. 33 die Bruchzahlen angegeben, aber in der Ausführung, S. 35, sind sie vergessen.

Vom Pronomen, S. 35, §. 55, heißt es: „Unter den Formwörtern ist das Pronomen am meisten individualisirt (uns unverständlich!), indem es den Gegensatz von Person und Sache in dem Dem. Int. und Rel.-Pr. zugleich als räumlichen Gegensatz darstellt.“ (Unbegreiflich. Person und Sache im Gegensatz zugleich räumlicher Gegensatz?)

S. 38. Bisweilen wird auch monsieur als dritte Person zur Anrede gebraucht, dann folgt als Beispiel auch madame. Warum nicht überhaupt Würdenamen? — Weiter ist von einem Pronominaladverb, en, und von y die Rede, beide aber stehen nicht in der Uebersicht S. 36. Sie stehen jedoch bei der Ausführung S. 45, wo wir die der Zeit, lors, alors u. a. vermissen.

Ueber lui und soi wird S. 39 nichts weiter bemerkt, als soi-même und lui-même werden wie Objekt und Subjekt unterschieden, — was auch unrichtig ist, denn in on ne doit pas se louer soi-même, ist dies ja auch Subjekt. S. 47 wird über soi besonders gesprochen. Dort heißt es: Dem Casus nach ist es nur bisweilen Nom., z. B. être soi, sein Selbst behaupten. Bei dem Infinitiv an-

derer Verben wird dieser Nomin. mit même verbunden. Was hat der Infinitiv damit zu thun? Jede Sprachlehre giebt über soi bessere Auskunft.

Die Erklärung S. 49. Das verbe subjectif bezeichne eine richtungslos gedachte Thätigkeit, und das verbe objectif könne nicht ohne Richtung gedacht werden, — ist offenbar nicht angemessen, denn appartenir, pénétrer und dergl. erfordern immer eine Richtung ohne transitiv zu sein. Richtung ist nicht leidender Gegenstand, wie der Verf. selbst S. 102 anerkennt.

Warum hier überhaupt Beckers Eintheilung und Ordnung verlassen wird, begreifen wir ohnehin nicht, da das Verb gerade den Nerv des ganzen Systems ausmacht. Wie konnte unser Verf. auch nur denken, daß man den §. Arten des Verbums in 8 Zeilen erschöpfend darstellen könne?

Bei Durchführung der Conjugation finden wir plötzlich S. 61 régime direct und indirect erwähnt, wovon vorher nichts vorkommt. Eine Anmerkung, welche dem Schema des Passivs folgt, möge zeigen, wie der Verf. verfährt; sie lautet wörtlich also:

„Der passiven Flexion sind nur die transitiven Verben fähig, d. h. diejenigen, welche im Actif ein régime direct = Accusativ fordern; daher être obéi (Gehorsam erhalten (!) wegen des im Actif stattfindenden rég. indirect — obéir à qn. — als Ausnahme von der Regel zu betrachten ist. Nur gegen den deutschen Sprachgebrauch sind die Passiva: être précédé, être suivi, da sie im Actif ein rég. dir. bei sich haben und auch mit avoir conjugirt werden."

Erstens gehört der Gegenstand in eine Hauptregel, nicht aber in eine nachziehende Bemerkung; denn er betrifft das Wesen des Verbal-Begriffes; zweitens aber erscheint hier die Verschiedenheit der Bedeutungen in der deutschen und der französischen Sprache auf zwei Verba eingeschränkt, während es viele sind. Die ganze Darstellung ist unrichtig. Schüler sollen eigentlich aufmerksam gemacht werden, daß sie aus der Rection des deutschen Verbs nicht immer das französische errathen können, indem hier rég. dir. eintritt, wo ein deutscher Dat. gefordert wird. — In der Syntax ist auch wirklich einiges Nähere darüber zu finden.

Ueberhaupt stoßen wir hier öfters auf Anmerkungen und Zusätze, deren Stelle im System sich gar nicht rechtfertigt, und deren Unwahrheit zum Theil auffallend hervortritt. Z. B. S. 63. Das unpersönliche il est steht bei Zeitbestimmungen: il est tems, midi. Also sonst nicht? — Ebendas. zu: Il me faut écrire. „Da aber me Subj. und Obj. sein kann, so ist die Unbestimmtheit durch veränderte Stellung des Pronoms zu vermeiden: Il lui faut parler, Il faut lui parler." Das sieht aus, als ob die Wahl gegeben sei, und man so oder so in jedem Sinne schreiben dürfte.

S. 64 steht folgende Regel: „Jedes Aktivum eines verbe transitif wird mit avoir und das Passivum mit être conjugirt. Dieser allgemeinen Regel schließen sich auch die verbes neutres an, indem nur einige derselben être zu ihrem Hülfsverbum nehmen." Wie verworren! statt, auch die meisten v. n. haben avoir.

Nun hat der Verf. aber S. 51 zu den Hülfsverben pouvoir, vouloir, devoir, falloir u. s. w. gerechnet. Hier im Abschnitt: Gebrauch der Hülfsverben, ist von diesen gar nicht die Rede.

Alles, was weiter im etymologischen Theile folgt, ist eben so flüchtig und unordentlich zusammengewürfelt.

Wie sieht es in der Syntax aus? Becker überall in Eintheilungen, Herrmann in der Ausführung. S. 84 steht die Bemerkung:

„Unter den Formwörtern haben nur die Pronomina, die Zahlen und adverbialen Formwörter eine grammatische Bedeutung, indem die übrigen (welche?) nicht als eigentliche Glieder des Satzes gelten." Was soll man denken? Sind die Hülfsverba, die hier Formwörter genannt werden, nicht Glieder des Satzes? Und warum ist Pronomina hervorgehoben?

S. 87. Das prädikative Adj. und Subst. congruirt, wie das Verb mit dem Subjekt in Zahl und Geschlecht. — Wo congruirt denn ein französisches Verb im Geschlecht?

S. 88. Ob ein mit avoir conjugirtes Part. deklinirt oder nicht deklinirt wird. — — — Wie kommt Deklination hierher? S. 89 steht wieder, das Part. wird nie verwandelt, wenn der Infinitiv ausgelassen ist.

Die Unordnung der Darstellung ist überall bemerkbar. Auch Widersprüche fehlen nicht. S. 86 heißt es: Wenn ce auf ein im pluriel stehendes logisches Subjekt dritter Person geht, so steht das Verbe regelmäßig im pluriel: ce sont. Bei neuern Schriftstellern ist dagegen fut-ce, sera-ce gebräuchlich. S. 92 heißt es wieder: Ueberhaupt machen die Schriftsteller des Siècle de Louis XIV. häufigern Gebrauch von c'est vor einem pluriel.

Man lese nun noch folgende Erklärungen, um sich zu überzeugen, wie unklar der Verf. die wesentlichsten Gedanken ausdrückt:

S. 94. Das Defini drückt Handlung von kürzerer oder längerer Dauer aus und ist als tems historique vom relatif — tems descriptif — dadurch unterschieden, daß dieses einen Zustand bezeichnet. — Kurz vorher steht aber: Von zwei vergangenen Handlungen steht die längere im relatif, die kürzere im défini. — Was sagt überhaupt der Ausdruck: von längerer oder kürzerer Dauer? Was ist das anders als jede Handlung?

S. 95 wird eine weitläufige Darstellung der Modus-Verhältnisse gegeben (bei Becker klar), die wir nicht durchdringen konnten. Was die Schüler daraus machen sollen, steht dahin. Man vernehme nur den Anfang:

Im Modus, als dem Beziehungsverhältnisse des Gedankens zur Wirklichkeit, d. i. der in einem Gedanken des Sprechenden prädikativen Einheit von Sein und Thätigkeit, individualisirt sich der Gedanke zuerst nach den Denkformen des Gegensatzes und der Causalität. — — Der so als Modus des Gedachten — des Verhältnisses der Begriffe zu einander — aufgefaßte Begriff der Wirklichkeit, wird als Modus des Prädikates unterschieden und in der Sprache gewöhnlich durch Formwörter ausgedrückt.

Arme Schüler, was wird euch zugemuthet!

S. 102. Der Subjonctif ist Modus der logischen Möglichkeit des Nebensatzes. Diese findet im Französischen statt, wenn der Gedanke des Nebensatzes nur im gramm. Verhältnisse zum Hauptsatze steht, d. h. sich wie ein Casus oder Attribut zu ihm verhält, und daher vom Sprechenden nur wie ein bloß angeschauter (!) Gedanke in den Satz aufgenommen ist. — — Da die Adverbialsätze (von diesen war aber bisher keine Rede!) in einem logischen Verhältnisse zum Hauptsatze (also nicht auch zu Nebensätzen?) stehen, d. h. anschauende Gedanken des Sprechenden sind u. s. w. — Wir sind nicht im Stande, den Unterschied zwischen angeschauten und anschauenden Gedanken (abgesehen von der Richtigkeit des Ausdrucks) zu begreifen.

S. 105. Da die attributiven Nebensätze seltener in einem grammatischen, als vielmehr in einem logischen Verhältnisse zum Hauptsatze stehen u. s. w. — Dies widerspricht dem Vorhergehenden.

S. 118. Im objektiven Satzverhältnisse werden Sein und Thätigkeit zum Begriffe einer Thätigkeit verbunden. (Uns unverständlich!)

S. 121. Der Accusativ (régime direct) ist die ergänzende Beziehung eines auf die Frage wohin die Thätigkeit leidenden Objekts. (Also: der Schüler leidet, wenn der Lehrer ihn schlägt, wohin? also ist der körperliche Theil hier régime direct?) Beispiele creuser, raffraichir, dorer u. a. als kausative; frägt nun wohl irgend ein Mensch hier: wohin?

S. 122. Einige objektive oder objektiv gebrauchte Verben, z. B. devenir u. a. Wo wird denn devenir objektiv gebraucht?

S. 131. Hier erscheinen endlich Adverbialsätze, von denen die Eintheilung S. 84 gar nichts weiß.

Alles Weitere wird sehr kurz abgehandelt, wie wir dies auch bei vielen, das Buch sonst erfüllenden Bemerkungen gefunden haben.

Wir können nicht umhin, geradezu auszusprechen, daß der vorliegende Versuch, die Becker'sche Anschauung auf den Unterricht im Französischen anzuwenden, durchaus verfehlt erscheint. Wir thun dies mit Bedauern, denn es hätte uns Freude

gemacht, eine gelungene Arbeit dieser Art vor uns zu sehen, weil es an eigentlich wissenschaftlichen Sprachlehren für neuere Sprachen immer noch mangelt.

Gestehen aber wollen wir, daß wir das Becker'sche System, oder, wenn man lieber will, seinen Organismus der Sprache nicht für geeignet halten, dem Unterricht in romanischen oder halbromanischen Sprachen als Grundriß zu dienen, wie wir überhaupt nicht glauben, daß ein Sprachbau mit Erfolg auf dem Grundriß einer andern, dem Geiste nach verschiedenen, errichtet werden könne. Der bisherige lateinische Kram hat schon beim Studium der griechischen Sprache aufgegeben werden müssen, und ist bei neuern Sprachen mit Recht gänzlich verlassen worden. Für ihn aber wieder einen andern gleichmäßigen Zuschnitt zu erfinden, erscheint uns als eine Versündigung an dem Sprachgeiste. Man gehe lieber daran, jede Sprache nach ihrem eigenen Organismus darzustellen, und thue das für andere, was Becker für unsre Muttersprache geleistet hat.

J. M. Jost.

---

1. Englischer Liederschatz, herausgegeben von Karl Elze. Dessau bei M. Katz. 1851.
2. Albion und Erin, in Liedern; herausgeg. von Victor v. Arentsschild. Mainz bei V. v. Zabern. 1851.

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß in der neueren Zeit das Studium der englischen Sprache immer mehr Freunde findet, und jeder neue Beitrag, welcher dasselbe wahrhaft fördern kann, verdient deshalb an diesem Orte Berücksichtigung. Ref. kann die beiden obigen Werke freudig begrüßen und sie den Lesern dieser Zeitschrift bestens empfehlen. Herr Elze giebt einen stofflich geordneten Abriß der gegenwärtigen lyrischen Welt- und Lebensanschauung der Engländer und Anglo-Amerikaner; die wirklich geschmackvoll ausgewählten herrlichen Lieder sind unter folgende Abschnitte vertheilt: Vaterland und Heimath, Welt und Natur, das Leben, die Liebe, Episches. In einem Anhange finden wir noch eine ziemlich lange Reihe von Gedichten, welche aus dem Deutschen ins Englische übertragen sind, und endlich kurze Nachrichten über die Verfasser der in der Sammlung enthaltenen Dichtungen.

Das Werk des Hrn. von Arentsschild enthält eine Auswahl aus den besten Gedichten von Th. Moore, Byron, Burns, Shelley, Campbell und Thomson, nebst sieben größern Stücken aus Percy's Reliques Die einzelnen Stücke sind nach den Verfassern geordnet; dem Englischen steht immer die deutsche Uebersetzung gegenüber, welche von Hrn. A. im Versmaße des Originals wiedergegeben ist. Einzelne Härten abgerechnet, ist die Uebersetzung bei großer Treue recht fließend, und läßt durch ihre Lieblichkeit das Original oft vergessen.

Die Ausstattung beider Werke ist sehr schön und sie eignen sich ganz vorzüglich zu Geschenken.

Französische Sprachlehre. I. Cursus. Von J. P. Heyl. Coblenz bei J. Hölscher. 1851.

Dieses kleine Büchlein, welches nur 75 Seiten umfaßt, ist von dem Verf. für die untere Klasse einer Realschule bestimmt; es giebt auf den ersten 12 Seiten ganz kleine kindliche Erzählungen mit Interlinearübersetzung, denen sich verschiedene kurze Aufgaben in Fragen anschließen, welche zugleich passende Winke über den Gebrauch des Buches geben. Nachdem die Schüler auf diese Weise recht praktisch in die Sprache eingeführt sind, die Leseregeln gelernt, und einen ziemlichen Vorrath von Wörtern und Wendungen erworben haben, folgen die Paradigmen und Regeln der Formenlehre über die einzelnen Redetheile. Warum auch diese Regeln in die

Form von Fragen und Antworten gebracht sind, begreift man nicht recht, und es scheint, daß hier im Allgemeinen ein gut Theil Raum hätte gespart werden können. Von S. 36 bis zum Schlusse schließen sich hierauf deutsche und englische Uebersetzungsaufgaben an, von denen mehrere auch dialogische Form haben, und die wohl geeignet erscheinen, die Schüler gut in die Sprache einzuführen und die grammatischen Regeln in zweckmäßiger Weise zu befestigen.

The bride of Messina, translated into English by J. Towler. Carlsruhe bei Bielefeld. 1850.

Wir empfangen hier von einem Mitgliede des St. John's College in Cambridge eine recht gelungene Uebersetzung der Schiller'schen Tragödie, auf welche wir mit Vergnügen die Leser dieser Zeitschrift aufmerksam machen. Der Verf. ist beider Sprachen vollkommen mächtig; er hat das Original so getreu und richtig übersetzt, und die englische Diction hat solchen Schwung, daß man das Werk mit wahrem Vergnügen liest. Das Versmaß ist genau wiedergegeben, und es könnte höchstens etwa nur gerügt werden, daß dem Verf. bei seinen fünffüßigen Jamben an einigen wenigen Stellen (wie gleich in der zweiten Zeile zu Anfang) ein Fuß zu viel mit unterläuft.

Englisch-deutsche Handels-Correspondenz. Von A. Pineas. Crefeld, bei C. M. Schüller. 1851.

Neben den Handbüchern von Hodgkins, Anderson, Flügel u. A. m. kann auch das vorliegende bestens empfohlen werden, und es hat insofern noch einen Vorzug vor allen andern derartigen Büchern, daß es abwechselnd einen englischen Brief zur Anschauung und gleich nachher einen deutschen zum Uebersetzen vorlegt. Die Briefe sind sehr mannigfaltig und gut stilisirt, und ein Anhang giebt zugleich über die schwierigsten Wörter und technischen Ausdrücke die erforderliche Belehrung.

Lehrbuch für den elementaren Unterricht in der Englischen Sprache. Von J. Fölsing. Berlin 1851. Bei Th. Ch. F. Enslin.

Das rühmlich bekannte Elementarbuch des verstorbenen Fölsing, welches in methodischer Hinsicht viele Vorzüge hat, erscheint hier bereits in der sechsten Auflage, und man kann daraus mit Grund schließen, daß es sich viele Freunde erworben hat. Der neue Abdruck bringt keine Veränderungen, welche das Buch wesentlich von der dritten Aufl. unterscheiden, und sie würden auch wohl etwas mißlich sein, wenn man nicht bedeutend reformiren will.

Der deutsche Dichterwald. Herausgeg. von O. L. Gruppe. 3 Thle. Berlin, G. Reimer 1849.

Wir haben es in dem vorliegenden Werke nicht mit leichter Meßwaare und Fabrikarbeit, die ihrem wohlverdienten Makulaturschicksale nicht zu entgehen pflegt, sondern mit einer Arbeit, die eben sowohl von dem tiefen Bestreben des Herausgebers zeugt, als sie geeignet ist, einem gemeinsamen Verlangen in dem kernhaften Theile unserer deutschen Nation zu genügen. Dieses Verlangen, jenes Bestreben

treffen in dem Punkte zusammen, um welchen sich in den letzten Jahren die entflammte Begeisterung jedes edlen Deutschen, bald hoffnungsvoll, bald verzagend, drehte: daß die reiche Kraft, die tiefe Innerlichkeit des deutschen Volkes von den beengenden Schranken politischer Selbstsucht befreit werde und sich an dem Bewußtsein einheitlicher Größe würdig emporheben möge.

Diese Sammlung bringt aus Deutschlands Süden und Norden, von allen Bruderstämmen seiner Bewohner die Klänge der deutschen Lyra in ihren mannigfaltigsten Ausdrucksweisen. Sie beginnt in ihrem ersten Theile mit Martin Opitz, und das mit Recht. Denn da sie, wie sich der Herausg. in der Vorrede ausdrückt, „nicht für eine bevorzugte Klasse, nicht für eine besondere Bildungsstufe, sondern für das gesammte Volk" bestimmt ist, so konnten die Blüthen des 13. Jahrhunderts, der Formschwierigkeiten wegen, die sie darbieten, nicht berücksichtigt, und nur die Entwickelung und Entfaltung unserer zweiten Blüthenperiode ins Auge gefaßt werden. Opitz aber hat das unbestrittene Verdienst, das schwach geahnte, vielgesuchte Wort des Räthsels in seiner „deutschen Poeterei" ausgesprochen und dadurch auf die Gestaltung der neueren Poesie tief eingewirkt zu haben. Ihm reihen sich würdige Gestalten, wie Flemming, Dach, Paul Gerhard rc. an, welchen sodann Albr. v. Haller mit Kleist, Gellert, Gleim rc. rc., ferner Klopstock, Lessing, Wieland rc. rc. folgen, jeden derselben durch die mitgetheilten Gedichte in seiner Eigenthümlichkeit vorführend. In dem zweiten Theile sammeln sich um die beiden Brennpunkte unsers Dichterhimmels, Goethe und Schiller, verwandte und nicht verwandte Geister in reicher Mannigfaltigkeit. Im dritten endlich klingt das vaterländische Lied in mächtigen Tönen von Arndt, Körner, Schenkendorf, Uhland u. A., und führt uns die neuesten Dichter in so reichhaltiger Weise vor, wie wir sie in Sammlungen dieser Art bisher noch nicht angetroffen haben. **Fr.**

Schiller und sein Väterliches Haus. Von Ernst Julius Sauppe, Subconrector am Gymnasium zu Gera. Leipzig, J. J. Weber. 1851. 8.

Diese kleine und anmuthige Schrift enthält die Lebensabrisse von Schillers Eltern und seinen drei Schwestern, Christophine, Louise und Nanette, mit der Bestimmung, den Dichter durch einfache Darstellung seiner Beziehungen zum Vaterhause als Sohn und Bruder zu verherrlichen. Die Lebensskizzen stützen sich auf die allgemein als zuverlässig anerkannten Quellen, und es muß dem Verf. zum Ruhme nachgesagt werden, daß ihm nichts von nur einiger Bedeutung entgangen ist. Um einen sichern Faden zu haben, an den sich das Uebrige leicht anreihen ließe, sind in das Lebensbild des Vaters die wichtigsten Momente aus des großen Sohnes Leben eingefügt, so daß in den folgenden Bildern auf dieselben verwiesen werden kann. Die bescheidenen Ansprüche, mit denen das Buch auftritt, erwecken von vornherein ein günstiges Vorurtheil für dasselbe, und jeder Leser wird einräumen, daß der Verf. seine Forderungen befriedigt hat. Indem aber die Familie nicht als ein Ganzes, sondern in ihren einzelnen Gliedern geschildert ist, hat sich allerdings der Uebelstand herausgestellt, daß, und zwar namentlich in den beiden ersten Skizzen, des Vaters und der Mutter, manche Wiederholungen vorkommen. Diese würde der Verf. vermieden haben, wenn er den Familienkreis als Ganzes uns vorgeführt hätte, und diese Anordnung lag um so näher, als es ihm weniger darauf ankam, den Vater, die Mutter und die Schwestern des Dichters uns vorzuführen, als Schiller selbst nach seinen Beziehungen zum Vaterhause.

Herford. **Hölscher.**

Klopstock in Zürich im Jahre 1750—51. Von J. C. Mörikofer. Zürich und Frauenfeld, Beyel. 1851.

Wir erhalten in dieser kleinen Schrift einen sehr anziehenden Beitrag zur Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Der Verf. bietet uns aus bisher zum großen Theil unbekannten Quellen ein Bild des Jünglings Klopstock, welches von dem, welches wir bis jetzt hatten, bedeutend abweicht. Ueber den Aufenthalt Klopstocks in Zürich hatten wir bisher nur wenige Nachrichten; sehr gering ist das, was Cramer in seinem großen panegyrischen Buche über Kl. 2. Thl. S. 360 ff. mittheilt, etwas mehr wußten wir aus einzelnen Briefen. Man dachte sich meist Klopstock dort ein so ideales Leben führend, wie er es in seinen Jugendgedichten feiert, und den Meisten war von der ganzen Zeit nur die herrliche Ode auf den Zürchersee bekannt.

Die erste Bekanntschaft Bodmers mit Kl. wurde durch die handschriftliche Mittheilung des 2. Gesanges des Messias durch Gärtner veranlaßt, da schon drei Gesänge gedruckt waren, ohne großes Aufsehen zu machen (vgl. Hagedorn in den Briefen an Bodmer, herausgegeben von Stäudlin S. 86. Heß das., S. 114. 141) und Hagedorn eine Verwendung für Kl. abgelehnt hatte; Bodmer aber war gleich dadurch aufs Höchste begeistert und machte Heß in Altstetten zum Theilnehmer an dieser Begeisterung (s. Heß a. a. O. S. 101. 109). Hierauf schrieb von Langensalza aus Kl. an Bodmer 1748, 10. Aug., und entdeckte ihm seine Liebe zu Fanny und bat ihn um eine Verwendung beim Prinzen von Oranien wegen eines Jahrgehalts. Nun ist B. aufs Höchste für Kl. angefeuert. Er schrieb sogar einen Brief an Fanny, in dem er sie um ihre seelenvolle Theilnahme für den Dichter bittet, damit das große Werk vollendet werde. Diesen Brief übergab aber Kl. nicht, doch enthüllte er sich ganz seinem Bodmer, der seine platonische Liebe nicht begreifen konnte. B. fuhr indessen fort, nach allen Seiten hin thätig für Kl. zu sein, ins Französische, Italienische sollte der Messias übersetzt werden, und er bewog Heß zu einer Schrift für das Gedicht. So wirkte er allein für Kl., er wurde eigentlich der Evangelist des Messias (so nennt ihn Kl. bei Stäudlin, S. 184), während dessen Ruhm noch immer zweifelhaft war, und Kl. dankbar feierte ihn brieflich als seinen Lehrer, und in einem Nachtrage zu der Freundschaftsode (an Ebert), der später wieder ausgemerzt wurde. Indessen war B. auch ein Schüler Klopstocks geworden, er dichtete, voll Begeisterung für den idealen Naturzustand der patriarchalischen Zeit, seine Noachide, der freilich die Glaubenskraft der Messiade abgeht und die nun schon längst vergessen ist. Da sie den erwarteten Beifall in Norddeutschland nicht fand, so hoffte B. an Kl. einen theilnehmenden Freund zu finden, er lud ihn daher 1749 im Frühjahr zu sich ein. Klopstock nahm das Anerbieten mit Dank an, doch hielt ihn noch immer die Liebe zu Fanny zurück (vgl. Briefe an Bodmer S. 180, in welcher Sammlung leider keine gute Ordnung ist). Die Sehnsucht Bodmers wuchs immer mehr, sie feuerte ihn sogar zu einem Gedicht: „Verlangen nach Klopstocks Ankunft," an, das hier S. 36 ff. zum ersten Male mitgetheilt ist, und worauf sich Kl. in der Ode an den Zürchersee bezieht. Die Briefe zwischen Beiden sind meist in einem hohen Stile geschrieben, doch nicht durchweg, wie der Brief vom 12. April (bei Stäudlin, S. 183) zeigt, der mit dem Briefe Klopstocks an Schultheß stellenweise wörtlich übereinstimmt und von Hrn. M. übersehen worden ist. Endlich brach Kl. mit Sulzer und Schultheß auf. Von seiner Reise schrieb er öfters an seine deutschen Freunde und Bodmer (vgl. Klamer Schmidt: Klopstock und seine Freunde 1810). Am 23. Juli 1750 kam er in Zürich an; mit seinem anmuthigen, vornehmen, lebendigen Wesen brachte er in Bodmers stilles Haus eine neue Ordnung und wurde schnell in das gesellige Treiben hineingezogen; er besuchte sogleich Heß in Altstetten, und die berühmte Fahrt auf dem Zürchersee fand schon am 30. Juli statt. Bei derselben spielte die Hauptrolle Dr. J. Casp. Hirzel, der Stifter der helvetischen Gesellschaft; außerdem nahmen Theil dessen Bruder Salomon Hirzel, Rudolf Werdmüller, Buchhändler Salomon Wolf, Kaufmann Schinz, alle drei schriftstellerisch bekannt, Pfarrer Schinz, Hartmann Rahn, später Klopstocks Schwager, Keller von Goldbach; außerdem fünf Frauen und vier Mädchen, unter denen

die Schwester von H. Schinz von Kl. am meisten gefeiert wurde. Hirzel beschrieb die Fahrt (im helvetischen Kalender f. 1796). Kl. las auf der Fahrt eine Stelle des 5. Gesanges des Messias den entzückten Begleitern vor, und darnach die Verse 619—889 des 4. Gesanges, dieselben Verse, durch die er schon in Magdeburg entzückt hatte (s. Brief an Fanny bei K. Schmidt I, S. 30); er riß durch seine Dichtung wie durch seine geselligen Talente hin; man trank auf die Gesundheit der „göttlichen" Schmid; Kl. sang Hagedorn'sche Lieder, es wurde gescherzt und geküßt. Gleich enthusiastisch berichtete über die Fahrt Kl. an Schmid (bei Kl. Schmidt I, S. 102 ff.). Am folgenden Tage veranstaltete Bodmer eine Zusammenkunft mehrerer Freunde in Winterthur, wo man acht Tage zusammenblieb und Kl. seine Ode auf den Zürchersee und die Ode an Bodmer vorlas; dennoch fühlte sich B. immer weniger von Kl. befriedigt, der ihm zu wenig mit seinen gelehrten Freunden, namentlich mit Breitinger, verkehrte und zu viel mit den Jünglingen, über seinen Noah stumm blieb und an dem Messias nicht fleißig arbeitete; vergebens suchte er durch seine Freunde Pfarrer Heß und Dr. Zellweger in Trogen Kl. von seinem Wege abzubringen. Zugleich kam an Kl. die Einladung nach Kopenhagen mit Aussetzung einer Pension.

Nach einem Monate siedelte Kl. in das Haus seines enthusiastischen Verehrers, des jungen Hartmann Rahn, über, für dessen Taffetdruckerei er die Dessins zu revidiren unternommen hatte, um seine ökonomischen Verhältnisse zu verbessern (s. auch den Brief Klopstocks an Fanny bei Kl. Schmidt I, S. 126). B. äußerte sich sehr ungehalten über dies unruhige, nach seiner Meinung ausschweifende, leichtsinnige Leben Klopstocks an Zellweger, so sehr er auch sein Gedicht bewundert; er fand ihn groß in seinem Gedichte, klein in seinem Leben (doch blieb Kl. gegen die Erhabenheit der Schweizer Natur nicht so kalt, wie der Verf. andeutet, s. Kl. Schmidt I, S. 92. 96), und konnte ihm am wenigsten seinen Umgang mit jungen Frauenzimmern verzeihen. Er wurde ihm immer mehr entfremdet und forderte endlich ein ihm gemachtes kleines Darlehen zurück. Dies erbitterte Kl. und er schrieb einen hitzigen Brief an Bodmer. Darüber entstand ein Zwist, der sich unter die beiderseitigen Freunde verbreitete und weiter bekannt wurde (Klopstocks Brief an Gleim bei Kl. Schmidt S. 200, ist von dem Verf. nicht beachtet) und Bodmern zu mehrfachen Aeußerungen des Mißfallens über Klopstocks studentisches Leben veranlaßte, bis ein Brief des Berliner Hofpredigers Sack, der auf ihn einen großen Einfluß hatte (s. Kl. Schmidt I, S. 28. 33), Kl. veranlaßte, Bodmern wieder aufzusuchen. Versöhnt (s. Klopstocks Brief an Gleim bei Kl. Schmidt I, S. 256) schieden sie. Mitte Februar 1751 verließ Kl. Zürich.

Der briefliche Verkehr mit den dortigen Freunden von Kopenhagen aus war nicht lebendig, und wie sehr auch Bodmer den Sänger des Messias fortwährend hochachtete (s. Bodmer in dem Gedichte bei Stäudlin, S. 324), konnte er ihm doch auch später alles was nach erotischer Poesie schmeckte, nicht verzeihen (s. die vom Verf. übersehenen Briefe Schmidts an Gleim bei Kl. Schmidt I, S. 314, Wielands an Bodmer bei Stäudlin S. 220. 232 ff.); Rahn allein zog Kl. mit sich nach Kopenhagen, nachdem sich derselbe mit Klopstocks Schwester Johanna in Langensalza verlobt hatte. Rahns Seidenfabrik, zu der ihm der König von Dänemark beträchtliche Summen gegeben, hatte einen schlechten Erfolg, er kehrte später nach Zürich zurück und wurde seinem Schwager entfremdet, er starb bei seinem Schwiegersohn Fichte in Jena. Seines Aufenthalts in der Schweiz gedachte Klopstock immer mit Vorliebe, er fühlte, daß er dort zuerst mit dem Leben bekannt geworden und aus seiner düstern Schwermuth errettet sei, sein Züricher Aufenthalt wirkte auf die Vorliebe der Schweizer für die schönen Wissenschaften, namentlich für die deutsche Literatur, sehr vortheilhaft ein.

Herford. **Hölscher.**

Dictionnaire des Antonymes ou Contremots. Ouvrage fondé par les écrivains classiques, destiné à la jeunesse et aux écrivains français par **Paul Ackermann.** Paris et Berlin, Dümmler.

Herr P. A., Mitglied der Pariser Gesellschaft für Sprachkunde, welcher sich schon früher durch die Herausgabe mehrerer werthvoller, theils eigenen theils fremden Arbeiten über die Sprache überhaupt und die französische ins Besondere rühmlich bekannt gemacht hat, veröffentlicht in der vorliegenden Schrift ein Bruchstück eines umfassenderen Werkes, dessen Erscheinen er von der Aufnahme abhängig macht, die das hier zur Probe mitgetheilte Fragment erfahren wird. Die sehr gut geschriebene „Introduction" (XVI p.) gibt über die Motive, durch welche er zu seinem Unternehmen bestimmt worden ist, sowie über die Zwecke, die er durch dasselbe zu erreichen hofft und den der Arbeit zu Grunde liegenden Plan näheren Aufschluß. Wir wollen die wesentlichen Punkte dieser Erklärung herausheben und mit einigen Bemerkungen begleiten.

Die außerordentliche Klarheit, welche die französische Sprache vorzugsweise charakterisirt, ist, so meint Herr A., die Wirkung der großen Bestimmtheit (précision), durch welche sich dieselbe vor allen übrigen Idiomen Europa's auszeichnet. Bestimmtheit aber werde in jeglicher Sache dadurch erreicht, daß man sie möglichst strenge und genau begrenze und alles dasjenige von ihr ausschließe, was nicht zu ihr gehöre. Denn es sei leicht einzusehen, daß sie eben dann als das, was sie ist, hervortreten müsse, wenn sie von dem, was sie nicht ist, durchgreifend gesondert werde. Aus diesen Prämissen, deren theilweise Richtigkeit Niemand in Abrede stellen wird, schließt nun der Verf. weiter, daß das sicherste Mittel, zu einer genauen und präzisen Definition der Begriffe zu gelangen, darin bestehe, daß man ihnen diejenigen Ausdrücke entgegenstelle, welche ihren eigenthümlichen Inhalt in negativer Weise wiedergeben (qui ont une signification négative de leur sens). Es komme eben nur darauf an, den Begriff von seinen sämmtlichen Verneinungen zu befreien, damit die besondere Bestimmtheit desselben klar und deutlich erkannt werde. Denn die Beseitigung der Negationen führe nothwendig zur vollständigen Erfüllung der Position, zu dem auf Einsicht beruhenden Verständnisse der Wahrheit (à la connaissance réfléchie de la vérité).

Man sieht, Herr A. ist gleich der überwiegenden Mehrzahl seiner philosophisch gebildeten Landsleute noch ein gläubiger Bekenner der alten logischen Doktrin und hält daher die Taschenspielereien derselben noch immer für verehrungswürdige Mysterien voll geheimer Kraft und außerordentlicher Wirkungen. Was er hier anpreist, ist das bekannte Experiment der Denkkünstler, durch welches sie die überaus schwierige Aufgabe der genauen und vollständigen Begriffserklärung mit seltener Leichtigkeit und wunderbarer Geschwindigkeit zu lösen pflegen. Doch ist die Beschreibung desselben nicht ganz exact; der Verf. sagt kein Wort von der wichtigsten unter den Manipulationen, durch welche es zu Stande kommt, von der Aufstellung nämlich des sogenannten höheren oder Gattungsbegriffes. Er stellt die Sache so dar, als ob es lediglich auf die Entgegensetzung und Absonderung der verwandten, aber zugleich unterschiedenen Artbegriffe ankomme. Wenn aber selbst die vollständig durchgeführte Operation die von ihr gehoffte Wirkung auf keine Weise haben kann, es sei denn daß der Schein für die Wahrheit genommen wird oder die letztere schon im Voraus bestimmt ist, so läßt sich von ihrer theilweisen Anwendung noch weniger erwarten. In der That ist nicht abzusehen, wie ein Begriff durch die bloße Zusammenstellung mit seinen Negationen *seinem Inhalte nach* deutlich werden könne. Denn die Voraussetzung, auf welche sich diese Annahme stützt, daß man eine Sache kenne, wenn man wisse, was sie *nicht* sei, ist offenbar falsch. Wie genau auch ihre Grenzen nach allen Seiten hin bestimmt werden mögen, sie umschreiben doch immer nur ihren *Umfang*, während der Inhalt vor wie nach im Dunkel bleibt. Niemand wird sich einbilden, den Begriff des Schönen zu verstehen, weil er in Erfahrung gebracht hat, daß das Häßliche die Negation dessel-

ben sei und — um ein Beispiel des sogenannten conträren Gegensatzes zu geben — wird das Wesen der Wärme darum deutlicher erkannt, weil man weiß, daß sie von der Hitze zu unterscheiden ist?

Es ist keine Frage: die Wirkung, welche Herr A. von der antithetischen Verknüpfung der Wörter und Begriffe erwartet, kann durch dieselbe nicht hervorgerufen werden und insofern steht seine Arbeit, die auf dem soeben entwickelten logischen Prinzip als ihrem Fundamente ruhen soll (p. IV), unleugbar auf schwachen Füßen. Ist es aber auch ein Irrthum, daß durch den Gegensatz, in welchen sie gestellt sind, die Glieder desselben unmittelbar verständlich werden, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die antithetische Zusammenstellung der Begriffe das Verständniß jedes einzelnen von ihnen in mehr als einer Beziehung zu fördern geeignet ist. Die allgemeine Kraft des Contrastes macht sich auch in diesem besonderen Falle geltend. Er hebt jedes seiner Glieder nachdrücklich hervor und rückt es dem Betrachter mit einer gewissen zudringlichen Unverschämtheit vor die Augen; man kann nicht umhin, es scharf zu fixiren, und da sich die Aufmerksamkeit auf alle einzelnen Punkte mit gleicher Stärke heften muß, so wird die genaue, eindringende Vergleichung derselben zur unmittelbaren Nothwendigkeit. Zugleich fordert jeder Gegensatz seine Lösung, drängt über sich hinaus zum Erfassen der Einheit, welche ihm zu Grunde liegt, und führt eben hierdurch zur Erkenntniß des wahren, wesentlichen Inhaltes seiner einzelnen Glieder. Indirect also und auf mittelbare Weise wird die Wortantithese allerdings die Begriffsbestimmung in hohem Grade fördern und erleichtern können. Es ist daher auf alle Fälle gewiß, daß die Zusammenstellung der Begriffe mit andern, welche sich zu ihnen gegensätzlich verhalten, zur Verdeutlichung derselben wesentlich beiträgt, und muß deßhalb der Versuch einer methodischen und systematischen Anwendung dieses Verfahrens für die Lexikologie für vollkommen gerechtfertigt gehalten und durchaus willkommen geheißen werden. Die Anerkennung, welche ihm gebührt, wird um so größer sein müssen, da er ein ganz neuer ist. Denn mit Recht sagt der Verf.: les lexicographes et les synonymistes ont quelquefois éclairci le sens d'un mot en le rapprochant de son contraire; mais toujours rarement et par accident (p. IV). Es gilt das selbst von den Wörterbüchern der altklassischen Sprachen, wiewohl in diesen, namentlich in denjenigen, welche für die Schule bestimmt sind, die Zweckmäßigkeit des in Rede stehenden Verfahrens durch eine ausgedehnte Anwendung desselben praktisch mehr und mehr anerkannt wird.

Uebrigens ist Herr A. keineswegs einzig und allein durch das im Grunde rein wissenschaftliche Interesse an der Beförderung und Erweiterung der richtigen Einsicht in den Inhalt der Begriffe zu seinem Unternehmen bestimmt worden. Als echtes Kind seiner Heimat weiß er es auch mit dem Ruhm und Glanz der großen Nation in einen genauen Zusammenhang zu bringen. Das Wörterbuch der Antonyma soll nicht bloß der Wissenschaft, sondern zugleich dem nationalen Ehrgeize dienen. — Die Klarheit und scharfe Bestimmtheit, welche der französischen Sprache eignen, sind, so glaubt der Verf., die Ursache gewesen, daß gerade sie, vor allen übrigen Idiomen des civilisirten Europa, geeignet erschien, zur allgemeinen Sprache der höheren Gesellschaft und der Diplomatie erhoben zu werden. Jene ausgezeichneten Eigenschaften aber, welche ihr namentlich durch die Bemühungen der Schriftsteller der sogenannten klassischen Periode gesichert worden sind, drohen in jüngster Zeit in Folge der Bestrebungen der mit J. J. Rousseau beginnenden „romantischen Richtung" mehr und mehr verloren zu gehen, wodurch denn natürlich auch der Fortbestand des entschiedenen Vorranges, den sie bis dahin behauptet hat, ernstlich gefährdet wird. Es versteht sich von selbst, daß der patriotische Franzose einem solchen nationalen Unglücke mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln vorzubeugen bestrebt ist. Auch das Wörterbuch der Antonyme kann, der Ansicht des Herrn A. zufolge, in dieser Hinsicht treffliche Dienste leisten. Denn c'est surtout par l'art, avec lequel ils ont su opposer les mots les uns aux autres, que ces écrivains (de l'époque classique) ont atteint le degré merveilleux de clarté et de précision, qu'on remarque dans leurs écrits (p. IV). Indem sie die einzelnen Begriffe in antithetische Verbindung brachten, gelang es ihnen, sie

auf das Schärfste von einander zu unterscheiden und ihren eigenthümlichen Inhalt möglichst genau zu bestimmen. Durch diese antithetischen Wortverknüpfungen, welche so ziemlich alle sprachlichen Ausdrücke umfassen, haben sie den gesammten Wortschatz der Sprache und damit auch diese selbst (?) logisch fixirt. — Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen das Dictionnaire des Antonymes ein höchst passendes Lehrbuch der Sprache abgeben muß, vorausgesetzt daß es, wie dies bei dem vorliegenden Fragmente der Fall ist, seinen Inhalt lediglich aus den Schriftstellern der klassischen Epoche entnimmt. Indem es über die wahre und eigentliche Bedeutung der Worte, wie dieselbe von den logischen Gesetzgebern der Sprache festgestellt worden, genauen und sicheren Aufschluß ertheilt, setzt es in den Stand, jeden Ausdruck in seinem reinen, unverfälschten Sinne anzuwenden. Weil aber eben auf der scharfen Unterscheidung und dem fehlerlosen Gebrauche der Worte die Klarheit und Präzision der Sprache beruht, wird es mit seiner Hülfe möglich werden, dieser die eigenthümlichen Vorzüg: zu bewahren, welche ihr die Schwindeleien und Extravaganzen der Romantik zu rauben drohen.

Man sieht, Herr A. gehört zu der in Frankreich immer noch zahlreichen Klasse von Leuten, die sich mit dem revolutionären Charakter der neuern Literaturrichtung nicht befreunden mögen und die wachsende Geltung derselben durch ein zähes, unbedingtes Festhalten an den Ueberlieferungen einer abgelaufenen Periode hemmen zu können meinen. Er vertritt die Reaktion des Klassizismus, welche dem raschen, sich überstürzenden Fortschritte der Romantik gegenüber allerdings mit Nothwendigkeit hervortreten mußte, auf dem Gebiete der Lexikologie, wie sie von Anderen auf dem der Poetik und Grammatik verfochten wird. Während man sich hier gegen die neuen, allen traditionellen Satzungen Hohn sprechenden poetischen Formen und syntaktischen Wendungen ereifert, weist unser Verf. die Freiheiten im Wortgebrauch, welche sich die neueren Schriftsteller, theilweise allerdings lediglich durch ein ganz willkürliches Belieben bestimmt, herausnehmen, mit zorniger Verachtung zurück. Il faudrait faire justice de ces misérables et funestes altérations logiques (p. X. n.). Es steht wohl zu erwarten, daß dieser klassische Purismus, wo er sich auch zeigen mag, seinen Zweck verfehlen wird, wenngleich jeder Unbefangene zugeben muß, daß derselbe insofern wohlthätig wirkt, als durch ihn dem nicht selten maß- und gesetzlosen Neuerungstriebe der romantischen Richtung ein wünschenswerther Zügel angelegt wird. Doch es ist hier nicht der Ort weder zu einer Rechtfertigung der Romantik, noch zu dem Nachweise, daß und warum die mit den Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung in schroffem Widerspruch stehende Restitution des Klassizismus nicht gelingen kann. Ebensowenig wollen wir uns dabei aufhalten, die übertriebene Werthschätzung der antithetischen Wortverknüpfungen, welche beim Verf. zu Tage tritt, auf das richtige Maß zurückzuführen, und den Wahn, daß eine lebende Sprache in irgend einer Periode ihres Daseins den höchstmöglichen Grad der Klarheit erreicht haben könne (s. p. X), in seiner Nichtigkeit aufzuzeigen. Auch wird es nicht nöthig sein, speziell darzuthun, daß die bitteren Klagen des Verf. über den drohenden Verfall der Sprache und die sich daran knüpfenden herben Vorwürfe, welche er gegen die vermeintlichen Urheber schleudert, der zureichenden Begründung entbehren (p. XI). Dagegen verdient hervorgehoben zu werden, daß durch die Einrichtung, welche Herr A. in Folge seiner irrigen Voraussetzungen und phantastischen Hoffnungen dem Buche gegeben hat, dieses, abgesehen von seinem nächsten lexikologischen Zwecke, einen gewissen historischen Werth erhält.

Wir sagten schon, daß der Verf. seinen Stoff ausschließlich aus den Schriftstellern der klassischen Periode, die ihm mit Descartes und Corneille beginnt und mit Voltaire schließt, entnehme. Er gibt uns somit Gelegenheit, die prononcirte Neigung zu antithetischen Verknüpfungen, welche, wenngleich sie als ein wesentliches Moment des französischen Geistes auch in den Schriftwerken der älteren wie der neuesten Zeit keineswegs fehlt, sich doch in der in Rede stehenden Periode mit besonderem Nachdrucke geltend macht, aus einer Menge von Belegen kennen zu lernen. Zugleich erhalten wir über die Bedeutung, in welcher die verschiedenen Wörter von den tonangebenden Schriftstellern einer bereits abgelaufenen Epoche

verwandt worden sind, mannigfache Aufschlüsse und eben damit Stoff und Antrieb, um den auch in der Umwandlung und Erweiterung des Wortgebrauchs sich manifestirenden Fortschritt des Sprachgeistes genauer zu verfolgen. Es versteht sich indeß von selbst, daß die auf diesem Wege zu gewinnende Kenntniß des Wortsinnes immer nur eine indirecte und unvollständige sein kann, da, wie schon oben bemerkt wurde, die antithetische Verknüpfung den begrifflichen Inhalt der Worte nicht an sich, sondern lediglich dem Umfange nach bestimmt.

Was nun den Begriff des Antonymums oder des Contremot angeht, so gibt Herr A. darüber folgende Erklärung: On sait que toute négation implique une affirmation, comme toute affirmation appelle une négation; c'est cette corrélation de l'affirmation et de la négation, qui forme la connexion des mots mis en antithèse dans nos exemples (p. XII). Demnach findet eine Antonymie überall da statt, wo zwei Wörter miteinander verbunden sind, von welchen das eine in seiner Beziehung auf das andere eine Verneinung desselben ausdrückt. Diese Verneinung aber kann verschiedene Grade der Stärke haben und darin liegt der Grund, daß auch bei der Antonymie mehrere und zwar genauer drei Stufen oder Arten zu unterscheiden sind. Die erste derselben ist die Correlation, sofern das Correlatum „den Anfang einer Verneinung" des Begriffes enthält, auf welchen es sich bezieht und dessen nothwendige Ergänzung bildet. Dies ist z. B. das Verhältniß von toutefois im Nach- zu bienque im Vordersatze. — Es ist nicht schwer einzusehen, daß hier eine Täuschung zu Grunde liegt. Der Begriff von toutefois negirt den von bienque durchaus nicht und wenn der Verf. meint, er enthalte wenigstens un commencement de négation, so hat ihn zu dieser Ansicht eben nur das leicht irreführende „Gefühl" verleitet (On sent que etc.). Daß die beiden Wörter an sich, d. h. abgesehen von ihrer Stellung im Satze, betrachtet, kein näheres Verhältniß zueinander haben, wie überhaupt zwei Begriffe mit verschiedenem Inhalte, bedarf keines weiteren Beweises. Aber auch da, wo durch sie zwei Satztheile auf einander bezogen werden, stehen nicht sie, sondern eben diese sich gegenseitig bedingenden Glieder des Satzes oder vielmehr die in ihnen ausgesprochenen Gedanken in einem antithetischen Verhältnisse. Streng genommen ist freilich auch diese Antithesis keine wahrhafte, weil der durch toutefois hervorgehobene Nachsatz keine eigentliche Negation des Vordersatzes enthält; der positive Inhalt des ersteren hebt den des letzteren nicht auf, sondern stellt nur die ausschließliche Geltung desselben in Abrede. Doch gibt grade dieser Umstand immerhin eine gewisse Berechtigung, das Verhältniß der durch toutefois und bienque verknüpften Satzglieder als das der Bejahung und Verneinung aufzufassen und ist es deßhalb erklärlich, wenn auch unter den an sich gegeneinander ganz indifferenten Partikeln ein gegensätzliches Verhältniß statuirt wird. — Weniger begreift sich, wie Herr A. die Correlation überhaupt auf die Antithese hat zurückführen mögen, da sie als solche mit dieser offenbar gar nichts gemein hat. Es ist freilich wahr, was der Verf. mit besonderem Nachdruck hervorhebt, daß sich die Glieder derselben gegenseitig ergänzen. Nur ist damit keine Negation des einen durch das andere und noch viel weniger ein wirklicher Gegensatz gegeben. Im Gegentheil, da jedes Glied das nothwendige Complement des anderen ist, durch dessen Hinzutreten es erst seinen wahren und vollständigen Inhalt gewinnt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie in ihrer Beziehung aufeinander als Bejahungen zu betrachten sind. Die entgegengesetzte Auffassung rührt wohl nur daher, daß jeder einzelne Faktor des hier in Rede stehenden Verhältnisses, eben weil er der Ergänzung bedarf, für sich betrachtet eine negative Seite offenbart und diese ihm selber anhaftende Negation fälschlich als eine Verneinung des ihn ergänzenden Gliedes angesehen wird. Von einem antithetischen Verhältnisse der correlativen Partikeln kann vollends im Allgemeinen gar keine Rede sein; es erregt billig Verwunderung, wenn der Verf. Correlata wie autant — autant, tantôt — tantôt etc. in die Reihe der contremots stellt.

Die zweite Stufe der Antonymie nennt Herr A. Opposition; sie tritt da ein, wo zwei Begriffe sich zwar als solche gegenseitig völlig ausschließen, zugleich aber durch die gemeinsame Beziehung zu einem dritten Begriffe miteinander genau

verbunden sind. Verf. hat hier, wie aus den in seiner Schrift mitgetheilten Proben ersichtlich ist, den relativen oder, wie die Logiker ihn nennen, den conträren Gegensatz im Auge, bestimmt denselben aber keineswegs genau und bedient sich zu seiner Verdeutlichung eines ganz unpassenden Beispiels. Er führt nämlich den Satz an: On leur disputera peutêtre quelque branche de l'autorité, presque jamais l'autorité entière, und meint nun, die beiden Begriffe brandn und entière höben sich zwar einerseits vollständig auf, ständen aber zugleich andererseits vermöge ihrer Beziehung auf autorité in einem innigen logischen Connexe. Man sieht indeß auf den ersten Blick, daß die dieser Bestimmung zu Grunde liegende Analyse des hervorgehobenen Satzes unstatthaft ist. Die beiden Begriffe, welche derselbe einander gegenüberstellt, sind nicht branche und entier, sondern branche de l'autorité und autorité entière und diese stehen, ganz ebenso wie branche und entière, wenn sie isolirt oder absolut gedacht werden, in einem contradictorischen Gegensatze. Die Verbindung, welche die beiden in Rede stehenden Begriffe mit dem dritten (autorité) eingehen, kann an ihrem ursprünglichen Verhältnisse nichts ändern, weil diese Beziehung, da der Begriff von autorité nur als zufälliges Accidenz an sie herantritt, ihren begrifflichen Inhalt auf keine Weise tangirt. In einem relativen Gegensatze aber können nur solche Begriffe stehen, welche ein und dieselbe Grundvorstellung in abweichenden Formen oder unter besonderen Modificationen ausdrücken, die also, während sie in ihrem wesentlichen, substantiellen Gehalt zusammentreffen, lediglich in den accidentellen Bestimmungen desselben auseinandergehen (z. B. acquérir — conserver oder unser er- und behalten).

Dem relativen oder conträren Gegensatze pflegt man bekanntlich den absoluten oder contradictorischen entgegenzustellen. Dieser ist es, welcher nach unserm Verf. die dritte Stufe der Antonymie, das Verhältniß des Widerspruchs, der contrariété, begründet. Denn der Widerspruch findet überall da statt, wo der eine Begriff die directe und vollständige Negation des andern enthält. Diese Bestimmung erweist sich freilich, wenn man sie mit der des Oppositionsverhältnisses vergleicht, als eine nur ungefähre. Doch ist das nicht die Schuld des Erklärers, sondern der zu erklärenden Sache, die keine präzise Definition zuläßt. Es kann nämlich streng genommen gar keinen absoluten Gegensatz zweier Begriffe geben, da jeder Gegensatz nothwendig die Einheit seiner Glieder voraussetzt, woraus von selbst folgt, daß er immer nur ein relativer sein kann. Indeß trifft es sich nicht selten, daß die einheitliche Grundlage das gegensätzlichen Verhältnisses noch nicht deutlich erkannt oder doch von der Sprache in keinem besonderen Ausdrucke fixirt ist, und daher, wenn sie näher bestimmt werden soll, entweder auf abstracte Weise durch einen entwickelten Gedanken oder durch die äußerliche Zusammenstellung der auf einander bezogenen Begriffe ausgedrückt werden muß. Wo dies der Fall ist, pflegen wir den Gegensatz als einen contradictorischen zu bezeichnen, z. B. bei Haß und Liebe, nah und fern 2c. Da sich derselbe aber, wie schon angedeutet wurde, von dem conträren Gegensatze prinzipiell und wesentlich nicht unterscheidet, vielmehr fortwährend auf dem Wege ist, in den letzteren überzugehen, gibt es nothwendig eine Reihe von unbestimmten Zwischenstufen, d. h. eine Menge von Wortpaaren, deren Verhältniß ebensowohl als ein relativ wie als ein absolut entgegengesetztes aufgefaßt werden kann. Wofür man sich in jedem einzelnen Falle entscheidet, das wird in der Regel einzig und allein von der subjectiven An- oder Scharfsicht abhängen müssen, indem der Eine auch da noch einen inneren Zusammenhang entdeckt, wo der Andere nur die durchgreifendste Verschiedenheit wahrzunehmen vermag.

Daß sich die beiden in Rede stehenden Klassen der Antonymie nicht scharf und bestimmt abgrenzen lassen und es eben darum an festen und sicheren Kriterien zur Unterscheidung derselben mangelt, ist auch Herrn A. nicht entgangen. Sowohl die ziemlich nichtssagende Bestimmung, daß der Widerspruch oder der contradictorische Gegensatz eine „weit stärkere" Negation enthalte, wie der conträre oder die Opposition, als auch das zum Voraus abgelegte Geständniß, daß er wahrscheinlich nicht selten den einen mit dem anderen werde verwechselt haben, weisen sehr deutlich darauf hin. Wir lassen dahingestellt, ob es nicht besser gewesen wäre,

wenn der Verf. eine Unterscheidung, welche prinzipiell nicht ausreichend begründet werden kann und in der praktischen Durchführung zu steten Zweifeln und Schwankungen Anlaß gibt, bei Seite gelassen und sich darauf beschränkt hätte, jedem einzelnen Worte alle die, mit welchen es in einem gegensätzlichen Verhältnisse steht, einfach hinzuzufügen, wobei dann der steigende Grad der Negation durch die Reihenfolge der verglichenen Ausdrücke verdeutlicht werden konnte.

In die drei angegebenen Abtheilungen fallen nun sämmtliche Antonyma, welche in der vorliegenden Schrift verzeichnet worden sind; ein vorgesetztes Cor., O. oder C. deutet an, unter welche Kategorie jedes von ihnen nach der Ansicht des Verf. zu subsumiren ist. Dabei muß indeß bemerkt werden, daß auch diejenigen Contraires, welche zu verschiedenen Wortklassen gehören (z. B. adoucir und dur), das Zeichen der Opposition vor sich haben, was unseres Erachtens Niemand billigen wird, der den für wesentlich gehaltenen Unterschied der Contraires und Opposés nicht durch die Rücksicht auf einen für diesen ganz gleichgültigen Nebenumstand verwischt sehen will. — Im Uebrigen ist die Einrichtung des Buches die folgende. Es enthält im Ganzen 1400 Nummern, von welchen jede in der Regel ein einziges, zuweilen auch mehrere Wortpaare darbietet. Diese folgen sich in alphabetischer Ordnung, die aber natürlich nur bei den in der Thesis stehenden Wörtern festgehalten werden kann; die Reihenfolge derer, welche in die Antithesis gestellt werden, ist, wie sich von selbst versteht, ganz von dem Inhalte der Thesis abhängig. Doch hat der Verf. durch ein der Schrift angehängtes Verzeichniß der betreffenden Ausdrücke dafür gesorgt, daß man sie leicht und bequem auffinden kann. — An die Zusammenstellung der antithetisch verknüpften Worte schließen sich dann, gewöhnlich unmittelbar, zuweilen aber auch erst nachdem eine kurze Definition der in Rede stehenden Begriffe vorausgeschickt worden, die, wie oben bereits bemerkt wurde, lediglich den Schriftstellern der klassischen Periode entnommenen Stellen, welche das gegensätzliche Verhältniß der eben vorliegenden Ausdrücke nachweisen und verdeutlichen sollen. Ihrer sind in der Regel mehrere; doch ist hin und wieder auch eine einzige für ausreichend gehalten worden; immer aber wird der Ort, von wo sie entlehnt wurden, genau bezeichnet, so daß es keine Schwierigkeit macht, sich die etwa wünschenswerthe Auskunft über den näheren oder weiteren Zusammenhang der einzelnen Worte durch Zurückgehen auf die Quellen selber zu verschaffen. In dieser Rücksicht lassen daher die mitgetheilten Belege nichts zu wünschen übrig; dagegen ist es sehr fraglich, ob sie, was ihren geistigen Gehalt angeht, nicht vielfach passender hätten ausgewählt werden können. Wir sind zu solcher Frage umsomehr berechtigt, da der Verfasser selber dem sachlichen Inhalte der von ihm ausgehobenen Stellen einen selbstständigen Werth beilegt.

Herr A. hat nämlich seine Schrift nicht bloß zu Nutz und Frommen der modernen Autoren, noch auch lediglich im Interesse der reifen Wissenschaft abgefaßt; sie ist nicht minder für die lernende Jugend und den Unterricht in der Schule bestimmt. Und allerdings läßt sich nicht leugnen, daß der letztere mannigfache Vortheile aus ihr ziehen kann. Die formell-logische Methode, den Inhalt eines Begriffs durch Vergleichung desselben mit anderen, von ihm unterschiedenen Begriffen aufzufinden, muß zwar dem gereiften Geiste unzulänglich erscheinen, ist aber zur Weckung und Schärfung der noch ungeübten Denkkraft ohne Frage in hohem Grade geeignet. Zugleich ist bekannt, daß die Bedeutung eines Wortes um so fester im Gedächtnisse haftet, je zahlreicher die Verbindungen sind, in welchen es aufgefaßt worden, und unterliegt es namentlich keinem Zweifel, daß eine umfassende Kenntniß der Ausdrücke, welche zu einander ein gegensätzliches Verhältniß haben, die Präsenz derselben im Bewußtsein wesentlich erleichtert. Das Entgegengesetzte weist immer und überall aufeinander hin; daher ist die Antithese eine stets gangbare Brücke, die von jedem einzelnen ihrer Glieder zu allen andern unmittelbar hinüberleitet. Man wird also die rasche Auffassung und feste Einprägung des Wortsinnes nicht wenig fördern, wenn man das einzelne Wort in Verbindung mit seinen Negationen kennen lehrt. Und dazu ist die vorliegende Schrift, falls sie mit Einsicht und Geschick benutzt wird, eine vortreffliche Handhabe. Denn finden sich auch unter den in ihr vorgeführten Antithesen manche, die als solche nicht aner-

kannt werden können und neben diesen andere, welche Jedermann geläufig sind und darum einer besonderen Hervorhebung nicht eigentlich bedürfen, so bietet sie doch auch nicht wenige, die keineswegs leicht zur Hand, wohl aber durchaus begründet und für den gedachten Zweck sehr brauchbar sind. Als ein fernerer, nicht gering zu schätzender Vorzug kommt hinzu, daß die Bedeutung der angeführten Worte nicht bloß allgemein bestimmt, sondern durch und in ihrer Anwendung in der Rede aufgezeigt wird. Es bedarf heut zu Tage keines Beweises mehr, daß das beste Lexikon wie die beste Grammatik die Sprache selber ist und die Bedeutung der Worte am schnellsten erkannt und am leichtesten festgehalten wird, wenn sie dem Schüler in concreten Beispielen entgegentritt. Nur kommt freilich Alles darauf an, daß diese Beispiele gut gewählt, d. h. namentlich demjenigen, für welchen sie bestimmt werden, in ihrem Inhalte vollkommen verständlich und auf irgend eine Weise interessant sind. Dies aber kann von den in unserer Schrift mitgetheilten Stellen im Allgemeinen keineswegs gerühmt werden; es finden sich unter ihnen gar zu viele, deren stofflicher Inhalt entweder über die Fassungskraft der Jugend hinausreicht oder so unbedeutend und nichtig ist, daß er auch die Aufmerksamkeit eines Schülers nicht wird fesseln können. Ueberhaupt wenn der Verf. glaubt, das Memoriren dieser Auszüge werde, abgesehen von seinem nächsten Zwecke, die Einprägung des Wortsinnes zu erleichtern, den Lernenden überdem mit einem reichen Schatze werthvoller Gedanken und Ideen ausstatten, so ist diese Hoffnung wohl ebenso unbegründet wie die andere, daß dieselben von dem in der klassischen Epoche ans Licht geförderten Reichthume des französischen Geistes eine angemessene Vorstellung geben würden. Wir stellen zwar nicht in Abrede, daß in den ausgehobenen Fragmenten manche feine und tiefe Gedanken, manche gehaltreiche Reflexionen und Wahrnehmungen, auch nicht wenige in formeller Beziehung ausgezeichnete Stellen angetroffen werden. Aber diese bilden doch immer ganz entschieden die Minderzahl; die Hauptmasse besteht aus Sätzen, die entweder nur in ihrem weiteren Zusammenhange einen bedeutsamen Inhalt gewinnen und ein wirkliches Interesse erregen oder triviale, langweilige Sentenzen und leere, fade Bemerkungen darbieten. — Uebrigens ist es, wie wir p. XVI erfahren, die Rücksicht auf die Schule, welche den Verf. bestimmt hat, in orthographischen Dingen sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Er versichert: les maîtres peuvent sans témérité faire suivre à leurs élèves l'orthographe, qui est observée dans ce livre. Ob mit Recht, können wir nicht entscheiden; einige eigenthümliche Schreibungen, die wir uns bei der Durchsicht des Buches angemerkt haben, sind die folgenden: lontemps, honeurs, fesons, fesant, tems, promt, promtement, dabord, indiscrette (ardeur), encor, jusques (au ciel), fidelles (serviteurs) etc.

Es ist schon oben angeführt worden, daß der Verf. selber besorge, er möge in der Unterscheidung der absoluten und relativen Gegensätze nicht immer das Richtige getroffen haben. Diese Befürchtung ist allerdings nicht grundlos, denn geht man die einzelnen Wortpaare genauer durch, so findet man sich nicht selten in dem Falle, die ihnen vorgesetzte Bezeichnung für unrichtig halten zu müssen. Namentlich geschieht es, was der Natur der Sache nach nicht wohl anders sein kann, daß die contradictorischen Gegensätze sich sehr oft bei näherer Untersuchung als conträre erweisen. Doch fehlt es auch nicht ganz an Beispielen des entgegengesetzten Irrthums: bei manchen Wortpaaren, die der Verf. als Opposés bezeichnet, hat man allen Grund zu der Frage, ob sie, wenn denn einmal eine solche Klasse von Antonyma ausgeschieden werden soll, nicht richtiger zu den Contraires gezählt werden. Wir haben uns, um über die vom Verf. beliebten Unterscheidungen urtheilen zu können, besonders den Buchstaben A etwas genauer angesehen und wollen hier wenigstens einige der Fälle, in welchen wir seine Bestimmungen nicht gutzuheißen vermögen, näher zur Sprache bringen.

Gleich die ersten Artikel des Buches geben zu manchen und, wie uns scheint, nicht unerheblichen Bedenken Anlaß. Nr. 1 enthält die Worte abandonner und rappeler (in der Bedeutung von: aufgeben und zurück- oder wiedereinführen) und bezeichnet sie als contraires, — ohne Zweifel deßhalb, weil durch aband die Auflösung einer bis dahin bestehenden Verbindung angedeutet wird, während rap-

peler auf die Herstellung einer bereits aufgehobenen Gemeinschaft hinweist. Aber wenngleich zugegeben werden muß, daß im Verbum rapp. der begriffliche Inhalt von aband. aufgehoben oder negirt erscheint, so findet dennoch zwischen diesen beiden Ausdrücken kein Gegensatz, am wenigsten ein absoluter statt. Denn zu einem solchen wird erfordert, daß die einander gegenüberstehenden Begriffe wesentlich, d. h. in ihrer allgemeinsten, gewissermaßen latenten Grundbestimmung identisch und gleichwerthig sind, zugleich aber in ihrem concreten, der Auffassung sich unmittelbar darbietenden Inhalte eine Verschiedenheit offenbaren, vermöge welcher der eine den andern in jedem seiner mannigfachen Momente verneint. Es folgt hieraus, daß wenn man den ganzen Umfang der in ihnen gesetzten Bestimmungen überblickt, sich in keinem ein Punkt vorfinden darf, der nicht auch in dem anderen, freilich in einer entgegengesetzten Gestalt angetroffen würde. Nun ist es zwar richtig, daß der Begriff von rapp. den negirten Inhalt von aband. in sich schließt, aber nicht minder wahr, daß derselbe zugleich andere Momente umfaßt, die seinem vermeintlichen Gegensatze vollkommen fremd sind. In rapp. wird mehr bejaht wie in aband. verneint wird und umgekehrt aband. verneint weniger wie rapp. bejaht; der eine Begriff enthält eine vollständige, der zweite nur eine partielle Verneinung des anderen. Ebendarum weist auch nur der eine von ihnen (rappeler) auf den anderen als seine nothwendige Voraussetzung hin, während aband. der Ergänzung durch rapp. auf keine Weise bedarf. Wo aber in Wahrheit ein unbedingter Gegensatz besteht, kann kein Glied desselben ohne das andere gedacht werden. — Wir sagten soeben, der Begriff von aband. werde in dem von rapp. vollständig negirt und konnten dies insofern mit Recht behaupten, als die Erneuerung einer Verbindung das Eingehen in dieselbe involvirt, mithin ihre (durch aband. ausgedrückte) Lösung aufhebt. Ganz genau ist diese Bestimmung aber doch nicht, denn die Verbindung, welche hier eingegangen wird, ist nicht dieselbe mit der, welche dort aufgelöst erscheint; die letztere ist nämlich eine bestehende, die erstere eine solche, welche bestand. Hieraus ergibt sich, daß die beiden in Rede stehenden Begriffe nicht einmal einen relativen Gegensatz bilden; denn es fehlt ihnen der identische positive Grundbegriff, welcher zu einem solchen Verhältnisse unumgänglich ist. Doch will man auch auf diesen Umstand kein besonderes Gewicht legen, von einem Gegensatze kann in dem vorliegenden Falle schon darum keine Rede sein, weil der Begriff von aband. dem von rapp. gegenüber eben nichts als die reine Negation desselben ausdrückt. Der relative Gegensatz fordert zwei Begriffe, von welchen jeder außer der gemeinsamen Grundvorstellung einen besonderen positiven Sinn darbietet, der durch den eigenthümlichen Inhalt des andern negirt wird. Er kann daher da, wo der eine Begriff lediglich die Negation des andern ist, unmöglich statthaben. Freilich läßt sich nicht leugnen, daß auch Begriffe dieser Art in einem gewissen Gegensatze zueinander stehen; nur trifft derselbe nicht den begrifflichen Inhalt als solchen, sondern bezieht sich vielmehr einzig und allein auf dessen Existenz, die in dem einen Ausdrucke bejaht, in dem andern verneint wird. Mag auch der negative Begriff für sich betrachtet einen selbstständigen, eigenthümlichen Inhalt aufweisen; wird er auf den, dessen Negation er ist, bezogen, so erscheint eben diese Verneinung als das einzige Positive, was in und an ihm wahrgenommen wird. Namentlich enthält er kein einziges Moment, das in dem gegenüberstehenden Begriffe negirt würde, woraus von selbst folgt, daß er nicht als Glied eines Gegensatzes betrachtet werden kann, in welchem der letztere den zweiten Factor abgibt.

Das soeben Bemerkte wird es rechtfertigen, wenn wir auch das zweite Wortpaar (abandonner = verlassen, preisgeben und être l'appui, s. Nr. 2) nicht richtig bezeichnet finden. Die Bedeutung von aband. ist in der Verbindung, in welcher das Wort hier auftritt, eine durchaus negative. Denn es heißt: seinen Schutz entziehen, aufhören, eine Stütze zu sein, und hebt mithin den Begriff von être l'appui einfach auf. Demnach kann das Verhältniß der beiden in Rede stehenden Ausdrücke nicht als das der Opposition bestimmt werden. Auch wird, glauben wir, Niemand, der die angeführte Belegstelle unbefangen liest, — sie lautet: Seigneur, je viens à vous: car enfin, aujourd'hui, si vous m'abandonnez,

quel sera mon appui? — der Ansicht zustimmen, daß es in ihr auf einen Contrast der hervorgehobenen Begriffe abgesehen sei. Vielmehr überzeugt man sich leicht, daß der allerdings beabsichtigte Gegensatz auf ganz anderen Momenten beruht.

Nr. 3 bietet ein zweites Beispiel des contradictorischen Gegensatzes, dessen Gültigkeit wir indeß abermals bestreiten müssen (abattre — élever, z. B. une statue). Reduzirt man beide Begriffe auf ihren allgemeinsten, d. h. wahren und eigentlichen Inhalt, so ergibt sich, daß ihnen dieselbe Grundvorstellung, nämlich die der Bewegung zwischen zwei Punkten, die als oben und unten bestimmt werden, gemeinsam ist und ihr Unterschied nur darin besteht, daß sie diese Bewegung in abweichender Weise ausdrücken, indem der eine sie als eine von Oben nach Unten, der andere als eine von Unten nach Oben gehende darstellt. Sie stehen somit, da sie einen wesentlich identischen Inhalt nur von entgegengesetzten Seiten her auffassen, in keinem absoluten, sondern lediglich in einem relativen Gegensatze. Wenn das Wort élever die von einem bestimmten Punkte an aufwärts strebende Bewegung andeutet, so kann ihm einzig und allein derjenige Begriff contradictorisch entgegesetzt werden, welcher die von jenem Punkte aus abwärts gehende Bewegung zum Inhalte hat. — Unter 4 und 5 werden zwei weitere contradictorische Gegensätze aufgeführt, in welchen das eine Glied ebenfalls durch den negativen Begriff abattre gebildet wird (ab. — rebâtir, abattre — bâtir). Von diesen gilt natürlich dasselbe, was von dem soeben besprochenen Wortpaare bemerkt worden ist. Wir brauchen uns also bei ihnen nicht länger aufzuhalten, wollen indeß bei dieser Gelegenheit an die von Herrn A. außer Acht gelassene Wahrheit erinnern, daß ein einzelner Begriff nicht zu einer Mehrheit von solchen in dem Verhältniß des contradictorischen Gegensatzes stehen kann. Wie wenig das möglich ist, läßt sich am besten mit Hülfe einer geometrischen Figur verdeutlichen. Denkt man sich nämlich den Begriff als eine grade Linie, so kann die gradlinige Verlängerung derselben über ihren Anfangspunkt hinaus den ihm contradictorisch entgegengesetzten Begriff vertreten. Es liegt auf der Hand, daß es nur eine einzige Verlängerung dieser Art geben kann; jede zweite, die man etwa versuchen wollte, würde sich in einer Richtung bewegen müssen, die der ursprünglichen nicht diametral entgegengesetzt ist, sondern mehr oder minder mit ihr convergirt.

An Nr. 6: abattu — haut (im Sinne von: niedergeschlagen und gehoben), wo man darüber in Zweifel sein kann, ob das vorgesetzte O. das Verhältniß der Opposition andeutet oder auf die formell nicht vollständig ausgeprägte Contrariété hinweist, wollen wir mit dieser beiläufigen Bemerkung vorübergehen. — Der folgende Artikel (7) bringt zwei Worte, die wenigstens in der ihnen hier beigelegten Bedeutung nicht grade häufig vorkommen: abîmer (= ruiner) und renouveler. Verf. führt sie als contraires auf, wie uns scheinen will, mit Unrecht; denn wird auch das Verbum renouv., wie dies von Herrn A. geschieht, in einem ganz prägnanten Sinne dahin erklärt, daß es die restitutio in integrum einer dem Ruin zugeführten Person oder Sache bezeichne — Verf. definirt: renouv., remettre une personne ou une chose en son premier état, womit aber offenbar der Begriff von renouv. zu allgemein gefaßt wird —, so ist der Gegensatz, in welchem es alsdann zu abîmer tritt, doch immer nur ein relativer. Die beiden Wörter verhalten sich ungefähr ebenso zueinander wie abattre und élever, indem die Bewegung, welche in ihnen zum Ausdrucke kommt, hier wie dort durch dieselben Endpunkte bestimmt und lediglich ihrer Richtung nach auf unterschiedene Weise dargestellt wird. — Der Begriff fuite (Nr. 9) enthält allerdings eine vollständige Negation des ihm gegenübergestellten abord, zugleich aber noch mehrere andere, für ihn wesentliche Momente, die dem letzteren Worte durchaus fremd sind. Der hier stattfindende Gegensatz ist mithin unvollständig, was übrigens der Natur der Sache nach immer und überall der Fall sein wird, wenn Art- und Gattungsbegriffe einander gegenübertreten.

Aehnlich verhält es sich mit Nr. 14: accabler — fortifier. Der höchste Grad der Schwächung, welcher durch accabler angedeutet wird, kann in dem unbestimmten, allgemeinen Begriff der Stärkung, wie ihn das Verbum fortifier aus-

drückt, seinen völlig entsprechenden Gegensatz nicht finden. Auch wird fortif. in der vom Verf. angezogenen Stelle nicht dem einfachen accabler, sondern der durch die Worte acc. sous le poids de l'autorité royale beschriebenen Gesammtvorstellung entgegengesetzt. — Eine wunderliche Opposition ist die von accepter und proposer in Nr. 17 (j'acceptai le parti, qu'on me proposait). Es wird freilich Niemand leugnen, daß „einen Vorschlag annehmen" etwas Anderes ist als ihn „machen". Ob aber deßhalb unter diesen beiden Ausdrücken ein Gegensatz zu statuiren sei, dürfte sich, da eine Verneinung des einen durch den anderen nirgends wahrzunehmen ist, billig bezweifeln lassen. — Nr. 23 (achever — commencer) zeigt ein O., wo nach unserem Dafürhalten ein C. erwartet werden durfte. doch ist das wohl nur die Folge eines Druckfehlers (vgl. 286: C. Commencement — fin). Ob dieselbe Erklärung auch auf Nr. 170 (O. avouer — cacher) anwendbar ist, mag dahingestellt bleiben. Jedenfalls kann der Gegensatz, in welchem die genannten Begriffe stehen, mit demselben Rechte als ein contradictorischer bezeichnet werden, mit welchem diese Eigenschaft einer Reihe von andern Wortpaaren vindizirt wird.

F. Brockerhoff.

Ausgewählte Stücke Molière's zum Gebrauche auf Schulen von H. Barbieur. 1. Band: L'Avare. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönner. 1851.

Diese neue mit erklärenden und kritischen Noten versehene Ausgabe des Avare macht den Anfang zu einem größeren Werke, welches Herr B. hoffentlich nicht auf Molière beschränken wird. Man darf es wohl als unbestritten annehmen, daß eine historische und vergleichende Behandlung der Sprache und Literatur beim Unterrichte zu Grunde zu legen ist, und jeder Beitrag zur Förderung derselben erscheint deshalb als eine willkommene Gabe. Als eine solche müssen wir aber vorliegendes Büchelchen um so mehr betrachten, da es leider noch immer sehr viele Lehrer giebt, die vom Altfranzösischen gar nichts verstehen und auch den Molière zu erklären kaum im Stande sind. Bedenkt man nun aber, welche Wichtigkeit Molière für die Geschichte der französischen Sprache und Literatur hat, so muß man sich freuen, daß es Herr B. in seinem Werke genügend nachweist, in welchem Verhältnisse sich die Sprache des berühmten Komikers zu der heutigen verhält und welche Quellen er für die Ausarbeitung seines Stückes benutzte. Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß schon wegen seines Inhalts sich l'Avare wie auch le Misanthrope sehr wohl für die Schule eignet und Ref. kann vorliegende Ausgabe bestens empfehlen. Schließlich möchten wir noch den Wunsch aussprechen, daß sich Herr B. auch zur Bearbeitung des Tartuffe veranlaßt fühlen möchte, obwohl wir ihm ganz beistimmen, daß er sich für den Schulzweck durchaus nicht eignet und uns die Lectüre dieses Stückes — wäre es auch mit Primanern (wie das leider hie und da geschieht!) — entschieden verwerflich erscheint. Aber das Stück hat doch für die Literatur eine so hohe Bedeutung, daß sich außerhalb des Schüler-Publicums für dasselbe eine nicht unbedeutende Zahl von Lesern finden dürfte, welche für eine kritische und erklärende Ausgabe dieses Stückes dankbar sein würde.

Elementarbuch der französischen Sprache von J. Seyerlen. Stuttgart bei Ebner u. Seubert. 3. Aufl. 1852.

Es ließ sich erwarten, daß dieses treffliche Buch viele Freunde finden würde, wie dies schon bei seinem ersten Erscheinen in diesem Blatte ausgesprochen ist. Die

Anlage und Ausführung des Ganzen hat jetzt natürlich nur sehr unbedeutende Veränderungen erfahren; als einen sehr wesentlichen Vorzug der neuen Ausgabe verdient indessen erwähnt zu werden, daß sie statt des früher nur mit Nummern versehenen Wörterverzeichnisses jetzt die deutsche Bedeutung beigesetzt und auch zugleich einen franz.-deutschen Theil beigefügt hat. Ref. ist überzeugt, daß diese Verbesserung die Verbreitung des Buches wesentlich fördern wird, da ihm selbst in seinem Kreise ein Lehrer bekannt war, welcher das Werk lediglich wegen des Nummernwesens in seiner Schule nicht einführen wollte.

Proben der deutschen Poesie und Prosa vom vierten Jahrhundert bis in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. I. Theil. 4. bis 15. Jahrh. von Joseph Kehrein. Zweite Auflage. Jena bei F. Maucke. 1851.

Nachdem kaum zwei Jahre verflossen sind, erscheint obiges Werk bereits in einer neuen Ausgabe, und wir können daraus nicht nur auf die Vorzüge des Buches schließen, welche bereits früher in diesem Blatte angedeutet worden sind, sondern erhalten darin zugleich die Gewißheit, daß das historische Studium der deutschen Sprache mehr und mehr die verdiente Beachtung findet. Ref. kann dabei freilich nicht umhin, als Curiosum die Erfahrung mitzutheilen, daß es gegenwärtig noch Hochschulen giebt, auf welchen man den Candidaten für das höhere Schulamt die unbedingte facultas docendi im Deutschen zuerkennt, wenn sie nur eben in der Logik und Psychologie ein leidliches Examen machen; es ist dem Ref. ein Fall bekannt, wo der mit einem solchen Zeugniß Beglückte noch nicht einmal im Stande ist, das Nibelungenlied im Originale zu lesen (!!). Wann endlich wird es den Behörden einmal gefallen, die vielseitig ausgesprochenen Rügen über die vielen Mängel bei den Prüfungen für das höhere Lehramt der verdienten Berücksichtigung zu unterziehen?!

Die neue Ausgabe des Kehrein'schen Buches ist nun in Wahrheit eine verbesserte und vermehrte, indem der Herausgeber manches Neue hinzugenommen, Anderes weggelassen und vor Allem das Gegebene durch Berichtigungen u. s. w. mit großem Fleiße vervollkommnet hat. Die Anmerkungen sind erweitert und vermehrt und besonders die Syntax hat mehr Berücksichtigung gefunden, als dieses in der ersten Ausgabe der Fall war.

Praktische Elementargrammatik der französischen Sprache. Nach einer neuen und einfachen Methode bearbeitet von F. Josseaume, Prof. in Meiningen. X u. 244 S. gr. 8. Blum.

Diese Sprachlehre ist auf die ersten Anfänger und auf das früheste Alter berechnet, in welchem Kinder französisch lernen. Der Verf. geht von der Ansicht aus, daß die sprachlichen Formen durch kleine Uebungen zum Uebertragen ins Französische festgestellt werden müssen, und wählt dazu, wie er sagt, nicht trockene Wörter, sondern geeignete Sätze. Er läßt auch nur die unentbehrlichsten Formen einüben, und giebt im dritten Theil (der erste hat Uebungen der Aussprache, der zweite die der Wortformen) einige zur Syntax gehörige Regeln und schwerere Uebungen. — Das Buch ist brauchbar, unterscheidet sich aber, so sehr wir auch nach Eigenthümlichkeit suchten, nicht im Mindesten von der großen Zahl ähnlicher Werke. — Ansprüche kann man an so unbedeutende Unterrichtsmittel nicht wohl machen. Wünschenswerth wäre es freilich, daß die Verfasser solcher, wenn auch sehr bescheidener Arbeiten, die wissenschaftliche Grundlage und Ordnung nicht verleugneten. Wir vermissen diese in folgenden Darlegungen des Verfassers:

Nach Einübung des Artikels S. 21—29, kommt §. 6. Vertretung des Artikels durch ein anderes Wort. — Dazu S. 29 die Bemerkung: un, une so wie die meisten bestimmenden Wörter (was heißt das?) vertreten die Stelle des Article. Trotz der Uebungen (übrigens ebenfalls nur ganz trockene Wörter) haben wir uns den Sinn dieser Bemerkung nicht erklären können. Was sollen nun die Kinder damit anfangen? — S. 31 §. 7. (Das Hauptwort im Theilungssinne; — vorher war von beiden noch nicht die Rede, und die Lehre vom Hauptwort folgt erst S. 35. Was ist Theilungssinn? Uebersetzung von partitif. — (Darunter als Beispiel: Er hat beständige Schmerzen!)

Beim Haupt- und Beiwort, bildet die Angabe der Mehrzahl (auf s, und der unveränderten) zwei gesonderte Regeln, während S. 22 dieselbe Angabe durch eine kurze Bemerkung erledigt ist; hier folgen die weitern allbekannten Regeln über au, eu, al etc. Man sucht aber bis auf égal, vergebens nach Beispielen von Adjektiven auf eau, al im Plur. — S. 40. §. 5. Die Beiwörter nehmen im F. meistens ein stummes e an, wenn sie ein solches nicht im M. haben; — sollte heißen: gewöhnlicher ein st. e. — Was die Beispiele betrifft, so ist manches alberne darunter; z. B. „Der Arzt hat giftige Schlangen und giftige Pflanzen. — Die Königin ist eine verfolgende Frau. — Ein naiver Gedanke ist natürlich. — Die Hunde des Jägers sind toll." — Giebt es gar keine bessere Gelegenheit, dieselben Formen unterzubringen? — S. 51 ist adj. possessif: mon etc.; adj. démonstr. ce etc.; adj. indéfini: quelque, aucun, l'autre; dagegen 49 ist le mien etc. pron. possessif; S. 61 chacun, l'autre etc. pron. indéfini; 62 celui etc. pron. démonstratif; — also bloß nachdem sie mit dem Substantiv verbunden sind oder allein stehen. Woher diese seltsame Ansicht? außer dieser kleinen Aenderung finden wir nichts Bemerkenswerthes. — Die Verben sind wie gewöhnlich geordnet, aber die zur Form S. 82—83 hinzugefügten elf Regeln genügen lange nicht, während sie für Kinder kaum verständlich erscheinen.

In der Lehre vom Satze S. 127, wird das alte il aime = il est aimant wieder aufgetischt (im Text steht: il aime sei gleich dem Ausdrucke: je suis aimant!).

Es sind dieses nicht Ausstellungen, welche das Buch unbrauchbar machen; eher wäre über ungenaue Berichtigung zu klagen; denn gar viele Druckfehler sind stehen geblieben. — Der dritte Theil setzt übrigens eine bedeutend vorgerücktere Lehrstufe voraus, als die ersten beiden selbst nach deren Einübung zur unmittelbaren Folge haben. Dr. **Jost.**

Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, gesammelt und erklärt von Georg Schambach, Rector in Einbeck. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1851. 12½ Sgr.

Mit Recht hat man in neuester Zeit vielfach die lokalen Sprichwörter gesammelt; sie sind ja eigentlich die Weisheit auf der Gasse, und wenn schon die alten Sammlungen deutscher Sprichwörter weit verbreitet waren und die neueste allgemeine Sammlung von Simrock überall mit Beifall begrüßt ist, so haben die Sammlungen lokaler Sprichwörter um so größere Bedeutung, als die örtlichen Eigenthümlichkeiten ja immer mehr einer starren Allgemeinheit Platz zu machen drohen. Das Sprichwort wurzelt ganz eigentlich im Volke, es ist noch nicht so ausgestorben wie das Volkslied, es wird sich auch länger halten als das Volkslied, weil es die verstandesmäßige Seite des geistigen Lebens im Volke vertritt, denn der Verstand bleibt auch, wenn durch die Zeitverhältnisse die Fülle des Gemüthes schon versiecht ist, noch lebendig, und im Ganzen und Großen bleiben die Erscheinungen des Lebens dieselben und diese allgemeinen Wahrheiten spricht hauptsächlich das Sprichwort aus. Indeß weil es eben im Volke wurzelt, wurzelt es auch in der Sprache des Volkes; wo diese aber wechselt, muß es auch eine andere Form annehmen, mit der andern Form wird es aber ein anderes, das Volk fühlt sich nicht mehr in ihm wie

in seinem innersten Heiligthume. Da nun aber das Plattdeutsche immer mehr von seinem Gebiete dem Hochdeutschen einräumt, so droht auch der wahre Volkswitz in den norddeutschen Gegenden zu ersterben oder, was noch schlimmer ist, dem falschen Witz des Berlinismus Platz zu machen. Die köstliche Weisheit daher, die sich in unsern plattdeutschen Sprichwörtern birgt, vor ihrem Untergange zu sammeln, ist ein schönes Unternehmen. Einem solchen Gesammtwerke müssen aber lokale Sammlungen vorangehen, und deren haben wir bis jetzt noch recht wenige.

Die obige Sammlung verdient den Freunden deutscher Sprache und Sitte angelegentlich empfohlen zu werden. Der Verf. hat auf dieselbe mehrere Jahre verwendet, und die reiche Zahl von 400 zusammengebracht, eine Anzahl, die aller Beachtung schon werth ist, wenngleich in solchen Sachen Vollständigkeit schwer zu erreichen ist. Ob sich diese Sammlung nun vervollständigen lasse, darüber kann Ref. kein Urtheil abgeben, er kann aber nicht umhin, auf die empfehlenswerthe Anordnung noch besonders aufmerksam zu machen. Auch hat der Herausgeber nicht mit Sammlung und Uebersetzung sich begnügt, sondern auch eine kurze Erklärung beigefügt; wegen der ihm zweifelhaften Erklärung der Redensart von den blinden Hessen erlaubt sich Ref. auf die gelehrte Erläuterung Jac. Grimm's in der Geschichte der deutschen Sprache zu verweisen. Sehr viele, wohl die meisten der aufgeführten Sprichwörter finden sich auch anderwärts, besonders in Norddeutschland. Neuerlich hat das Archiv uns eine hübsche Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten aus dem Fürstenthume Lippe-Detmold gebracht, welches dem Fürstenthum Göttingen ziemlich benachbart ist; für den Sammler bemerkt Ref., daß aus diesem Distrikte Norddeutschlands eine vortreffliche, überaus reiche Fundgrube in den letzten Jahrgängen des Lippischen Magazins (Vaterländische Blätter) enthalten ist; was das große Werk von Firmenich in dieser Beziehung gebracht hat, ist sehr unbedeutend.

Herford. **Hölscher.**

Programmenschau.

Das Sprichwort in nationaler Bedeutung. Abhandlung vom Dr. Becker. Programm des Gymnasiums zu Wittenberg. 1851.

Aus der Abhandlung über das Sprichwort in nationaler Bedeutung, der wir einen größern Leserkreis wünschen, als Programme zu haben pflegen, spricht ein Geist schöner Sinnigkeit und großer Liebe zum Gegenstande. Der Verf. hat dem Sprichwort eine tiefe philosophische Betrachtung gewidmet; das Verdienst seiner Arbeit besteht hauptsächlich in der Schärfe, mit welcher er den Begriff des Sprichworts bestimmt, in der Sicherheit, mit welcher er demselben seine Stellung zwischen Poesie und Philosophie anweist; mit vieler Gelehrsamkeit verbreitet er sich über die Sprichwörter der Griechen und setzt dadurch diese, wie die deutschen, denen er eine große Aufmerksamkeit zuwendet, in ein neues Licht. Besonders anziehend ist es aber, daß der Verf. den nationalen Werth des Sprichwortes bedeutend hervorhebt und entwickelt.

Es ist eine große und schöne Thätigkeit, welche die Männer ausüben, die unsere Sprache und Literatur zum Gegenstande der Forschung und Erkenntniß machen, die uns die poetische Herrlichkeit des Mittelalters wieder zugänglich gemacht haben, durch die wir die Sagen und Mährchen, die Volkslieder und Volksbücher wieder kennen; das Verdienst dieser Männer, an deren Spitze Ludwig Tieck, die Grimm, Uhland, Gervinus u. A. stehen, ist nicht allein ein wissenschaftliches, sondern auch ein nationales. Der Freund der Wissenschaft und des Vaterlandes ist diesen Männern zu unendlichem Danke verpflichtet; der Freund der Poesie müßte ohne sie des Genusses entbehren, welchen die gewaltigen Gestalten der Nibelungen, die liebliche Schönheit Gudruns, Wolframs Tiefsinn, Gottfrieds elegante Klarheit, Walthers lyrischer Reichthum dem Betrachter gewähren. In den Kreis solcher Bestrebungen gehört auch die Bemühung, unsere Sprichwörter zu sammeln, wie außer Andern dieß zuletzt der verdienstvolle K. Simrock gethan hat, der mit Recht sein treffliches Werk den deutschen Volksbüchern eingereiht hat*). In den Kreis dieser Bestrebungen gehört auch die Arbeit des Dr. Becker, uns über den nationalen Werth des Sprichworts überhaupt, wie insbesondere unseres eignen aufzuklären.

Der Verf. zeichnet in dem Eingange seiner Schrift sehr einsichtsvoll den Gang, den die deutsche Bildung seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen hat; er hebt den Einfluß hervor, den die Beschäftigung mit den Griechen auf Deutschlands Literatur ausübte. Was das Verhältniß Schillers und Goethe's zu den Griechen betrifft, so ist jetzt bei der Betrachtung desselben H. Hettners Buch „Ueber die romantische Schule in ihrem Verhältnisse zu Schiller und Goethe" zu berücksichtigen. Die Bemerkungen ferner, welche der Verf. über das Wesen der Griechen und der Deutschen, wie des Christenthums macht, sind tief und wahr. „Woraus das sinnliche Leben der Griechen," sagt er sehr schön, „sich den Todestrank bereitete, eben daher schöpfen wir das wahre ewige Leben; fortan besteht alle Kraft in der weltüberwindenden und bildenden Macht der Liebe, die sich an Christi Vorbild entzündet und uns als sein Geist durchdringt; dies ist unsere Zuflucht,

---

*) Die deutschen Sprichwörter. Frkf. a. M. 1846. Der Verf. scheint es nicht benutzt zu haben; wenigstens citirt er es niemals.

der Hort in des Herzens stillen Räumen, welcher in allen Stürmen aushält; dieser wahre christliche Geist ist unser ewiger Verjüngungsquell, und das deutsche Volk mit der tiefen Mystik seines Herzens, mit seiner aufopferungsfähigen, unendlich hingebenden Liebe ist der natürliche Bewahrer desselben." Indem der Verf. nun die Forderungen bespricht, welche der deutsche Volksgeist an sich zu machen hat, kommt er auf die Sprichwörter und nennt sie ein volksthümliches Product, welches geeignet ist, dem Volke ins Herz zu sehen und seine ganze Art klar vor die Augen zu legen, „die Weisheit auf der Gasse."

Der Verf. bespricht nun das Sprichwort der Griechen mit Einsicht und Gelehrsamkeit, indem er eine große Anzahl von Beispielen aus den verschiedensten Schriftstellern zusammenstellt. Er bemerkt hier mit Feinheit den Unterschied zwischen der griechischen und der deutschen Literatur, „daß bei den Griechen die Sprichwörter von allen, auch von den ernstesten Dichtern und den kunstvollsten Prosaikern angeführt wurden, während sie bei uns fast nur im Munde des Volkes leben. Wir können daher erst recht eigentlich von Volkssprichwörtern reden, als von Sprüchen im Gegensatze zu denen, welche von den Gelehrten oder Feingebildeten ausgingen. Bei den Griechen ist dieser Unterschied nicht und daher rührt auch das Schwanken bei den alten Schriftstellern selbst im Sprachgebrauch zwischen Parömien und allgemein bekannten Gnomen oder Sentenzen."

Wir knüpfen an diese Sätze an, um einige Wünsche und Bemerkungen auszusprechen. Der Verf. ist durch seine große Kenntniß der Sprichwörter, wie durch seine philosophische Bildung berufen, ein größeres Werk über diese Literatur zu verfassen; indem wir den Wunsch aussprechen, daß der Verf. ein solches Werk ausführen und dadurch die bloßen Sammlungen übertreffen möge, wozu er nach seiner Abhandlung alle Mittel hat, bitten wir ihn, die Frage, auf deren Beantwortung bei der nothwendigen Kürze seiner Abhandlung nicht einzugehen war, zu erledigen, wie von den Dichtern das Sprichwort gebraucht und behandelt werde, und welche ästhetische Bedeutung das Sprichwort habe. Bei den antiken Dichtern, hat der Verf. selbst bemerkt, kam das Sprichwort in dem Ernste der Rede vor, da Volks- und Kunstpoesie hier noch nicht getrennt waren. Es ist nicht zu verwundern, daß das Sprichwort bei Euripides häufig ist, indem dieser Dichter philosophische Sätze in seine Darstellung einzumischen liebt und viele seiner Charaktere dem gewöhnlichen Leben näher stehen. Für die erstere Eigenschaft dieses Dichters ind die Worte der Amme ein Beweis, welche im Hippolytus 264. 265 (Dindorf) agt: *οὕτω τὸ λίαν ἧσσον ἐπαινῶ τοῦ μηδὲν ἄγαν*, wo die Erinnerung an das sprichwörtliche *μηδὲν ἄγαν* deutlich genug ist. Führt dieser Dichter nicht immer Sprichwörter geradezu an, so liegen sie wenigstens manchen Aussprüchen zu Grunde, wie in den von Aristophanes verspotteten Versen, Hippol. 375, wo Phaidra sagt: *ἤδη ποτ᾽ ἄλλως νυκτὸς ἐν μακρῷ χρόνῳ θνητῶν ἐφρόντισ᾽ ᾗ διέφθαρται βίος.* Hier hat nach den Interpreten der Dichter das Sprichwort *ἐν νυκτὶ βουλή* im Sinne. Manche Verse dieses Dichters haben die Form des Sprichworts, wie die Worte der Amme, Hippol. 435: *κἀν βρότοις αἱ δεύτεραί πως φροντίδες σοφώτεραι.* Sprichwörtliche Wendungen sind häufig, wie Hipp. 671: *κάθαμμα λύειν.* Aber auch bei Aeschylus und Sophokles kommen Sprichwörter vor, und der Verf. führt S. 7 einige Beispiele an. Ich bemerke nur beiläufig, daß auch Sophokles es liebt, die sprichwörtlichen Redensarten und Wendungen in die eigne Rede zu verflechten, wovon die Worte der Ismene in der Antigone 39. 40 eine Anschauung geben:

Τί δ᾽ ὦ ταλαῖφρον, εἰ τάδ᾽ ἐν τούτοις, ἐγὼ
Λύουσ᾽ ἂν ἢ 'φάπτουσα προσθείμην πλέον.

eine Stelle, welche Boeckh (des Sophokles Antigone. Griechisch und Deutsch. Berlin 1843) trefflich erläutert hat. Mit dem *μηδὲν ἄγαν* stimmen denn solche Wendungen, wie *ἀμηχάνων ἐρᾶν, θηρᾶν τἀμήχανα*, worüber Wunder ad Antig. 90 zu vergleichen. Wie schön Sophokles sprichwörtliche oder gnomische Wendungen in seine Rede verwebt, können außer andern die Stellen im Ajax 361. 362. 1079. 1085. 1146. 1317 beweisen, wozu die Anmerkungen Schneidewins von Werth sind.

Aber derselbe Gebrauch der Sprichwörter und sprichwörtlichen Wendungen findet auch bei modernen Dichtern Statt, wofern diese wahrhafte Volksdichter sind. Hier ist z. B. Shakspeare zu nennen, der bei aller seiner Tiefe und Größe doch schon seinen Zeitgenossen verständlicher und zugänglicher war, als Göthe in seinen reifsten Dramen dem größeren Publicum, und der bei seinen größten Werken doch immer die Bühne als den nächsten Zweck im Auge hatte. Shakspeare legt auch in seinen Tragödien ernst gestimmten Personen Sprichwörter in den Mund, oder Hindeutungen auf dieselben, um dadurch die bedeutendsten Wirkungen hervorzubringen. Als Makbeth vor der beabsichtigten Ermordung seines Königs, Wohlthäters, Verwandten und Gastes zurückschreckt und die Schandthat unterlassen will, ruft ihm seine ruchlose Gattin zu (1, 7):

— Bist Du zu feige,
Derselbe Mann zu sein in That und Muth,
Der Du in Wünschen bist? Möcht'st Du erlangen,
Was Du den Schmuck des Lebens schätzen mußt,
Und Memme sein in Deiner eignen Schätzung?
Muß Dir „Ich fürchte" folgen dem „Ich möchte",
Der armen Katz' im Sprichwort gleich?

In der Hinweisung auf das als bekannt vorausgesetzte Sprichwort liegt ein verächtlich herabsetzender und stachelnder Hohn; Johnson hat bereits das Sprichwort angeführt: Catus amat pisces, sed non vult tingere plantas. Mit demselben vernichtenden Hohne begegnet der Bastard Faulconbridge in König Johann (2, 1) dem Herzoge von Oesterreich, indem er ihm das Sprichwort entgegenwirft:

Ihr seid der Hase, wie das Sprichwort geht,
Der todte Löwen keck am Barte zupft.

Es macht einen höchst kräftigen Eindruck, wenn Northumberland in Heinrich IV. (1, 3) seinem Sohne die Voreiligkeit mit den sprichwörtlichen Worten verweist: „Du läßt den Hund los, eh' das Wild sich rührt."

So bezeichnet Romeo seine eigne Stimmung trefflich mit einem Sprichworte, wenn er sagt (1, 4):

Ich habe mich verbrämt mit einem alten
Großvaterspruch: Wer's Licht hält, schauet zu.
Nie war das Spiel so schön, doch ich bin matt.

(Die Uebersetzung giebt hier den trefflichen Ausdruck des Originals: For I am proverb'd with a grandsire phrase — I'll be a candle-holder and look on nicht genügend wieder.) An dieser Stelle kann auch der reizende Gebrauch erwähnt werden, den Julie (in Romeo und Julie 2, 2) macht von dem antiken, bei römischen Erotikern vorkommenden Sprichworte, daß „der Liebenden Meineid ungestraft bleibe":

Doch, wenn Du schwörst,
So kannst Du treulos werden; wie sie sagen,
Lacht Jupiter des Meineids der Verliebten.

Daß der Gebrauch des Sprichworts bei Shakspeare überaus häufig ist, so daß man eine reiche Sammlung zusammenbringen könnte, ist leicht begreiflich; die „Weisheit auf der Gasse" ist ein Eigenthum der Personen, welche dem Volke angehören, und das Volksleben hat ja Shakspeare in den mannigfaltigsten Beziehungen dargestellt. Damit hängt zusammen, daß das Sprichwort bei Shakspeare im Sinne des Komischen gebraucht wird; denn viele Sprichwörter kann man geradezu als Volkswitze bezeichnen, und die Sprichwörter könnten wie die Dramen in ernste und scherzhafte eingetheilt werden. Woher es kommt, daß viele Sprichwörter Volkswitze sind, kann man sich zum Theil aus der trefflichen Bemerkung erklären, welche der Verf. S. 8 über die Entstehung des Sprichwortes macht: „Zu epischer Erhabenheit und lyrischem Schwunge ist hier keine Veranlassung; dem Geiste wird wie dem Steine durch den Stahl der aufblitzende Funke entlockt, das in einen

Punkt concentrirte, ins Kurze gedrängte Wissen, der Witz im weiteren Sinne der deutschen Volkssprache, wird thätig. Reale Objecte rufen ihn hervor, realistisch-objectiv ist sein Wesen und Ausdruck; das Entlegenste, Ungleichartige wird zum Ausdruck des Gleichartigen gezwungen, so daß aber der Sprechende oder Hörende die Beziehung sogleich macht und die Bedeutung versteht. Anschaulichkeit, Schlagkraft, Kürze, um es fest im Gedächtniß zu behalten, die Form des einfachen Satzes oder Spruches, ein Wort, das man „getrost nach Hause tragen kann", charakterisiren diese Production." Da viele Sprichwörter Volkswitze und aus dem gesunden Humor des Volkes erzeugt sind, wird sie der Komödiendichter trefflich brauchen können. Es wirkt ästhetisch überaus glücklich, wenn in Shakspeare's Kaufmann von Venedig Nerissa die Niederlage des Prinzen von Marokko bei der Wahl des Kästchens mit den Worten begleitet (2, 9):

Die alte Sag' ist keine Ketzerei,
Daß Frey'n und Hängen eine Schickung sei.

Statt „Sage" sollte in der Uebersetzung „Spruch, Sprichwort" stehen, denn das bedeutet saying (The ancient saying is no heresy; Hanging and wiving goes by destiny). Daß wir es aber hier mit einem humoristischen Sprichwort zu thun haben, beweist die Erfahrung, wie gern das Sprichwort sich mit der Betrachtung der Ehe und Heirath beschäftigt, worüber der Verf. Seite 15 seine Bemerkungen macht. Er führt daselbst eine Anzahl Sprichwörter an, zu denen ich aus Shakspeare das gleichfalls in diese Kategorie gehörende „Affen zur Hölle führen" hinzufüge. Dieses Sprichwort kommt meines Wissens zwei Mal bei Shakspeare vor. Die Stelle in „Viel Lärmen um Nichts" (2, 1) giebt eine deutliche Anschauung von seinem Sinne. Beatrice, welche aller Liebe und Ehe spottet und unverheirathet bleiben will, sagt: „Wer mehr als ein Jüngling ist, taugt nicht für mich, und wer weniger als ein Mann ist, für den tauge ich nicht. Deshalb will ich lieber sechs Batzen Handgeld vom Bärenführer als Lohn nehmen und seine Affen zur Hölle führen.

Leonato. Gut, geh also zur Hölle.

Beatrice. Nein, nur an die Pforte. Da wird mir denn der Teufel entgegenkommen mit Hörnern auf dem Kopf, wie ein alter Hahnrei, und sagen: „Mach Dich fort und geh' zum Himmel, Beatrice, geh' zum Himmel, hier ist kein Platz für Euch Mädchen; darauf liefere ich dann meinen Affen ab und nun flugs hinauf zu St. Peter am Himmelsthor; der zeigt mir, wo die Junggesellen sitzen, und da leben wir so lustig, als der Tag lang ist." Man sieht, das Sprichwort wurde gebraucht von Jungfrauen, welche absichtlich oder unabsichtlich unverheirathet blieben. In der zweiten Bedeutung gebraucht es Katharina in der „Zähmung der Widerspenstigen" 2, 1. Ueber die Entstehung des Sprichworts lassen die Interpreten im Stiche; Johnson macht eine triviale Bemerkung, während Steevens vermuthet, daß die Mädchen, welche sich zu verheirathen weigerten, nach dem Volksglauben mit Affentragen in der Hölle bestraft würden. Dieser Erklärung widerspricht indessen die Art, wie in der „Zähmung der Widerspenstigen" das Sprichwort Katharine braucht, welche sich verheirathen möchte, und ihr Schicksal, unverheirathet zu bleiben, beklagt. Daß gerade Hölle und Teufel im Sprichwort häufig vorkommen, kann man aus „Körte, die Sprichwörter der Deutschen." S. 422 fg. und S. 214 sehen.

So kann vielleicht auch die satirische Wendung, die Faulconbridge im König Johann (3, 1) gegen den Herzog von Oesterreich gebraucht und durch welche er ihn als einen Narren bezeichnet, als eine sprichwörtliche angesehen werden; wir meinen die öfter wiederholten Worte:

„Und hängt ein Kalbsfell um die schnöden Glieder."

Hierher gehören denn solche Wendungen des gewöhnlichen Lebens, die zu sprichwörtlichen Redensarten werden, wie das englische carry coals, womit Romeo und Julie beginnt, welches zu Wortwitzen verbraucht wird, die Schlegel in ihrer Ausdehnung (coals, colliers, choler, collar) nicht wiedergiebt.

Bemerkungswerth ist ferner, daß manche dieser humoristischen Sprichwörter eine ganz eigenthümliche Form haben, indem das Sprichwort einer Person, oder

wohl gar einem Thiere geliehen wird. Auch diese Form finden wir bei Shakspeare. Es gehören hierher solche Wendungen, wie die des Dromio in der Komödie der Irrungen 4, 3: „Fliehe den Stolz! sagt der Pfau;" oder die in Heinrich IV. 1, 2, 1. gebrauchten Worte: „Bei der Hand, sagt der Beutelschneider." Solche sprichwörtlichen Wendungen dienen namentlich dem Humor des gemeinen Lebens; man findet sie häufig in Simrocks Sammlung; ich führe aus den von Mechlenburg gesammelten friesischen Sprichwörtern (Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII., 350 fg.) einige an, welche dieselbe Form haben. Nr. 120: „Jede Kleinigkeit hilft, sagte die Ameise, da pißte sie in den See." Nr. 143: „Ein wenig für die Gesundheit, sagte der Dieb, da er gehängt werden sollte." Nr. 144: „Es wird ein heißer Tag, sagte die Frau, sie sollte gebrannt werden." Nr. 190: „Ziehe mich hin, wo etwas ist, sagte der Blinde." Nr. 339: „Sparsam, sagte Beßje, da zerbrach er ein Schwefelholz in vier Stücke und trank einen Schnaps mehr." Diese Sprichwörter sind alle humoristisch; was sie aber zu Sprichwörtern macht, sind nicht die Worte, welche dem Pfau, der Ameise, den Personen in den Mund gelegt werden; sie sind zu allgemeiner, zu unbildlicher Natur; das Sprichwort aber ist keine Sentenz, keine Gnome, wie der Verf. dies mit großer Einsicht und Gründlichkeit gezeigt hat, das Sprichwort geht vielmehr ganz von dem concreten, dem wirklichen Leben angehörigen Falle aus, und das Poetische der zuletzt angeführten Sprichwörter, was sie eben zu Sprichwörtern macht, liegt in der Eigenthümlichkeit, daß der ausgesprochene Satz an ein Thier, an eine Person geknüpft ist, daß der Satz eine lebendige Geschichte ist. Daß namentlich das humoristische Sprichwort in seiner Derbheit bis zum Cynismus herabsteigt, das können die von dem Verf. S. 11 mitgetheilten schlagenden Beispiele und bei Mechlenburg Nr. 26. 57. 58. 132. 140. 216. 237 beweisen. Auch in dieser Sphäre finden wir Shakspeare, dessen Zeitalter dergleichen Cynismen vertrug. Ich führe aus „Ende gut, Alles gut" (2, 2) eine Stelle an: It is like a barber's chair, that fits all buttocks; the pin-buttock, the quatch-buttock, the brawn-buttock, or any buttock. Diese Worte spricht der Narr zu der Gräfin von Russillon. Daß die sprichwörtliche Weisheit und der sprichwörtliche Witz eine Domäne der Narren war, welche ja oft mehr Weisheit äußerten, als kluge Leute, ist aus Shakspeare hinreichend bekannt; mit welchem Tiefsinne, zu welcher Schönheit hat dieser Dichter die sprichwörtliche Weisheit im Lear verarbeitet, wo der Narr das bloß Didaktische durch die Freiheit vermeidet, mit welcher er sprichwörtliche Wendungen scheinbar harmlos, aber doch wie bedeutungsvoll hinwirft. Daß er aber Sprichwörter benutzt, zeigen solche Worte, wie (1, 4):

Wer nicht Kruste hat, noch Krum',
Was er auch bittet, er gilt für stumm.

1, 4: Grasmücke so lange den Kuckuk speist,
Bis sein Junges ihr endlich den Kopf abreißt.

2, 4: Der Winter ist noch nicht vorbei, wenn die wilden Gänse nach der Seite ziehen.

Auch die an Cynismus streifenden Verse des Narren (3, 2) haben Sprichwörtliches zu ihrer Grundlage. Aus dem Keime des Sprichworts entwickelten sich jene Verse, in denen der Narr seine Treue ausspricht (2, 4); der sprichwörtliche Keim entfaltete sich hier zu einer duftig erquickenden lyrischen Blüthe:

Herr, der Euch dient um Gut und Geld
Und nur gehorcht zum Schein,
Packt ein, sobald ein Regen fällt,
Läßt Euch im Sturm allein.
Doch ich bin treu; der Narr verweilt
Läßt flieh'n der Weisen Schaar:
Der Schelm wird Narr, der falsch enteilt,
Der Narr kein Schelm, fürwahr!

Die zweite Hälfte der köstlichen Strophe hat den tiefen Sinn, „daß die Weisen der Welt Thoren und Narren vor Gott, die Narren vor der Welt aber vor einem Höheren gerechtfertigt werden.“ Es scheint, daß der Dichter tiefsinnige Worte des neuen Testamentes hier im Sinne hatte. Viele Sprüche des alten und neuen Testamentes sind aber entweder selbst Sprichwörter, oder haben eine sprichwörtliche Geltung erhalten, da die Bibel in Deutschland das ächteste Volksbuch geworden ist, worüber der Verf. schöne Bemerkungen macht S. 11. Der erste Theil der Strophe dagegen ist ganz in dem Sinne gedichtet, wie das Sprichwort von Freunden und Freundschaft spricht, namentlich aber haben die Verse: „Packt ein, sobald ein Regen fällt, läßt Euch im Sturm allein!“ einen sprichwörtlichen Charakter. Wie das Sprichwort die Seltenheit der ächten Freundschaft und Treue bezeichnet, kann die reiche Sammlung bei Körte Nr. 1529 — 1579 lehren, woraus ich nur hervorhebe Nr. 1554:

Freund' in der Noth
Gehen zehn auf ein Loth;
Und so sie sollen behülflich sein,
Gehn zehne auf ein Quentelein.

Oder, wie sich das friesische Sprichwort ausdrückt (Mechlenburg Nr. 254):

Freunde in der Noth
Gehen zweiunddreißig auf ein Loth.

Wie reich das Mittelalter an Sprichwörtern über die Freundschaft war, beweist Vridankes Bescheidenheit (Von W. Grimm. Göttingen 1834). Man vergleiche S. 86, 7, und dazu Grimm p. CVI:

Manec man vil vriunde hât,
die wîle sîn dinc ebene gât:
unt hat doch undr in allen
vil lützel not gestallen.

Man vergleiche noch Simrock Nro. 2702 — 2778. Die übrigen didaktischen Sprüche des Narren im Lear tragen gleichfalls einen sprichwörtlichen Charakter. Er schreibt vor (1, 4):

Halt, was Du verheiß'st,
Verschweig', was Du weißt;
Hab' mehr, als Du leih'st,
Reit' nimmer zumeist;
Sei wachsam im Geist,
Nicht würfle zu dreist;
Laß Dirnen und Wein
Und Tanz und Schalmei'n,
So find'st Du den Stein
Der Weisen allein.

Er äußert (3, 2), „wer ein Haus habe, seinen Kopf hineinzustecken, der habe einen guten Kopflatz“ und führt diesen Satz in einigen Versen weiter aus. Er prophezeit mit absichtlicher Confusion (3, 2), daß das Reich von Albion in große Verwirrung gerathen werde, wenn Priester Worte, nicht Werke häufen, wenn Richter ohne Falsch und Tadel, wenn Lästerung nicht auf Zungen wohnt, wenn die Wucherer ihr Gold im Felde beschauen &c. Er sagt von der Wahrheit, sie sei ein Hund, der ins Loch müsse und hinausgepeitscht werde (1, 4). Die sprichwörtliche Wendung dieses letzten Satzes fällt sogleich auf, in ähnlicher Form findet sich der Satz auch unter den deutschen Sprichwörtern: „Wahrheit muß ins Hundloch“ (Simrock Nr. 11146). Aber auch die angeführten Verse tragen den sprichwörtlichen Charakter; denn das Sprichwort liebt es, sich in Reimen auszudrücken und verschiedene Lebensregeln in scharf bestimmten, kurzen Sätzen zusammenzustellen.

Man vergleiche mit den angeführten Sätzen des Narren die deutschen Sprichwörter (bei Simrock Nr. 173. 1543. 2945. 3667. 5070):

Almosengeben armet nicht,
Kirchengehen säumet nicht,
Wagenschmieren hindert nicht,
Unrecht Gut wuchert nicht,
Gottes Wort trügt nicht.

Denk' nichts, was nicht alle Leute wissen dürfen,
Rede nichts, was nicht alle Leute hören dürfen,
Thu' nichts, was nicht alle Leute sehen dürfen.

Fürstengunst, Aprilenwetter,
Frauenlieb' und Rosenblätter,
Würfelspiel und Kartenglück
Wechseln jeden Augenblick.

Hätten wir Alle einen Glauben,
Gott und das gemeine Beste vor Augen,
Guten Frieden und recht Gericht,
Eine Elle, Maaß und Gewicht,
Gleiche Münze und gutes Geld,
So ständ' es wohl in aller Welt.

An der Hunde Hinken,
An der Huren Winken,
An der Weiber Zähren
Und der Krämer Schwören
Soll sich Niemand kehren.

Man wird in diesen sprichwörtlichen Gedichten, deren man noch eine große Anzahl bei Simrock (ich verweise namentlich noch auf Nr. 2430) finden kann, die formelle Aehnlichkeit mit den Sprichwörtern des Narren im Lear leicht erkennen.

Was wir bei Shakspeare bemerkt haben, können wir unter andern Umständen auch bei Göthe wahrnehmen. Auch er hatte einen lebendigen Sinn für die Sprichwörter des Volkes und benutzte den poetischen Werth derselben. Dies konnte freilich nicht geschehen in seinen idealen Dramen Iphigenie und Tasso, in denen die Feinheit der Darstellung, wie die Beschaffenheit der Personen, die Berührung mit dem Volksleben ausschloß. An einem Beispiele aus der Iphigenie kann man recht wahrnehmen, wie sehr die ideale, auf der Höhe der Bildung schwebende Darstellung sich von der Derbheit und sinnlichen Kraft des Sprichworts unterscheidet. Iphigenie sagt von der Lüge (4, 1):

O weh der Lüge! Sie befreiet nicht
Wie jedes andre, wahrgesproch'ne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.

Hier hätte der Dichter sprichwörtliche Wendungen gebrauchen können, denn das Sprichwort sagt: „Lügen haben kurze Beine!" (vgl. Körte Nr. 3959—3983); oder wie das friesische Sprichwort heißt (Mechlenburg Nr. 21): „Auf Lügen läßt sich kein Kohl kochen"; oder das schon bei den Römern gebräuchliche (Mendacem memorem esse oportet): „Der Lügner muß ein gutes Gedächtniß haben." Aber wie sehr würde eine Anwendung solcher Sprichwörter den idealen Gang der Rede gestört haben. Wie aber Göthe in anderen Dramen, wie im Götz und Egmont, das Volksleben mit außerordentlichem Verständniß und Glück dargestellt hat, wie

er einen tiefen Sinn hatte für die anspruchslose Schönheit des Volksliedes, das er benutzte und in der Kargheit seines Ausdrucks, in der Freiheit seiner Constructionen nachahmte, so konnte ihm auch der poetische Gehalt des Volkssprichworts nicht fremd bleiben; die schlagende Kraft, die humoristischen Lichter des Sprichworts mußten ihn ansprechen und zur poetischen Bearbeitung reizen. Er bewies dieses in dem Cyclus kleiner Spruchgedichte, die er „Sprichwörtlich" überschreibt. Diese Göthe'schen Sprüche sind auch dem Verf. begreiflicher Weise nicht fremd geblieben. Er macht über den Styl der Sprichwörter S. 11 die treffende Bemerkung: „Aus der Beschäftigung, der Geschichte (mehr bei den Alten, als bei uns), der Umgebung werden die Bilder genommen, und so wird aus diesen Sprüchen der Gesichtskreis des Volkes deutlich; wie die Natur gewisse Bahnen in ihren Formationen einschlägt, so lassen sich auch in der Volkssprache bestimmte Gänge nachweisen und die Beobachtung dieses, so zu sagen, Volksinstinctes gehört mit zu dem Interessantesten für den treuen Beobachter. An den stehenden Bildern oder Typen dieses Lapidarstyls hat man ein Kriterium für die Sprichwörter." Nachdem der Verf. treffliche Belege für seine Bemerkung mitgetheilt hat, vergleicht er Sprüche von Göthe, Schiller, Rückert, und bemerkt von denselben S. 12: „Entweder fehlt das Bild ganz, oder es ist nicht volksthümlich; sodann fehlt der kurze, prägnante Lapidarstyl des Sprichworts, und endlich ist Sprache und Gehalt nur feiner gebildeten und sich in einem höheren Gedankenkreise bewegenden Menschen ganz verständlich. Manche unter den „Sprichwörtlich" überschriebenen Sprüchen nähern sich den Volkssprichwörtern." — Was Schiller betrifft, so bemerke ich hier beiläufig, daß dieser Dichter im Wallenstein ein Sprichwort auf das glücklichste angewandt hat, welches mit den römischen (Nescis, quid serus vesper vehat und Nondum omnium dierum sol occidit) ein und denselben Sinn hat und auch im Mittelalter in verschiedenen Formen ausgedrückt ist (Vespere laudari debet amoena dies und nieman zu vruo sal prîsen mit lobe den liehten tac. J. Grimm, Reinhart Fuchs p. XCII).

Gordon hält dem Wallenstein (5, 4), der, vor dem Abgrunde stehend, seines Glücks sich rühmt, die Worte entgegen:

Und doch erinnr' ich an den alten Spruch:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.
Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück:
Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet,
Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben,
Denn ewig wanket des Geschickes Wage.

Wie glücklich dieses antiken Geist athmende Sprichwort mit einer antiken Anschauung vom Glücke in Verbindung gebracht ist, bedarf keiner weitern Entwicklung. Auch in andern Dramen trifft Schiller den sprichwörtlichen Ausdruck trefflich, z. B. in dem Satze Tells: „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt," den Simrock als Sprichwort in der Form hat (2789): „Man kann nicht länger Frieden halten, als der Nachbar will." Eben so führt Simrock als Sprichwort an (1992), was im Tell vorkommt: „Vereint sind auch die Schwachen mächtig." Uebrigens passen die Bemerkungen des Verf. auf die von ihm angeführten Sprüche Schillers und Rückerts vollkommen; mit Göthe's „Sprichwörtlich" verhält es sich nach meiner Ansicht anders. Die meisten sind allerdings Sprüche, keine Sprichwörter; aber viele haben das Volkssprichwort zur Grundlage; der Dichter spricht es aus, er stellt das Bild des Volkssprichworts hin und umzieht es mit der zierlichen Arabeske eigener Production. Aus dem Sprichwort wird ein sprichwörtliches Gedicht. Das kann schon durch folgenden, von dem Verf. angeführten Satz Göthe's außer Zweifel gesetzt werden:

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Ich füge noch folgende Sätze hinzu, in denen Göthe in der angedeuteten Weise ganz die sinnliche Kraft des Volkssprichworts beibehält:

Zum neuen Jahre Glück und Heil,
Auf Weh' und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe.

(Vgl. Simrock 606: Auf einen knorrigen Ast gehört ein derber Keil.)

Viele Köche versalzen den Brei:
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern;
Wir aber sind, gesteht es frei,
Ein Lazareth von Medicinern.

Glaube mir gar und ganz:
Mädchen, laß Deine Bein' in Ruh;
Es gehört mehr zum Tanz,
Als rothe Schuh.

Wer aber recht bequem ist und faul,
Flög dem eine gebratene Taub' ins Maul,
Er würde höchlich sich's verbitten,
Wär' sie nicht auch geschickt zerschnitten.

Freigebig ist der mit seinen Schritten,
Der kommt, von der Katze Speck zu erbitten.

Daß Glück ihm günstig sei,
Was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei,
Fehlt ihm der Löffel. (Vgl. Simrock Nr. 6595.)

Eine Anzahl von den Sprüchen Göthe's hat einen solchen Charakter, daß man sagen kann, sie sind ganz im Geiste und in der Form der Volkssprichwörter gedichtet, obgleich sie nicht die Gültigkeit von Sprichwörtern haben. Solche sind:

Das wär' dir ein schönes Gartengelände,
Wenn man den Weinstock mit Würsten bände.

Du bist sehr eilig, meiner Treu!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

(Dem zweiten Verse entspricht ganz das friesische Sprichwort [Mecklenburg Nr. 165]: „Er sucht nach dem Hute und hat ihn selbst auf dem Kopfe." Oder Simrock 723: „Du suchst den Bären und stehst vor ihm;" oder 3072: „Du suchst den Gaul und reitest drauf.")

Wie wollten die Fischer sich nähren und retten,
Wenn die Frösche sämmtlich Zähne hätten?

Wie Kirschen und Beeren behagen,
Mußt Du Kinder und Sperlinge fragen.

Ein kluges Volk wohnt nah' dabei,
Das immerfort sein Bestes wollte;
Es gab dem niedrigen Kirchthurm Brei,
Damit er größer werden sollte.

Den Satz, mit welchem Göthe ein Buch von Wahrheit und Dichtung überschreibt: „Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen," sowie das im Götz von Berlichingen vorkommende: „post coenam stabis etc." führt Simrock unter den Sprichwörtern (855. 2202) an.

Die Verse Göthe's:

Nichts ist schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von guten Tagen.

heißen im Sprichwort, Simrock 893: „Es müßten starke Beine sein, die gute Tage ertragen könnten.“ Von den Göthe'schen Versen: „Benutze redlich Deine Zeit, willst was ergreifen, such's nicht weit!“ hat Simrock den letztern als Sprichwort in der Form 2387: „Willst Du was finden, such's nicht fern.“ Auch von dem schönen Spruchgedicht Göthe's:

Wenn Dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst Du Besseres haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben!

findet sich der letztere Satz unter den Sprichwörtern bei Simrock 2334: „Wer keinen Fehler hat, muß im Grabe liegen.“

Wie viel Liebe Göthe zu dieser sprichwörtlichen Weisheit hatte und wie reizend er es verstand, dieselbe zu gestaltenvoller Poesie zu erhöhen, beweist der „Schatzgräber.“ Man kann das Zauberwort, welches der schöne Knabe dem Schatzgräber zuruft:

Tages Arbeit! Abends Gäste;
Saure Wochen! Frohe Feste!

als ein Sprichwort betrachten, und Aehnliches findet sich auch unter den Volkssprichwörtern, Simrock 428: „Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie.“ Aber der geniale Dichter macht aus dem Spruche eine Geschichte und knüpft den Gedanken an Persönlichkeiten, die unser Interesse fesseln.

Die meisten der unter dem Titel „Sprichwörtlich“ gedichteten Sätze Göthe's sind aber keine Sprichwörter; wie der Dichter selbst dieses reizende Vademecum ansah, wie dasselbe entstand, darüber hat er selbst uns unterrichtet in den humoristisch-sprichwörtlichen Worten (S. 36):

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen,
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen;
Doch was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

So schließen wir, daß in die Läng'
Euch nicht die Ohren gellen;
Vernunft ist hoch, Verstand ist streng,
Wir rasseln drein mit Schellen.

Gerade diese mit Schellen rasselnden Sprüche haben wir angeführt. Betrachten wir das Göthe'sche „Sprichwörtlich“ als ein Gesammtwerk, so können wir es mit Bridanks Bescheidenheit vergleichen. — Ehe ich zu der Betrachtung dieses Werkes übergehe, erwähne ich nur, daß die Anwendung des Sprichworts sehr häufig ist in den Gedichten des Winsbeke und der Winsbekin, was Niemanden wundern wird, der diese didaktischen Dichtungen kennt. Ich führe einige Sprichwörter aus diesen Gedichten an, auch aus dem Grunde, weil es von Interesse ist, zu sehen, welche Form noch gegenwärtig vorhandene Sprichwörter im Mittelalter hatten. So steht im Winsbeke 38 (Minnesinger. Manessische Sammlung ꝛc. von F. H. von der Hagen, Lpz. 1838. I. S. 368): das Sprichwort:

Sun, si jehent alle, eȝ brenne vruo
daȝ z'einer neȝȝeln werden sol:
Din junger muot daȝ selbe tuo;
daȝ kumt dir in dem alter wol.

„Was ein gutes Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten.“

In Strophe 44 findet sich der sprichwörtliche Ausdruck, welcher dem von Göthe gebrauchten und oben angeführten „gebratene Tauben ins Maul fliegen“ entspricht:

ez ist mir ane zwivel kunt,
ez loufet selten wisiu mus slafender vohen in den munt,

welches, wie von der Hagen anführt, bei Wirnt auch in der Form vorkommt: „man erjagt den Hirsch nicht mit schlafendem Hunde." Das Sprichwort: „allzu jäher Mann soll trägen Esel reiten" (Winsbeke 35), kommt auch bei Bridank vor. Man begegnet noch andern sprichwörtlichen Wendungen im Winsbeke, die in dieser Form noch heute gelten, wie „im Sacke kaufen" (Nr. 65), oder was die Winsbekin (17) sagt, „ans Bein binden." (Vgl. v. d. Hagen, Minnesinger IV. S. 312. Anm. 9.)

Mehr noch als der Winsbeke und die Winsbekin ist Bridank für die Kenntniß des Sprichworts von Wichtigkeit, und die Einleitungen und Anmerkungen W. Grimms sind für den Forscher dieses Gegenstandes unentbehrlich. Daß der Verf. das Werk kennt, geht aus S. 9 hervor, wo er Bridank als Beispieldichter erwähnt. Der Grund, der mich bestimmt, Bridank hier zu nennen, ist der ästhetische, da Bridank wie Göthe das Volkssprichwort benutzt und demselben eine feinere Form gegeben hat. Darüber hat sich W. Grimm sehr richtig ausgesprochen. „Das Sprichwort," sagt er, „das gleich einem Funken bei unerwarteter Berührung dem Geiste entlockt wird, drückt ohne Vorurtheil und Nachsinnen das Gefühl und Urtheil des ganzen Volkes aus, mit dem es beides, Wahrheit und Irrthum, theilt," (die Wahrheit dieses letzteren Satzes lernt man recht erkennen aus unseres Verf. gründlichen und treffenden Bemerkungen S. 15) „und braucht, da es den Ertrag langer Erfahrung enthält, seinen Aussprüchen nicht erst Eingang zu verschaffen. Dieses gemeinsame, Deutschland überhaupt zugehörige, ist der eine Bestandtheil, der andere ist Freidanks eigner Geist, der das Ueberlieferte gesammelt und geläutert hat. Darf ich ein Gleichniß gebrauchen, so hat er eine wild und frei strömende Quelle durch die Einfassung mit Werkstücken in einen zugänglichen Brunnen verwandelt, aus dem man ohne Mühe schöpft" (p. CXVI). Ich verweise auf die Untersuchungen Grimms, und namentlich auf p. CXXII, — erinnere an Grimms Bemerkung (p. CXI), daß die Edda vorzüglich in Hâvamâl sinnvolle Sprüche bewahrt, die jetzt durch K. Simrock zugänglicher geworden sind, und führe nur noch einige Verse aus Bridank an, welche, mit den einfachen Volkssprichwörtern verglichen, beweisen, wie Bridank das überkommene Volkssprichwort zu einem reicheren Gedicht verarbeitete. Das noch heute geltende: „Gedanken sind zollfrei", heißt bei Bridank 115, 14:

Diu bant mac nieman vinden,
diu mîne gedanke binden.
man vahet wip unde man,
gedanke niemen gevahen kan.

Man findet viele Beispiele bei Bridank, daß er, einfach ausgehend vom Sprichwort, dasselbe erweitert und erläuternd ausführt, wie wir etwas Aehnliches bei Göthe wahrgenommen haben; so S. 82, 10 das Sprichwort, welches Sebastian Frank in der Form hat: „Man kennt den Esel bi den ohren, bi den Worten kennt man Thoren":

Bi rede erkennich tôren
den esel bi den ôren,
der tôre verhilt deheine vrist
swaz in sîme herzen ist.

Betrachtungen über den Thoren, ähnlicher Art, führt der Dichter noch weiter fort. Eben so das Sprichwort: „der Hunger ist ein guter Koch", bei Bridank S. 124, 17 fg.:

Der hunger ist der beste koch,
der je wart oder wirdet noch.
Swen hungert, ist er kleider bloz,
so enwart nie siechtage alsô groz.

Die Bemerkungen über den Hunger sind weiter fortgesetzt und der Dichter verflicht in die Betrachtung ein Sprichwort, welches S. Frank mit den Worten anführt: „Wenn die Maus voll ist, so ist das mel bitter“:

Sô sateȝ kint niht eȝȝen mac,
so unmaeret im des honges smac:
swem aber wê der hunger tuot,
den dunket swachiu spîse guot (p. 125, 1—4).

In dem 15. Capitel seiner Dichtung spricht Vridank vom Dienste und schließt dasselbe mit der Anwendung und Ausführung des Sprichwortes „Neue Besen kehren gut“ (S. 50, 12 fg.):

Der niuwe beseme keret wol
ê daȝ er stoubes werde vol.
alsam der niuwe dienest tuot:
vil willic ist sîn êrster muot.

Sehr tiefsinnig und schön führt er das Sprichwort aus: „Wie man in den Wald schreiet, so schallt es wieder heraus“ (S. 124, 3 fg.):

Swie man ze walde rüefet,
daȝ selbe er wider güefet,
Ein minne d'andern suochet:
ein vluoch dem andern vluochet.
Ich missevalle manegem man,
der mir ouch nicht wol gevallen kan.

Die köstlichen Worte Vridanks: „Ein minne d'andern suochet etc.“ wendet Vischer auf die Fluchscenen in Shakspeare's Richard III. an.

Im 26. Capitel, wo er „von scheltenne“ spricht, streut Vridank das Sprichwort ein und führt es in seiner Weise weiter aus, welches S. Frank mit den Worten hat: „Wer will wissen, wer er sei, der erzürne seiner nachbauern zwen oder drei“ (S. 62, 16 fg.):

Swer niht wiȝȝe wer er sî,
der schelte sîner gebûre drî:
wellent eȝ die zwên vertragen,
der dritte kan eȝ wol gesagen.
Ich schilte daȝ an manegem man,
daȝ ich selbe niht vermîden kan.

Ich führe keine Beispiele von dieser sprichwörtlichen Poesie weiter an; ehe ich mich aber von Vridank's „bescheidenheit“ trenne, diesem herrlichen Denkmale deutschen Sinnes, in welchem der Dichter auf eine so anmuthige und geistreiche, wie klare und mäßige Weise Bescheid giebt über die wichtigsten Verhältnisse des Lebens und Geistes, über Geschichte und Religion, führe ich noch in einer andern Beziehung den sprichwörtlichen Satz von ihm an (S. 146, 13. 14):

Ein albel ist beȝȝer ûf dem tisch,
danne in dem wage ein michel visch.

Dieses Sprichwort hat Seb. Frank mit den Worten: „Ein spatz in der Hand ist besser dann ein stork in Luft.“ Der Sinn desselben ist in Deutschland in verschiedenen Formen ausgedrückt. Dem Frankschen Ausdrucke am nächsten steht Simrock Nr. 10981:

Besser ein Vogel in der Hand
Als zehn am Strand.

Andere Formen sind (Simrock 1861): „Besser heut ein Ei, als morgen ein Küchlein.“ 2782: „Eine Kuh im Frieden ist besser als drei im Kriege.“ 2783:

„Besser ein Ei im Frieden, als ein Ochs im Kriege." 4175—4178: „Ein Haben ist besser als zwei Kriegen. — Hab' ich ist ein besserer Vogel als Hätt' ich. — Ein dürrer Hab' ich ist besser als ein fetter Hätt' ich. — Hab' ich ist ein schöner Vogel, Hätt' ich nur ein Nestling." Der Bridankschen Form dieses Sprichworts steht am nächsten Simrock 2472: „Ein kleiner Fisch auf dem Tisch ist besser als ein großer im Bach." — Das Sprichwort Bridanks bestätigt recht die Bemerkung des Verf. S. 17, daß „die Sprichwörter durch und durch national, gleich den Volksliedern stammthümlich im engern Sinne und sogar zuweilen local" seien. Das Wort albel bedeutet einen Fisch, der im Züricher See vorkommt, und man hat vermuthet aus diesem Worte, daß Bridank aus der Schweiz stammte (vgl. Heinrich Kurz, Geschichte der deutschen Literatur S. 183). Je localer aber das Sprichwort ist, desto mehr frische, individuelle und mithin poetische Farbe hat es. — Eine Untersuchung über den ästhetischen Werth des Sprichworts selbst hätte vor allem die Form desselben ins Auge zu fassen. Möchte der Verf., der durch seine große Kenntniß der Sprichwörter der verschiedensten Nationen besonders im Stande ist, über die Form aufzuklären, uns eine solche Untersuchung nicht versagen. Das Sprichwort ist eine Form der Volkspoesie; weil das Volk es liebt, aus der Enge und dem Drucke der Noth, Verlegenheit, Unbequemlichkeit durch den Sprung des Witzes sich wenigstens für den Augenblick zu befreien, finden wir die Form des Witzes im Sprichwort überaus häufig. Wir machten bereits oben die Bemerkung, daß diejenigen Sprichwörter, welche einer Person oder einem Thiere einen Ausspruch in den Mund legen, den diese bei einer bestimmten Gelegenheit gethan haben oder haben sollen (Simrock Nr. 313: „Aller Anfang ist schwer, sprach der Dieb und stahl zuerst einen Amboß"), fast alle witzig sind. Die von dieser Form gegebenen Beispiele beweisen es. Ein Blick auf dieselben beweist, wie kühn der Volkswitz in der Zusammenstellung des Ungleichartigen ist. Aber auch der ganz einfache sprichwörtliche Satz enthält solche Zusammenstellungen des Ungleichartigen, aus denen oft der treffendste Witz sich entbindet. So bei Simrock Nr. 583:

Art läßt nicht von Art,
Der Bock nicht seinen Bart,
Der Speck nicht von der Schwart.

Ebenso Nr. 2060: „All Ding hat ein Ende und die Mettwurst hat zwei." — Nr. 1886: „Alte Eier, alte Freier, alter Gaul, sind meistens faul." (Die Zusammenstellung des Ungleichartigen erzeugt nicht immer den Witz, und so kommen denn auch ernste Sprichwörter in dieser Form vor; ich bemerke beiläufig, daß das Sprichwort am liebsten drei Dinge zusammenstellt; die Dreizahl hat für das Volksbewußtsein ihre tiefe Bedeutung nicht verloren; man vergl. bei Simrock die Sprichwörter Nr. 2718. 2721. 2722. 2730. 2811. 3099. 899. 921. 1553. 1807. 1886. 2811. 675 und viele andere. Diesem volksthümlichen Tone folgte Hutten in seiner Trias romana, wo er satirisch immer drei Dinge zusammenstellt, die man in Rom findet oder nicht findet.)

Oder der Witz des Sprichworts entsteht, indem die sinnliche und übertragene Bedeutung ein und desselben Wortes vermischt werden, ferner indem das örtlich Unfaßbare örtlich genommen wird, oder örtliche und zeitliche Bestimmungen verbunden werden, oder indem viel Lärmen gemacht wird, um ein Nichts zu bezeichnen. Für den ersten Fall vergleiche man außer dem schon angeführten Sprichworte vom Diebe und Amboß (Simrock Nr. 313) noch folgende bei Simrock Nr. 361: „Er hat einen anschlägigen Kopf, wenn er die Treppe herunterfällt." 1080: „Ich strafe mein Weib mit guten Worten, sagte jener Bauer, da warf er ihr die Bibel an den Hals." 1467: „Mein Vater ist der Höchste in Constanz, sprach die Tochter des Thurmwarts." 2908: „Dem Mann ein Vogel, sagte jener Fuhrmann und legte die Gans vor sich." — Für den zweiten Fall erinnere ich an das bei Simrock Nr. 1537: „Er denkt drei Meilen hinter Gott," und Simrock 4229: „Nach drei Königen wachsen die Tage um einen Hahnenschritt," womit solche scherzhafte Wendungen, wie „zwischen Pfingsten und Straßburg", oder Hans Sach-

sens „Schlaraffenland liegt drei Meil hinter Weihnachten" (J. Grimm, Reinhart Fuchs p. CXII) zu vergleichen sind. Für den dritten Fall ist ein Beleg Simrock 522:

Armen hat nie kein Geld gebrochen,
Als den Sonntag und die ganze Wochen.

Daß das Sprichwort das Wortspiel liebt, hängt schon mit der Neigung desselben zu Alliteration und Assonanz zusammen. So heißt es bei Simrock 2010: „Eintracht trägt ein." 2132: „Erwäg's, dann wag's." 2531: „Besser ein Flick, denn ein Fleck." — Manche witzige Wendung ist im Sprichwort durch eine höchst kühne Substantivirung oder Personificirung von Adverbien, Adjectiven, Verben, Sätzen, durch Verwandlung eines Begriffs in einen Ort, erreicht, wie folgende Beispiele bei Simrock beweisen. Nr. 892: „Beinahe bringt keine Mücke um." 1056: „Unverschämt wird ein guter Bettler." 1934: „Eilesehr brach den Hals." 2258: „Fangvielan richt wenig aus." 3094: „Giebmir hat's Genick gebrochen." 3090: „Er ist nicht von Gebingen, sondern von Nehmingen." 1499: „Es gehen viele Wege von Darbstett und Mangelburg." — Damit hängt denn zusammen, daß die sprichwörtliche Rede, wie die Poesie überhaupt, das Bedürfniß hat, zu personificiren; denn nicht der Begriff interessirt das dem philosophischen Denken fern stehende Volk, sondern der concrete Fall, oder die leibhafte Person, und wo keine ist, erschafft sie der poetische Geist des Sprichworts. Es ist wenig zu verwundern, daß die Begriffe Arbeit (Simrock 405. 406), Armuth, Liebe (Nr. 541. 542. 564), Hoffnung (1361) als Personen oder als lebende Wesen gedacht werden; mit einer Shakspeare'schen Kühnheit macht der Volksgeist im Sprichwort Zeit und Ort, wie den Tag, den Monat und das Jahr, den Wald und das Feld zu Personen oder lebenden Wesen und leiht abstracten Begriffen und unorganischen Dingen eine persönliche Geschichte oder Existenz. So bei Simrock Nr. 1342: „Der Tag ist ihm eher im Hause, denn Brot." 657: „Was der August nicht kocht, läßt der September ungebraten." 2302: „Sei nimmer faul, das Jahr hat gar ein großes Maul." 1415: „Büsche haben Ohren und Felder Augen." 2699: „Jede Freud' hat ein Leid auf dem Rücken." 2525: „Dem Fleißigen guckt der Hunger wohl zuweilen ins Fenster, aber ins Haus darf er nicht kommen." 1233: „Böses kommt geritten, geht aber weg mit Schritten." 1037: „Bettelsack sagt, ich habe nie genug." 2719:

„Freundschaft geht vor allem Ding!"
Das lügst du, sagt der Pfenning,
Denn wo ich kehr' und wende,
Hat Freundschaft ein Ende.

Sinnlich faßbar und vernehmlich wird Alles durch die Poesie; kann daher das Sprichwort nicht personificiren, so wählt es die Form des Vergleichs. Es finden sich höchst sinnreiche und treffende, wie auch höchst kraftvolle und witzige Vergleiche in den Sprichwörtern; die Gegenstände, die zum Vergleiche dienen, sind dem Kreise des gewöhnlichen Lebens begreiflicher Weise entnommen, zuweilen auch der Sphäre des Gedankens. Simrock 1016: „Bettel hat langen Zettel, man trägt aller Welt Garn darin." 1242: „Ein böser Mensch ist wie eine Kohle, er brennt oder schwärzt." 1147: „Er übersieht's wie der Blinde das Dorf." — 1176: „Die Welt lohnt wie der Bock, wenn er Hörner kriegt." 2298: „Dem Faulpelz geht die Arbeit von der Hand wie das Pech von der Wand." 1001: „Betrug währt nicht länger wie der Soldaten Hoffahrt und der Wittwen Andacht."

Viele Vergleiche im Sprichwort werden von Thieren hergenommen. Die Thierwelt spielt in dem Sprichwort eine sehr bedeutende Rolle, ein Umstand, der durch die Neigung des Sprichworts zu Vergleich und Personification schon erklärt wird. Will der Dichter des Sprichworts sagen, daß Verstand der sinnlichen Stärke überlegen sei, so bietet ihm seine Erfahrung aus der Thierwelt das entsprechende Symbol, durch welches er dem gefürchteten abstracten Gedanken entgeht; er sagt (Simrock 1390): „Ein Büffel ist ein groß Thier, doch kann er keinen Fuchs fangen."

— Will er die Arglist bezeichnen, so bietet ihm wieder der Fuchs und seine Geschichte die sinnliche Form (Simrock 1184): „Barbati praecedant, sagte Magister Fuchs, da stieß er einen Bock die Treppe hinunter.“ — Das Thier wird für den Dichter des Sprichworts zum sinnlichen Träger eines abstracten Gedankens, den die Poesie verschmäht. Wie aber das Sprichwort, was seinen Inhalt betrifft, gewisse Lieblingsgegenstände hat, über welche es sich zu verbreiten kaum müde wird, man denke nur an die vielen Sprichwörter über Ehe, Weiber, Teufel, Erfahrung, Maß und Uebermaß, Freundschaft u. s. w., so hat es auch Lieblingsformen, es hat gewisse Typen in seiner Sprache, zu welchen die Thiere gehören, welche in den Gesichtskreis des gewöhnlichen Lebens fallen, so daß die bekannten Hausthiere, Ochs, Pferd, Bock, Esel, Hund, Hahn, Bienen, unter den wilden Thieren Löwe, Bär, vor allem aber Wolf und Fuchs, die Helden der deutschen Thiersage, häufig erwähnt werden. Der Dichter des Sprichworts gewinnt dadurch den Vortheil, seine Erfahrungssätze an Wesen anzuknüpfen, die, wie die genannten Thiere, dem schlichten Sinne des Volkes so nahe stehen und ihn in Liebe und Haß, in Bewunderung und Abscheu so lebhaft interessiren. Daß aber das Sprichwort in dieser Form mit der Fabel, das deutsche vor allem mit der Thiersage sich berührt, ist begreiflich; und dieselben Umstände, welche in Deutschland die herrlichen Thiersagen veranlaßten, erschufen auch das Thiersprichwort. Es entstand in Zeiten und ging von Ständen aus, in welchen man dem Thiere lebendige Aufmerksamkeit widmete, es gleichsam, wie Jäger und Hirten thun, für seines Gleichen hielt und es daher mit menschlicher Seele, Neigung, Leidenschaft, Willen begabte. Es ist nicht zufällig, daß unsere Thierepen so reich an Sprichwörtern sind, wie denn J. Grimm in seiner herrlichen Einleitung zum Reinhart Fuchs p. CXII eine Anzahl aus dem Reinardus ausgezogen hat. Wer die große Menge der Sprichwörter, welche über Wolf und Fuchs im Curse sind, bei Simrock S. 132 und 560 fg. durchgeht, wird leicht bemerken, daß das Sprichwort nicht bloß die allgemeinen Charakterzüge dieser Thiere mit der Thiersage theilt, was nicht zu verwundern ist, sondern auch entlegenere und feinere, wovon ich ein Beispiel anführen will. Der Fuchs heißt von seiner Farbe in der Thiersage der rothe, er schwört bei seinem rothen Haupte; rothe Farbe wird schon in der Thiersage zum Symbol der Bosheit und Untreue, durch welche der Fuchs so übel berüchtigt ist. Wenn nun Sprichwörter vor rothhaarigen, rothbärtigen Menschen warnen (vgl. Jacob Grimm, Reinhart Fuchs p. XXX), so ist diese Anschauung aus der Thiersage entlehnt oder vielmehr mit ihr zugleich entstanden. Solche Sprichwörter hat Simrock Nr. 740: „Schwarzer Kopf, rother Bart, böse Art.“ 2030: „Erlenholz und rothes Haar sind auf gutem Grunde rar.“ 8339: „Der Rothe gäb' einen übeln Kaminfeger, er jagte den rothen Hahn zum Dache heraus“ (d. h. er würde Feuer anlegen). Witzig und in derselben Anschauung ist 8360: „Roth geboren hat das Fegefeuer schon auf der Welt.“ Ebenso wie das rothe Haar ist der Schwanz des Fuchses zum sprichwörtlichen Symbol geworden. Was der Fuchs Alles mit dem Schwanze ausrichtet, beweist seine Geschichte in der Thiersage (vgl. Jacob Grimm p. XLI); er kann auch eine „schmeichelnde Gebärde“ durch den Schwanz hervorbringen; daher auf den Menschen übertragen ein „Fuchsschwänzer“ ein Schmeichler, Simrock 2896: „Fuchsschwänzer sind den Herren lieb, Stehlen doch mehr als ein Dieb.“ Daher das Sprichwort: „einem den Fuchsschwanz streichen“ (soll heißen: für einen den eignen Fuchsschwanz streichen, d. h. die schmeichelnde, kriechende Geberde machen). Einzelne Fuchssprichwörter stimmen mit Thatsachen aus den Thiersagen genau überein. So Simrock Nr. 2874: „Wenn der Fuchs die Gänse lehrt, so ist ihr Kragen sein Schulgeld,“ womit das andere vom Wolf übereinstimmt, 11790: „Wenn der Wolf die Geißen beten lehrt, frißt er sie für's Lehrgeld.“ — Wer erinnert sich hier nicht der köstlichen Scene, die Kaulbach in seinen genialen Zeichnungen zu Göthe's Reineke Fuchs, München 1846. S. 5 so vorzüglich dargestellt hat, wie Reineke als Kaplan den Hasen im Credosingen unterrichtet, ihn aber beim Kragen faßt und erwürgt hätte, wäre der Panther nicht des Weges gekommen. — Einen feinen Zug hat auch das humoristische Sprichwort vom Hahne mit der Thiersage gemein, Simrock 4217: „Der Hahn schließt die Augen, wenn er kräht, weil er es

auswendig kann." Diese Eigenthümlichkeit des Hahns hat der lateinische Reinardus, der französische Renart, der deutsche Reinhart erwähnt. Vgl. J. Grimm, p. VII, Anm.

Was die Form der Sprichwörter weiter betrifft, so kann man leicht bemerken, daß derselbe Gedanke in verschiedenen Formen ausgedrückt ist; ich erinnere an die oben angeführten Formen des Sprichworts: „Ein Vogel in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache." So sagt man: „An ihm ist Hopfen und Malz verloren," oder Simrock 1437: „An dem ist Chrisam und Tauf' verloren." Ferner Simrock 2831: „Schlafender Fuchs fängt kein Huhn," und 11780: „Dem schlafenden Wolf läuft kein Schaf in's Maul." Man beachte noch folgende sprichwörtliche Gedichte, Simrock 10980:

Den Vogel kennt man am Gesang,
Den Hasen an dem Klang,
Den Esel an den Ohren
Und am Gesang den Thoren.

und 11813:

Man kennt den Wolf am Gang,
Die Glock' am Klang,
Den Franziscaner am Strang,
Den Bauer an der Gabel,
Den Advokaten am Schnabel.

Solche Variationen desselben Themas, solche Wiederholungen ähnlicher Gedanken in verschiedenen Formen gehören zu den typischen Eigenthümlichkeiten des Sprichworts, und gerade darin liegt etwas Poetisches. Es verhält sich mit dieser Eigenthümlichkeit wie mit dem Gebrauche, welchen eine reiche dichterische Phantasie von dem Bilde macht. Sie erschafft nicht Bilder von einsilbiger und fadenscheiniger Armuth, sondern in reicher, mannigfaltiger Fülle; denn „nur Bettler zählen ihres Guts Betrag", und der Strom aller Poesie fließt, wie Vischer sagt, aus vielen und vollen Röhren.

Bei der Betrachtung der Form des Sprichworts wird man die Volkspoesie, wie schon die Thiersage beweist, vor allem auch das Volkslied, zu Rathe ziehen müssen. Viele Sprichwörter sind kleine Volkslieder, und nicht immer will das Sprichwort lehren. Ich erinnere statt vieler nur an Simrock 80:

Ade, Lieb', ich kann nicht weinen,
Verlier' ich Dich, ich weiß noch einen.

Diesen Ton findet man in dem Volksliede sehr häufig.

Die nationale Bedeutung des Sprichworts hat der Verf. vorzugsweise ins Auge gefaßt; man kann aus der Eigenthümlichkeit des Sprichworts den Charakter der Völker gerade so genau bestimmen, wie aus dessen Literatur überhaupt oder aus dem politischen Leben. In dieser Beziehung hat der Verf. geistvolle und tiefe Blicke gethan in das Wesen der Völker. Es sind schöne Sätze, in welchen er das griechische und deutsche Volk einander gegenüberstellt und daraus Schlüsse über das Wesen des Sprichworts zieht. „Volk bleibt immer Volk," sagt er S. 10; „immer sinnlich und jugendlich in seinem Denken und Sprechen; doch kommt es auf den Bildungszustand der untern Classen an, ob die Form gebildeter oder roher, der Inhalt gewichtiger oder oberflächlicher ist. Unser Volk wurde durch Klima, Lebensverhältnisse und Weltstellung zu größerem Ernst gestimmt als die südlichen Bewohner glücklicherer Länder mit ihren überall durch das nahe Meer scharfbegrenzten Küsten und malerisch reizenden Aussichten; dort das Nebelige, Trübe, Rauhe in der Natur und isolirtes Familienleben vorherrschend, hier dagegen durchgängige Klarheit, scharf ausgeprägte Formen, heitere Oeffentlichkeit; dort überall ein ungelöster Widerspruch zwischen Innerem und Aeußerem, zwischen Gehalt und Erscheinung, ein negativer Grundzug im ganzen Wesen, der ins Innere zurückdrängt, hier Alles in klarem Flusse und in glücklicher Harmonie. Könnte es daher anders sein, als daß in Griechenland die Volksweisheit einen kindlichen, leichten, ober-

flächlichen Charakter trägt, wo der Reiz des gewählten Redens in neuen und gewandten Formen bedeutender als der Gedanke selbst ist, die Redewendungen, dem Schaume des nahen Meeres gleich, leicht und flüchtig auftreten? Stand doch daneben noch die ganze reiche Poesie dem Volke fortwährend offen von den Männern, die noch keine in abgeschiedener Einsamkeit erworbene Bücherweisheit kannten." — Der Verf. bemerkt dann schließlich: „Suchte sich nun der Grieche durch den Spruch über die Dinge hinwegzuheben, gleichsam im Vorgefühle der kurzen Blüthe seines heitern Daseins, so wohnte unserm Volke von Hause aus das Gefühl ewiger Dauer, der beharrlichen Substantialität bei, suchte es sich durch seine Sprüche in die Dinge hineinzubohren; daher das Substantielle, Wuchtige und Tiefe in unsern Sprichwörtern. Die Form mußte, der ursprünglichen Naturkraft und Schwerfälligkeit entsprechend, oft recht derb und roh, wenn auch in diesem Cynismus um so treffender sein." Der Verf. überzeugt uns von der Wahrheit seiner trefflichen Bemerkungen durch gute Beispiele. Aus dieser von dem Verf. geschilderten Eigenthümlichkeit der Griechen, wonach eine formelle Bestimmtheit, Klarheit und Deutlichkeit der Begrenzung, Abneigung gegen alles Uebermäßige, ein Hauptcharakterzug der Griechen ist, läßt sich denn auch erklären, daß die griechischen Sprichwörter das „Nichts zuviel", „Maß zu halten ist gut", „die Mittelstraße ist die beste", „Ueberfluß erzeugt Uebermuth" (τίκτει τοι κόρος ὕβριν, welches dem Solon zugeschrieben wird), vor allem lehren, wie ja auch Aristoteles im Sinne dieser Sprichwörter die Tugend als die Mitte zweier Extreme bestimmt; das deutsche Sprichwort kennt diese goldnen Regeln begreiflicher Weise auch, wie Fridank S. 61, 19 fg. beweist:

Swes ist ze lützel oder ze vil
newederȝ ich da loben will.
Genuoc ist beȝȝer dan ze vil
da manz ze rehte merken wil.

Oder, wie es S. Frank ausdrückt: „Zu lützel und zu viel verdirbt alle spil." Aber was der Grieche mit seinem μηδὲν ἄγαν und dessen mannigfaltigen Wendungen ausdrückte, das drückt Fridank in dem 8. Capitel „von der hôchverte" in reichen Sätzen aus, indem er dabei in die Tiefen des Geistes und des Christenthums hinabsteigt. Aus jener von dem Verf. bezeichneten Eigenthümlichkeit der Griechen, aus dem vorherrschenden öffentlichen Leben der antiken Völker ist denn auch der Umstand zu erklären, daß bei ihnen mehr der Geschichte entlehnte Sprichwörter sich vorfinden, als bei den Deutschen. Der Verf. bemerkt dies S. 20 selbst, indem er uns das die deutsche Geschichte berührende Sprichwort „Hunde bis Bautzen führen" als eins der wenigen Beispiele mittheilt und auf die Erklärung desselben von Körte Nr. 3047 verweist. Ich möchte diesem Sprichwort das griechische „einem ein Lamm schicken", welches Zell (über die Sprichwörter der Griechen, Ferienschriften 1,121) erklärt, von ferne vergleichen. Daß die Griechen und Römer bei weitem mehr aus dem öffentlichen Leben, aus Sage und Geschichte den Stoff des Sprichworts nahmen, sieht man aus Zells Abhandlungen über die Sprichwörter der Griechen und Römer (Ferienschriften 2, 38 fg.) — Man kann indessen auch sagen, daß das Geschichtliche in dem deutschen Sprichwort nicht minder stark, daß es nur in anderer Form hervortrete, als bei den Alten. Es ist aus der Geschichte zu erklären, daß in den deutschen Sprichwörtern so viele Städte, wie Aachen (Simrock 47—50), Braunschweig (1262), Bremen (1284. 1285), Cleve (1460), Constanz (1467, vergl. insbesondere 1468), Frankfurt, Mainz (2603), Nürnberg, daß Länder wie Tyrol (79), Aegypten (123), daß Völker wie die Franken (2601), Franzosen (2605), Engländer (2071) erwähnt werden. Was die Erwähnung der Städte betrifft, so ist diese aus dem Aufschwunge zu erklären, den die Städte in der zweiten Hälfte des Mittelalters nahmen; und mit dieser emporstrebenden Blüthe des Städtewesens hängt nicht allein das Uebergewicht der didaktischen Poesie im späteren Mittelalter, nicht allein die Menge der Volksbücher und Volkslieder, sondern auch eine Menge Sprichwörter zusammen. — Wie in dem Volksbuche (Schildbürger) manche Städte zum Stichblatte des Humors werden, so auch im Sprichworte: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn." — Mit dem Wachsthume der Städtekraft

und -Selbständigkeit war ein Kampf gegen den Adel verbunden, und die Städte wurden der Heerd der sich vorbereitenden und entwickelnden Reformation. Daher kann man den Sprichwörtern einen historischen Charakter beilegen, welche über den Adel und über die Geistlichkeit, über Mönche, Aebte und Klosterleben handeln, und wie schon Bridank, der Freund der Spruchweisheit, sehr herbe und bittere Sätze gegen den Ablaß hat, so auch das Sprichwort. Man vergleiche die Polemik gegen Aebte und Mönche, Clerisei, Concilien bei Simrock 35—41. 1459. 1466; die Sprichwörter über Adel und Bauern, über verschiedene Stände, wie Aerzte, Advokaten, über manche Gewerke (die Trägheit der Zimmerleute und Maurer, bei Simrock 12114) tragen denselben Charakter.

Der letzte Theil der Abhandlung des Verf. beschäftigt sich mit der Erklärung der Worte *παροιμία*, byword, Sprichwort, und der Verf. entfaltet bei dieser Gelegenheit Scharfsinn und Gelehrsamkeit. — Was die stilistische Beschaffenheit seiner Abhandlung betrifft, so können die mitgetheilten Stellen, die wir absichtlich zu diesem Zwecke mit aushoben, beweisen, daß dem Verf. eine lebhafte, kräftige, zuweilen phantasiereiche Darstellung zu Gebote steht. Manche Ausdrücke indessen wünschen wir aus der Abhandlung heraus, z. B. „hineingeheimnissen" („sie geheimnissen Vieles in die kindliche Naturform hinein", S. 14), obgleich der Verf. die Auctorität Göthe's hier für sich hat, der, wenn ich nicht irre, zu Eckermann sagte, daß er in den Faust Vieles „hineingeheimnisset" habe. Sodann vermeide der Verf. den zu häufigen Gebrauch der substantivischen Infinitive, zumal in Verbindung mit einem Adjectiv. Der Verf. sagt: „Im Bewußtwerden über sein Wesen", S. 5 (sehr zu mißbilligen), „durch Individualisiren oder Gegenständlichmachen" S. 9, „das kräftige Veranschaulichen" S. 15, „ein plötzliches, blitzartiges Klarwerden" S. 17, „durch bildliches Aussprechen" S. 17. — Um hierüber nicht weitläufig zu werden, verweisen wir einfach auf K. F. Becker, der deutsche Stil, Frankf. a. M. 1848, S. 157, oder Lehrbuch des deutschen Stils, Frkf. a. M. 1850, S. 21.

Es ist ein schönes und wahres Wort, welches W. Grimm (Vridankes bescheidenheit p. CVII) ausspricht: „Es verdirbt viel Weisheit unter eines armen Mannes Rock, sagt ein Sprichwort, und könnte damit sein eignes Schicksal verkündigen. Zwar werden Sammlungen, die wir aus verschiedenen Theilen Deutschlands besitzen, seinen Untergang abwenden, allein aus der Sprache des Volks, zumal in den Städten, schwindet und welkt es in dem Grade hin, in welchem der farblose, unsinnliche und abstracte Ausdruck überhand nimmt, das warme Gefühl erkaltet, weil die Sprache, oder, wie Luther sie nennt, die Scheide, darin das Messer des Geistes steckt, nicht fest mehr sich anschließt, sondern in abwehrenden, schwebenden, ungewissen Ausdrücken sich gefällt. So verflüchtigt sich in scheinbarer Vergeistigung der poetische Bestandtheil unserer Gedanken und Betrachtungen und die frische, lebendige Anschauung verschrumpft wie ein blühendes Gesicht, das die Hand eines Elfen berührt hat."

Möge der Verf. diese herrlichen Worte eines großen Meisters beherzigen. Der Verf. hat in seiner Abhandlung bewiesen, daß er durch Kenntniß der Sache, durch historische Bildung berufen ist, den Gegenstand in größerem Maßstabe auszuführen und der Sache durch ein größeres Werk ein weiteres Publicum zu gewinnen. Er führe die treffliche Skizze, die er von der nationalen Bedeutung des Sprichworts entworfen hat, zu einem anschaulichen, reichen Bilde aus. Nicht als ob wir meinten, er werde dadurch den Untergang des Sprichworts im Leben und in der Volkssprache hemmen; aber der Freund des Vaterlandes, der Dichtung und Geschichte wird sich durch diese Schätze der Volksweisheit immer lebhaft angesprochen fühlen.

Dr. C. C. Hense.

Miscellen.

Bei W. Putnam in New-York ist eine Uebersetzung von Béranger's Liedern erschienen (Béranger. Two hundred of his lyrical poems, by W. Young), welche sich großen Beifalls erfreut. Die Aufgabe, welche der Uebersetzer zu lösen suchte, ist eine äußerst schwierige und dürfte nicht eben leichter sein, als etwa die Pickwick Papers oder Burns Lieder in's Französische zu übertragen. Um unseren Lesern eine Vorstellung zu geben, mit welchem Glücke der amerikanische Dichter gearbeitet hat, lassen wir hier drei sehr verschiedenartige, aber gleich populaire Lieder Béranger's in der Uebersetzung folgen.

Le Roi d'Yvetôt.

There was a King of Yvetôt once,
But little known in story;
To bed betimes, and rising late,
Sound sleeper without glory:
With cotton night-cap, too, instead
Of crown, would Jenny deck his head —
'Tis said,
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
Rat tat.

Snug in his palace thatched with straw,
He eat four meals a day;
And on a donkey, through his realm,
Took leisurely his way.
Frank, joyous, from suspicion free,
One dog alone, his guard to be,
Had he.
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
Rat tat.

One single onerous taste was his —
A somewhat lively thirst;
But the king who heeds his subjects' good,
Must heed his own the first.
A tax at table to allot,
Direct from every cask he got
One pot.
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
Rat tat.

Since maidens of good family
With love he could inspire,

His subjects had a hundred-fold
  Good cause to call him sire.
Four times a year the roll was beat;
His men, at targets to compete,
          Would meet
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
          Rat tat.

He sought not to enlarge his states,
  To neighbors kindness showed,
And, model for all potentates,
  Took pleasure for his code.
Thus had his people shed no tear
Till, dying, they in grief drew near
          His bier.
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
          Rat tat.

And still of that right worthy prince,
  Oft is the portrait shown,
The sign of a famous drinking house,
  Through all the province known.
And many a fête day crowds will bring
To tipple there before „The King."
          And sing
Rat tat, rat tat, rat tat, rat tat,
Oh, what a good little king was that!
          Rat tat.

The People's Reminiscences.

Ay, many a day the straw-thatched cot
  Shall echo with his glory!
The humblest shed these fifty years
  Shall know no other story.
There shall the idle villagers
  To some old dame resort,
And beg her with those good old tales
  To make their evenings short.
What though they say he did us harm,
  Our love this cannot dim;
Come, Granny, talk of him to us, —
  Come, Granny, talk of him.

Well, children: with a train of kings
  Once he passed by this spot;
'Twas long ago, — I had but just
  Begun to boil the pot.
On foot he climbed the hill, whereon
  I watched him on his way:
He wore a small three cornered hat;
  His overcoat was grey.
I was half frightened till he spoke, —
  „My dear," says he, „how do?"
„Oh, Granny, Granny, did he speak?
  What, Granny! speak to you?"

Next year, as I, poor soul, by change,
 Through Paris strolled one day,
I saw him taking, with his court,
 To Notre Dame his way.
The crowd were charmed with such a show
 Their hearts were filled with pride:
What splendid weather for the fête!
 Heaven favors him! they cried.
Softly he smiled, for God had given
 To his fond arms a boy.
„Oh, how much joy you must have felt;
 Oh, Granny! how much joy.“

But when, at length, our poor Champagne
 By foes was overrun,
He seemed alone to hold his ground —
 Not dangers would he shun.
One night — as might be now — I heard
 A knock, — the door unbarred,
And saw, — Good God! — 'twas he himself,
 With but a scanty guard.
Oh, what a war is this, he cried,
 Taking this very chair —
„What! Granny, Granny, there he sat?
 What! Granny, he sat there?“

„I'm hungry,“ said he: quick, I served
 Thin wine and hard brown bread.
He dried his clothes, and by the fire
 To sleep drooped down his head.
Waking, he saw my tears: — „Cheer up,
 Good dame,“ says he, „I go
'Neath Paris walls to strike for France
 One last avenging blow!“
He went; but on the cup he used
 Such value did I set —
It has been treasured“ „What! 'till now?
 You have it, Granny, yet?“

Here 'tis; but 'twas the hero's fate
 To ruin to be led.
He, whom a Pope had crowned, alas!
 In a lone isle lies dead.
'Twas long denied: No, no, said they,
 Soon shall he reappear; —
O'er ocean comes he; and the foe
 Shall find his master here.
Ah, what a bitter pang I felt
 When forced to own 'twas true!
„Poor Granny! heaven for this, will look,
 Will kindy look on you.“

The Broken Fiddle.

Come here, my poor dog, honest beast;
 Munch away, never mind my despair.
Here's a morsel of cake for to-day, at the least,
 If to-morrow black bread be our fare.

Last night in our valley the foe
  Victors only by trickery — spoke:
„Play a tune, we would dance;“ but I boldly said, „No!“
  So my fiddle in anger they broke.

'Twas the villagers' orchestra; now
  Happy days, pleasant fêtes, are no more!
In the shade who can get up our dances? or how
  Shall the Loves be aroused as of yore?

Its strings, they were lustily plied —
  At the dawn of the fortunate day,
To announce the young bridegroom awaiting the bride,
  With his escort to show her the way.

Did the priest give an ear to its touch
  He our dance without fear would allow;
The gladness it spread all around it was such,
  It had smoothed even royalty's brow.

What, and if it has preluded strains
  That our glory was wont to awake!
Could I dream that the foeman invading our plains
  His revenge on a fiddle would take?

Come here, my poor dog, honest beast;
  Munch away, never mind my despair.
Here's a morsel af cake for to-day, at the least,
  If to-morrow black bread be our fare.

How long will the Sundays appear,
  In the barn, or beneath the old tree!
Will Providence smile on our vintage this year,
  Since silent the fiddle will be?

How it shortened the toils of the poor!
  How it took the chill off from their lot!
For the great, and for taxes, and tempests, a cure,
  All alone it enlivened the cot.

What hate it hath served to suppress!
  What tears hath forbidden to flow!
What good — all the sceptres on earth have done less
  Than was done by the scrape of my bow.

But my courage they warm — we must chase
  Such pitiful foes from our land!
They have broken my fiddle — 'tis well — in its place,
  The musket I'll grasp in my hand!

And the friends whom I quit — a long list —
  If I perish some day will recall,
That the barbarous hordes I refused to assist
  In a dance o'er the wreck of our fall.

Then come, my poor dog, honest beast,
  Munch away, never mind my despair,
Here's a morsel of cake for to-day, at the least,
  If to-morrow black bread be our fare.

Zu Dr. O. L. B. Wolf's altfranzösischen Volksliedern. Leipzig, Fleischer, 1831.

Gern hätte ich längst einige in den Anmerkungen zu obiger Sammlung geäußerten Zweifel gehoben, wenn sich mir eine passende Gelegenheit hierzu geboten hätte; mit Freude benutze ich jetzt dazu das Archiv, worin folgende Berichtigungen einen gelegentlichen Platz finden mögen.

S. 2. Das Wort nic, welches als Reim zu duc gelten soll, ist insofern höchst auffallend, als wohl schwerlich ein zweiter Fall der Art nachzuweisen sein dürfte, wobei die Laute i und u miteinander reimen. — Zur Note 32, S. 8: der maquereau erscheint hier nicht als in seinem eigentlichen Gewerbe handelnd, sondern als dramatische Person; nun aber leitet Ménage, der bekanntlich oft wunderliche Etymologien zu Tage fördert, dieses Wort von macula ab, „à cause que ceux qui représentaient les maquereaux dans les comédies étaient revêtus de diverses couleurs;" daher une demi aulne de drap et la robe iaulne. Furetière verweist deshalb auf Tertullian de Pallio. — In dem flammändischen Liede le pauvre Diable hat Herr W. vermöge einer mühsamen etymologischen Untersuchung das Wort tirpied in tripied umgewandelt: tirpied ist aber nichts weiter, als das abgekürzte tire-pied, Knieriemen, welches von Schuhmachern und Haarkräuslern gebraucht wird. Versetzungen der Consonanten kommen zwar in diesem, wie in andern Dialekten häufig vor, wie bertelle oder bertielle f. bretelle, tertous f. trétous, ferniète f. fenêtre u. a. m.; indessen fällt hier der Sinn zu sehr in die Augen, als daß Roquefort's Glossaire nöthig gewesen wäre. In eben diesem Liede steht compaignon, welches in dieser Form keineswegs der nördlichen Mundart entspricht, indem der Flammänder mit vollem Munde compâgnon ausspricht. Man vergleiche damit den Namen des Philosophen Montagne, bei welchem der Nordländer, um den südlichen hellen Klang des a zu bezeichnen, ein i einschaltet, und Montaigne schreibt. — S. 113 ist camerade f. camarade wohl nur ein Druckfehler. — Hinsichtlich der Accente scheint der Hr. Herausgeber keine besondere Genauigkeit in Anspruch zu nehmen, indem Lieder (S. 113), welche von einer gedruckten Ausgabe von 1632 herrühren, fast ohne Accente erscheinen, bei einem andern aus dem 13. Jahrhundert hingegen, welches in einer andern Sammlung (Cotta, 1830) abgedruckt ist, die Wörter pitié, pensée, après u. s. w. stehen. Da bekanntlich die Accente erst im Anfange des 16. Jahrhunderts von Dubois (Sylvius), La Ramée (Ramus) u. A. eingeführt wurden, so können sie bei Werken aus früheren Zeiten nur durch spätere Abschreiber eingeschmuggelt worden sein.

B . . . . x.

Das Edinburgh Review besteht jetzt fast seit 50 Jahren, und wenn man einen Blick auf den kürzlich erschienenen Index wirft und den ungeheuren Reichthum des gelieferten werthvollen Materials überschaut, so verlohnt es sich wohl der Mühe, mit ein paar Worten der Geschichte dieser mächtigen kritischen Zeitschrift zu gedenken. Zwei junge Juristen, Francis Jeffrey und Henry Brougham, und ein angehender Geistlicher, Sydney Smith, gründeten das Blatt im J. 1802, welche etwa 30 Jahre später die höchsten amtlichen Stellungen innehatten; J. Jeffrey nämlich ward Lord Advocate von Schottland, H. Brougham Lord High Chancellor von England und S. Smith Canon Residentary von St. Paul's. Die erste Nummer der neuen Zeitschrift erschien im October 1802 unter der Redaction von S. Smith, der sie indessen schon im folgenden Jahre Jeffrey abtrat, welcher dieselbe bis zum J. 1829 beibehielt. Der Liberalismus fand hier eine neue glänzende Vertretung, und die funkelnden Geistesblitze Jeffrey's, die Donnerworte Brougham's, wie auch der Humor Smith's erwarben sich allgemeine Beachtung und vielseitigen Beifall. Seit dem J. 1825 finden wir zwei neue Mitarbeiter, welche der Zeitschrift durch Jeffrey zugeführt wurden, Thomas Babington Macaulay und Thomas Carlyle. Der erstere debütirte noch als Student in Cambridge mit seinem herrlichen Aufsatze über Milton, und war einer der fleißigsten Mitarbeiter bis zu der

Zeit, wo ihn die Ausarbeitung seiner Geschichte Englands der Zeitschrift etwas entfremdete. Carlyle war freilich nie so populair, aber er machte auf ernste Denker einen tiefen nachhaltigen Eindruck, und im Gegensatze zu Jeffrey verherrlichte er in seinen Aufsätzen Burns und ganz besonders die deutsche Literatur, welche jener fortwährend heruntergesetzt hatte. Diese Heterodoxie erregte vorzüglich den Aerger Lord Brougham's, welcher sich deshalb ganz von der Zeitschrift lossagen wollte. Nachdem Jeffrey in Berücksichtigung seiner Berufsgeschäfte von der Redaction zurückgetreten war, ging dieselbe auf Macvey Napier über. Die Parteifarbe blieb dieselbe; da indessen die Whigs damals am Ruder waren, so hatte die Zeitschrift mehr einen defensiven als offensiven Charakter, und da man sie nicht für liberal genug hielt, so gründeten die Radicalen aus der Schule Bentham's eine neue Zeitschrift: „The Westminster," welche indessen stets nur eine zweite Rolle spielte. Die Literatur brachte in dieser Zeit wenig bedeutende Erscheinungen, und es war gewiß ein Vortheil für das Blatt, daß die kritischen Aufsätze mehr und mehr förmliche Originalaufsätze wurden, für welche das zu besprechende Werk gleichsam nur als Vorwand diente. George Moir, Professor der schönen Literatur in Edinburgh, lieferte damals seine herrlichen Aufsätze über die klassische Literatur Englands; die Philosophie fand ihre Vertretung in Sir William Hamilton, dem Professor der Logik, die Staatsökonomie in Macculloch. Der gegenwärtige Redacteur Empson, ein Schwiegersohn Lord Jeffrey's, hat der Zeitschrift ein mehr gelehrtes Ansehn gegeben, als sie in früherer Zeit besaß, und unter andern haben z. B. die großen, religiösen Fragen, welche England letzthin so bedeutend aufregten, vielfache gründliche Besprechung gefunden.

Der große Erfolg, dessen sich das Edinburgh Review gleich bei seinem ersten Auftreten zu erfreuen hatte, veranlaßte den berühmten Verleger John Murray in Albemarle Street, eine ähnliche Zeitschrift in London erscheinen zu lassen: „the Quarterly Review."

Murray war ein Tory und ärgerte sich überdies ganz außerordentlich über die beißende Kritik, welche das Edinburgh Review über Sir Walter Scott's Marmion gebracht hatte. Er beschloß, dem immer mehr zunehmenden Einflusse der schottischen Vierteljahrschrift kräftig entgegenzutreten; W. Scott und Canning wurden für den Plan gewonnen, Southey hatte die republikanischen Träume seiner Jugend aufgegeben, und man konnte deshalb auf seine Unterstützung rechnen, noch mehr aber auf die Universitätsprofessoren, welche sich denn auch mit großem Eifer dem neuen Unternehmen anschlossen. W. Gifford übernahm die Redaction, und am 1. Februar 1809 erschien bereits die erste Nummer des Quarterly. Bemerkenswerth ist es, daß die Hauptmitarbeiter der neuen Zeitschrift stets treu blieben und dieselben mit Beiträgen bis zu ihrem Tode unterstützten, nämlich W. Scott, Southey, G. Ellis, William Rose, der Uebersetzer des Ariost, und der gute Reginald Heber, welcher nachher Bischof von Calcutta ward. Den eben Genannten schlossen sich später Sir John Barrow und John Wilson Croker an, welche zu verschiedenen Zeiten das Amt eines Secretary to the Admiralty innehatten.

Der glückliche Erfolg, dessen sich auch das Quarterly Review zu erfreuen hatte, ist im Allgemeinen mehr der Verbindung mit den Tories und der Orthodoxie zuzuschreiben, als dem Werthe seiner Leistungen. Letztere waren freilich in hohem Grade solide und schätzenswerth, aber sie standen bedeutend hinter den geistreichen, körnigen Aufsätzen des Edinburgh Review zurück. Aus dem Quarterly R. hat man nur die Aufsätze von Southey noch einmal besonders abdrucken lassen, während dieses auf vielfaches Verlangen aus dem Edinburgh R. mit den Arbeiten von Jeffrey, S. Smith, Mackintosh und Macaulay geschehen ist. William Gifford behielt die Redaction des Quarterly R. bis zum J. 1826, wo ihm John Gibson Lockhart folgte, ein Schwiegersohn Sir W. Scott's. Wir besitzen von ihm verschiedene Aufsätze über spanische Literatur, einen recht guten Roman „Reginald Dalton," eine Biographie von R. Burns, Sir W. Scott, und einiges Andere, was im Ganzen recht gut geschrieben ist, aber doch durchaus nicht sehr bedeutend genannt werden kann. Unter der Zahl der Mitarbeiter verdient die satirische Miß Rigby genannt zu werden, welche sich durch ihre Letters from the Baltic großen

Beifall erwarb und überhaupt viele Beiträge geliefert hat; außerdem erwähnen wir ganz besonders des J. W. Croker, welcher in den Kämpfen gegen die Reform-Bill und die Anti-Corn-Law League am geschicktesten und kräftigsten die Politik der Conservativen vertrat. Die Geschichte erscheint unter seinen Händen als praktische Philosophie, welche in lehrreicher Weise vor den großen Gefahren des Liberalismus warnt. In der ersten Zeit nach der Februarrevolution hat auch Guizot Einiges in diesem Geiste für das Quarterly geschrieben. Schließlich nennen wir noch Lord Mahon, Lord Ashley, den Geistlichen William Sewell in Oxford (Verfasser der „Christian Morals"), Hayward (den Uebersetzer des Faust), H. N. Coleridge, welcher die berühmten Einleitungen zu den klassischen Dichtern Griechenlands schrieb, den Dean Milman und Mr. Holmes vom British Museum. H.

Die Freunde der englischen Balladen-Literatur machen wir auf ein kleines Werk aufmerksam, welches so eben unter dem Titel erschienen ist: „A little book of songs and ballads, edited by Edward F. Rimbault, L. L. D." Der Verfasser, welcher sich bereits früher durch die Herausgabe mehrerer Werke über die altenglische Musik verdient gemacht hat, giebt in dieser Sammlung eine prächtige Reihe von Liedern, welche großentheils dem Zeitalter der Elisabeth angehören. Viele waren bisher noch gar nicht gedruckt, und der Leser wird gewiß die Ueberzeugung gewinnen, daß manche von ihnen den populairsten Balladen keineswegs an Werth nachstehen.

Bei der Wichtigkeit, welche das englische Drama für uns hat, wird es gewiß den Lesern des Archivs erfreulich sein, auf ein in Kampen bei K. van Hulst erschienenes Werk aufmerksam gemacht zu werden, welches eine recht vollständige Bibliographie der Shakspeare-Literatur giebt. Der Titel ist: „Omtrekken eener algemeene Litteratuur over William Shakspeare en deszelfs Werken; door Jurriaan Moulin." In dieser, der Shakspeare Society in London gewidmeten Schrift findet man ein alphabetisches Verzeichniß aller Werke (mit vollständigem Titel, bis zum J. 1845), welche über Shakspeare oder dessen Schriften handeln.

Der bekannte Herausgeber der philosophischen Vorlesungen über Shakspeare, H. N. Hudson, wird bei Munroe & Comp. in Boston eine neue kritische Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's in 11 Bänden drucken lassen, von welcher bereits der erste Band erschienen ist. Das Werk giebt nach einer ausführlichen Biographie des Dichters Einleitungen zu den einzelnen Stücken und begleitet den Text mit eigenen Noten, denen außerdem viele andere beigefügt sind, welche Herr H. den besten Exegeten Shakspeare's entlehnt hat.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeine Schriften.

W. Scheele. Alte und neue Bildung mit Bezug auf das höhere Schulwesen. (Elbing bei Neumann-Hartmann.) 1/2 Thlr.

R. Ch. Trench. On study of Words. Five Lectures addressed to the pupils at the Diocesan Training School. (London. Longman.) 3 1/2 s.

Lexikographie.

W. Hoffmann. Vollständigstes Wörterbuch der deutschen Sprache. 1—3. Heft. (Jüterbog bei Colditz.) à 1/4 Thlr.

G. F. Benecke. Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Herausgeg. von W. Müller. I. Band, 3. Lfrg. (Leipzig bei Weidmann.) 1 1/3 Thlr.

Angelsächsisches Glossar zu Caedmons biblischen Dichtungen. Herausgeg. v. K. W. Bouterwek. (Elberfeld bei Bädeker.) 2 2/3 Thlr.

Whately. Selections of English Synonyms. (London. Longman.) 3 s.

A. Molé. Nouveau dictionnaire de poche français-allemand et allemand-français, à l'usage des écoles. 8me Edition. (Brunswick. G. Westermann.) 1 Thlr.

Grammatik.

G. Brown. The Grammar of English Grammars; with an introduction, historical and critical. (New York.) 21 s.

The principles of Articulation and Orthoepy by A. Melville Bell. (London. Longman.) 3 s. 6 d.

Literatur.

Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten, gesammelt von H. Döring. (Leipzig bei Falk.) 18 Sgr.

Album des literarischen Vereines in Nürnberg. J. 1852. (Nürnberg bei Bauer & Raspe.) 18 Ngr.

J. C. Mörikofer. Klopstock in Zürich. (Zürich bei Beyel.) 1/2 Thlr.

E. Deecke. Lübische Geschichten und Sagen. (Lübeck bei Boldemann.) 1 1/3 Thlr.

Ph. G. v. Karajan. Ueber zwei Gedichte Walthers v. d. Vogelweide. (Wien bei Braumüller.) 1/6 Thlr.

J. Hub. Die deutschen Dichter der Neuzeit. Auswahl aus den Originalen; mit biogr. liter. Einleitungen. (München bei Palm.) 2 Thlr.

H. Hettner. Das moderne Drama. (Braunschweig bei Vieweg.) 1 1/6 Thlr.

Dante Alighieri. Oeuvres mineures. Poésies complètes, traduites avec préliminaire et notes par Sébastian Rhéal. (Paris. Moreau.) 10 fr.

Goethe's Liebe und Liebesgedichte von Prof. Dr. Lehmann. (Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.) 1 Thlr. 24 Sgr.

Histoire de la littérature en France depuis la conquête des Gaules p. Jules César jusqu'à nos jours, par L. L. Buron. (Lyon. Périsse.) 7 fr.

Ueber eine Sammlung spanischer Romanzen in fliegenden Blättern auf der Universitäts-Bibliothek zu Prag, von Fr. Wolf. (Wien bei Braumüller.) 2 Thlr.

The dramatic works of Th. Heywood, ed. by J. Payne Collier. (Shaksp. Society.) (London. Longman.) 20 s.

Sketches of English Literature from the XIVth to the XIXth cent. By Clara Lucas Balfour. (London. Longman.)

P. Whipple. Literature and Life. (Lectures.) (Chapman's library for the People.) 1 s.

M. R. Mitford. Recollections of a literary life. 3 vols. (London. Longman.) 31 s. 6 d.

Hilfsbücher.

G. Th. Becker. Cyclus deutscher Dichtungen, besonders zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten, erläutert. 1. Heft: Goethe's Hermann und Dorothea. (Halle bei Lippert.)

J. M. Jost. Lehrbuch des Hochdeutschen Ausdrucks in Rede und Schrift. (Braunschweig bei Westermann.) $1^2/_3$ Thlr.

Lesebuch für mittlere Schulclassen. Herausg. von einem Vereine hessischer Volksschullehrer. (Darmstadt bei Dietzsch.) $^1/_6$ Thlr.

J. Dünner. Deutsche Aufsätze über verschiedene Themata. (Zürich bei Beyel.) $^1/_6$ Thlr.

Fr. Körner. Der praktische Schulmann. Archiv f. Materialien zum Unterricht in den Bürgerschulen. 1 Heft. Jahrg. 1852. (Leipzig bei Brandstetter.) $2^2/_3$ Thlr.

M. H. Jansen. Prakt. Rechtschreib-, Sprach- und Aufsatz-Uebungen f. Schule und Haus. (Aachen bei Hensen.) $3^3/_4$ Ngr.

C. A. Wagner. Orthographisches Uebungsbüchlein. (Freiberg bei Reimmann.) 2 Ngr.

H. Graefe u. C. Clemen. Deutsches Lesebuch. 2. Aufl. (Cassel bei Luckhardt.) $^5/_6$ Thlr.

F. Caumont. Recueil de poésies françaises. (Basel. Schweighauser.) 16 Ngr.

E. Borel. Album lyrique de la France. (Stuttgart b. Hallberger.) 2 Thlr.

Juvenile Theatre. Auswahl engl. Jugendschauspiele mit deutscher Erklärung. (Stuttgart bei Hallberger.) à Heft 6 Ngr.

A. Riedl. Leichte Uebungsstücke z. Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische. (Zürich bei Kiesling.) 16 Ngr.

Systematic Vocabulary and guide for English conversation. (Augsburg bei Kollmann.) $^1/_2$ Thlr.

O. Goldsmith The vicar of Wakefield. A tale. Nach W. Scotts verbessertem Texte durchgängig accentuirt. Nebst sacherklärenden Noten und einem vollständigem Wörterbuche mit der Aussprache. Bearbeitet von Ch. H. Plessner. 6te Auflage. (Braunschweig. G. Westermann. 10 Ngr.


Princeton University Library
32101 063601023

